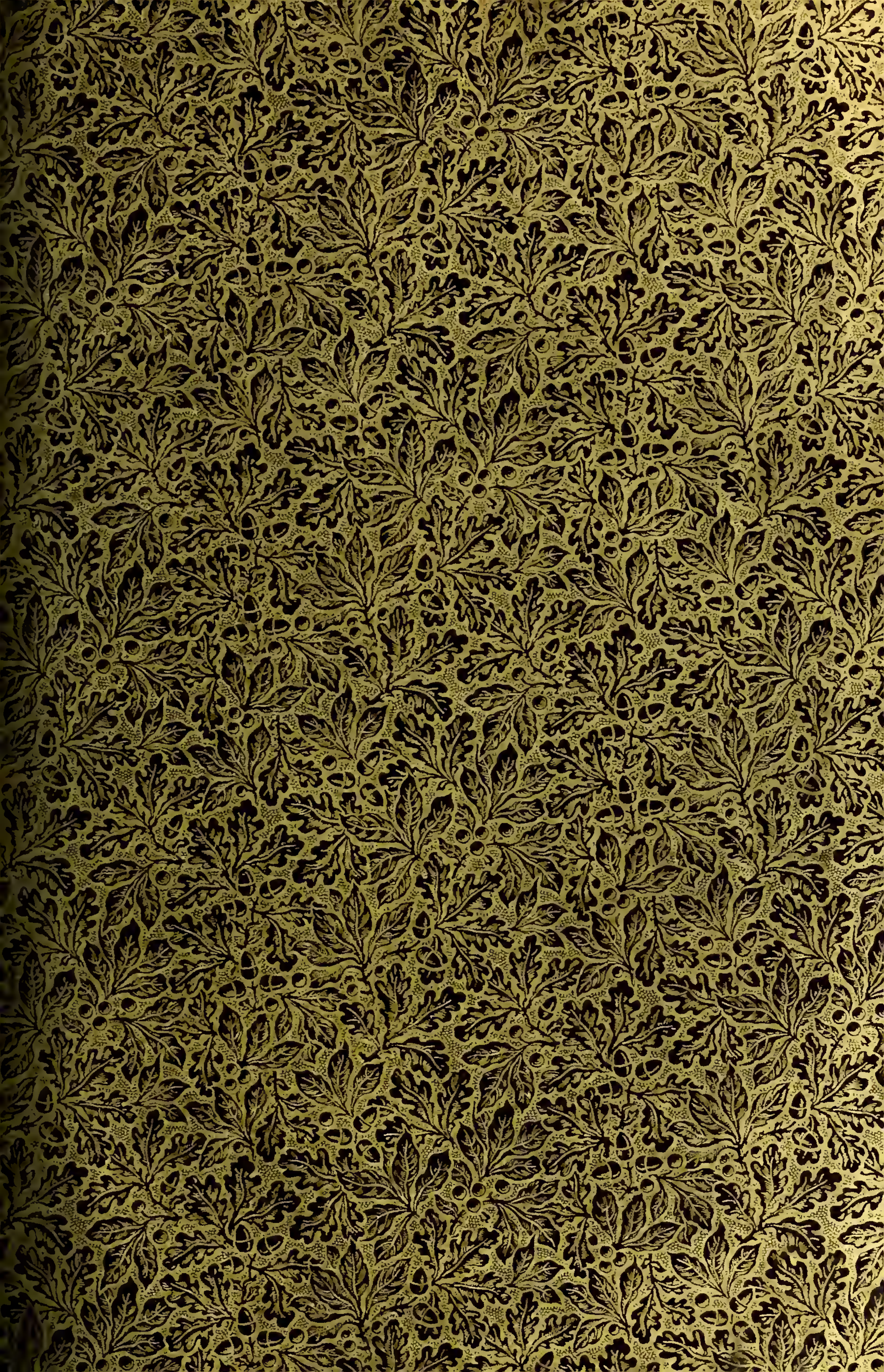

Schiller
Dem deutschen Volke dargestellt
von
J. Wychgram





Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/schillerdemdeuts00wychuoft





Schillers Leben







Schiller.

Kolossalbüste von Johann Heinrich Dannecker

nach dem Leben modelliert 1794.

Eigene photographische Aufnahme des Originals in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Schiller

Dem deutschen Volke dargestellt

von

J. Wychgram

„Lasset Euch sein Beispiel lehren, wie viel der Mensch über sich vermag."

Schillers Witwe an ihre Kinder. (1. August 1805.)

Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage.

Mit 50 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 215 Abbildungen im Text.



49927
3/4/01

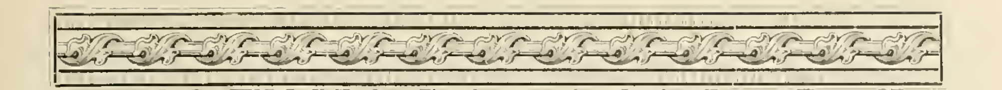
Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1898

Alle Rechte vorbehalten.



Inhalts-Übersicht.





Vorwort zur ersten und zweiten Auflage.

Das Leben unseres großen Dichters darzustellen, ist mir ein alter Plan gewesen und jetzt als eine würdige Aufgabe erschienen. Daß diese Aufgabe von Anderen schon oft angegriffen und gelöst worden ist, hat mich nicht entmutigt. Denn so reich und eigenartig ist das Leben Schillers, daß es dem genauer Eindringenden immer wieder andere und neue Gesichtspunkte bietet; und so groß ist noch immer die Teilnahme des Volkes für seinen Liebling, daß es dem vom Gegenstand erfüllten Erzähler nicht an einer zahlreichen Gemeinde fehlen kann.

Dieses Buch wendet sich an die Gebildeten aller Stände. Es verfolgt keine gelehrten Zwecke: das mag hier, um einer verfehlten Kritik vorzubeugen, ausdrücklich gesagt sein; aber es ruht auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage, es ist völlig aus den Quellen gearbeitet. Wäre das nicht schon die Pflicht des Verfassers gegen sich selbst und gegen seine Leser, so würde die Pietät für seinen Gegenstand es ihm gebieten.

Die Verlagshandlung hat, unter meiner beratenden Beihilfe, dem Buche eine Fülle von Bildern und Handschriften beigegeben. Die Stimmen, die sich in unserm Vaterlande gegen solche Veranschaulichung des Stoffes erheben, sind in den letzten Jahren immer seltener geworden. Wir können ihnen keine Berechtigung einräumen, denn nichts bringt uns die Menschen vergangener Zeiten menschlich so nahe, als ein gutes Bild, ein Brief, ein beschriebenes Blatt; sie sind da noch wirksam, wo das Wort des Erzählers die Grenze seiner Wirkung erreicht hat.

Die Beschaffung und Auswahl dieser Bilder und Handschriften hat sehr viel Mühe und sehr viel Opfer gekostet. Wir haben aber beide nicht gescheut, um aus dem Buche von vornherein das zu machen, was uns vorgeschwebt hat. Und wir erkennen dankbar an, daß, wohin wir uns gewandt haben, um Nachforschungen nach Bildern anzustellen oder um die besten Vorlagen zu erhalten, man uns freundlich und hilfreich entgegengekommen ist. Die Gnade Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen, öffnete uns die Thore des Goethe- und Schillerarchives zu Weimar, und aus den Schätzen dieses Archives haben wir schöpfen dürfen unter dem opferwilligen und sachkundigen Beirat seines Direktors und seines Archivars, der Herren Professor Dr. Suphan und Dr. von der Hellen. Dasselbe wohlwollende Entgegenkommen fanden wir bei dem Enkel Schillers, Herrn Ludwig Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, der einen Vertreter der Verlagshandlung auf seinem Schlosse Greifenstein ob Bonnland zu empfangen und uns seine reichen Sammlungen zur Verfügung zu stellen die Güte hatte. Der Königlichen Bibliothek in Stuttgart,

der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar und Herrn Hans Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth verdanken wir wertvolle Beiträge. In Dresden öffnete uns Herr Hofrat Professor Dr. Peschel das von ihm geschaffene Körner-Museum. In der Geburtsstadt Schillers erfüllte der Vorstand des Schillervereins, Herr Stadtschultheiß Haffner, alle unsere Wünsche. Die Familie Zarncke und der Direktor der Stadtbibliothek in Leipzig, Herr Dr. Wustmann, haben uns die Benutzung der berühmten Sammlung von Goethebildnissen des verstorbenen Friedrich Zarncke gestattet. Die Zahl der Privatpersonen und Bibliotheksverwaltungen, die uns in einzelnen Fällen mit Rat und That geholfen haben, ist so groß, daß wir sie nicht alle aufführen können, die Versicherung unseres herzlichen Dankes, den wir ihnen mündlich oder brieflich ausgesprochen haben, wollen sie auch von dieser Stelle aus annehmen.

So übergeben wir dieses Buch dem deutschen Volke. Noch herrscht der Dichter Schiller über das deutsche Gemüt, und Geschlecht auf Geschlecht erhebt sich an seinem Wort über das Gemeine. Daß aber auch an dem Ringen und Kämpfen, an dem Suchen und Zweifeln, an der Kühnheit und der Selbstbescheidung des Menschen Schiller unser Geschlecht sich erheben kann und soll, daran will dieses Buch aufs neue erinnern.

Leipzig, den 17. Mai 1895.

Vorwort zur dritten Auflage.

Das Geleitwort, mit dem ich die dritte Auflage dieses Buches hinaussende, darf ein Wort des Dankes und der Freude sein. Als die Verlagshandlung beim ersten Erscheinen zu meiner einfachen Überschrift „Schiller" die Worte setzte „dem deutschen Volke dargestellt", da habe ich nur schwer mein Bedenken unterdrücken können. Es schien mir in jenen Worten ein Maßstab zu liegen, an dem gemessen mir mein Werk unzureichend zu sein deuchte. Heute darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß in der That das Buch den Weg ins Volk gefunden habe. Die gesamte Kritik hat es sehr freundlich aufgenommen. Mehr aber als die gedruckten Urteile sind mir ein erfreulicher Beweis der Wirkung die zahlreichen Zuschriften gewesen, die aus den Kreisen meiner Leser an mich gelangt sind. Mir ganz Fremde aus den verschiedensten Schichten haben, als sie die letzte Seite gelesen hatten, Worte der Zustimmung an mich gerichtet, deren Ton aus dem Herzen kam. Solche Zeichen sind einem Schriftsteller der schönste Lohn jahrelanger Arbeit. Aber auch ihnen gegenüber bin und bleibe ich mir wohl bewußt, daß der Dank, den mir so viele Leser ausgesprochen haben, eigentlich nicht mir gilt, sondern daß er nur der Ausdruck neubelebter Verehrung ist für den großen und edeln Mann, dessen Wesen und Schicksale im Worte nachzubilden meine schwache Kraft versucht hat. Seine Verehrung und sein Verständnis in immer weitere Kreise der Nation zu tragen, möge denn auch ferner dieses Buches einzige Aufgabe und beste Wirkung sein.

Leipzig, den 10. November 1897. Prof. Dr. J. Wychgram.

Erstes Buch.

In der Heimat.

„Ein armes Dach nur war's im Gau der Schwaben,
Zu dem der Genius segnend eingekehrt,
Der Sorge Wohnsitz, die den blonden Knaben
Früh lehrte, wie man duldet, kämpft, entbehrt.
Ach, vor der Zeit in starren Zwang begraben
Und vom verhohlnen Feuer angezehrt,
Mußt er die Laufbahn nach des Ruhmes Zinnen,
Ein flüchtig Wild, auf steilstem Pfad beginnen."

Emanuel Geibel.





Erstes Kapitel.

Im Elternhause.

‚Und Du, Wesen aller Wesen, Dich hab ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte; und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest.‘

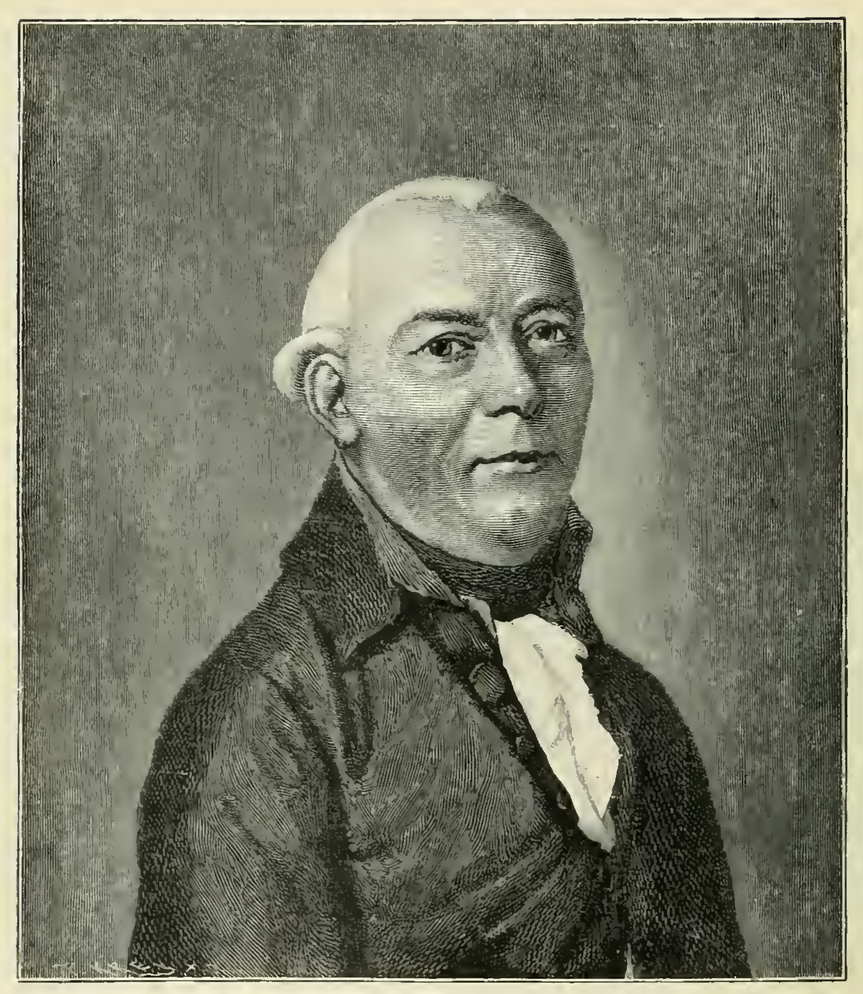
‚O wann ich zurückdenke, wie viele Barmherzigkeit Gott an mir allein erwiesen, so muß ich ausrufen: ich bin viel zu gering aller dieser Gnade, die Er an mir und meinen lieben Kindern erwiesen.‘

Der erste dieser Aussprüche ist von Schillers Vater, der zweite von Schillers Mutter.

Beiden Eltern ist es vergönnt gewesen, das leuchtende Gestirn des Sohnes trübe Wolken durchbrechen und hoch aufsteigen zu sehen. Beide nahmen diese Freude hin als eine unverdiente Gabe der Vorsehung und legten den frommen Dank in Gottes Hand nieder.

Wir Nachgeborenen dürfen aussprechen, daß auch den bescheidenen Eltern ein Teil des Dankes gebührt, mit dem das deutsche Volk auf die Erscheinung seines großen Dichters sieht. Sie haben in ihn die Keime gelegt zu den großen menschlichen Tugenden, die Schiller mehr ausgezeichnet haben als die meisten unserer Dichter und die ihm fast mehr noch als die glänzende Bethätigung rein dichterischer Anlagen die Liebe des Volkes gewonnen haben.

Kraftvoll, unermüdlich thätig, die nächsten Pflichten peinlich erfüllend, allen geistigen Interessen hingegeben, auch ohne daß seine Bildung ihre Befriedigung immer zuließ, die weite Welt aus vielfältiger Anschauung kennend, aber doch in der engen Welt des Hauses und des Amtes sein hauptsächliches Genügen suchend, den alten Glauben von der Ohnmacht des Menschen vor Gott verbindend mit der Überzeugung, daß jeder seines Glückes Schmied sei — so steht uns Johann Caspar Schiller, des Dichters Vater, vor Augen. Das Bild, das das Marbacher Schillerhaus aufbewahrt, soll das getreueste sein; das starkentwickelte Kinn, die hohe und breite Stirn, der festgeschlossene Mund geben dem Gesicht etwas Strenges und Ernstes, das aber gemildert wird durch einen Zug freundlicher Teilnahme, der um die Lippen spielt und aus den Augen spricht. Er



Johann Caspar Schiller

(Schillers Vater im 70. Lebensjahre.)
Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes von Ludovike Simanowiz
im Schillerhause zu Marbach.
Unterschrift vom 10. September 1749 unter dem „Zubringens-Inventarium" der Ehegatten ebendaselbst.



Elisabetha Dorothea
Schillerin

(Schillers Mutter im 60. Lebensjahre.)
Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes von Ludovike Simanowiz
im Schillerhause zu Marbach.
Unterschrift vom 10. September 1749 unter dem „Zubringens-Inventarium“ der Ehegatten ebendaselbst.

hat ein buntbewegtes Leben geführt und sich und uns getreue Rechenschaft darüber gegeben in einem ‚Curriculum vitae meum‘, das er im Jahre 1789 verfaßte.

Früh seines Vaters, des Bäckers und Schultheißen Johannes Schiller in Bittenfeld, beraubt, der eine Witwe und acht unmündige Kinder hinterließ, hatte er die Hoffnung, einmal studieren zu dürfen, aufgeben müssen und war von der Mutter, auf sein eigenes Bitten, zu einem Barbier gegeben worden, um die Anfänge der Wundarzneikunst zu erlernen. Nachdem er mehrfach seine



Schillers Vater als Leutnant.

Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz von Frau Amalie Kießling zu Möckmühl.

Stellung gewechselt und schließlich bei einem wirklichen Wundarzte seiner Beschäftigung und Einsicht ein etwas weiteres Feld eröffnet hatte, ließ er sich bei einem bayerischen Husarenregiment, das damals in den Niederlanden im Felde stand, als Feldscher einstellen. Da seine Stellung zunächst die eines überzähligen Arztes war, erhielt er kein Pferd und suchte dem Regiment, als es nach Brüssel zu ziehen Ordre bekam, zu Fuß zu folgen. Mit Aufbietung aller Kräfte zog er zwei Tagemärsche mit, mußte aber in Charleroi, der Ermüdung nachgebend, liegen bleiben. Franzosen griffen ihn auf, und nachdem er sich von dem Ver-

dachte, Spion zu sein, befreit hatte, wurde er als Kriegsgefangener nach Gent gebracht. Durch überaus strenge Haft zwangen die Franzosen ihn wie die anderen Gefangenen, bei ihnen Kriegsdienst zu nehmen. Aber dies ihm selbst widerstrebende Verhältnis sollte nicht lange dauern. Eines Tages, von einem Requisitionsritt mit reichlichen Lebensmitteln heimkehrend, findet er sein Regiment nicht mehr und fällt, als er ihm nachreitet, wieder in kaiserliche Hände. Man schickt ihn dem alten Regiment wieder zu, bei dem er nun eine Feldscherstelle ‚mit 30 Gulden



Jugendbildnis der Mutter Schillers.

Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz von Frau Amalie Kießling zu Möckmühl.

Gehalt und 2 Dukaten Medicin-Geld' erhält. Allerlei Unfälle machte der wackere Mann durch, von denen er ohne viel Aufhebens berichtet. Zu Nispen wurde ihm in einem Treffen das Pferd unter dem Leibe erschossen.

Als endlich 1748 der Aachener Friede den österreichischen Erbfolgekrieg beendet hatte, ergriff Schiller die hocherwünschte Gelegenheit, mit seinem Rittmeister den Haag, Amsterdam und sogar London zu besichtigen. Im nächsten Jahre ritt er dann ‚auf eigenem Pferde' von den Niederlanden in die schwäbische Heimat. In Marbach in der Herberge zum goldenen Löwen stieg er ab, besuchte

eine dort wohnende Schwester, seine Mutter in Murr und seine ‚Geschwistrigte' in umliegenden Ortschaften.

Dieser Aufenthalt wurde für seine Zukunft entscheidend: er lernte die sechzehnjährige Tochter seines Wirtes kennen, Elisabeth Dorothea Kodweis, und erhielt ihre Hand. Die Familie Kodweis — der Name ist noch heute in Marbach nicht ausgestorben — war alt und angesehen. Der älteste nachweisbare Ahn war angesehener Bäcker in Marbach gewesen, daneben sogar Bürgermeister; das Bäckergewerbe hatte sich dann weitergeerbt und einen gewissen Wohlstand der Familie begründet. Der Vater Dorotheens muß ein unternehmender Mann gewesen sein: Bäckerei und Löwenwirtschaft genügten ihm nicht, er übernahm auch noch die Holzinspektion für das herrschaftliche Floßwesen. Aber gerade in dieser Vielseitigkeit seiner Unternehmungen lag die Gefahr. Er ließ sich in unglückliche Holzspekulationen ein und verlor, was er besaß. Der Schwiegersohn war in diese mißlichen Verhältnisse nicht eingeweiht worden; in den vier Jahren, die er von 1749 an in Marbach als Wundarzt verlebte, erhielt er allmählich genaue Einsicht, und mit der raschen Entschlossenheit, die ihm die Pflicht gegen die eigene eben gegründete Familie eingab, kaufte er dem Schwiegervater die Hälfte seines Hauses ab und hielt an dem Kaufschilling die Summen zurück, die er ihm arglos geliehen hatte. Der alte Kodweis, von fremden Gläubigern gedrängt, verarmte in der Folge, aber an ihm und seiner Frau hat ihre Tochter, die Mutter Schillers, in aufopfernder Kindesliebe gethan, was ein Kind an den Eltern Gutes thun kann.

Die Wirren des Schwiegervaters müssen dem auf Reputation haltenden Johann Caspar viel Ärger gebracht haben; er deutet uns das selbst an: ‚um aber der Schande des Zerfalls eines beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete ich von Marbach ganz hinweg zu kommen.' Der rastlose Mann trat wieder ins Militär ein. Eine ärztliche Stelle war nicht offen; so nahm er mit der eines Fouriers vorlieb, bis er im Jahre 1757 zum ‚Fähndrich und Adjutant' ernannt wurde. Nun beginnt das Kriegsleben von neuem, mit allen seinen Gefahren und Strapazen. Der Vater unseres großen Dichters hat in der Schlacht bei Leuthen gegen Friedrich den Großen gekämpft und die Flucht der Kaiserlichen mitmachen müssen. Vor den Festungswerken von Breslau geriet er in einen Morast und wäre beinahe ums Leben gekommen. Dann ging es in die böhmischen Winterquartiere. Hier griff er, da ein heftiges Fieber Mannschaften, Offiziere und Ärzte wegraffte, auf sein altes Metier zurück; daneben aber ersetzte er zugleich den Militärpfarrer, denn ‚um die noch gesund gebliebenen in einiger Religionsfassung zu erhalten, wurde auf Antrag des damaligen Regimentskommandanten unter uns eine Art Gottesdienst veranstaltet, wobei ich auch die Vorlesung einiger Gebete und Absingung schicklicher Lieder zu übernehmen hatte.' Sein persönliches Ansehen wuchs nun zusehends: 1758 wurde er Leutnant. An den Feldzügen der folgenden Jahre hatte er thätigen Anteil; dann und wann erschien er in Marbach, wenn ihn sein Dienst in die Nähe brachte, so auch kurz vor der Geburt Friedrichs. 1761 wurde er Hauptmann, 1763 führten ihn Werbegeschäfte nach Schwäbisch-Gmünd und Lorch, 1770 bekam er eine

ANNUS, 1749.

cop. d. 5t. Junij. — Joh. Jacob Lader, Beckh, Meister Johann Jacob Laders, Burgers u. Beckhen Ehel. Sohn, Mit Rosina Catharina, H. Johann Grasen B. u. Metzgers auch Hirschwirths Ehel. Tochter.

cop. d. 10. br Jun. — Johann Jacob Härtle, Weißgerber, Weyl. H. Conrad Härtlens, gewesten Statt Musicantens hinterl. Ehel. Sohn, und Regina Catharina, Weyl. Eberhard Ludwig Freytags, gewesten bedienten bey H. Herrn Obristen Baron von Röder, hinterl. Wittwe.

cop. d. 22. Jul. — Herr Johann Caspar Schiller, Chirurgus, Weyl. Herrn Johann Schillers, gewesten Schultheißen zu Bittenfeld, hinterl. Ehel. Sohn, mit Jungfer Elisabetha Dorothea, H. Georg Friderich Kodweißen, B. u. Becken, Löwenwirths auch Herrschafftl. Holzmessers, Ehel. Tochter.

Eintragung der Verehelichung von Schillers Eltern im Kirchenbuche zu Marbach.
Nach eigner photographischer Aufnahme.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



eigene Compagnie, und endlich 1775 schied er aus dem Militärdienste aus, um auf dem herzoglichen Lustschloß Solitude die Oberaufsicht der herzoglichen Gärten und Baumschulen zu übernehmen.

Dies war eine Stellung nach seinem Geschmack. Er hatte von jeher Gefallen an landwirtschaftlichen Dingen gehabt, und in den Tagen beschaulicher Seßhaftigkeit, wie sie seine militärische Laufbahn doch auch gebracht hatte, war es ihm eine Freude gewesen, Obstbäume zu pflanzen und zu okulieren. Hier in den großen Anlagen des herzoglichen Schlosses konnte er nun dieser Liebhaberei mit Behagen nachgehen. Mit Stolz berichtet er in seiner Lebensbeschreibung, daß er von 1777—1788 ‚die Anzahl von 22400 Stücken an Obstbäumen, Pappeln, Kastanien und Strauchhölzern habe abgeben können'. Auch schriftstellerisch hat der emsige Mann, der die Lücken einer mangelhaften Schulbildung mit großer Mühe auszufüllen strebte, sich hervorgethan. In den Jahren 1767—1769 erschienen ‚Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogthum Würtemberg, aufgesetzt von einem herzoglichen Officier', und etwa zwei Jahrzehnte später legte er seine Erfahrungen nieder in dem von Fachleuten geschätzten Büchlein über ‚Die Baumzucht im Großen'.

So zeichnet ein reger Thätigkeitstrieb den Alten aus: seine Vorgesetzten, seine Herzöge wußten ihn zu schätzen, und manches Billet aus dem herzoglichen Privatkabinett gab in schmeichelhaften Ausdrücken dem Charakter und den Verdiensten des Major Schiller die Ehre. Allenthalben im Lande war er beliebt; Frau und Kinder hingen mit Ehrfurcht und Liebe an ihm; wer ihre Briefe liest, merkt das auf Schritt und Tritt. Und Schiller selbst, der in jungen Jahren oft die Strenge väterlichen Tadels, ja sogar einmal Verkennung hatte über sich ergehen lassen müssen, schreibt an seine Schwester: Ich habe das Glück vor vielen tausenden, den besten Vater zu haben.

In der Familie und ihrem täglichen Leben herrschte der gute alte deutsche Ton. Der Vater stand ihr mit priesterlicher Waltung vor: wir besitzen noch die Gebete, die er selbst für häusliche Andachten zusammenstellte und mit lauter Stimme vorlas. Alles, was da kommt, wird als ein Ausfluß göttlichen Willens angesehen, und der starken Persönlichkeit des Vaters entspricht es, wenn er in den Gebeten und in den Briefen an die Kinder gerade die persönliche Lenkung der Menschengeschicke durch Gott immer hervorhebt.

Hierin berührten sich Vater und Mutter. Schillers Mutter bildete zu ihrem Manne den Gegensatz, den das Weib zum Manne bilden soll. Einer gewissen Härte, mit der zu Zeiten die Thatkraft des Vaters in die Erscheinung trat, setzte sie Milde und Güte und Schonung, seinem raschen Handeln und Urteilen stilles Abwarten und Dulden entgegen. Während der Vater mit Worten, die wie Schwerter eindringen, seinem Sohne in der Mannheimer Zeit über dessen ökonomische Haltung Vorwürfe macht, die nur zu berechtigt waren, klingt es milder aus dem Munde der Mutter: ‚Ich möchte wissen, wie Er logiert, wo Er in die Kost — wie theuer und Alles. — Hausen und sparen will ich ihm nicht recommandieren; ich hoffe, Er werde es indessen gelernt haben.' Wie oft kam die stille, edle Frau in die peinliche Lage, daß sich

die Pflichten der Gattin mit denen der Tochter kreuzten: stets hat ihr feiner Sinn das Richtige getroffen und gleich aufopfernd war sie als Tochter, Gattin und Mutter. Von ihrer Ehe galt, was ihr großer Sohn einst in der Glocke von der Ehe gesagt hat, daß das Zarte mit dem Starken einen guten Klang gibt.

Zwischen ihr und den Kindern herrschte ein Verhältnis, so innig und zart, wie es nur zwischen deutschen Müttern und deutschen Kindern gefunden werden kann. Die Briefe, die Mutter Schiller mit ihren Kindern gewechselt hat, kann man nicht ohne Rührung lesen; sie sind köstlicher in ihrer naiven Herzlichkeit und Innerlichkeit, als die Briefe der Frau Rat, die in alle Äußerungen des warmen Gefühls einen Tropfen nicht ungesuchter Plaisanterie gießt.

So hat sie denn im Gedächtnis der Ihrigen eine ehrenvolle Stellung gehabt; der Brief, in dem Schiller das vermeintliche Ableben seiner Mutter den Schwestern von Lengefeld anzeigt, greift ans Herz: ‚Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte, und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr, und hat viel um mich gelitten. Meine Mutter war eine verständige gute Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die ihr gar nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidenvolles Schicksal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr als alles andere. Ich fühle, wenn ich an sie denke, daß die früheren Eindrücke noch unauslöschlich in uns leben.‘ Und wie jubelt er auf, als er vernimmt, daß die geliebte Mutter wider alles Erwarten genesen ist! Ihr Verhältnis zu ihrem einzigen Sohne war besonders zärtlich. In ihren Briefen ist auffallend wenig die Rede von den schriftstellerischen Erfolgen des Sohnes, die der Mutter Goethes so oft zu Kopfe stiegen; überall bewegt sie sich in den Gebieten des allgemein Menschlichen; sie sieht in ihm immer nur ihren Fritz; sie sorgt für seine Gesundheit und ist dankbar zu wissen, daß er glücklich verheiratet ist und daß die Enkelchen heranwachsen. Sie wagt nicht zu hoffen, die geliebten Kleinen zu sehen, aber sie tröstet sich mit dem Ausblick auf eine bessere Welt, wo es ihr vergönnt sein werde. Noch auf ihrem Totenbette, an dem ihre Tochter Luise die Kindespflicht erfüllte, ist ihr fortwährender Gedanke der Sohn: ‚Ach, von Dir, lieber Bruder, sprach sie oft und segnete Alles mit so vieler Dankbarkeit gegen Dich, was Du je unternehmen würdest. Ich mußte ihr Dein Medaillon-Portrait zwei Tage vor ihrem Ende holen, das drückte sie an ihr Herz und dankte Gott vor ihren lieben Sohn.‘ Und was er aus der Ferne für die Kranke thun konnte, das hat Schiller gethan. Darum verstehen wir, was die Mutter in ihrem letzten Briefe an ihn schreibt: ‚Deine so große Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es in der Welt keinen Sohn mehr!‘

Auf ihrem Grabe aber in Cleversulzbach hat ein schwäbischer Dichter, Eduard Mörike, der trefflichen Frau ein Kreuz errichten lassen, auf dem nur die inhaltschweren Worte stehen: ‚Schillers Mutter.‘

Ihre Züge sind uns in dem schönen Bilde der Malerin Ludovike Simanowiz aufbewahrt. Der Sohn ist ihr sehr ähnlich gewesen. In ihrem Antlitz

lag etwas Gutmütiges, Sanftes, und die Sympathie, die es einflößte, wurde noch erhöht durch einen leidenden Zug, den Mutter und Sohn ihr Lebenlang getragen haben, durch eine krankhafte Blässe und durch die leicht entzündeten

Titelblatt aus der Handschrift von Schillers Vater über die Baumzucht.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Augen. Ihre Gestalt war groß und schlank wie die Schillers, und nicht nur im Gesichtsausdruck soll die Ähnlichkeit unverkennbar gewesen sein, sondern auch in Gang, Haltung und Gebärden.

Von solchen Eltern stammte unser großer Dichter.

Er war der Zweitgeborene. Eine Tochter, Elisabeth Christophine Friederike, war kurz vor dem Abschied des Vaters 1757 nach achtjähriger Ehe geboren worden. Im Herbst 1758 kehrte der Vater mit seinem Regiment nach Schwaben in die Nähe Marbachs zurück. Aber schon im nächsten Jahre ging es wieder in die Campagne. Am 28. Oktober rückte das Regiment aus. Mit bangem Herzen verließ Schiller Weib und Kind: denn die Geburt eines zweiten Kindes stand nahe bevor. Zwei Wochen später, am 10. November 1759, erblickte Johann Christoph **Friedrich Schiller** das Licht der Welt. Er hat mit Luther denselben Geburtstag.

Schillers Geburtshaus in Marbach.
1859 vom Marbacher Schillerverein angekauft, äußerlich wie innerlich in der Gestalt wiederhergestellt, in der es war, als Schillers Eltern es bewohnten, und der Stadt zum Eigentum übergeben.

Mit frommer Ehrfurcht betreten wir noch heute das Haus, in dem Schiller geboren wurde. Es gehörte damals einem Marbacher Bürger, dem Säckler Schölkopf; die Mutter wohnte zur Miete darin. Wenn wir vom Marktplatz hinabgehen nach der Alexanderskirche zu, überschreiten wir einen kleinen Platz. Vor uns liegt das Schillerhaus. Links zweigt eine zu Thal führende Nebengasse ab, rechts plätschert der Brunnen, an dem das alte Wahrzeichen der Stadt sich erhebt: der ‚Wilde Mann von Marbach', das mannshohe Sandsteinbild eines ungefügen, haarigen Unholdes, der einst die Berge und Wälder der Umgegend unsicher gemacht haben soll. Man hat das Haus, das aus den Beiträgen der deutschen Nation vom Schillerverein angekauft worden ist, in den ursprünglichen Zustand gebracht. Durch eine altertümliche Thür treten wir in den Oehrn (Hausflur) ein: gleich zur Linken ist das Stübchen, das Mutter Schiller bewohnte und in dem ihr großer Sohn geboren wurde. Durch die kleinen Scheiben des auf die Straße gehenden Fensters fällt das Tageslicht spärlich ein. Das Zimmer selbst ist mit eichenem Decken- und Wandgetäfel versehen. Heute füllen Erinnerungen an Schiller den schmucklosen Raum.

In diesem Zimmer wohnten Mutter, Tochter und Sohn. Die beiden oberen Räume, in denen heute Handschriften und Bildnisse ausgestellt sind, hatten Vater und Mutter Kodweis inne.

Seite aus dem „Curriculum vitae meum“ von Schillers Vater mit der Erwähnung von Schillers Geburt.

Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Am 11. November wurde, wahrscheinlich in der Alexanderskirche, die Taufe vollzogen. Der Eintrag in das Taufregister der Stadt Marbach nennt die Paten. Wir mögen aus der Thatsache, daß der Oberst des Romannschen Infanterie-Regiments, mit dem der Leutnant Schiller draußen im Felde stand, Freiherr von Gabelenz, als Taufzeuge aufgeführt wird, erkennen, daß der Vater ein beliebter und angesehener Offizier war. Und daß auch sein bürgerliches Ansehen nicht gering war, beweisen die beiden Bürgermeister, der von Marbach selbst und der von Vaihingen, die den Knaben aus der Taufe hoben. Auch ein Schiller war unter den Paten, ein Johann Friedrich, Studiosus der Philosophie. Es war ein etwas abenteuerlicher junger Mann, dieser Friedrich Schiller, Vetter von Johann Caspar. Im 28. Lebensjahre ist er noch Student in Halle, ein lustiger Geselle, dem es nicht ungelegen kam, aus der Geburt eines Neffen den Anlaß zu einem ausgiebigen Besuch der Marbacher Verwandten zu entnehmen. Er hatte den Kopf voller Projekte; Staatsverfassungen und Humanitätseinrichtungen ersann er mit fruchtbarer Phantasie, und in langen Denkschriften erbot er sich den Höfen zur Durchführung segensreicher Reformen. Dem Herzog Karl bot er an, Württemberg in wenigen Jahren zu dem blühendsten Königreiche zu machen und die Einkünfte um 10000000 Gulden zu erhöhen. Karl legte die phantastischen Schriftstücke zu den Akten und schrieb darauf ‚Schillers Projekte‘. Eine feste Lebensstellung hat er bis in sein 53. Lebensjahr nicht gehabt. Bald läßt er sich von deutschen Höfen zu allerlei diplomatischen Diensten verwenden, deren Zwecke nicht immer ganz tadellos waren, bald finden wir ihn in England als Übersetzer und Schriftsteller. Hier besuchte ihn des Dichters Freund Körner und erzählte, daß er einen alten Junggesellen vorgefunden habe, ‚der die meiste Zeit zu Hause ist, elf Katzen, einen Hund, eine Haushälterin, die ihre Sachen zum Teil in seiner Stube hat‘. Schließlich muß es ihm doch noch ganz gut gegangen sein, denn im Jahre 1784 erwarb er eine Buchdruckerei in Mainz und hier ist er im 84. Lebensjahre gestorben. Die Geistesfähigkeiten dieses einzigen männlichen Vorfahren, von dem wir, abgesehen vom Vater des Dichters, etwas Genaueres wissen, waren nicht im Gleichgewicht. Der Zug, der allen Schiller



Christophine Schiller.

Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes von Ludovike Simanowiz im Besitz von Frau Amalie Kießling zu Möckmühl.



1759

d. 8 Novembr.	Jacob Friedrich.	Johann Heinrich Knoll, B. u. Weingärtner, ux. Anna Elisabetha, geb. Hirtin.	Johannes Schiller, Rathsverwandter u. Kirchenpfleger; Rosine Catharine Bauerin, B. u. Beckers allhier uxor.
d. 11 Novembr.	Johann Christoph Friedrich. in Ludwigsburg d. 12. Jul 1769 [illegible] Der berühmte Dichter dieses Nahmens.	Johann Caspar Schiller, Lieutenant unter dem Löbl. General-Major Romannischen Infanterie-Regiment, ux. [illegible]	H. Christoph Friedrich von der Gabelenz Ihro Herzogl. Durchl. zu Würtemberg würkl. Landmajor, Obrist u. Commandant des Löbl. General-Major Romannischen Infanterie-Regiments, auch Chevalier de l'ordre Militaire de St. Charles;

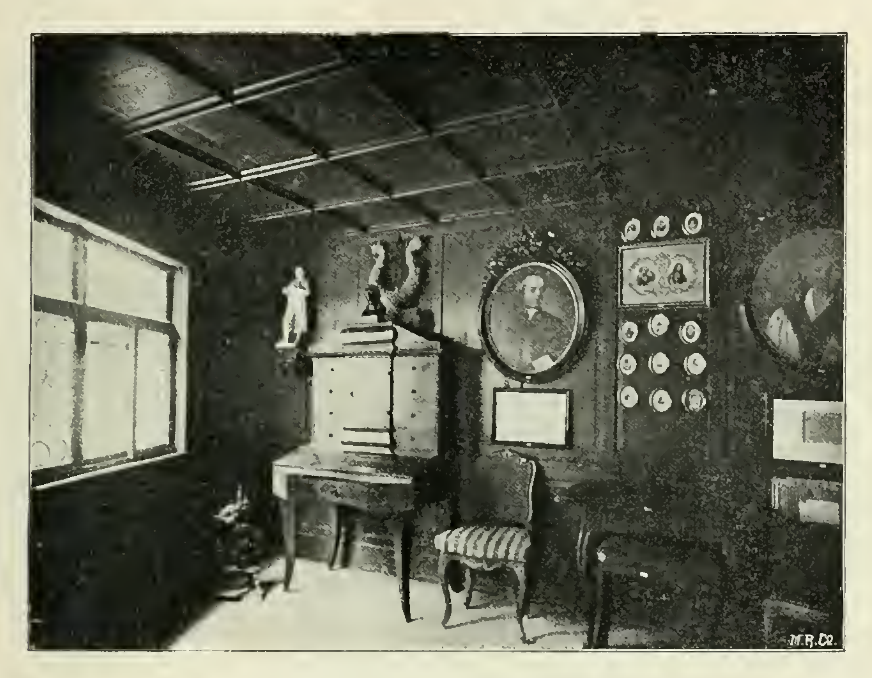
Eintragung der Taufe Schillers im Kirchenbuche zu Marbach.
Nach eigner photographischer Aufnahme.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



gemeinsam gewesen ist, die Lust an Entwürfen, die Vorbedingung des rastlosen Schaffenstriebes bei Vater und Sohn, war bei dem Vetter auf Kosten der Beharrlichkeit zu sehr entwickelt, und so ist es ihm, der in seinen ‚Projekten‘ stets von der ‚Nachwelt‘ redet, nicht gelungen, für die Nachwelt irgend etwas Gutes zu schaffen. Aber er war ein anregender und, wie es scheint, auch liebenswürdiger Mensch: Vater Schiller gedenkt seiner nicht ohne Zuneigung und verdankt ihm die Anregung zu der ersten schriftstellerischen Arbeit, deren er sich ‚unterstund‘.

Eine Reihe ehrbarer Jungfrauen und eine verwitwete ‚Frau Collaboratorin‘ aus Marbach und Umgegend schließen die stattliche Patenreihe.



Schillers Geburtszimmer im gegenwärtigen Zustande.
Nach eigener photographischer Aufnahme.

Der kleine Schiller war ein zartes Kind, an dem die Sorgen der Mutter um die Not der Eltern und um den entfernten Gatten sichtbar wurden. Alle Kinderkrankheiten griffen ihn heftig an; zu Krämpfen war er sehr geneigt. Aber der gute Kern und besonders die herrliche Luft der heimatlichen Berge ließen ihn die gefahrvollen Kinderjahre glücklich überwinden.

Eine heitere Landschaft wirkte auf Auge und Gemüt des kleinen Knaben. Marbach liegt an einem sanft zum Neckarufer abfallenden Hügel. Rings, soweit das Auge schweift, erblickt es Weinberge, Kornfelder und grüne Matten, hier und da unterbrochen von Baumgruppen und kleinem Gehölz. In der Ferne, gen Südosten, sieht man die dunklen Berge der schwäbischen Alp blauen. Und durch die fruchtbare Landschaft unten im Thal fließt der lieblichste der deutschen Flüsse,

der Neckar. Heiter und freundlich wie das Land ist der Sinn seiner Bewohner. Wer in Marbach gewesen ist und mit den Leuten gesprochen hat, dem wird ihr kluges, aufgewecktes Wesen und ihre zuvorkommende Freundlichkeit aufgefallen sein. Es ist etwas von fränkischer Leichtigkeit und schwäbischer Verständigkeit in den Bewohnern dieser Stadt, die ihren Namen trägt, weil sie an der Mark von Franken und Schwaben gelegen war. Und wie sie untereinander und gegen Fremde gesellig und ansprechend sind, so haben sie von jeher gegen die eigenen Söhne sinnige Pietät geübt. Kaum hat in deutschen Gauen eine kleine Stadt ihre hervorragenden Söhne so geehrt, wie Marbach. Wie aus den besten Zeiten antiker Republiken mutet es uns an, daß die Marbacher auf dem Wege freiwilliger Fron den Hügel geebnet haben, von dem aus Schillers prächtiges Denkmal in



Marbach.
Nach einem Ölgemälde von Professor Albert Kappis im Besitz des Herrn Dekan Härlin in Cannstatt.

das Heimatland hineinschaut, die Bäume gepflanzt und die Wege gebahnt haben, die nun das Denkmal zieren und umziehen. Und die Einwohner, die mit Schaufel und Hacke nicht umzugehen wußten, haben den Arbeitenden Wein und Brot gebracht. So ist dem großen Sohne Marbachs dort eine Stätte bereitet, nicht durch kaltes Geld, sondern durch die Hand dankbar thätiger Heimatsgenossen.

Nur bis zum fünften Lebensjahre hat Schiller in Marbach gelebt, und wir wissen über diese Zeit naturgemäß nur wenig. In kindlichen Spielen, bewacht von seiner Mutter und deren Schwester Margarete, verehelichter Stolpp, einer Tante, der Schiller bis in späte Jahre Anhänglichkeit bewahrt hat, hat er diese Kinderjahre zugebracht. Sein beständiger Spielgenosse war die ältere Schwester Christophine, mit der ihn sein Lebenlang innige, auf tiefer Verwandtschaft der Anschauungen beruhende Freundschaft verbunden hat. Eine große Wandlung brachte das Jahr 1764, denn erst jetzt wurde der kleine Fritz mit dem vereinigt,

dessen persönlicher Einfluß und dessen Entschlüsse für sein ganzes Leben entscheidend geworden sind: mit seinem Vater. Der Herzog übertrug dem Offizier, dessen Zuverlässigkeit, Umsicht, Gewandtheit nun hinlänglich erprobt waren, die Stellung eines Werbeoffiziers in Schwäbisch-Gmünd. Scheinbar zu einem neuen Feldzug, in Wirklichkeit zu einem jener Soldatenverkäufe an fremde Mächte, die als böseſter Makel an dem deutschen Fürstenabsolutismus haften, wollte der Herzog Mannschaften anwerben lassen. Es war ein gehässiges Werk, und wer den mißlichen Befehl bekam, solche Werbungen vorzunehmen, mußte sich auf den Haß der Bürger gefaßt machen. Vater Schillers gerader Sinn aber vermied die bei den Werbeoffizieren gewöhnlichen Listen und Gewaltsamkeiten, und es gelang ihm durch eine maßvolle, nicht über das Notwendige und Zulässige hinausgehende Handhabung seines Amtes, sogar die Zuneigung der Bürger zu gewinnen. Von Schwäbisch-Gmünd siedelte er — Anfang 1764 — mit seiner Familie, die er alsbald zu sich genommen hatte, mit Erlaubnis des Herzogs nach dem billigeren württembergischen Grenzdorfe Lorch über, ohne daß jedoch seine Berufsgeschäfte ihren Ort wechselten.



Das Schillerdenkmal in Marbach. Von Ernst Friedrich Rau.
Nach eigener photographischer Aufnahme.

Die drei Jahre, die er hier verleben durfte, hat Schiller selbst zu den glücklichsten seiner Kindheit gezählt. Als er später aus der Karlsschule entlassen war, führte ihn sein erster Weg mit seiner Schwester nach Lorch, und schöne Erinnerungen wurden aufgefrischt.

Lorch ist ein anmutig gelegener Ort im Remsthale, heute Station der Bahnlinie Stuttgart—Gmünd. An beiden Ufern des kleinen Flusses steigen Berge empor, die nicht wie die Marbacher Hügel mit grünen Reben, sondern mit dunklen Tannen bedeckt sind. Hat man den im Süden des Ortes sich er-

hebenden Berg bestiegen, so erblickt man vor sich die schwäbische Alp, und nebeneinander erheben sich in steilem Aufstieg der Rechberg und der Hohenstaufen. Vor diesem liegt, anmutig im Thale hingestreckt, Wäschenbeuren, bei dem das Stammschloß des großen mittelalterlichen Kaiserhauses gestanden hat.

Es war historischer Boden, auf den Schiller hier gesetzt wurde, und große Erinnerungen deutscher Vergangenheit traten hier vor die Seele des Knaben. Droben auf dem Klosterberge in der alten Abtei liegen Fürsten aus dem hohenstaufischen Geschlecht begraben, und die Bildnisse der großen Herrscher, die ihm der lehrhafte Vater zu erklären liebte, schauten ernst auf den Knaben herab, der auch ein Schwabe war und auch ein großer Träger des Namens Friedrich werden sollte. Besonders griff ihm ans Herz der junge Konradin und sein jammervolles Schicksal, dessen Darstellung — ein Jüngling, sich beugend vor dem erhobenen Henkerschwert — unter den Bildern war. Diese rührende Gestalt, die der Entwürfe Flug bis an die Sterne erhoben und dann ein kaltes Geschick im Beginn der Laufbahn dahingestreckt hatte, mochte des Vaters Sinn besonders ergreifen, und seine Rede mochte dabei wärmer werden als gewöhnlich. Es läßt sich vermuten, daß der Plan zu einer Tragödie ‚Konradin', den Schiller wirklich gehegt hat, auf diese Kindheitserinnerung zurückgeht.

Auch in fernere Vergangenheit führten die Überreste römischer Lagerbauten, die sogenannte Teufelsmauer, zurück.

So trägt Lorch und seine Umgebung mehr das Gepräge des Alten als Marbach, das nach der Zerstörung durch die Truppen Ludwigs XIV. als neue Stadt erstand.

Die Kinder begleiteten den Vater oft auf seinen Dienstwegen nach dem benachbarten Gmünd. Hier führte sie der Weg über den Kalvarienberg mit seinen ‚Stationen' der Leidensgeschichte Christi. Diese volkstümlichen, meist etwas grellen und realistischen Darstellungen der herzergreifenden Scenen aus den letzten Tagen des Heilandes müssen auf die kindlichen Gemüter tief gewirkt haben, denn alles Religiöse war ihnen von jeher durch Vater und Mutter besonders nahegetreten. Vielleicht sind diese Eindrücke noch verstärkt worden durch die in Gmünd abgehaltenen Passionsspiele, bei denen also, wenn die Nachricht, daß der Vater ihn hingeführt habe, wahr ist, der größte Tragiker unseres Volkes zum erstenmale die Bühne gesehen haben würde.

Greifbarer und von unmittelbarerer Wirkung als diese allgemeinen Eindrücke der Landschaft waren die Einflüsse der Menschen auf den Knaben.

Jetzt in Lorch erst begann ein wirkliches Familienleben mit dem Vater als Mittelpunkt. Jetzt setzte der wackere Mann, der mit einer hochgespannten Meinung von der Herrschaftsbestimmung des Mannes und Vaters ein ebenso scharfes Bewußtsein von seiner Verantwortlichkeit für die Zukunft der Kinder verband, jene Gebete zusammen, die er im pünktlich versammelten Kreise der Seinen mit gemessenem Klange vorlas. Christophine hat uns den Eindruck berichtet, den der Knabe, schon damals ernsten Empfindungen zugänglich, machte: ‚Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände

gaben das Ansehen eines Engelsköpfchens.' Dann setzt sie hinzu: ‚Seine Folgsamkeit und sein natürlich zarter Sinn für alles Gute und Schöne zogen unwiderstehlich an. Immer liebreich gegen seine Geschwister und Gespielen, immer bereit, ihre Fehler zu entschuldigen, ward er aller Liebling.'

Das Wesen des Vaters mag bei solchen Anlässen etwas Imponierendes gehabt haben; seine uns überkommenen Gebete zeigen eine gute Disposition, und selbst unter den überschwenglichen Ausdrücken her schimmert etwas von seiner Verstandesmäßigkeit. Das Gemüt zu rühren mit anschaulichen Bildern, war die Mutter mehr geschickt. Christophine erinnerte sich, daß sie an den Sonn-



Das Schillerhaus in Lorch.
Nach eigener photographischer Aufnahme.

tagen oft zusammen den Weg nach Marbach zu den Großeltern machten (zumal von Ludwigsburg aus) und die Mutter den Kindern dann das Evangelium des Tages erzählte. ‚Einst an einem Ostermontage sprach sie über Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, so erbaulich, daß in beiden Geschwistern sich die Rührung in heißen Thränen Luft machte.'

In Lorch hat Schiller das Lesen und Schreiben erlernt: er besuchte von seinem fünften Lebensjahre an die Dorfschule. Von den Einrichtungen dieser Schule ist uns leider einzelnes nicht bekannt, wir wissen nur, daß sie gut war. Schiller besuchte sie gern, was allerdings nicht ausschloß, daß er und seine Schwester Christophine, die, wie es scheint, auch erst in Lorch mit den elementarsten Mitteln geistiger Bildung bekannt wurde, hin und wieder, an schönen Sommertagen, die Stunden schwänzten. Es kam vor, daß die Mutter den Kindern von der Hausthür aus mit den Augen bis zur nächsten Straßenecke folgte: die Kinder

aber, kaum um die Ecke, verwandelten den sittsamen Schulschritt in fröhliches Laufen. Es ging in die Berge. Ein so kapitales Verbrechen, wie heutzutage, war das damals noch nicht. Gleichwohl durfte der gestrenge Vater es nicht erfahren; und so sehen wir auch hier, wie bei Goethe, die Mutter mitunter als nachsichtige und verschwiegene Mitwisserin jugendlicher Streiche.

Größere Anziehung übten auf den Knaben die lateinischen Privatstunden aus, die der ungeduldige Vater dem Sohne schon vom zweiten Schuljahre an bei dem Pfarrer des Ortes, seinem Freunde Moser, geben ließ. Die Kenntnis der lateinischen Sprache entbehrte der Vater selbst sehr schmerzlich, und mit dem Feuereifer nicht rechtzeitig befriedigter Lernbegier hatte er in seinen Mußestunden die Lücken auszufüllen gesucht. Er wollte nun wenigstens früh genug anfangen, das Seinige zur Erfüllung seines Gebetes beizutragen, das wir an den Anfang dieses Buches gesetzt haben.

Der Pfarrer Moser war ein trefflicher Mann; sein ehrwürdiger Ernst in Antlitz und Auftreten wird auch von denen bezeugt, die mit seiner großen geistlichen Strenge gegen die Gemeindekinder nicht einverstanden waren. Schiller verdankt ihm viel: er hat diesen Mann aufs höchste verehrt und nicht nur die lateinischen, später auch griechischen Stunden besuchte er mit dem größten Eifer, sondern auch den Predigten des Lehrers folgte er mit allem Interesse, das sein kindliches Verständnis zuließ. Zwischen den Familien Moser und Schiller bestand ein reger freundschaftlicher Verkehr, und so hat der würdige Pfarrer nicht nur durch Schulstunden und Predigt, sondern vielleicht noch mehr durch die ungezwungene Aussprache im eigenen und im befreundeten Hause auf den Knaben gewirkt. Die erste Knabenfreundschaft ging hier Friedrich Schiller auf, mit Christoph Ferdinand Moser, der zugleich der Genosse seines Unterrichtes war. Noch ein anderer Knabe gehörte diesem Kreise an, Carl Philipp Conz, und Schiller hat mit ihm eine Freundschaft geschlossen, die in die Mannesjahre hineinreichte.

Der Einfluß Mosers kam auch ungesucht einem Lieblingswunsche der Eltern entgegen: sie hofften aus ihrem Fritz einmal einen Pfarrer werden zu sehen. Kein Wunder, daß bei dem täglichen Anblick der verehrten Gestalt in dem ohnedies religiösen Empfindungen so zugänglichen Knaben dieser Wunsch auf guten Boden fiel. Allerhand kleine Züge schienen den Eltern anzudeuten, daß der geistliche Beruf den Anlagen des Kindes entspreche. Christophine erzählt in ihren Erinnerungen an den Bruder: ‚Er fing oft selbst an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze als Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn her still und andächtig verhalten und ihm zuhören; sonst wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wieder sehen ließ; dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. So jugendlich diese Vorträge auch waren, so hatten sie doch immer einen richtigen Sinn; er reihte einige Sprüche sehr schicklich zusammen und trug sie nach seiner Weise vor. Auch machte er eine Abteilung, die er sich von dem Herrn Pfarrer gemerkt hatte.‘

Christophine hat diesen Erscheinungen so wenig prophetische Bedeutung beigelegt, wie wir es thun möchten. Das ‚Kirchespielen' ist unter Dorfkindern ziemlich verbreitet. Nicht daß er vorübergehend Neigung zum geistlichen Berufe empfunden haben mag, ist das bleibend Wertvolle, das Schiller aus dem Verkehr im Moserschen Hause erwuchs, sondern die Thatsache, daß hier durch seine Kindheit ein ganzer Mann, eine durch und durch ideale Persönlichkeit geschritten ist. Schiller hat dem väterlichen Freunde die Dankespflicht in schöner Form abgetragen: die edelste Gestalt seines dramatischen Erstlingswerkes trägt den Namen Moser.

Während die Kinder hier glückliche Jahre verlebten, erging es den Eltern nicht so gut. Es waren in der herzoglichen Regierung finanzielle Schwierigkeiten ausgebrochen; unter ihnen hatte, wie so viele Beamte und Offiziere, auch der Vater Schillers zu leiden: man zahlte ihm sein Gehalt mehrere Jahre lang nicht aus. Uns erscheint das als eine Ungeheuerlichkeit, damals wurden solche Maßnahmen, die heute nur bei einem völligen Staatsbankerott eintreten könnten, hingenommen wie Krankheiten und schlimme Naturereignisse. Es mag dürftig zugegangen sein im Schillerischen Haushalt, denn der Vater lebte von dem kleinen Vermögen, das er sich gesammelt hatte; einen Weinberg bei Marbach, seine einzige Liegenschaft, hat er damals sogar verkaufen müssen, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. Endlich aber waren auch diese Quellen erschöpft, und Vater Schiller wandte sich mit einer Bittschrift an den Herzog, man möge ihn seines Werbeauftrages entheben, ihn in das Regiment zurückversetzen und ihm die rückständige Gage auszahlen. Die ersten beiden Bitten wurden sofort erfüllt, die letzte nur mit Vorbehalten, indem man ihm eine Zahlung der auf 2000 Gulden angewachsenen Forderung in Raten zusicherte.

So zog die Familie Schiller, die kurz zuvor durch die Geburt eines dritten Kindes, der Tochter Louise, auf die Zahl fünf gewachsen war, Weihnachten 1766 nach Ludwigsburg, begleitet von der Zuneigung des Lorcher Kreises.

In eine ganz andere, fremde Welt wurden die Kinder hier versetzt. In Marbach und Lorch waren sie der Natur nahe gewesen und hatten keine andern Eindrücke gewonnen als die von Berg und Thal, von Wald und Wiese, von einfachen Häusern und Menschen, und höchstens waren Klänge von einer großen Vorwelt in ihr Ohr gefallen: in Ludwigsburg war das alles anders. Nichts erinnerte in dieser Stadt an die Vergangenheit; alles war überfeinert und von der Natur abgewendet. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut, in unmittelbarer Nachbarschaft des herzoglichen Schlosses, trug sie das Gepräge einer Fürstenresidenz im Stile von Versailles. Die Häuser waren rasch und leicht gebaut, die Straßen breit und schnurgerade. Seit 1764 bewohnte Herzog Karl Eugen das Schloß regelmäßig. Ein buntes höfisches Leben bewegte sich hier. Die Uniformen der Garnisonregimenter und ihrer Offiziere, die Livreen der herzoglichen Lakaien und Leibjäger, prächtige Karossen und goldgeschirrte Pferde gaben der Stadt ein immer festtägliches Aussehen. Große Feste mit Maskeraden und venetianischen Nächten zogen Scharen schaulustiger Fremder

herbei. Das glänzendste Gepränge aber wurde in der Hofoper entwickelt; die Bühne war mit allen Mitteln scenischen Pompes ausgerüstet; sie konnte sogar, wenn sie die Masse der Darstellenden nicht faßte — denn ganze Bataillone und Eskadrons mit Roß und Waffen wurden herangezogen — nach hinten ins Freie geöffnet werden. Die berühmtesten Sänger und Tänzer Europas ließ der Herzog kommen, und der Schweiß seiner Unterthanen mußte ihm die Perlen und Diamanten schaffen, mit denen er die fremden Künstler und Künstlerinnen belohnte.

Alsbald nach der Ankunft wurde der kleine Fritz vom Vater in die Vorschule der Lateinschule gebracht, damit er die beim Pfarrer Moser erlangten Kenntnisse so erweiterte, daß er den lateinischen Kurs durchmachen konnte, der ihn zum Eintritt in eine der Klosterschulen vorbereiten sollte. Von 1768—1772 hat Schiller diese Lateinschule besucht: es waren, nach unserer Benennung, Gymnasialjahre (etwa bis Obertertia), die er hier verlebte. Die Studien waren so eingerichtet, daß eigentlich nur das Lateinische und später das Griechische ernstlich in Betracht kam, alles andere war diesem beherrschenden Fache untergeordnet; nur die Religionsstunden etwa konnten Anspruch auf selbständige Geltung machen.

Von den Lehrern dieser Anstalt ist eigentlich nur einer von bleibendem Werte für Schillers geistige Thätigkeit gewesen, der Oberpräceptor Magister Jahn, ein tüchtiger, vielseitiger Mann, der zwar, dem Plane der Schule gemäß, fast ausschließlich Latein unterrichtete, dies aber so that, daß eine Menge tüchtiger Realkenntnisse aus andern Gebieten zugleich vermittelt wurden.

Schiller war ein guter Schüler, zeitweise saß er unter den ersten. Die Zeugnisse, die ihm nach dem sogenannten Landexamen, der am Schlusse jedes Schuljahres vom Rektor des Stuttgarter Gymnasiums abgenommenen Prüfung, erteilt wurden, lauteten durchweg gut, er erhielt mehrere Male die beste Note, das doppelte A. Das Prüfungsprotokoll von Ostern 1769 kennzeichnet ihn als puer bonae spei quem nihil impedit quominus inter petentes hujus anni recipiatur (‚der Knabe berechtigt zu guten Hoffnungen, und es steht nichts im Wege, ihn unter die Bewerber dieses Jahres aufzunehmen'). Besonders wird in den Censuren seine Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache gelobt, und auch von anderer Seite wird uns berichtet, daß er eine große Leichtigkeit in der Anfertigung lateinischer Verse gehabt habe. In der That finden wir denn auch, daß bei den zahlreichen Anlässen im Schulleben, die nach alter Sitte mit lateinischen Versen gefeiert werden mußten, Schiller öfters mit dieser wichtigen Aufgabe betraut wird.

Im allgemeinen hatte indes Schiller keinen Anlaß, mit besonderer Anhänglichkeit an die Ludwigsburger Schule zurückzudenken. Wohl hat sein reiches freundschaftsfrohes Herz hier mit zwei Kameraden, Elwert und Wilhelm von Hoven, innige ins Leben dauernde Beziehungen angeknüpft, aber es war doch nicht sowohl die Schule, als das Elternhaus, das sie einander näher brachte. In der Schule selbst herrschte ein finsterer, enger Geist. Noch war die Prügelstrafe ein unbedenklich und gern angewandtes Zuchtmittel, mit dem auch Schiller bedroht

wurde und das er mehr als einmal empfunden hat. Kennzeichnend für sein Benehmen ist ein Vorkommnis, das Christophine berichtet; eines Tages habe ihn der Magister Winter, Jahns unebenbürtiger Nachfolger, irrtümlich so geschlagen, daß die blauen Striemen noch tagelang sichtbar blieben. Fritz aber habe davon nichts zu Hause erzählt, und der Vater habe erst davon Kenntnis erhalten, als Winter am folgenden Tage zu ihm gekommen sei, um sich wegen seines Irrtums zu entschuldigen. Es ist schwer zu sagen, welches Gefühl den Knaben abgehalten hat, dem Vater von der ungerechten Behandlung Mitteilung zu machen; daß er gedacht haben soll, ‚sein Lehrer meine es doch gut mit ihm‘, wie Christophine berichtet, erscheint nicht recht glaublich.

Ganz besonders liebte der Religionslehrer Honold das bequeme Mittel der Prügel, um den Knaben die zahllosen Sprüche und den Katechismus einzuprägen. Er war darin das Abbild des Superintendenten von Ludwigsburg, des ‚Spezials‘ Zilling. Dieser Mann war ein beschränkter und eingebildeter Emporkömmling, der sogar seinen Bruder, der Küster bei ihm war, zwang, ihm bei Überreichung des Chorrocks eine tiefe Verbeugung zu machen; seine Predigten waren geistlos, und besonders machte er sich dadurch verhaßt, daß er die Privatverhältnisse seiner Gemeindeglieder auf der Kanzel zu verhandeln pflegte. Honolds und Zillings Einfluß hat auf den warmherzigen Knaben, der vor kurzem noch aus des edlen, gediegenen Moser Munde die christlichen Lehren gehört hatte, erkältend und verstimmend gewirkt. Und es mag zum Teil auf diesen Gegensatz zwischen dem kaltherzigen Formelkram der Ludwigsburger Geistlichkeit und dem innerlichen religiösen Gefühl, das im Elternhause gepflegt wurde, zurückzuführen sein, wenn gerade in den letzten Jahren die Stimmung Schillers als öfters trübe, still und nachdenklich geschildert wird. Seiner Eigenart entsprang diese Stimmung nicht. Wir haben ihn uns vielmehr als einen lustigen, mutwilligen, mitunter gar wilden Knaben vorzustellen. Der schon genannte Jugendfreund und beständige Spielgenosse Wilhelm von Hoven, später Medizinalrat in Nürnberg, hat sich folgendermaßen darüber ausgesprochen: ‚Als Knabe war Schiller, ungeachtet der Einschränkung, in welcher er von seinem Vater gehalten wurde, sehr lebhaft, ja beinah mutwillig. In den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Die jüngeren fürchteten ihn, und auch den älteren und stärkeren imponierte er, weil er nie Furcht zeigte. Selbst an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm, aus welcher Ursache es sein mochte, jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken. Indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gern verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde; aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer war ihm zu groß, das er nicht seiner Anhänglichkeit an sie zu bringen vermocht hätte. In der Schule galt er immer für einen der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht und war fleißig. Große Ehrfurcht vor seinem Vater bewog ihn vorzüglich zum Fleiß; dieser, bei ausgezeichneten Talenten in seiner Jugend versäumt, setzte alles daran, daß sein Sohn etwas Tüchtiges lernen sollte. Deshalb that dieser ihm nicht genug, wenn

auch die Lehrer zufrieden waren; er applicierte sich ihm außer der Schulzeit nicht, wie er es wünschte, sondern sprang und spielte viel im Garten; so erfuhr er oft eine strenge Behandlung.'

Dieser strengen Behandlung des Vaters, dessen wohlmeinende Absichten von der rauhen, vielleicht auch von soldatischer Gewöhnung herrührenden Form manchmal verdeckt wurden, ist es wohl mit zuzuschreiben, daß der Knabe gegen Erwachsene ein linkisches Benehmen hatte, wie uns von glaubwürdiger Seite berichtet wird. Doch findet man das bei Knaben mit reichem inneren Leben in diesen Jahren oft.

Es ist unendlich zu bedauern, daß Schiller den Plan, den er ums Jahr 1790 faßte, eine ‚Geschichte seines Geistes' zu schreiben, nicht ausgeführt hat. Er erbat sich damals vom Vater Beiträge zur Darstellung seiner frühesten Jugend; und der Vater, der an dem Plane Gefallen fand, teilte ihm vorläufig einige kleine Züge mit, die für die ‚zarte Entwicklung der ersten Begriffe' von Wert sein konnten, so z. B. daß der Knabe, bisher nur an den Anblick des Neckar gewöhnt, jedes ‚Bächgen' ein Neckarle genannt habe. Vater und Mutter lebten noch und hätten dem Sohne ausreichende Kunde geben können über den Abschnitt des Lebens, der für jeden jenseits der klaren und zusammenhängenden Erinnerung liegt. Und auch an ältern Freunden hätte es nicht gefehlt. Aber andere Entwürfe verdrängten jenen, und es ist uns versagt geblieben, aus dem eigenen Munde des großen Dichters die Erzählung seines Werdens zu vernehmen. Hingerafft auf der Höhe des Lebens, hat er das Glück behaglicher Rückschau nicht genießen dürfen, wie sein großer Freund, und was wir über seine Kindheit wissen, ist abgerissen und Bruchstück. Das Überlieferte, bei dem es uns allerdings auch, aber in anderm Sinne als bei Goethe, schwer ist, Dichtung und Wahrheit zu trennen, gewährt uns nur einen dürftigen Einblick in diese entwickelungsreichen Jahre.

In der sonst so verschiedenen Kinderzeit unserer beiden größten Dichter findet sich ein Gemeinsames: die Neigung beider Knaben zu theatralischen Darstellungen. Wenn wir von der nicht sicher beglaubigten Anwesenheit Schillers bei den Gmünder Passionsspielen absehen, hat er zum erstenmale in Ludwigsburg die Bretter gesehen, die die Welt bedeuten. Freilich war es eine Welt schillernden Glanzes und flitterhafter Äußerlichkeit, die sich auf der Ludwigsburger Bühne abspiegelte. Wir sprachen schon oben von den erstaunlichen Dekorationskünsten, die der Herzog entfalten ließ; aber vielleicht konnte in so jungen Jahren, in denen man mehr mit den Augen als mit dem Verstande sieht, die Bühne am ehesten auf solche Weise gefallen. Die Schillersche Familie wohnte in unmittelbarer Nachbarschaft des ‚Komödienhauses'. Die Officiere hatten samt den Ihrigen jederzeit unentgeltlichen Eintritt zu den Vorstellungen. So war es natürlich, daß der Vater, der Lohn und Strafe wirksam abzumessen liebte, den Jungen mit ins Theater nahm, wenn er gute Censuren nach Hause gebracht hatte. ‚Ganz natürlich', erzählt Christophine, ‚mußten die Vorstellungen auf das junge lebendige Gemüt des Knaben, der aus der ländlichen Einfachheit sich hier wie in eine Feenwelt versetzt glaubte, einen großen Eindruck machen. Er war

2

Parentes, quos dilig
DEUS clemens mu
tempore.

DOminus fons omn
vestrum, verbum si
vestra optata salus.

Gratias maximas
omni solicitudine
laudet, et solelur se

Obedientia in dili
anno novo, DEU.

Herzgeliebte Eltern.

I

Eltern die ich zärtlich ehre.
Mein Herz ist heut voll Dankbarkeit
Der treue Gott dies Jahr vermehre
Was Sie erquickt zu jeder Zeit.

II

Der Herr die Quelle aller Freude
Verbleibe stets Ihr Trost und Theil
Sein Wort sey Ihres Herzens Waide
Und Jesus Ihr erwünschtes Heyl.

× III ×

Ich dank vor alle Liebes Proben:
Vor alle Vorsorg und Gedult,
Mein Herz soll alle Guten loben,
Und trösten sich stets Ihrer Huld.

× IV ×

Gehorsam Fleiß und zarte Liebe
Verspreche ich auf dieses Jahr
Der Herr schenk mir nur gute Triebe
Und mache all mein Wünschen wahr. amen.

Johan Christoph Friderich Schiller.
Den 1 Januarii Ano 1769.

Neujahrswunsch Schillers an seine Eltern 1769.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.
(Rückseite lateinisch.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Latine

(X)

Parentes, quos diligo ex corde toto cor meum abundat hodie gratitudine DEUS clemens multiplicet hunc añum, quo vos recreant omni tempore.

(XX)

Dominus fons omnium gaudiorum maneat perpetim solatium vestrum, verbum suum sit pascuum vestri cordis et JESUS vestra optata salus.

(XXX)

Gratias maximas ago pro omnib[us] speciminibus amoris, pro omni solicitudine et patientia, cor meum omnem bonitatem laudet, et soletur se favoris Vestri perpetim.

(XXXX)

Obedientiam diligentiam et amorem teneram promitto hoc año novo, DEUS donet mihi modo instinctus bonos, et omnia a me optata ad veritatem ducere velit.

Amen.

Johañ Christoph Friederich Schiller.

...rdine

(X)

...o ex corde toto corpusum adunbat hodie gratitudine
...ltiplicet hunc annum, quae vos recreant omni

(XX)

...uum gaudiorum maneat perpetim solatium
...ium sit pascuum vestri cordis et JESUS

(XXX)

...ago pro omnibus speciminentis amoris, pro
...et patientia, cor meum omnem bonitatem
...favoris Vestri perpetim.

(XXXX)

...gentiam et amorem teneram promitto hoc
...s donet mihi modo instinctus bonos, et omnia

ganz Auge und Ohr, merkte sich alles genau, und versuchte zu Hause Bücher zu einer Bühne zusammenzustellen, schnitt Figuren von Papier aus und ließ sie, an Fäden geleitet, ihre Rollen spielen. Dies wurde ihm bald überdrüssig, und er fing an mit Geschwistern und Schulfreunden selbst zu spielen. Auch im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen und jedes mußte mit Hand anlegen. Da gab er denn jedem seine Rolle; aber er selbst war kein vortrefflicher Spieler: er übertrieb durch seine Lebhaftigkeit alles.' Der letzte Zusatz stimmt ganz zu dem, was wir über Schillers Art zu deklamieren noch aus den Mannheimer Jahren erfahren, wo ein Mißerfolg bei der Lektüre des Fiesko zum erheblichen Teile mit auf Rechnung seines ungemäßigten Pathos zu setzen war. Die frühzeitige Neigung zum Dramatischen hat übrigens auch Caroline von Wolzogen in ihrem Leben Schillers uns berichtet: ‚Er selbst,' heißt es da, ‚erzählte uns, daß er bis in sein vierzehntes Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe'. Dann setzt sie bezeichnend hinzu: ‚Die Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich jedoch nicht.'

Diese Neigung zum geistlichen Stande ist allerdings bis zum vierzehnten Lebensjahre nur noch gewachsen. Das elterliche Haus hielt in Ludwigsburg die Stimmung aufrecht, mit der sich der Knabe in Lorch erfüllt hatte: und es war mächtig genug, den üblen Eindruck auszugleichen, den der Religionsunterricht der Schule und ganz besonders die Konfirmandenstunden des Spezials Zilling ausübten. Wenn einer seiner Religionslehrer der Mutter gegenüber geklagt haben soll: ‚Der Knabe hat noch gar keinen Sinn für Religion', so spricht daraus nur die üble Laune eines beschränkten Schulmeisters, der nach der Lust am Auswendiglernen der Sprüche den Charakter seiner Schüler bemißt.

Aus dem Jahre 1769 ist uns ein Neujahrswunsch an die Eltern aufbewahrt worden, der uns trotz einer gewissen Formelhaftigkeit, wie sie bei solchen Anlässen üblich ist, zeigt, in welchen Vorstellungen und Gefühlen Schiller damals lebte. Um seinem Vater eine Freude zu machen, hat er die deutschen Verse so wortgetreu, wenn auch nicht so richtig als möglich daneben ins Lateinische übersetzt.

Auch die deutsche Litteratur hat in die Schülerjahre Schillers schon ihre Strahlen geworfen. Aus dem Verkehr mit der Mutter waren ihm die geistlichen Lieder von Paul Gerhard, Uz und Gellert bekannt und lieb geworden: mehr aber als diese gemütlich-einfachen Sänger wirkte auf ihn Klopstock; sein Messias sowohl als die Oden, zumal die geistlichen, haben ohne Zweifel damals in dem ganzen protestantischen Süddeutschland große Verbreitung gehabt. Christophine bezeugt, daß Klopstock einer der ersten Dichter gewesen sei, die auf Schiller einen tiefern Einfluß geübt haben. Wir finden diesen Einfluß in einer Ode ‚An die Sonne' aus seinem vierzehnten Lebensjahre wieder, dem ältesten der von ihm selbst veröffentlichten Gedichte. Die Sprache und die Form, ohne Reime und in freien, antikisierenden Rhythmen, deuten auf Klopstock, und der Gedankenkreis ist ganz der, wie er im Elternhause vorherrschte und in den Gebeten des Vaters wiederkehrt: der Preis Gottes aus der Größe und Schönheit der Schöpfung.

Merkwürdig ist es nun aber, daß Klopstock durch seine schwächsten Erzeugnisse gerade die Saite schon in dem Knaben erklingen machte, der die gewaltigsten Klänge des Mannes entströmt sind: schon in dem Dreizehnjährigen regt sich der dramatische Trieb. Wir wissen, daß Schiller schon damals ein Trauerspiel ‚Die Christen‘ entworfen und jedenfalls in einzelnen Scenen ausgeführt hat. Der Vater selbst erwähnt in einem Briefe an den Sohn dieses Erstlingsstückes. Was der Inhalt gewesen ist, läßt sich nur vermuten; erhalten ist von dem Stück leider nichts. Man meint, daß eine Verherrlichung christlichen Märtyrertums die Absicht des jungen Dichters gewesen sei. So trafen hier Klopstocks christlich-geistliche Tendenzen mit denen des Hauses zusammen, um den geistigen Interessen des Knaben eine wesentlich religiöse Richtung zu geben.

So erscheint es durchaus natürlich, wenn die Absicht, Geistlicher zu werden, sich in Schiller immer mehr festigte. Auch erklärt sich so der besondere Ernst, mit dem er der Konfirmation entgegenging. Diese feierliche Handlung erfolgte Sonntag den 25. April 1772. Es hat sich ein Brief Schillers vom 21. April 1772 erhalten; er ist gerichtet an die in dem Verzeichnis des Marbacher Kirchenbuches als Sommerin bezeichnete Patin, die damals, wie es in der Adresse heißt, ‚Madame la Capitaine Stoll, née Sommer, à Louisbourg‘ war. Der Ton dieses Briefes ist zwar steif und sollte es auch wohl sein, da die ‚Wohlgeborene Frau, Insonders hochzuEhrenste theuriste Frau Pathin‘ Anspruch hatte auf einen besonders feierlichen Dank: dem zwischen den Zeilen Lesenden kann es aber nicht entgehen, daß das kein bloßes Ceremoniell ist, sondern daß den reifen Knaben in einer so wichtigen Lebensepoche ein deutliches und tiefes Gefühl des Dankes für Vergangenes und der Verantwortlichkeit für Zukünftiges beseelt.

Noch ein kleiner Zug aus jener Zeit ist uns überliefert. Wenige Tage vor seiner Konfirmation sah ihn die Mutter scheinbar sorglos und lässig auf der Straße sich ergehen, rief ihn herein und machte ihm Vorhaltungen, daß er der Wichtigkeit des bevorstehenden Augenblicks nicht eingedenk sei. Die Mutter hatte sich geirrt. Schmerzlich bewegt zieht er sich in sein Zimmer zurück; nach einigen Stunden bringt er den Eltern ein Gedicht, in dem er in lebendigem Wort seine Gefühle ausschüttete, so leidenschaftlich, so überschwenglich, daß der ruhige Vater ihm geantwortet haben soll: ‚Fritz, bist du närrisch geworden?‘ Das Gedicht ist uns leider nicht erhalten; es würde uns einen tiefen Blick in den Seelenzustand seines Verfassers gewährt haben. Daß es ein wahrer Ausdruck seiner Gefühle war, ist bei dem Wesen des Knaben zweifellos.

Nach der Konfirmation hatte Schiller noch ein Jahr lang die Lateinschule zu besuchen. Der Weg, den er nach dem letzten Landexamen gemacht haben würde, führte durch einen vierjährigen Kurs in einer niedern und höhern Klosterschule und durch einen fünfjährigen Kurs im Tübinger Stift. Schiller würde also im dreiundzwanzigsten Lebensjahre seine Studien abgeschlossen haben, er wäre Repetent am Stift oder Lehrer an einer Lateinschule geworden und dann nach wiederum einigen Jahren in den Besitz einer Pfarre gelangt. So war die Hoffnung der Eltern und des Sohnes.

Aber es war anders bestimmt.

Der Mann, der schon in des Vaters Schicksale bestimmend eingegriffen hatte, sollte alle jene Pläne durchkreuzen.

Herzog Karl Eugen hatte von den guten Leistungen des jungen Schiller vernommen, und da er damals nach brauchbaren Schülern für seine neugegründete Pflanzschule auf der Solitüde suchte, so warf er ein Auge auf den Knaben. Er befahl den Vater zu einer Audienz und fragte ihn, was der Sohn studieren solle. Der Vater antwortete, daß stets das Studium der Theologie für Fritz ins Auge gefaßt sei. Der Herzog erbot sich darauf, ihn ganz auf seine Kosten in der Pflanzschule ausbilden zu lassen, und verlangte, daß er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Vater Schiller, der wohl wußte, was ein solches ‚Anerbieten' im Munde des Herzogs zu bedeuten hatte, um so mehr, als kurz zuvor zwei Söhne seines nächsten Freundes von Hoven geradezu mit Gewalt zum Eintritt in die Schule gezwungen worden waren, wurde betroffen und gab eine ausweichende Antwort. Es muß ein schmerzlicher Augenblick gewesen sein, als der Vater zu Hause seiner Frau und seinem Sohne Mitteilung von dieser ‚Gnade' des Herzogs machte. Eltern und Sohn sahen die ganze wohlbereitete Zukunft in sich zusammenbrechen. Das Äußerste, was der Hauptmann Schiller wagen durfte, war, daß er die Antwort, die der Herzog gewünscht hatte, verzögerte, in der Hoffnung, die Sache würde im Sande verlaufen. Aber es dauerte nicht lange, da wurde er zum zweitenmale gerufen, um sich zu entscheiden. Dem Wunsche des Gewaltigen gegenüber, der die Schicksale seiner Unterthanen, Freiheit und Leben ganz in der Hand hatte, und von dem man allgemein wußte, daß er von dieser Macht den willkürlichsten Gebrauch machte, gab es kein Widerstreben. Er mußte Mutter und Sohn die Hiobspost bringen, daß er habe einwilligen müssen.

Am 10. Januar 1773 stellte der Professor Friedrich Jahn, Schillers alter Lehrer, der mittlerweile an die Militärschule berufen worden war, das Zeugnis aus: ‚Johann Christoph Friedrich Schiller, confirmiert, übersetzt die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische neue Testament mit zieml. Fertigkeit; hat einen guten Anfang in der lateinischen Poesie; die Handschrift ist sehr mittelmäßig.'

Am 16. Januar bezeugt der Medicus der Schule Dr. Storr: ‚Joh. Chr. Fr. Schiller, aus Marbach gebürtig, alt 13 Jahre, hat sich bei vorgenommener Untersuchung seiner Leibesbeschaffenheit, mit einem ausgebrochenen Kopf und etwas verfrörten Füßen behaftet, sonst aber gesund befunden.'

Am 17. erfolgte der Eintritt, und vom 18. Januar datiert die ‚Specification derjenigen Kleidungsstücke, welche der Eleve Schiller mitgebracht', ‚ein blaues Röcklen nebst Camisol ohne Ermel, 1 Paar Gehosen, 2 Manchet-Hemden, 4 pr. leinene Strümpf, 1 pr. Schu, 1 pr. Stiefel, 1 ord. Hut, Geldt: 43 kr., 15 Stück unterschiedl. lateinische Bücher.'

So waren die Würfel gefallen. Die ursprünglichen Lebenspläne waren zerrissen. Aber an die Stelle einer sicheren Laufbahn war eine nach menschlichem Dafürhalten ebenso sichere andere getreten.





Zweites Kapitel.

Der Karlsschüler.

Ein deutscher Fürst reichte dem jungen Goethe an der Schwelle der Mannesjahre die Hand und führte ihn auf die Höhe der Menschheit. In Schillers frühe Jugend hat auch eine deutsche Fürstenhand eingegriffen, aber rauh und wuchtig hat sie sich auf die Schulter des Knaben gelegt, das natürliche Wachstum hemmend. Es hat wohl so sein sollen: ohne den Druck äußerer Gewalten kennen zu lernen hat Goethe in Weimar dem ästhetischen Ideale der Schönheit sich hingeben können, durch die Jugendwerke Schillers aber, der an Ketten hat rütteln müssen, leuchtet das sittliche Ideal der Freiheit.

Nirgends in Deutschland ist die Fürstengewalt schlimmer mißbraucht worden, als in dem Württemberg des achtzehnten Jahrhunderts. Unter den Herzögen Eberhard Ludwig und Karl Alexander sind alle Leiden der Gewaltthat, Rechtlosigkeit, Erpressung über das unglückliche Land verhängt worden; gemeine Kreaturen, Wucherer und Schmeichler haben die Herrscher in Händen gehabt und sie zu jeder Schändlichkeit verführt. Eine Hoffnung auf bessere Zustände leuchtete auf, als im Jahre 1737 Karl Alexander starb. Sein Sohn Karl Eugen war noch minderjährig; eine vormundschaftliche Regierung brach mit dem Schlimmsten. Sie schickte den Knaben an den Hof Friedrichs des Großen, damit er in seiner Schule sich auf ein besseres Regiment vorbereitete. Und der preußische König hat große Stücke auf den Lehrling gehalten; als schon im Jahre 1744 die Mündigkeit des Sechzehnjährigen erklärt wurde, gab er ihm das Zeugnis, daß er wohl fähig sei, noch größere Staaten zu regieren, als die Vorsehung ihm anvertraut habe. Aber die guten Ratschläge, mit denen der „erste Diener seines Staates“ den Prinzen entließ, hielten nicht lange vor. Nach den ersten Regierungsjahren, in denen er die trefflichen Räte, die er vorgefunden hatte, noch gewähren ließ, erfolgte ein plötzlicher Umschlag. Die gewaltthätige, sinnliche Natur des Vaters brach in dem Sohne durch. Die guten Minister wurden verjagt, und schlechte Gesellen berückten durch teuflische Willfähigkeit den jungen Mann. Graf Montmartin, ein Charakter wie Marinelli in Lessings Emilia, weckte und erfüllte dem Herzog frivole Wünsche. Den militärischen Launen Karls huldigte der Oberst Rieger, indem er mit List und beispielloser Gewaltthätigkeit die Söhne

des Landes unter die Fahnen trieb. Der schamlose Emporkömmling Wittleder, vom Handwerksburschen zum Kirchenratsdirektor aufgestiegen, sorgte für die Füllung der herzoglichen Kassen, indem er ein förmliches Büreau für den Ämterverkauf einrichtete. So entschied Geld statt der Kenntnisse, und mehr und mehr wurden die Beamten- und Richterstellen mit gefügigen Werkzeugen der Günstlinge besetzt. Die Verfassung, nach der den Landständen das Steuerbewilligungsrecht zustand, wurde als nicht vorhanden angesehen: ungeheure Steuern wurden ausgeschrieben und mit Gewehr und Peitsche eingetrieben. Den Bauern blieb nicht einmal die Frucht des Feldes; was das in zahllosen Beständen gehegte Wild verschonte in Feld und Forst, das zertraten Meute und Jagdrosse. Und wehe dem Unglücklichen, der es wagte, mit mannhaftem Worte dem frevelhaften Treiben entgegenzutreten; für ihn öffneten sich die tiefen Kerker des Hohen Asperg oder des Hohentwiel, finstere Löcher ohne Bett, Stuhl und Tisch, in deren Moderluft weder Sonne noch Mond ihr Licht sandten. Während die Unglücklichen darbten, schwelgte der Herzog bei großartigen Festen, zu denen keine Art des Genusses fehlte. Die Millionen, deren Aufbringung den Bauernstand zerrüttete, wurden leichten Herzens ausgegeben für Theater und Ballet, für venetianische Nächte und luxuriöse Bauten.



Karl Eugen, Herzog von Württemberg.
Nach einer Photographie des jetzt im Besitze von Dr. Althof in Weimar befindlichen Originalgemäldes. — Unterschrift des Herzogs aus einem Erlaß von der Solitude vom 14. Aug. 1770 im Kgl. Archiv zu Ludwigsburg.

Endlich wurde aber doch dem geduldigen Volke das Treiben zu arg. Der Widerspruch regte sich an allen Ecken und Enden, zumal bei den Be-

wohnern der Hauptstadt, den nächsten Zeugen des Frevels. Der Herzog antwortete damit, daß er einen der aufrichtigsten Verfechter der Volksrechte in den Hohentwiel werfen ließ und daß er seine Residenz nach Ludwigsburg verlegte. Und um dem Volke zu zeigen, wie wenig er sich einschüchtern lasse, begann er den Bau des Prachtschlosses Solitude, zu dem Tausende von Fronen geleistet werden mußten.

Aber die Landstände ließen nicht nach: sie verklagten den Herzog bei Kaiser und Reich. Es muß doch den Allgewaltigen stutzig gemacht haben, als er sich, zumal auf Betreiben Friedrichs des Großen, gezwungen sah, einen Vergleich zu schließen, kraft dessen Montmartin und Wittleder abgesetzt und die Zahl der Truppen ganz erheblich vermindert werden mußten.



Markgräfin Friederike von Bayreuth, Karl Eugens erste Gemahlin.
Nach einer Photographie des Ölgemäldes von Antoine Pesne im Städtischen Museum zu Leipzig.

Aber eine dauernde Änderung würde dieses demütigende Vorkommnis nicht bewirkt haben. Sie sollte von anderer Seite kommen.

Nicht lange nach seinem Regierungsantritt hatte sich Karl mit einer Nichte Friedrichs des Großen, Friederike von Bayreuth, vermählt. Aber es zeigte sich bald, daß ihre Naturen nicht zu einander paßten; die feine und vornehme Frau konnte den derben Mann nicht fesseln, und je weniger ihn sein eigenes Heim anzog, desto begieriger stürzte er sich in den Strudel von Vergnügungen, deren Beschaffenheit die Gemahlin aufs tiefste verletzen mußte. Es kam zu heftiger Auseinandersetzung, die damit endete, daß die Herzogin in ihre Heimat zurückkehrte und nie wieder erschien. Eine andere Frau war bestimmt, auf Karl Einfluß zu gewinnen: Franziska von Leutrum, geborene von Bernardin. Der Herzog hatte sie zufällig kennen gelernt und schnell eine tiefe Neigung zu ihr gefaßt. Er zog sie, allerdings nicht ohne Gewalt, an sich, ließ sie zur Reichsgräfin von Hohenheim erheben und

gewährte ihr das höchste Vertrauen. Nach dem Tode seiner Gemahlin vermählte er sich mit ihr, so daß sie sich von 1786 an sogar ‚regierende Herzogin von Württemberg' unterschrieb. Der Einfluß dieser Frau ist erstaunlich gewesen. Der prachtliebende Herrscher wurde durch sie zum einfachsten Hausherrn bekehrt, sein jähzorniges aufbrausendes Wesen wurde zu einer gewissen Gemütlichkeit gemildert, dem Schwarm der Diener und Schmarotzer wurde der Laufpaß gegeben, und nur hin und wieder noch tauchte die alte Lust an lärmenden Vergnügungen wieder auf, um alsbald der Freude an der behaglichen Häuslichkeit Platz zu machen, die ihm Franziska bereitete. Der ungeschlachte Bär wurde zahm und sanft. Sein ‚Franzele' sein ‚Engele' nennt er die anmutige liebenswürdige Frau in zärtlichen Briefchen und es war ihm nicht möglich, ihr abzuschlagen, um was sie bat. Sie selbst war dafür verständig genug, mit ihren Bitten vorsichtig zu sein. Dem württembergischen Volke erschien sie als ein rettender Engel, denn sie lenkte den unermüdlichen Bethätigungstrieb des Gatten auf Gegenstände und Gebiete, die für das Land nützlich und ergiebig waren. Welche Umwandlung des ganzen Menschen ihr Einfluß zu Wege brachte, mag man aus dem herzoglichen Erlaß ersehen, der i. J. 1778 von allen Kanzeln



Franziska von Hohenheim.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes in der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale zu Stuttgart. — Unterschrift aus einem Briefe im Schillerhause zu Marbach.

verlesen wurde und in dem Karl gewissermaßen seinen Unterthanen Abbitte leistete für alles, was er ihnen Übles zugefügt hatte: ‚— — Da Wir aber Mensch seynd, und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben und auch vor das künftige bleyben müssen, so hat es nicht anders seyn können, als daß theils aus angebohrener menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntnuß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignüsse ergeben, die, wenn sie nicht geschehen, wohl vor jetzo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten.‘

Auf nützliche Veranstaltungen richtete sich hinfort das Streben des Herzogs. Und von diesen Veranstaltungen war die vornehmste die Einrichtung der später so genannten ‚Karlsschule‘. Diese Schule, auf der Schiller seine Jünglingsjahre verbracht hat, ist das Lieblingskind des Herzogs gewesen. Er hat viele Opfer an Zeit, Geld und Bequemlichkeit gebracht um sie zu erhalten und zu vervollkommnen, und mancher dunkle Schatten aus früheren Jahren ist durch dieses aufrichtige Streben für das Wohl seiner Unterthanen etwas aufgehellt worden.

Die Schule hat eine bewegte Geschichte. 1770, zur Zeit einer großen Hungersnot, ließ Karl 14 Knaben auf der Solitüde unterbringen, die für den Dienst in den herzoglichen Gärten unterrichtet werden sollten. Schon in den nächsten Monaten gesellten sich viele andere dazu, die er für das Musikcorps und für allerlei Handwerke ausbilden lassen wollte. Daraus erwuchs dem Herzog der Gedanke, die Anstalt zur Ausbildung sämtlicher Staatsbeamten zu erweitern, und im Jahre 1771 benannte er sie ‚Militärische Pflanzschule‘, wobei das Wort Militärisch mehr auf die nach soldatischen Grundsätzen gehandhabte Disciplin als auf die Thatsache ging, daß allerdings auch Offiziere dort ausgebildet werden sollten. Bedeutende Lehrer, wie der uns bekannte Jahn aus Ludwigsburg, wurden hinberufen. Aber der Ehrgeiz des Herzogs ging noch weiter; im Jahre 1773 wurde der Name der Anstalt wieder geändert, sie hieß nun ‚Militär-Akademie‘, und schon dieser Titel deutete an, daß sie sich zur Universität erweitern sollte. In der That wurden in diesem Jahre zwei Professoren des Rechts berufen, und im Jahre 1775, in dem der Sitz der Schule von der Solitude nach Stuttgart verlegt wurde, gesellte sich zu dieser juristischen Fakultät auch noch die medizinische, so daß alle landläufigen Universitätsstudien, mit Ausnahme der theologischen, für die Tübingen die berufene Stätte blieb, in der Akademie getrieben werden konnten. Diesen Veranstaltungen entsprach denn auch der stolze Name ‚Hohe Karlsschule‘, den die Akademie im Jahre 1781 erhielt.

In die ‚Militärische Pflanzschule‘ nun trat Friedrich Schiller in seinem vierzehnten Lebensjahre ein; er hat ihr und der Militärakademie bis zum Beginn des einundzwanzigsten angehört. Wir können nur vermuten, wie die Stimmung des zarten Knaben gewesen sein mag, als die Thore des Palastes sich hinter ihm schlossen: aus der warmen Gemütlichkeit des Elternhauses in die kalte soldatische Disciplin einer großen Anstalt, von Vater und Mutter hinweg, die den Regungen des Knabenherzens das Verständnis der Liebe entgegenbrachten, in eine Umgebung versetzt, in der jede feinere Rücksichtnahme durch die eiserne Regel des Verkehrs unmöglich wurde; von einem Lieblingsplane, dem er mit

der ganzen Warmherzigkeit erwachenden Thätigkeitstriebes angehangen hatte, für immer losgerissen und einer Laufbahn entgegengeführt, die er nicht kannte und liebte — wahrlich, es müssen trübselige Tage und Wochen gewesen sein, die der arme Junge hier zunächst verbrachte.

Gleich nach seinem Eintritt faßte ihn das Getriebe der Anstalt, und gerade in der Regelmäßigkeit und strengen Ordnung des Internatslebens lag doch auch wieder etwas Versöhnendes. Der Herzog hatte manches Zweckmäßige angeordnet. Schon das Gebäude der Solitüde bot in reichem Maße die ersten Bedingungen geistigen und körperlichen Wohlseins: Licht und Luft. Nicht in dem prachtvollen Schloß selbst, das, in zierlichem Rokokostil aufgeführt, von dem breiten Rücken des Berges in das gesegnete Land schaute, lag die Pflanzschule, sondern in einem der zahlreichen Flügelbauten, die gleich nach des Herzogs Tode abgebrochen worden sind. Speisesaal, Unterrichts- und Schlafsäle waren sehr geräumig. Die äußere und innere Verwaltung des Hauses lag in den Händen eines sehr gebildeten, umsichtigen und gewissenhaften Offiziers, des Obersten von Seeger. Sehr oft erschien der Herzog selbst, nicht selten seine Franziska am Arm führend, um nach dem Rechten zu sehen. Er betrachtete die Eleven als seine ‚Söhne‘, wenngleich er den Vorstellungen, die die meisten aus dem Elternhause von väterlicher Liebe und Güte mitbrachten, nur selten entsprach. Dieses Verhältnis war ihm so wertvoll, daß er sogar geflissentlich die Beziehungen der Schüler zu Vater und Mutter unterband; wie es denn beglaubigt ist, daß er einem Knaben die Erlaubnis verweigerte, an das Sterbebett seines Vaters zu eilen und dem Weinenden den zweifelhaften Trost zusprach: ‚Sei Er still, ich will Sein Vater sein.‘ Auch Schiller hat jahrelang, zumal seit der Übersiedelung der Anstalt nach Stuttgart, seine Eltern



Herzog Karl Eugen und Franziska von Hohenheim.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer Radierung in der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale zu Stuttgart. Vermutlich von dem Karlsschüler Johann Friedrich Knisel.

nicht besuchen dürfen. Daß der Herzog das Beste seiner Zöglinge wollte, ist nicht zu bezweifeln, und die meisten haben diesem guten Willen auch ein achtungsvolles Andenken durchs Leben bewahrt. Aber die Formen, in denen der gute Wille in die Erscheinung trat, haben manchen tiefen Seufzer zum Himmel steigen lassen. Die Lebensordnungen auf der Solitüde sowohl wie auch später in Stuttgart waren völlig die der Kaserne; ihre Übertretung wurde hart, mit Arrest, mit Maulschellen, ja mit Stockschlägen geahndet. Es kam vor, daß sogar der Herzog-Vater seine fürstliche Hand aufthat, um eine Maulschelle zu verabreichen. Dafür mochte es den Schülern doch nur einen geringen Trost gewähren, daß auch wieder Augenblicke unmittelbarer väterlicher Huld erschienen, in denen er z. B. den Knaben gestattete, auf dem Kutschwagen, in dem er mit Franziska nach Stuttgart fuhr, ‚dutzendweis wie kleyne Favorithunde hinten und vorn‘ aufzusitzen.



Silhouette Schillers.
Das älteste, erhaltene Bild, aus dem Nachlaß seiner Schwester Christophine. Nach eigener Photographie des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Roßwurm.

Solche ‚Vergnügungen‘ gehörten zu den Seltenheiten.

Von dem äußeren Leben und Treiben in der Anstalt berichten Augenzeugen in Wagners ‚Geschichte der Hohen Karlsschule‘. Die Schüler waren nach den Ständen streng geschieden; es gab Adlige, sogenannte ‚Cavaliere‘, und Bürgerliche. Nur den Unterricht hatten sie gemeinsam, beim Schlafen und Speisen waren sie getrennt. Je 50—60 gehörten zu einem Schlafsaal, der nicht nur nachts, sondern auch in den durch Unterricht nicht besetzten Stunden des Tages ihren Aufenthalt bildete. Jede Abteilung hatte in einem Hauptmann, einem Lieutenant und zwei Unteroffizieren ein reichliches Aufsichtspersonal. Die Betten standen in gleicher Linie. ‚An jeder Bettstelle hing ein hölzernes Täfelchen, worauf der Name des Besitzers geschrieben war. — Alle Morgen mußten die Betten in gleicher Höhe gebettet und sogar die Betttücher in gleicher gerader Linie umgeschlagen werden. Neben den Schlafsälen war der Rangiersaal, an welchem der Speisesaal angebaut war, und die Lehrsäle.‘ Im Sommer wurde um fünf, im Winter um sechs Uhr aufgestanden. Dann marschierten die jungen Leute paarweise in den Saal zur Frühsuppe; wenn jeder neben seinem Stuhl stand, kommandierte der Oberaufseher Halt! und mit einer scharfen Rechts- und Linkswendung trat jeder an seinen Stuhl. Darauf ertönte das Kommando ‚zum Gebet!‘ Alle falteten die Hände auf der Brust, und einer der Jüngsten, unter welchen es der Reihe nach umging, trat auf die in der Mitte des Saales stehende Kanzel und sprach den

Morgensegen. Am Schluß des Frühstückes wiederholte sich das Gebet, nur mußten jetzt alle die Hände emporhalten und durften sie erst beim Amen senken. Wieder erschallten Kommandos: Rechts- und linksum! Marsch! Alle begaben sich unmittelbar in die Lehrsäle. Mit dem Schlage elf endigten die Lehrstunden, und die Schüler gingen in die Schlafsäle, wo nun Kleider, Schuhe und besonders die Haare in Ordnung gebracht wurden, was keine Kleinigkeit gewesen sein mag, da der Herzog verlangte, daß bei allen, trotz der verschiedenen Körpergröße, das Zopfende genau in derselben Höhe liegen mußte. Das natürliche Haar wurde rechts und links von dem kahlgeschorenen Scheitel in sogenannten ‚Papilloten' zusammengerollt getragen, auf deren Symmetrie das größte Gewicht gelegt wurde. Dann wurde in zwei Gliedern rangiert und in einem förmlichen Appell von den Aufsehern der Anzug auf alle Einzelheiten hin angesehen und die Zopflinie berichtigt. Wehe dem Unglücklichen, der auf einer Nachlässigkeit ertappt wurde; das ‚Billet' darüber mußte er im Speisesaal im Knopfloch tragen und konnte sich glücklich schätzen, wenn er mit der reglementsmäßigen Strafe des Fastens oder des Arrestes davonkam und von der fühlbaren Hand Serenissimi, die in solchen Fällen recht locker saß, verschont blieb. Beim Mittagessen, das meistens in Gegenwart des Herzogs gehalten wurde, wiederholten sich die mechanischen Formen, die wir geschildert haben; war der Herzog zugegen, so durfte niemand sich eher setzen, als bis jener die Worte ‚dinez messieurs' gesprochen hatte. Bis zwei Uhr wurde spaziert oder, bei Regenwetter, im Hause exerziert und voltigiert. Von zwei bis sechs war wieder Unterricht, von sechs bis sieben sogenannte Erholungsstunde, um sieben Uhr Abendessen, und um neun Uhr mußte alles zu Bett sein. Aufseher machten die Runde, um sich zu überzeugen, daß, abgesehen von den außen an den Fenstern angebrachten Nachtlampen, kein Licht mehr brannte.



Schiller als Karlsschüler.

Original, einst im Besitze des Intendanten Oberst von Seeger, jetzt in der Königl. Bibliothek zu Stuttgart.

In dieses mußelose Schema sich zu finden, war für lebhaftere Knaben und Jünglinge eine furchtbare Aufgabe. ‚Es wird einem nicht wohl zu Muthe, Menschen wie Drahtpuppen behandeln zu sehen', schrieb Charlotte von Lengefeld in ihr Tagebuch, als sie auf der Reise nach der Schweiz die Karlsschule besichtigt hatte. Glücklicherweise traf das Sprichwort von der heißen Suppe auch hier zu. Es gab allerlei Mittel und Mittelchen, der allzu strengen Ordnung

ein Schnippchen zu schlagen. Die Nachtarbeit war streng untersagt, gerade deshalb wurde sie von vielen Eleven, darunter auch Schiller, um so eifriger betrieben, sei es, daß man aus dem gesegneten Schlaf der Aufseher Nutzen zog, sei es, daß man durch erheuchelte Krankheit sich das Vorrecht einer Lampe verschaffte. Verbotene Bücher wurden, allen Revisionen zum Trotz, eingeschwärzt; und auch allerlei Genußmittel, die gerade durch das Verbot paradiesischen Reiz erhielten, wie Kaffee und Tabak, fanden ihren Schmuggelpfad über die heilige Schwelle. Den leidigen Gebrauch des Schnupftabaks hat Schiller von hier mit ins Leben hinübergenommen; ebenso die erst in späten Jahren abgelegte Gewohnheit des nächtlichen Arbeitens, die seiner Gesundheit so schädlich geworden ist.

Wir wollen nicht verschweigen, daß, nachdem die Akademie nach Stuttgart verlegt worden war, wie in wissenschaftlicher, so auch in erzieherischer Hinsicht einzelnes anders wurde, so besonders, daß jedem Zöglinge ein Stück Gartenland zur beliebigen Bebauung gegeben wurde.

Einmal im Jahre wurde das einförmige Leben unterbrochen durch eine vierzehntägige Pause: die Zeit der öffentlichen Prüfungen und der Preisverteilung. Der Herzog selbst präsidierte diesen Festlichkeiten, die mit Aufzügen, pomphaften Reden und allerlei andern amüsanten Zuthaten verbunden waren. Alles erschien im festlichen Kleide, die Schüler in ihrer besten Garnitur, blauen Uniformröcken, hellen Beinkleidern, Dreimaster und Federbusch, die Beamten und Offiziere in den glänzenden Hof- und militärischen Trachten. Klopfenden Herzens erwarteten Schüler und Eltern den großen Augenblick, da der Herzog mit eigener Hand den Gekrönten die Preise reichte und sie zum Hand- oder Rockschoßkuß zugelassen wurden. Diese Preisverteilung, eine Einrichtung ganz nach französischem Muster, bildete einen wichtigen Bestandteil der Erziehung und des Studienbetriebs: eine hochgradige Anstachelung des Ehrgeizes nennen fast alle Schüler als wesentliches Kennzeichen des Unterrichtes auf der Karlsschule. Eine Fülle von Preisen gab dem Ehrgeiz der Schüler den Sporn, und es konnte sogar für besonders Glückliche eine Häufung von Preisen eintreten: wem ihrer acht auf einmal zuerkannt wurden, der trat in die Klasse der Grands Chevaliers ein und hatte hinsichtlich der Behandlung und der Speisen besondere Vorrechte. Von Prunk und Flitter hatte sich der Herzog doch noch nicht so ganz losgemacht. Und was sollen wir dazu sagen, daß mitunter den Fremden auf die gröblichste Art Sand in die Augen gestreut wurde: ein Zögling hat erzählt, daß man besuchenden Fürstlichkeiten die Schlafsäle mit herzoglichen Betten ausgestattet zeigte, die zu diesem Zwecke früh hineingeschafft und abends wieder weggeräumt wurden.

Den Einfluß, den die pädagogischen Einrichtungen der Militärakademie auf Schiller geübt haben, abzuwägen, ist außerordentlich schwer. Die Urteile der Biographen gehen weit auseinander: während die einen alle Einrichtungen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des eigentlichen Unterrichts, verurteilen und es für Schillers Entwickelung als viel besser ansehen, wenn er niemals die Schwelle dieser Anstalt überschritten hätte, gibt es andere, die sich zu lebhaften Verteidigern der Einrichtung aufwerfen. Schiller selbst hat sich wohl der ersten

Auffassung zugeneigt; im Jahre 1789 schrieb er an seine Schwägerin Karoline: ‚Durch eine traurige düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle.‘ In einem Briefe an Körner spricht er von der ‚wahnsinnigen Methode seiner Erziehung‘. Wenn Schiller sich durch die großen menschlichen Tugenden ausgezeichnet hat, die das deutsche Volk seit Geschlechtern an ihm verehrt, so neigt unsere Ansicht dazu, der Karlsschule an der Entwickelung dieser Eigenschaften gar kein oder höchstens ein negatives Verdienst zuzuschreiben. Die vornehm großherzigen Gesinnungen hat er trotz der Einflüsse



Prämienverteilung in der Karlsschule.
Gezeichnet von V. Heideloff. Gestochen von N. Heideloff (beide Karlsschüler).
Nach einer photographischen Aufnahme des Stiches (verkleinert).

des Herzogs und seiner Schule behalten, nicht durch sie sind sie gefördert worden. Wir können die Karlsschule nicht davon lossprechen, daß sie in kleinlichem, engherzigem Geiste geleitet wurde, daß sie nicht auf Vertrauen und Neigung, sondern auf Furcht und Zwang ihre Arbeit aufbaute, daß sie leider sogar Regungen in den Schülern benutzte, die jede halbwegs vernünftige Pädagogik als höchst bedenklich und schädlich verurteilen muß; und der Herzog, der schon an diesen Dingen durch seine Anordnungen die Schuld trug, hat oft in persönlichem Eingreifen Proben von pädagogischem Ungeschick gegeben, die zum Himmel schreien und gegen die selbst die nicht zu bestreitende Thatsache federleicht wiegt, daß er wirkliches Interesse für die Anstalt und im allgemeinen auch gute Absichten mit den Schülern hatte. Man höre. Eines Tages hatte eine Mutter ihrem Sohn einen Korb mit Zuckergebäck geschickt, der gegen das ausdrückliche Verbot

des Reglements, man weiß nicht wie, in die Hände des Knaben gelangte. Dieses Delikt wurde von einem der Aufseher, deren Spürnasen gerade die harmlosesten Paschereien am ersten witterten, entdeckt und dem Herzog gemeldet. Der Herzog befahl dem armen Jungen, sich an den Schreibtisch zu setzen, und diktierte ihm einen Brief an die Mutter, ‚in welchem ich (so heißt es in dem Bericht des Zöglings selbst) ihre mütterliche Zärtlichkeit höchst beleidigte und in den bittersten Ausdrücken ihr das noch übrig gebliebene Confekt zurückschickte‘! Aus solchen Handlungen muß, wer sehen will, erkennen, daß dem Herzog Karl Eugen trotz aller pädagogischen Experimente und Liebhabereien zum Erzieher die ersten Vorbedingungen fehlten.

Einem seiner Mißgriffe, von dem wir in diesem Zusammenhange berichten wollen, verdanken wir sehr merkwürdige Dokumente für Schillers Entwickelung. Der Herzog stellte mitunter den Schülern selbst Fragen und Aufgaben und liebte es besonders, die einen über die andern ihre Urteile aussprechen zu lassen. So gab er z. B. im Jahre 1774 die Frage: Wer ist unter euch der Geringste? Der Beantwortung auszuweichen, war nicht möglich, so sehr es jeder bessern Natur widerstreben mußte, auf diese Weise zu einer Art Denunziation schreiten zu müssen. Schiller entledigte sich der unangenehmen Verpflichtung in einer Reihe lateinischer Distichen, die zwar nicht durch prosodische Schönheit ausgezeichnet sind, dafür aber für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, inhaltlich um so merkwürdiger sind. Eine größere Gruppe der Befragten hatte sich geeinigt, übereinstimmend einen gewissen Karl Kempff zu nennen, der allerdings ein Ausbund von Schlechtigkeit war, seine Mitschüler belog und durch sein rüdes Benehmen sich alle Sympathien verscherzt hatte. Indem sie so eine allgemein bekannte Thatsache mitteilten, glaubten sie sich der Schwere der Verantwortlichkeit entziehen zu können und besonders auch dem Mitschüler nicht noch neues Leid zuzufügen. Schiller, dessen offenem und edlem Sinn das Verlangen des Herzogs gleichwohl doppelt peinlich war, erledigte den Befehl des Gewaltigen mit rühmenswertem Freimut. Er sagt es offen, daß die Forderung sehr schwer sei, und läßt klar durchfühlen, daß ihre Erfüllung ein mißliches Ding sei. Doch muß er sich fügen, aber er beruft sich darauf, daß das Wohl der Schüler die einzige Sorge des Herzogs sei, und gibt so der Verwendung seines erzwungenen Urteils eine leicht fühlbare Beschränkung. Und um dem gehässigen Schein zu wehren, fügte er am Schlusse hinzu, daß er auf die Besserung Kempffs zu hoffen Anlaß habe.

Diesem lateinischen Gedicht läßt sich eine umfangreichere Schrift an die Seite setzen, die auch aus dem Jahre 1774 stammt und die Beantwortung ähnlicher Fragen enthält. Diesmal war von jedem Schüler eine Charakteristik der nächsten Mitschüler und zum Schluß seiner selbst verlangt worden. Dabei waren gewisse Rubriken gegeben, die auf alle Fälle ausgefüllt werden mußten und die zu umgehen schlechterdings unmöglich war, so z. B., wie der Beurteilte sich zum Christentum verhalte, wie sein Fleiß sei, seine Reinlichkeit, sein Verhalten zu Lehrern und Mitschülern, worauf seine Neigungen gingen u. s. w. Ganz besonders verfänglich mochte die erstgenannte Frage sein. Schiller

Dux Serenissime!

Obsequium verum Tua jussa paterna per omnem
Vitam patrandi pergrave poscit opus.
Prodere consocii mores, est ponderis hercle,
Dicere quis vitiis deditus ille siet.
Sed Tu jussisti; Tua circumspecta voluntas
Fert, cujus cura est nil nisi nostra salus.

Sicut ego credo Carl L.... est pessimus omnis
Ordinis et vitiis deditus usque malis.

Defraudans socios, rudis, ignarusque, magistros
Et quamquam indoctus spernit et odit idem.

Prædita tota quidem vitiis divisio, vivit
Ille tamen socios continuando suos.
O utinam possem nullum Tibi dicere, Princeps!
Indignum tanto Patris amore boni.
Sed mihi spes superest, mutabit tempore mores.
Et tandem admonitus desinet esse malus.
Quærimus o Princeps, tanto dignere favore
Nos, quantum immeritis antea sponte dabas

His precibus
ad pedes Tuos
Serenissime Dux
sese submittit.

Schiller.

rettet auch hier sein Gewissen. Wohl strömt auch dieses Schriftstück über von Redensarten der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen den Herzog, der in seinem Reglement zwar keine ‚knechtische Forcht‘, wohl aber verlangt hatte, daß die Schüler ‚von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen, bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit von sich blicken lassen sollten‘. Wir dürfen also die Ausdrücke jener ‚reinsten Ehrforcht‘ auch bei Schiller nicht zu ernsthaft nehmen, eben weil sie erzwungen waren. Dafür aber spricht ein schöner ernster Mut aus den Worten des Knaben: ‚Allein, durchlauchtigster Herzog, ich verwerfe doch einige Punkte Ihres Befehls, ich verwerfe sie und seufze zugleich über meine Schwachheit. Ich fühle mich zu klein, zu urteilen, ob jener das Christentum hochschätze und ausübe,



Schloß Solitüde.

ob dieser es verachte, ob er es fliehe: ich sehe es als ein Werk an, welches nur göttliche Allmacht, nur göttliche Allwissenheit ausführen können. Aber selbst das ganze Unterfangen der Beurteilung seiner Nächsten setzt er ausdrücklich auf das Gewissenskonto des Fürsten, dessen ‚Ruf‘ stark genug sei, ‚ihm einen Verspruch, ein Werk abzufordern, welches er sonsten für unmöglich hielt‘. In seinen Urteilen über die Mitschüler zeigt der Knabe die Offenheit, die eben verlangt wurde und der wir auch in den noch erhaltenen Berichten der übrigen Schüler begegnen. Zum Schluß entledigte er sich der schwierigsten Aufgabe, der Selbstcharakteristik. Wir fühlen, daß der Herzog gewisse Dinge durchaus zu hören wünschte, so besonders die Betonung seiner väterlichen Gesinnungen auf Kosten der eigenen Eltern. Es ist das etwas ungemein Häßliches in dem Walten des Tyrannen, und es thut einem in der Seele weh, den armen Knaben sagen zu hören: . . . ‚Dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir

erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen'; wir fühlen durch, wie er nach dem Ausdruck gerungen hat, der den Gedanken so abtönte, daß er sich mit der Liebe zu seinen Eltern noch in einigen Einklang setzen ließ. Denn man bemerke, daß das Wort ‚schätzbar' in Verbindung mit dem Schlußsatz, der lediglich auf die größere reelle Macht des Herzogs sich bezieht, dem Verhältnis doch mehr den einseitigen Stempel der Nützlichkeit aufdrückt. Was Schiller von seinem eigenen Charakter sagt, ist voll Harmlosigkeit und Offenheit und stimmt zu dem, was seine Mitschüler über ihn selbst berichten. Die Stellen sind zu merkwürdig, als daß ich sie nicht selbst hierhersetzen sollte. Er beruft sich auf das Zeugnis seiner Freunde. ‚Sie werden mich eigensinnig, hitzig, ungeduldig hören müssen, doch werden dieselben Ihnen auch meine Aufrichtigkeit, meine Treue, mein gutes Herz rühmen. Aber, durchlauchtigster Herzog, die schönen Gaben, die ich habe, habe ich bisher nicht so angewendet, als es mir meine Pflichten auferlegt haben. Nun sehe ich mich von der Unzufriedenheit gedrückt, die ich verdiene, allein ich kann doch einigermaßen Entschuldigung finden; denn wann der Körper leidet, so leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesschwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen. Ebenso habe ich Reinlichkeit am Körper bisher nicht so beobachtet, als es meine Schuldigkeit gewesen.' Zum Schlusse bricht durch den erzwungenen demütigen Bericht ein resigniertes Wort durch, das uns ein Schlaglicht wirft auf das, was in der Seele des Knaben immer noch wühlte — den Schmerz um eine entrissene Hoffnung! Der Herzog wisse doch, daß er sich der Jurisprudenz ‚mit Munterkeit' hingegeben habe, und er hoffe, ‚durch dieselbe seinem Fürsten dereinst dienen zu können', aber ‚weit glücklicher würde ich mich halten, wann ich solches als Gottesgelehrter ausführen könnte'. Ungehört verhallte dieser Stoßseufzer, der letzte schmerzliche Nachklang der Lebensträume, die in den grünen Wäldern von Lorch entstanden waren.

Da wir einmal in diesem Zusammenhange von der Selbstcharakteristik Schillers sprechen, mag auch der Urteile der andern Schüler über ihn gedacht werden. Der Herzog hat sie später von seinem Geheimsekretär zusammenstellen und ein Gesamtergebnis daraus ziehen lassen: dieses Ergebnis, daß bei der merkwürdigen Übereinstimmung der Antworten nicht schwer zu finden war, gestaltete sich so: ‚Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven gleich und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, und zwar bei Schiller auf die tragische, bei dem von Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand; ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, liest beständig Gedichte. — Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr, wie andere, hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll.; Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. — Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. — Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. — Hat einen



Erz. Erklärungen einiger Ausdrücke.

1. Natürlich: nennt man, was sich leicht, als auch möglich denken läßt. Unnatürlich ist, was nicht so vorgestellt ist, wie man es in der Natur antrifft, oder wie es ganz wohl ohne Nachtheil seiner ~~Vollk~~ Vollkommenheit sein könnte.

2. Gezwungen, affectirt, gekünstelt nennt man etwas, wenn man ihm die Mühe, die es gekostet hat gleich ansieht, oder, wenn eine ängstlich gesuchte Ordnung zu ... in d. [illegible]

Werk, nennet man artig, wenn es in einem hohen Grade natürlich und mit einer einnehmenden Nachläßigkeit verbunden ist.

Beispiele von [illegible], was in hohem Grade natürlich ist, besonders auch in Absicht der Schreibart, findet man häufig in Gellerts, Gleims, Leßings, und Geßners Schriften.

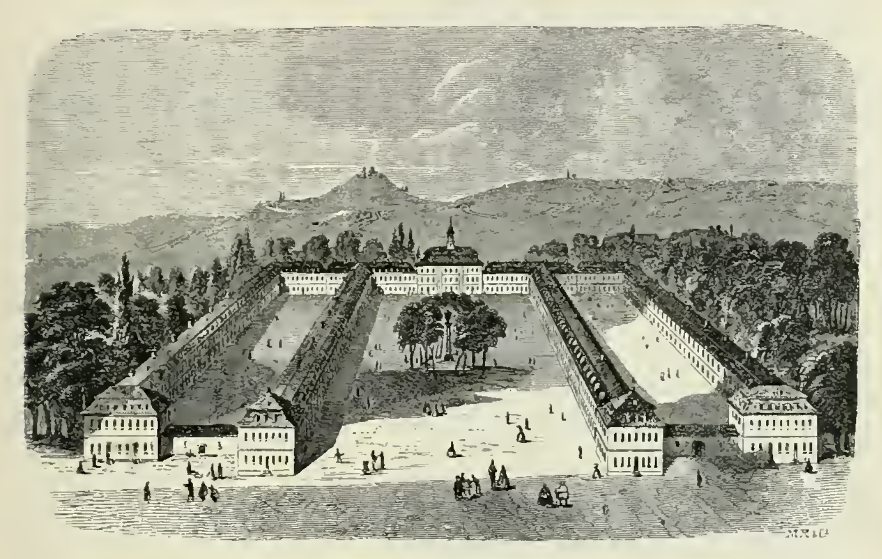
Aus Schillers Schülerheft.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Hang zur Theologie. — Wendet seine Gaben nicht gut an.‘ Man sieht, nur der letzte Satz steht im Widerspruch mit dem allgemeinen Inhalt der meisten Urteile, und auch hierbei müssen wir die oft langen Krankheiten, die Schiller durchzumachen hatte, zur Erklärung heranziehen. Außerdem ist allerdings aus den Akten der Karlsschule zu ersehen, daß er im ersten Jahre seines Aufenthaltes Schwierigkeiten gefunden hat, sein Verhalten der Schablone der Anstalt anzupassen. Seine ‚Konduite‘ ist in den Jahren 1773—74 meist ‚mittelmäßig‘. Auch von manchen Strafen wird berichtet: zwölf Stockschläge, weil er sich Wecken auf Borg gekauft hatte, ein Billet, weil er mit einem andern Eleven von einer ‚Reinigungsmagd‘ Kaffee sich hatte zustecken lassen, und mehrere Billets wegen Mangels an Reinlichkeit, worunter indes weniger die landläufige



Die Militärakademie (Hohe Karlsschule) in Stuttgart.

Reinlichkeit, als die peinliche Vorschriftsmäßigkeit des Anzugs und der Zöpfe zu verstehen sein wird.

Auch die Urteile der Lehrer über seine ersten Studien in der Akademie liegen uns noch vor. Nach ihnen ist er in den ersten Jahren kein glänzender Schüler gewesen. Zunächst, 1773, wurde er in denselben Fächern weiter unterrichtet, die er in Ludwigsburg betrieben hatte: nur das Griechische trat neu hinzu. Und nur in diesem neuen Fache hat er einmal einen Preis errungen. Sonst gingen die Censuren kaum über ‚mittelmäßig‘ hinaus; in den ausführlichen Urteilen wird ihm langsames und zerstreutes Wesen vorgeworfen; darum befindet er sich auch bei der Lokation nicht unter den ersten, vielmehr ist er sogar im Jahre 1775 der letzte gewesen. Denn auch die Jurisprudenz, die seit 1774 zu den andern Fächern hinzutrat, vermochte ihm kein sonderliches Interesse abzugewinnen. Doch ist er wegen ‚Trägheit‘ nicht bestraft worden, und es ist anzunehmen, daß er die vorgeschriebenen Arbeiten hinreichend erledigte. Nur an den Religions=

stunden fand er Geschmack: das Zeugnis des Religionslehrers ist denn auch das günstigste von allen. Wo der Grund dieser bei Schillers außerordentlicher Begabung doch so geringen Schulerfolge liegt, kann nicht zweifelhaft sein: abgesehen von den erwähnten Krankheiten müssen wir ihn in dem oben citierten Worte eines seiner Kameraden finden: „liest beständig Gedichte“. Die trockene Übermittelung eines in den meisten Fächern sehr äußerlichen Wissens konnte den lebhaften Knaben nicht reizen; in seinem Kopfe lebten Bilder und Gedanken anderer Art. Die Phantasie that ihre ersten Flügelschläge, es gärte und keimte schon gewaltig in der jungen Brust.

In diesem Gegensatz zwischen äußerlich auferlegten Pflichten und innerer Neigung muß sich der Knabe nicht wohl gefühlt haben, und es mag doch wohl eine freundlich verhüllende Kritik gewesen sein, wenn jener Freund von ihm sagte, daß er „ganz mit seinem Schicksal zufrieden“ sei.



Jakob Friedrich Abel.
(Altersbild.)

Glücklicherweise trat in dieser Zeit, 1775, ein Ereignis ein, das mit der äußern auch eine innere Wandlung in Schiller veranlaßte. Herzog Karl verlegte, wie wir schon erzählt haben, seine Akademie nach Stuttgart und nahm zugleich eine Erweiterung vor: zu der vor zwei Jahren gegründeten juristischen trat eine medizinische Fakultät hinzu. Und als die Frage an die Schüler erging, wer in diese Fakultät übertreten wolle, da meldeten sich Schiller und sein intimer Freund von Hoven unter den ersten.

Die Jurisprudenz, die in außerordentlich geistloser, nur auf das Formelhafte gerichteter Weise vorgetragen wurde, hatte Schillers lebhaften Widerwillen erregt: die Medizin lockte ihn zwar auch stofflich nicht sehr, doch erwartete er immerhin von ihr mehr Anregungen. Besonders aber hatte er das deutliche Gefühl, in den bisher betriebenen Disciplinen so sehr von den andern überflügelt zu sein, daß ihm ein neues Gebiet, auf dem alles frisch zu beginnen war, sehr willkommen sein mußte. Dem Vater war der Studienwechsel nicht lieb, schon um des äußern Umstandes willen, daß er die notwendigen recht teuren Bücher beschaffen mußte; auch mochte er in dem Schwanken des Sohnes ein unerfreuliches Charakterzeichen vermuten. Indessen war es ihm doch tröstlich, daß sich auch in dieser Laufbahn das Versprechen des Herzogs, dem Sohne eine gute Versorgung zu teil werden zu lassen, erfüllen konnte. Dem Herzog aber

machte es Vergnügen, für die neue Fakultät auch Studierende zu gewinnen — nur sieben Eleven hatten sich zunächst zur Medizin gemeldet. Schiller hat dem medizinischen Studium mit eisernem Fleiße obgelegen; die noch vorhandenen Abhandlungen bezeugen das; aber seine starke Reflexion und seine Neigung zur spekulativen Verknüpfung der Ideen haben auch in diese Abhandlungen manche der ‚exakten‘ Wissenschaft fremde Gedanken hineingetragen. Wir werden dieser physiologischen Erstlingsschriften nachher noch Erwähnung thun.

Bevor wir von den Einflüssen sprechen, die Schiller in (und vielfach trotz) der Militärakademie in diesen Jahren für seine dichterische Entwickelung erfahren hat, müssen wir noch einen Blick thun auf die Menschen, zu denen ihn die Schule in nahe Beziehungen brachte.



Balthasar Haug.

Ein ganz eigenartiges Verhältnis bestand zwischen den Lehrern und den Eleven. Dadurch, daß den Lehrern keine eigentliche Strafgewalt zustand, die lediglich von dem Herzog und den Offizieren geübt wurde, fehlte ein wesentliches Moment der Entfremdung und Spannung. Außerdem war auch ein gewisser natürlicher Gegensatz vorhanden zwischen den wissenschaftlichen Lehrern und den militärischen Aufsehern, und in diesem Gegensatze stand selbstverständlich die Sympathie der Schüler auf Seiten der Lehrer. Die meisten Lehrer waren jüngern Alters, worauf der Herzog nicht ohne Absicht gesehen hatte, und der Abstand zwischen ihnen und den ältern Schülern war in vielen Fällen nur gering. So ist die selten gefundene und schöne Erscheinung zu erklären, daß zwischen Lehrern und Schülern vielfach eine eigentliche Freundschaft bestand. Natürlich hing da alles von der Persönlichkeit ab. Schiller hat zu einzelnen Lehrern in einem Verhältnis der aufrichtigsten Verehrung gestanden, trotz seiner mangelhaften wissenschaftlichen Fortschritte. Ganz besonders war das der Fall zwischen ihm und dem schon seiner Familie bekannten Professor Abel, ohne Zweifel dem anregendsten aller Lehrer, der durch seine schwungvolle ideale Auffassung des Stoffes (Philosophie) das Herz des jungen Eleven im Sturme erobert hatte. Wir nennen neben Abel noch Balthasar Haug, den Herausgeber des ‚Schwäbischen Magazins‘, den Historiker Schott, den trefflichen Philologen Nast, durch dessen Vorlesungen Schiller, allerdings wohl nur oberflächlich, mit Homer bekannt wurde, und Drück, der ihm die genauere Bekanntschaft mit Virgil vermittelte. Das Französische unterrichtete Uriot, ein älterer Herr von gutem Vortrag und ausgedehnten litterarischen Kenntnissen.

Wichtiger noch für die Charakterentwickelung war der Verkehr mit den Schulgenossen. Knaben- und Jünglingsfreundschaften haben in geschlossenen Anstalten eine ganz andere Bedeutung, als in Externaten, wo der eigentliche Boden und Schauplatz des Verkehrs außerhalb der Schule liegt. Das tägliche und stündliche Zusammenleben läßt jeden Augenblick den Austausch von Gedanken und Empfindungen zu, und es entsteht dadurch ein Zusammenhang des Verkehrs, den sonst nur noch die Familie zu bieten vermag.

Schiller war eine sehr gesellige Natur; ‚bequem gesellig‘ nennt Goethe den reifen Mann in dem Epilog zur Glocke; er besaß wie wenige Deutsche die Kunst des Gespräches, und jeder geistig angeregte Mensch fühlte sich in seiner Gegenwart, bei seinem Wort geheimnisvoll gehoben und angezogen. Über seine nicht schönen Züge ging es wie ein freundliches Licht, wenn er zu sprechen begann, und niemand konnte sich dem Zauber seines Auges und seiner liebenswürdig beredten Lippe entziehen. Diese Kräfte wirkten schon damals in der Karlsschule; er hat, soviel wir wissen, keinen Feind unter den Eleven gehabt, mit fast allen, die zu seiner Abteilung gehörten, hat er im Verkehr gestanden, und wie er selbst von denen geschätzt wurde, die ihm nicht eigentlich nahetraten, zeigt uns die opferwillige Hilfe, die ihm in einem der kritischen Augenblicke seines Lebens durch einen halb Fremden, Wilhelm von Wolzogen, zu teil geworden ist.



Johann Rudolf Zumsteeg.

Die Zahl derer, mit denen Schiller mehr oder weniger intim verkehrte, war sehr erheblich; alle haben ihm durchs Leben ein treues Andenken bewahrt. Da war Dannecker, schwärmerisch begeistert für Schiller, der später berühmte Bildhauer, der das Antlitz des großen Freundes nachher in seinem Meisterwerke ‚lebig‘ gemacht hat und dessen Briefe rührendes Zeugnis von seiner neidlosen bewundernden Hingabe ablegen; neben dem Bildhauer der Maler Heideloff, dessen Zeichnung der Scene, wie Schiller seinen Akademiefreunden die Räuber vorliest, wir unsern Lesern mitteilen; er war nicht von der selbstlosen Hingebung wie Dannecker, sondern hat jene Zeichnung benutzt, um sich selbst eine Wichtigkeit in jenem Kreise beizulegen, die er in der That nicht besessen hat. Und um noch eine dritte Kunst zur Geltung kommen zu lassen, erwähnen wir den biedern und begabten Musiker Zumsteeg, der dem Worte des bewunderten

Freundes die Schwingen seiner Kunst lieh. Diesem Kreise gehörte auch Haug an, der Sohn des schon erwähnten Professors, der nachherige bedeutende Epigrammendichter, den Schiller recht lieb gehabt hat und dessen selbstgedichtete Grabschrift ihn gut kennzeichnet:



Schiller den Karlsschülern im Bopser Wäldchen die Räuber vortragend. Gemalt nach einer Skizze des Karlsschülers Heideloff.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Er, der hier ruht,
War froh und gut.
Einst, hoff' ich, taug's
Zur Grabschrift Haugs —

und Elwert, mit dem Schiller frühe Kinderfreundschaft schon aus der Lorcher Zeit verband. Den engsten und vertrautesten Kreis um Schiller aber bildeten Wilhelm von Hoven, mit dem er schon in Ludwigsburg verkehrt hatte, Friedrich

Scharffenstein und Wilhelm Petersen. Dichterische Neigungen waren das Band zwischen diesen vieren. Hoven las nicht nur ‚die besten Dichter‘ mit Eifer, sondern war auch von beträchtlicher Produktivität, wie er denn z. B. nach dem Erscheinen von Goethes Werther sich in Romanen versuchte. Schiller schätzte seine geistigen Fähigkeiten in gleichem Maße wie seinen vornehmen stolzen Charakter. Bis an seinen Tod hat er mit ihm in Briefwechsel gestanden, und die Autobiographie Hovens setzt zugleich dem berühmten Freunde ein treffliches Denkmal. Petersen wird von Schiller als ein ‚lieb- und hilfreicher Freund‘ geschildert, der, wo man ihn kannte, Vertrauen genoß. Seine Neigung ging besonders zur Philosophie, zu einer reflektierenden Betrachtung der Dinge, die auch schon dem jugendlichen Schiller eigen war. Von einem Epos, ‚Konradin von Schwaben‘, das Petersen geschrieben hat, wird nur berichtet, gedruckt ist es nicht; wohl aber hat er eine Übersetzung des Ossian veröffentlicht. Er wurde später Bibliothekar in Stuttgart, und als er 1815 starb, widmete ihm sein Akademiegenosse Haug einen Nachruf, aus dem wir herausfühlen, daß er den Freunden lieb war, und der mit dem Distichon schließt:

> Ach, dein Wundergedächtnis, dein Scherz, dein geistiger Reichtum,
> Dein sokratischer Ton sind nun auf immer dahin!

Jahre hindurch war der intimste Freund Schillers Georg Friedrich Scharffenstein, ein junger Elsässer, Halbfranzose, der erst auf der Akademie das Deutsche beherrschen lernte. Schiller hatte sich ihm leidenschaftlich angeschlossen, als er ihn eines Tages gegen den Intendanten von Seeger in sehr fester, würdiger Weise hatte auftreten sehen. Er besang dieses Verhalten des Jünglings sogar in einer Ode. Das Verhältnis Schillers zu Scharffenstein hat einen schwärmerischen leidenschaftlichen Anstrich gehabt, aber wir haben Grund, anzunehmen, daß Scharffenstein nicht ganz die aufrichtigen Gefühle seines Freundes zu erwidern vermochte. Es kam zwischen ihnen kurz vor Scharffenstein Austritt zu einem Zerwürfnis, als dessen Anlaß dieser selbst eine satirische Kritik von Schillers Auftreten und Gedichten angibt. Der Brief, den Schiller in der stürmischen Stimmung eines gekränkten und enttäuschten Idealismus an ihn richtete, ist uns erhalten und läßt uns einen tiefen Blick in das noch verworrene heiße Gefühlsleben des Jünglings thun. Scharffenstein, der 1817 gestorben ist, hat uns ‚Jugenderinnerungen an Friedrich Schiller‘ hinterlassen, in denen jenes Zerwürfnis mit Schiller immer noch nachzittert und deren Nachrichten man darum mit Vorsicht aufnehmen muß.

In diesem Freundesbunde nun, den nach Scharffensteins Austritt ein gewisser Lempp sehr würdig ergänzte, wurden in Gespräch und Dichtung die Gefühle und Gedanken ausgetauscht und verarbeitet, die aus den Anregungen der Lehrer und aus der Lektüre erwuchsen. Die drei begabten Jünglinge sind das erste Publikum gewesen, vor dem der jugendliche Feuergeist Schillers sich ausgesprochen hat. Alles, was in dieser Zeit gedichtet wurde, ist ihnen vorgelesen worden, und keine Stimmung, keine Hoffnung dieses gärenden Alters verschwiegen sich die vier Genossen.

Neben diesen Freunden, mit denen ihn täglicher Verkehr verband, müssen wir noch zwei ganz Fremde nennen, die wie helle Meteore in der Karlsschule auftauchten, um alsbald zu verschwinden, deren Anblick aber in Schiller eine Flut von Empfindungen erwecken mußte.

Im Jahre 1777 kam auf der Rückreise von Paris Kaiser Joseph II. durch Stuttgart; er reiste als Graf von Falkenstein im Inkognito, so daß festliche Empfänge in der schwäbischen Hauptstadt nicht bereitet werden konnten. Im schlichten Gewande erschien er in der Akademie, die ihm in allen ihren Teilen vorgeführt wurde. In ihm erblickte Schiller einen Mann, der das schöne Gegenstück zum Herzog Karl bildete; neben dem selbstherrlichen Tyrannen, der alles nach sich modeln wollte, der menschenfreundliche Fürst, der alles um seiner Mitmenschen willen that; neben dem gewaltthätigen Unterdrücker aller Freiheit der Mann, der den geplagten Menschen wie der Apostel einer neuen und großherzigen Auffassung der Fürstengewalt erschien; neben einem Philipp ein gekrönter Marquis Posa.



Kaiser Joseph II.
Gemalt nach dem Leben im Jahre 1777 von Kymli.

Und nach dem Fürsten, der den schwärmerischen Jünglingen als glückverheißender Vertreter neuer Ideen erschien, tauchte in den Wänden der Akademie (1779) ein Mann auf, der ihre Aufmerksamkeit in noch viel höherm Maße erwecken mußte: Johann Wolfgang Goethe, schon damals auf den Höhen der Menschheit wandelnd, der Freund eines edlen Fürsten, umstrahlt von dem hellen Lichte dichterischen Ruhmes, selbst im Glanze eben entfalteter, schöner Männlichkeit stehend. Er kam mit Karl August aus der Schweiz und war Zeuge einer Preisverteilung. Wer sagt uns, was in der Brust des Eleven Schiller vorging, als sein Blick auf der Gestalt des bewunderten Mannes ruhte? Und als Schiller vorgerufen wurde, um aus des Herzogs Hand einen Preis für fleißiges Studium zu empfangen, da schlug, unbeachtet, wie ein leerer Schall, zum erstenmale an Goethes Ohr der Name, dessen Träger dereinst an

seiner Seite das höchste Ideal der Schönheit in unserm Vaterlande verwirklichen sollte.

Von allen übrigen Besuchern sei nur noch der eigenartigen Gestalt Lavaters gedacht, des Physiognomikers, von dessen sonderbaren Studien damals ganz Deutschland sprach. Aus den Gesichtszügen und der Gesichtsbildung glaubte er mit unfehlbarer Sicherheit die Charaktereigenschaften des Menschen erkennen zu können, und in seinen ‚Physiognomischen Fragmenten' versuchte er sogar, die Ergebnisse dieser Versuche zu einer Art von Wissenschaft zusammenzufassen. Wo ihm ein Gesicht etwas Besonderes zu haben schien, da fing er an zu tasten und zu messen und zu bestimmen. Sein Aufenthalt in der Akademie ist freilich nicht ohne komischen Beigeschmack gewesen, und es war seine eigene Schuld, wenn der wunderliche Heilige in Stuttgart nicht viel Gläubige fand: einen Schüler, den alle Welt als einen durchaus gutherzigen, harmlosen Burschen kannte, erklärte er für einen verschlagenen, hinterlistigen Gesellen.



Goethe im 30. Lebensjahre.
Gemalt von May im Juli 1779.

So warf auch die Zeit ihre Lichter in die geschlossenen Räume der Akademie. Mehr aber als durch Menschen erfuhren die Schüler von der Außenwelt durch Bücher, die teils als erlaubte, teils als verbotene Ware eingeführt wurden und von Hand zu Hand gingen. Den Einflüssen der gleichzeitigen Litteratur auf den Eleven Schiller müssen wir etwas nachgehen.

Goethes und Schillers sonst so verschiedene Jugendjahre haben das gemeinsam, daß dieselben Bücher zuerst dem erwachenden poetischen Gefühl Nahrung boten. Das eine war die Bibelübersetzung Luthers, zumal die des Alten Testamentes. Hier vereinigte sich die Fülle und Anschaulichkeit des Stoffes mit einer unmittelbar ans Herz greifenden Sprache, die aus dem ewig frischen Borne der Volkstümlichkeit geschöpft hatte. Schon das Elternhaus hatte dem Knaben dieses Buch nahe gebracht, und durch sein ganzes Leben sind ihm die Wendungen der lutherischen Sprache vertraut und lieb geblieben; an mehr als einer Stelle selbst seiner spätesten Dichtungen klingt es an an das alte zeitenüberdauernde Buch. Und neben der Bibel stand, wohl auch schon im Elternhause, Klopstocks Messias. Mochte auch Klopstock damals schon nicht mehr auf der Höhe des Ruhmes stehen, wie zur Zeit, da Wolfgang und Cornelia Goethe seine Verse in Heimlichkeit deklamierten, noch war er neu und wirksam,

und wie sehr der Messias auf der Solitüde das Gemüt des Knaben ergriff, mögen wir erkennen aus der Thatsache, daß ein episches Gedicht ‚Moses‘, in Anlage, Ton und Stoffwahl dem Messias verwandt, als einer der ersten dichterischen Entwürfe Schillers genannt wird. Auch die Oden Klopstocks sind



Herzog Karl August von Weimar.
Von Lips nach dem Leben gezeichnet 1780. Unterschrift des Handschreibens an Schiller vom 27. Dezember 1784 im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar.

ihm eine häufige und liebe Lektüre gewesen, und insbesondere die kühnen Bilder und Wendungen ließen in ihm eine verwandte Saite erklingen. Doch hat er auch gerade an den Oden die früheste Kritik geübt: so sehr ihm einzelne lange Zeit als unerreichbare Muster galten, so bestimmt äußert er über andere, zumal wegen der stark subjektiven Färbung, sein Mißfallen,

und er hat später in seinem Exemplar gewisse Stellen mit rotem Stift durchstrichen.

Aber schon auf der Solitüde trat ihm die Form der Dichtung nahe, für die er nach seiner ganzen Anlage bestimmt war: das Drama. Petersen berichtet, daß im Jahre 1773 oder 1774 ein Freund dem damals Vierzehnjährigen Gerstenbergs vielgelesenes Trauerspiel ‚Ugolino‘ in die Hand gegeben hat. Wir können schwerlich diesem Stücke heutzutage Geschmack abgewinnen: ein gräßlicher Stoff, die Qualen des Hungertodes, in einer dem guten Geschmack durchaus widerstreitenden schwülstigen Form. Doch aber wird uns von einer tiefgehenden Wirkung auf den Knaben berichtet, wie denn jenem Alter das Ungeheuerliche und Gräßliche leicht groß und anziehend erscheint. Schiller selbst sagt später in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, allerdings zunächst mit Anwendung auf Klopstock, daß ‚die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet und jede Grenze zu eng findet, sich mit Liebe und Lust in endlosen Räumen ergeht‘.



Johann Kaspar Lavater.
Unterschrift aus der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

Und ‚endlos‘ waren für den Vogel im Käfig die Räume, die sich jenseits der Gitterstäbe ausdehnten; der Abglanz einer bunten Welt des Handels und des Fühlens fiel aus den Büchern in sein Auge. Aus Rousseaus Schriften, die damals über die ganze gebildete Welt verbreitet waren, tönte ihm die Kritik des Absolutismus, dessen Opfer er selbst war, entgegen, und jener Gegensatz zwischen dem ‚Urstand der Natur‘, da alles besser und edler gewesen sein soll, und den Zuständen der Gegenwart weckte in seiner Seele schmerzliche und trotzige Gedanken. Die Gestalt der Julie in der ‚Nouvelle Héloïse‘, in der jener Zeit das wahre, natürliche ‚Gefühl des menschlichen Herzens‘ wieder zur Geltung zu kommen schien, ließ in ihm eine gewisse weiche Schwärmerei entstehen, wie sie den bessern unter deutschen Jünglingen in jenen Jahren natürlich ist. Diese Stimmungen wurden genährt durch den Siegwart Millers und ganz besonders durch Goethes Werther, dessen Wirkung auf den Freundeskreis wir schon oben erwähnten. Dieser Roman ist Schiller stets lieb geblieben, auch in reifen Jahren noch, als jene Stimmungen längst überwunden waren. Es ist anzunehmen, daß durch den Werther den Jünglingen auch die ossianischen Lieder nahe traten, die Petersen und Hoven ins Deutsche übertrugen und von deren

‚elegischem Ton, der sie für uns so rührend und anziehend macht‘, Schiller noch 1795 anerkennend spricht.

Kraftvollere Kost gewährte den Freunden die dramatische Lektüre, und wie mächtig sie gerade Schiller ergriff, sehen wir aus den Plänen zu eigenen Dramen aus den letzten Jahren des achten Jahrzehnts. Epochemachend ist die erste Bekanntschaft Schillers mit Shakespeare. Professor Abel las einst, um den Eleven bei einer Erörterung über die menschlichen Leidenschaften verständlicher zu werden, einige Stellen aus dem Othello in der Wielandschen Übersetzung vor. ‚Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so bat er den Professor Abel um das Buch und studierte nun den Shakespeare mit unablässigem Eifer.‘ Hoven, der glückliche Besitzer einiger Bände der Wielandschen Übersetzung, mußte ihm gegen Überlassung einiger Lieblingsgerichte diese Bände abtreten; freilich wurden sie nachher bei einer Inspektion der Spinde durch den Intendanten konfisziert. Als Schiller die Militärakademie verlassen hatte, war einer der ersten Ankäufe des mittellosen Regimentsmedikus der Wieland-Eschenburgische Shakespeare. In der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung hat der gereifte Mann die ersten Eindrücke, die das Studium Shakespeares in ihm hervorrief, geschildert: so sehr er von dem Genie des großen Briten ergriffen wurde, so wenig konnte er sich doch zunächst mit gewissen Eigenheiten befreunden: ‚als ich in einem sehr frühen Alter diesen Dichter kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubt, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung forteilte, bald da fortriß, wo das Herz so gern still gestanden wäre.‘ Aber er gibt selbst die Erklärung: ‚Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen.‘ Mochte das Verständnis einzelner Schönheiten in dem jugendlichen Fassungsvermögen seine Begrenzung finden, mit dem sichern Blick des kongenialen Geistes erkannte doch schon der Jüngling die gewaltige Größe des Briten.



Maximilian Klinger.
Nach einer Kreide-Handzeichnung von Goethe.

Alles, was das Gepräge Shakespeares trug, stand dem Interesse der Aka-

demiefreunde nahe; und gesellte sich zu diesem Gepräge das ihrer augenblicklichen Stimmung entsprechende starke Pathos, so war das Interesse doppelt groß. Goethes Götz von Berlichingen genoß in diesem Kreise das höchste Ansehen, und Schiller hat ihn oft auf Spaziergängen laut vorgelesen. Der ‚Clavigo' wurde sogar auf Schillers Vorschlag und mit allerhöchster Erlaubnis von den Jünglingen aufgeführt, wobei allerdings dem mimischen Talente Schillers, dessen übertriebenes Pathos und kreischende Stimme allgemein mißfielen, kein Kranz geflochten wurde. Auch andere Stücke der Sturm- und Drangperiode fanden den Weg in die Schule: Klingers ‚Zwillinge' und Leisewitzens ‚Julius von Tarent' sind hier an erster Stelle zu nennen, und ganz besonders das letztgenannte Stück, das Lessing für ein Goethisches gehalten hatte, machte auf Schiller gewaltigen Eindruck; er wußte es fast ganz auswendig, und einer seiner ersten dramatischen Versuche knüpfte sich daran, ein Trauerspiel, von dem uns nur der Titel, und auch dieser vielleicht nicht einmal in der richtigen Form überliefert ist: Cosmus von Medici. In den Erinnerungen Charlottens wird diese Tragödie wohl richtiger ‚die Verschwörung der Pazzi gegen die Mediceer' genannt. Leider ist das Manuskript dieses Stückes nicht mehr vorhanden: der jugendliche Dichter hat es, im Eifer strenger Anforderungen an sich selbst, vernichtet. Nur soll einzelnes in die Räuber übergegangen sein, sowohl in die Handlung als in die Namen der handelnden Personen.

Natürlich wirkten neben diesen Dichtern und Dichtungen noch eine Menge anderer auf den jugendlichen Schiller, sei es, daß er in den kärglichen Mußestunden sie mit den Freunden las, sei es, daß er durch Vorlesungen und gelegentliche Anregungen der Lehrer mit einzelnen Werken oder auch nur Gedankengängen bekannt wurde.

Zu eigener Schöpfung hat Schiller frühzeitigen Trieb empfunden, und auch die Akademiejahre, so ungünstig sie in jeder Hinsicht für die freien Äußerungen eines werdenden Talentes sein mochten, sind nicht ohne poetische Früchte geblieben. Freilich nicht viele davon sind der Nachwelt aufbewahrt worden; das meiste hat Schiller wohl selbst vernichtet, nachdem es seinem nächsten Zweck, im Freundeskreis mitgeteilt und besprochen zu werden, genügt hatte, so den Moses, den Cosmus von Medici und eine andere Tragödie, die unter Wertherschem Einfluß entstanden war, ‚der Student von Nassau', und deren Katastrophe, im Anschluß an ein wirkliches Vorkommnis, ‚die Selbstentleybung eines Studenten' gebildet hat. Wir haben die zuverlässige Nachricht, daß Schiller selbst diese Arbeiten als durchaus unvollkommene und mißlungene Versuche ansah. Immerhin würden sie uns für eine frühe Stufe seiner Entwickelung wichtige Aufschlüsse haben geben können, und wir bedauern ihren Verlust, wie er selbst ihn in reifen Jahren bedauert hat.

Etwas reicher sind wir an erhaltenen lyrischen Gedichten aus jener Zeit. Selbständigen poetischen Wert haben diese Gedichte nicht, und es mag hier genügen, sie mit wenigen Worten zu kennzeichnen.

Das erste gedruckte Gedicht Schillers stand in Professor Haugs ‚Schwäbischem Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1776'; es heißt ‚der Abend'. Augenscheinlich stehen die Gedanken noch unter den religiösen Einflüssen

des Elternhauses; es ist ein Preis der einschlummernden, aber von tausendfältigem Leben noch ‚durchbebten‘ Natur, eine Beschreibung ausführlicher Art, in der weder der Schäfer ‚der am Weidenbusche liegt‘, noch der Käfer, der ‚die stille Luft durchsumßt‘, noch der Wurm vergessen wird, ‚der auf dem Blatt sich regt‘. Alles wird auf Gott bezogen, vor dessen Willen, wie es dem Knaben aus den Psalmen geläufig war, alles sich beugen, das ‚Gebrauß empörter Meere‘ aufhören muß. Die Sprache ist schwülstig und reichlich mit Anrufen und Ausrufen geziert, die Form von fast rührender Naivetät: das schwäbische Ohr des jungen Dichters war noch nicht imstande, das Mißliche eines Reimes zu erkennen wie ‚strömen‘ auf ‚schwimmen‘. Vergeblich sucht man nach einem Durchbruch individuellen Gefühls, es sei denn, daß man ihn in den Worten finden will:

> O Gott, du gabest mir Natur,
> Theil Welten unter sie — nur,
> Vater, mir Gesänge.



Johann Anton Leisewitz.
Unterschrift aus der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

Haug begleitete gleichwohl dieses Gedicht eines ‚15 Jahre alten Jünglings‘ mit der schmeichelhaften Prophezeiung eines ‚os magna sonaturum‘ und erwies ihm die Freude, auch in den nächsten Jahrgang des schwäbischen Magazins ein Gedicht von ihm aufzunehmen, ‚der Eroberer‘ überschrieben. Hier ist der Einfluß Klopstocks deutlich zu merken, auch in dem reimlos antiken Metrum. Der Fluch des Dichters gilt dem Eroberer, der unbekümmert um das Unglück der Menschen, der Witwen und ‚Waißen‘, zur Höhe des Ruhmes emporklimmen will, und dieser Fluch ist in eine so geschraubte Sprache gekleidet, mit so schwindelnd unanschaulichen Bildern verbrämt, daß seine Furchtbarkeit in den Augen des Lesers beträchtlich einbüßen muß. Noch weniger Anspruch auf dauerndes Gedächtnis können die im Auftrage des Herzogs verfaßten Gedichte Schillers machen. Es war bestellte Arbeit, die dem aufrichtigen Jungen allerdings viel leichter gefallen sein muß, als jene Verse über seinen Kameraden Kempff. In dem einen dieser ‚Hofgedichte‘ feiert er die Gräfin von

Hohenheim, die zugleich das einzige weibliche Wesen war, das die Schwelle der Anstalt überschreiten durfte. Schiller, wie alle Zöglinge, verehrte sie sehr, man sah in ihr den guten Geist des Herzogs. In ihrer Gegenwart wuchs den Schülern sogar das Zutrauen zu der Gutmütigkeit des Gebietenden. Eine hübsche Anekdote, die Professor Weltrich berichtet, mag hier ihren Platz finden. Schiller stand im Rufe, mit viel Laune und Mutwillen Gebärden und Sprache anderer nachmachen zu können. Der Herzog hatte davon erfahren, und eines Tages, als er guter Laune war, kam er mit Franziska am Arme in die Akademie und forderte Schiller auf, ihn selbst zu imitieren. Erst auf den ausdrücklichen wiederholten Befehl des Herzogs verstand sich Schiller zu dem gefährlichen Wagestück. Aber um es gut zu machen, brauche er auch Sr. Durchlaucht Stock. Das gefürchtete Werkzeug wurde ihm in die Hand gegeben, und Schiller begann den Herzog zu examinieren. ‚Als aber Se. Durchlaucht nicht eben gut bestand, fuhr Schiller heraus: „Potztausend Sakerment, Er ist ein Esel!“ nahm die Gräfin in Arm und wollte mit ihr fort. Da rief der Herzog in einiger Bestürzung: „Hör Er, laß Er mir die Franzel!“‘ Wir dürfen annehmen, daß Schiller mit voller Aufrichtigkeit in dem erhaltenen Gedicht bei ihrem ‚Nahmensfeste‘ sagte:

> Die Luft erschallt von jubelndem Getöne,
> Franziskens Name lebt durch jedes Herz!

Ein ähnliches Preisgedicht schrieb er, als Kaiser Joseph II., wie wir oben sahen, unter dem Inkognito eines Grafen von Falkenstein in der Karlsschule erschien; auch hier dürfte aus dem unsäglichen Schwall eines offiziellen Festgedichtes wenigstens die eine Stelle als maßvoll und aufrichtig, wenn auch nicht als besonders geschmackvoll hervorstechen:

> Ein Joseph, jener Schmuck der Prinzen,
> Durchreiste schwäbische Provinzen,
> Nicht als Monarch; als Menschenfreund.

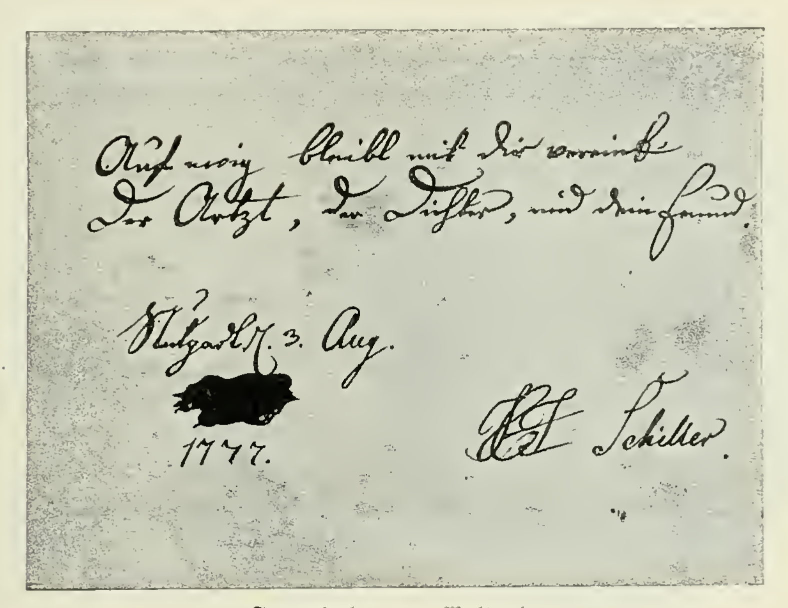
Wie wenig überhaupt Schiller in jenen Jahren schon imstande war, einfache und tiefe Gefühle in der ihnen entsprechenden lyrischen Form zu äußern, mag auch die aus der letzten Zeit seines Aufenthaltes in der Akademie stammende ‚Leichenphantasie‘ zeigen, die er auf den Tod seines Freundes Christoph August von Hoven dichtete. Daß ihn dieser Todesfall tief ergriffen hat, wissen wir durch den Brief an den Vater Hovens: aus diesen Zeilen spricht in gleicher Weise die Trauer um den Verlorenen wie das Mitgefühl mit dem schwergeprüften Manne. In der Leichenphantasie ist der Ausdruck derselben Gefühle formlos und überspannt. Von demselben Vater, den der Brief in herzlichen Worten zu trösten suchte, heißt es im Gedichte:

> Nasse Schauer schauern fürchterlich
> Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
> Seine Silberhaare bäumen sich. —

Den werdenden Dichter, das Morgenrot künftiger Größe haben wir nicht in den lyrischen Gedichten zu suchen, sondern im Drama. Das führt uns zu einigen vorläufigen Bemerkungen über die ‚Räuber‘, das weltbewegende Erstlings-

werk, das, wenn es auch erst einige Jahre später erschien, doch eng mit der Akademie verknüpft ist.

Im Jahre 1779 war dem Eleven Schiller eine Arbeit aufgegeben worden, nach deren Ausfall man entscheiden wollte, ob der Verfasser, der durch sein fleißiges Medizinstudium die günstigsten Vorurteile erweckt hatte, schon reif sei aus der Anstalt entlassen zu werden. Er durfte sich das Thema selbst wählen: seinem Hange zu philosophischen Betrachtungen entsprechend nahm er sich die Aufgabe ‚Philosophie der Physiologie.‘ Die Abhandlung hat aber ihren Zweck nicht erreicht: wir besitzen noch die Urteile der Professoren über sie. Sie lauten ungünstig, dem einen hat der Verfasser zu kühne Ansichten geäußert, die wider



Auf ewig bleibt mit Dir vereint
Der Arzt, der Dichter, und dein Freund.

Stutgardt d. 3. Aug.
1777.

Schiller.

Stammbuchvers an Weckherlin.
Eigene Photographie des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.
(Die Jahreszahl 1777 ist von fremder Hand eingetragen und enthält einen Irrtum; die richtige Jahreszahl ist 1780.)

den Respekt gegen geheiligte Autoritäten verstießen, dem andern ist er zu ‚weitläufig und ermüdend‘; allerdings wird von anderer Seite auch die Mühe anerkannt. Der Herzog selbst urteilte, nachdem er sie ‚geleßen‘, daß ‚der junge Mensch viel Schönes darinnen gesagt und besonders viel Feuer gezeigt‘ habe. Aber ‚weilen solches noch zu stark‘ sei, wolle er nicht, daß die Abhandlung schon gedruckt werde; im Gegenteil solle der Verfasser noch ein Jahr auf der Akademie bleiben, da das ‚recht gut vor ihm‘ sei und ‚innittelst‘ das Feuer noch ein wenig gedämpft‘ werden könne. So war Schiller noch auf ein Jahr an die Akademie gebunden und wieder um eine Enttäuschung reicher. Dieses Jahr aber ist eines der entscheidungsreichsten seines Lebens geworden.

Schon seit drei Jahren (1777) hatte Schiller sich mit dem Stoffe der Räuber getragen und auch manche Scene schon niedergeschrieben; jetzt erfaßt er

diese Arbeit mit glühendem Eifer und findet in ihrer Gestaltung einen Ausgleich gegen die bittere Enttäuschung, die ihm widerfahren war. Noch im Jahre 1780 sind die Räuber abgeschlossen worden. In stillen Nächten, in denen er sich durch vorgebliche Krankheit die Wohlthat einer Lampe zu verschaffen wußte, entstand die erste Form des berühmten Stückes. Schritt vor Schritt folgten die Akademiefreunde der Entstehung und jubelten den Scenen zu, die er auf heimlichen Spaziergängen, unter dem Schatten der Waldbäume oder wohl auch in unbewachten Augenblicken in einem Unterrichtssaale ihnen vorlas.

Den Stoff der Räuber verdankte Schiller Wilhelm von Hoven, der ihm eine kleine in Haugs schwäbischem Magazin (1775) abgedruckte Erzählung des unglücklichen, auf dem Hohenasperg gefangen gehaltenen Schubart zutrug. Unter der Überschrift ‚zur Geschichte des menschlichen Herzens‘ wurde hier eine angeblich wahre Begebenheit erzählt von zwei Söhnen eines deutschen Edelmanns. Der eine ist ein nüchterner, schweigsamer, kleinlicher, heimtückischer, der andere ein feuriger, offener, hochbegabter Mensch. Dieser, Karl, kommt durch die raschen Antriebe seines Naturells auf der Universität in ein leichtes Leben und in Schulden, jener, Wilhelm, berichtet heimlich übertreibend dem Vater von den jugendlichen Thorheiten des Bruders. Die Schulden wachsen, Karl flieht vor seinen Gläubigern, läßt sich in das preußische Heer einstellen und wird in einer Schlacht verwundet. Auf dem Krankenlager bereut er sein bisheriges Leben und bittet den Vater in einem Briefe um Verzeihung. Aber der Vater erhält den Brief nicht: der feindliche Bruder fängt ihn auf. Karl verläßt nach geschlossenem Frieden den Kriegsdienst und, um sich in redlicher Arbeit seinen Unterhalt zu verdienen, tritt er in die Dienste eines Bauern, der in der Nachbarschaft des väterlichen Gutes wohnt. Durch sein gesetztes, fleißiges Wesen gewinnt er sich die Zuneigung des ganzen Ortes. Da eines Tages sieht er, beim Holzfällen beschäftigt, wie sein Vater im Walde von Räubern überfallen wird, er eilt herzu und rettet ihn vom sichern Tode. Es stellt sich heraus, daß der Anstifter dieses Mordversuches kein Geringerer ist, als Wilhelm, der eigene Sohn. Der Vater erkennt in dem Retter seinen verlorenen Karl wieder. Der Edelmut dieses geht so weit, daß er sogar für den elenden Bruder um Verzeihung bittet, die der Vater auch gewährt. So findet diese Erzählung einen friedlichen Schluß.



Friedrich Wilhelm von Hoven.
(Altersbild.)

Schubart hatte in den Einleitungsworten die Bemerkung hingeworfen, er gebe dies ‚Geschichtgen‘ einem ‚Genie‘ preis, eine Comödie oder einen Roman daraus zu machen, wenn er nur nicht aus Zaghaftigkeit die Scene in Spanien und Griechenland, sondern auf teutschem Grund und Boden eröffnet‘. Schiller hatte diese Bemerkung aufgegriffen, und aus dem ‚Geschichtgen‘ schuf der jugendliche Feuergeist umgestaltend und vertiefend sein erstes großes Werk.

Noch mußte er es freilich dem Licht des Tages verbergen, denn, wie er selbst einmal später gesagt hat ‚Neigung für die Poesie beleidigte die Gesetze des Institutes, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan des Schöpfers‘. Aber gerade darin lag ein fortwährender Antrieb für ihn, sich in Umstände zu versetzen, in denen die ‚Gesetze des Institutes‘ keine Geltung mehr hatten. Und so sehen wir ihn denn mit allem Kraftaufwande an den Probeschriften arbeiten, die ihm die Thore der Akademie öffnen mußten. Die eine dieser Probeschriften ‚Über den Unterschied der entzündlichen und Faulfieber‘, lateinisch geschrieben, war eine rein sachliche akademische Abhandlung, reichlich gespickt mit den wohlerworbenen positiven Kenntnissen, über die man eben einen Ausweis verlangte. Das Thema der andern hatte er sich selbst wählen dürfen: ‚Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.‘ Es ist eine Abhandlung voll feiner Gedanken über das menschliche Seelenleben, aus denen man den Dichter der Räuber spüren würde, auch wenn die Citate aus dieser Dichtung, die er, als aus einem englischen Original, hineinverwebte, uns nicht unmittelbar daran erinnerten.

Am 14. Dezember 1780 endeten die Schlußprüfungen: an demselben Tage wurde er aus der Akademie entlassen. Am 15. Dezember erhielt er sein Abgangszeugnis, das durchaus günstig war und auf Grund dessen er nunmehr die ärztliche Praxis ausüben durfte.

Arm an Geld und Gut, mit 43 Kreuzern, war er einst auf die Pflanzschule gekommen: arm an Geld und Gut wie damals verließ er die Akademie; aber im Herzen trug er einen Besitz, der mehr war als Geld und Gut: das erwachte Bewußtsein dichterischer Kraft; und in seiner Tasche trug er einen Schatz, die Gewähr großer Zukunft: das Manuskript der Räuber!





Drittes Kapitel.

Zwang und Flucht.

Die goldene Freiheit akademischer Jahre hat Schiller nie gekostet. In ihrem Lichte durfte Goethe wandeln und die bunten Bilder des Lebens behaglich in seine Seele aufnehmen; Leipzig und Straßburg wurden Epochen seiner Entwickelung. Schillers Erfahrungskreis ist in jenen empfänglichen Jahren, da der Jüngling zum Manne reift, auf die Mauern der Akademie und auf die Stadt, in der sie lag, beschränkt gewesen. Die harte Notwendigkeit des Lebens hielt ihn hier fest. Erst im Kampf mit ihr sollte er die Freiheit erringen, die seinem großen Freunde als ein natürliches Geschenk in den Schoß fiel.

Nur wenige Tage durfte der eben entlassene Karlsschüler aufatmen, bevor er sein Amt antrat. Kaum hatten sich die Thore der Akademie hinter ihm geschlossen, da eilte er nach der Solitüde, um in der langentbehrten Gemütlichkeit des Elternhauses zu erwarmen. Es mag ein rührendes Wiedersehen gewesen sein: während er auf dem Antlitz von Vater und Mutter schon die Spuren des kommenden Alters gewahren mochte, lachte ihm junges neues Leben im Hause entgegen. Seine Schwester Luise, sieben Jahre jünger als er, die er einst als kleines Mädchen verlassen hatte, war fast zur Jungfrau herangereift und ging mit wirtschaftlichem Sinne der Mutter zur Hand; und zu seinen Füßen spielte, erst drei Jahr alt, das jüngste Schwesterchen, Nanette, das in seiner Abwesenheit als willkommener Nachzügler erschienen war und nun mit großen Augen zu dem fremden Bruder emporschaute. Sie war ein liebenswürdiges Kind, das sich im Lauf der Jahre trefflich entwickelte und an Begabung und innerm Sinne dem großen Bruder am ähnlichsten wurde. Leider hat sie auch mit ihm die Anlage zu der zerstörenden Krankheit gemein gehabt, die sie in der Blüte der Jahre aus den schönsten Hoffnungen dahinraffte.

Das sorgende Mütterchen buk und briet für den lieben Sohn, was es nur gab, und der Vater wird wohlgefällig die guten Zeugnisse gelesen haben, die dem Sohne nun eine tüchtige Laufbahn eröffnen mußten. Hatten die Eltern im Jahre 1774 einen Revers unterzeichnen müssen, daß ihr Sohn sich gänzlich den Diensten des herzoglichen Hauses widmen und ohne besondere Erlaubnis nicht aus diesen Diensten treten solle, so durften sie doch auch darauf rechnen,

daß Karl Eugen sein Versprechen erfüllen würde, den Sohn besser zu versorgen, als es im geistlichen Amte möglich gewesen wäre.

Darin liegt aber die Verschuldung des Herzogs an Schiller, daß er jenem Versprechen nicht gerecht geworden ist. Was er dem hochstrebenden jungen Mann bot, der mit Schmerzen und Kampf in der Schule ausgehalten hatte, das waren Steine statt Brot. Schiller wurde als Regimentsmedikus in das Augésche Grenadierregiment eingestellt. Sein Monatsgehalt betrug achtzehn Gulden. Es war eigentlich alles dabei Enttäuschung. Die meisten seiner Freunde hatten bessere Stellungen. Das Regiment stand in geringem Ansehen; seitdem der Herzog sein Heer verringert und auf seine militärischen Spielereien verzichtet hatte, waren in dieses Regiment die alten invaliden und krüppeligen Leute gekommen, die man weiterzufüttern verpflichtet war. Die ‚Grenadiere' sahen jammervoll aus; ihre Montierung wurde nicht erneuert, und wo immer ein Loch war, wurde geflickt. Im Volksmunde hieß es schon von zweifelhaften und zerlumpten Erscheinungen: der muß zu Augé. Das Gehalt war so niedrig, daß an ein standesgemäßes Auftreten nicht zu denken war; darum bat der Vater den Herzog, er möge dem Sohne gestatten, Civilkleidung zu tragen, um so auf Privatpraxis gehen zu können. Ja, der Vater war so fest überzeugt, daß dem Sohne dieser Nebenerwerb ermöglicht werden würde, daß er schon zwei Civilanzüge in Stuttgart bestellte. Da kam der herzogliche Befehl, der Medikus Schiller habe die Uniform eines Regimentsfeldschers und nichts anderes zu tragen. Diese Uniform selbst war dem jungen Mann mit Recht ein Dorn im Auge. Denn sie bedeutete nicht einmal den Offiziersrang: es fehlte das Portepee. So war Schiller gegenüber andern Karlsschülern, die vor und mit ihm abgegangen waren, in eine subalterne Stellung gedrückt, und sein eigener Ehrgeiz wie der des Vaters litt schwer darunter. Auch die Thätigkeit bot keine Entschädigung für solche Enttäuschung: jeden Tag eintönige Gänge durchs Lazarett, meist gleichgültige Krankheitsfälle, die den jungen Mediziner weder anregten noch förderten; dazu wurde seiner ärztlichen Bethätigung, die allerdings eine bedenkliche Neigung zu recht starken Kuren hatte, alsbald ein Dämpfer aufgesetzt durch die Weisung, daß sämtliche Rezepte den Weg in die



Luise Schiller.

Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes von Ludovike Simanowiz im Schillerhause zu Marbach.

Apotheke über den Schreibtisch des dirigierenden Arztes machen mußten. Trotz der vielen Muße war ihm die Privatpraxis verwehrt, und auch seine freie Bewegung wurde durch die militärische Ordnung beschränkt; täglich mußte er zum Appell erscheinen, zu jedem Besuche bei den Eltern bedurfte er der Erlaubnis des Kommandeurs, der sie ihm freilich nie versagte. Das Äußere Schillers muß einen grotesken Anflug gehabt haben, wenigstens macht Leutnant Scharffenstein, der ihn auf einer Parade zum erstenmale wiedersah, davon eine Schilderung, die merkwürdig genug bleibt, auch wenn man eine gewisse Neigung des ehemaligen und nun wiedergewonnenen Freundes zur Übertreibung in Rechnung bringt: ‚Eingesperrt in der Uniform, damals noch nach altem preußischen Schnitt und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale roßhärige Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig; durch den den weißen Kamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größeren Diameter als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch.‘



Jugendbildnis Schillers.

Vermutlich aus dem Jahre 1780 oder 1781. Auf der Rückseite des zur Zeit des Bekanntwerdens, 1894, im Besitz von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München befindlichen Originals (Miniaturmalerei auf Elfenbein) steht: „Friedrich Schiller, Hoenheim“. Maler unbekannt. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals.

Etwas größere Freiheit und Muße als auf der Akademie genoß Schiller in seiner neuen Stellung doch. Was Wunder, daß der lange Gefesselte sie mit vollen Zügen zu genießen strebte! Mancher gute alte Akademiefreund hatte dasselbe Bedürfnis, und so gab es denn Stunden ungebundener ausgelassener Fröhlichkeit. Scharffenstein stand beim Gablenzschen Regiment und war trotz des Knabenzerwürfnisses Schiller wieder zugethan, so daß es ihm schwer wurde, ihm nicht schon beim ersten Wiedersehen vor versammeltem Kriegsvolk um den Hals zu fallen. Petersen war Bibliothekar in Stuttgart; Hoven, Arzt in Ludwigsburg, kam öfters zu feuchtfröhlicher Sitzung herüber. Schiller bezog ein Parterrezimmer auf dem Langen Graben in einem Hause, das seinem ehemaligen Lehrer Haug gehörte und dessen untere Räume an die Hauptmannswitwe Frau Vischer vermietet waren. Sein Stubengenosse war der Leutnant Kapf vom Gablenzschen Regiment, ein leichtsinniger, oberflächlicher Bursch, den sein Abenteurersinn später über das Meer in den Tod

trieb, und mit dem ihn wohl nur der Zufall zusammenführte. Das Zimmer, in dem sie hausten, soll recht bedenklich ausgesehen haben: von Möbeln nur das Notwendigste; ein Ofen, der zugleich zum Kochen dienen mußte, denn der karge Sold reichte nicht für die tägliche Wirtstafel; in einer Ecke ein Haufen Kartoffeln, in der andern Bücher und Skripturen; dazwischen in holder Eintracht Flaschen, Pfeifen, Gläser, Teller, und was sonst den Hausrat ausmachte; das Ganze eingehüllt in Tabaksrauch und durchzogen von dem scharfen Geruch



Das Haus auf dem Langen Graben in Stuttgart.

des Schnupftabaks. Auch der Bursche, den Schiller sich aus den Grenadieren ausgesucht hatte, Kronenbitter, dessen origineller Name und lange Gestalt manchen Witz zeitigten, vermochte nicht dieser Bude einen bürgerlichen Anstrich zu geben. Die Abende gehörten ganz der Geselligkeit und vereinigten die Freunde in einem Zimmer des Ochsenwirtes auf der Hauptstätterstraße. Schinken und Salat waren die regelmäßigen Bestandteile des einfachen Abendessens. Eine Rechnung des Ochsenwirtes hat sich noch erhalten, die uns einen Einblick in den materiellen Teil der genialen Geselligkeit gewährt. ‚Herr Doctor Schiller und Bibliotarius Peterfinn belieben güttigst wie folgt‘, und nun folgt das Verzeichnis dessen, was einer oder auch ‚beede Herrn‘ gemeinsam verzehrt haben;

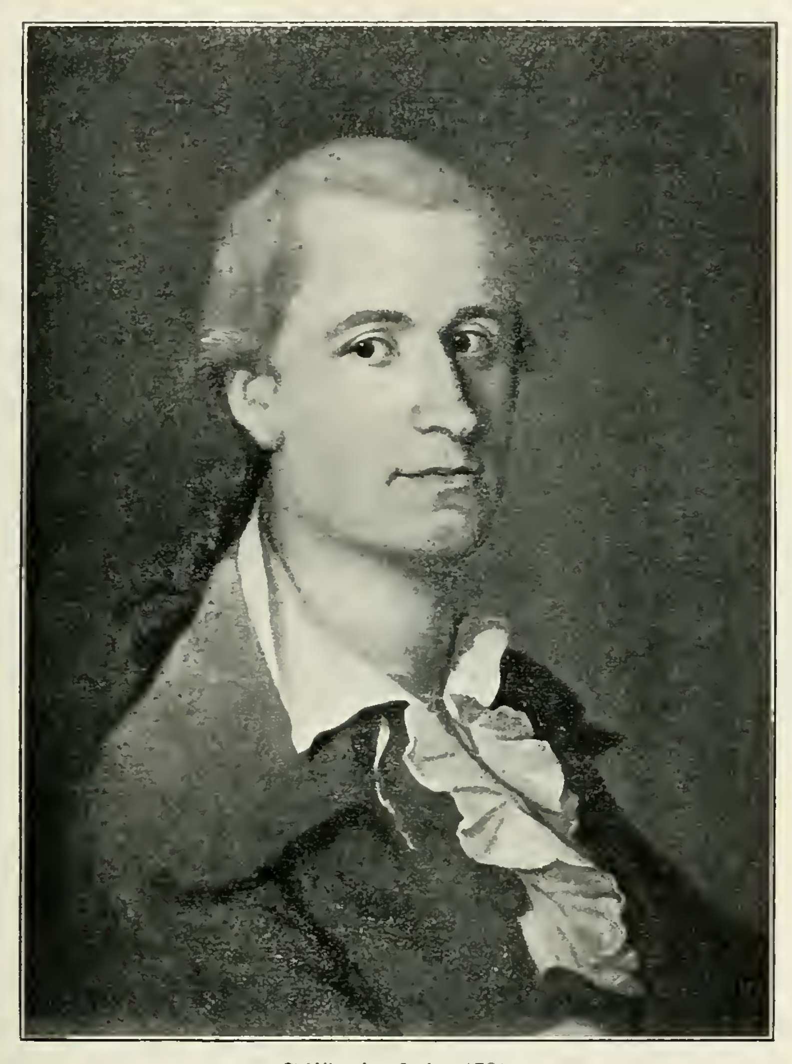
meist ist es ‚Schunken und Brodt‘, dazu der Wein, von dem auf jeden gewöhnlich nur ein halbes Maß kam; doch gab es von letzterer Gepflogenheit auch manche Ausnahmen, und es fehlte in Stuttgart nicht an bösen Zungen, die aus solchen Ausnahmen eine Regel zu machen suchten. Ein recht burschikoser Ton herrschte in diesem Kreise, und zahlreiche Kraftausdrücke, mit denen die Unterhaltung oder das beliebte Kartenspiel Manille gewürzt wurde, sind uns erhalten; so besonders ein merkwürdiger Zettel, den Schiller seinen Freunden, die er im Wirtshaus nicht vorgefunden hatte, zurückließ: ‚Seyd mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausendsakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies, Schiller.‘

Daß weder Ton noch Form dieser Fröhlichkeit stets die Grenzen innehielten, die einem reiferen Alter eignen, ist nicht zu bezweifeln, aber auch nicht zu bedauern. Es war der natürliche Rückschlag gegen die unnatürlichen Grundsätze der Erziehung in der Karlsschule, und daß für Schiller in diesem Leben irgend eine sittliche Gefahr gelegen hätte, wird niemand behaupten. Beständig lebte in seiner Seele der Gedanke des Ruhmes und das deutliche Gefühl großer Bestimmung und großer Verpflichtung. Das Manuskript der Räuber mahnte ihn an ein höheres Ziel, und die Muße, die ihm Beruf und Geselligkeit ließen, gehörte dem Ausfeilen dieses ersten Werkes, mit dem er in die Bahn zu treten gedachte. Jede andre litterarische Thätigkeit war nur gelegentlich, wie die Abfassung des Trauergedichtes auf den Tod Weckherlins, das er im Auftrage der Freunde des ehemaligen Akademiegenossen schrieb, oder durch das unmittelbare Bedürfnis nach Geld geboten, wie die Redaktion der kleinen und unbedeutenden Zeitung ‚Nachrichten zu Nutz und Vergnügen‘, die bei Mäntler in Stuttgart erschien und an der sein eigener schriftstellerischer Anteil nicht einmal erwiesen werden kann. Jenes Trauergedicht indes, das sich durch die Sprache und durch eine gewisse Größe und Freiheit der Ideen auszeichnete, lenkte immerhin einige Aufmerksamkeit auf seinen noch ganz unbekannten Namen.

Im ganzen herrschte die Stimmung, die der Karlsschüler in die Räuber gelegt hatte, auch in dem Regimentsmedikus noch fort. Seinem Freunde Scharffenstein sagte er gelegentlich: ‚Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Schinder absolut verbrannt werden muß‘; man mag leicht erkennen, daß ihm bei dieser Analogie zu Rousseau auch der Ruhm seines Lieblingsschriftstellers mit vorschwebte. So wird sich denn auch das Feilen und Umarbeiten, von dem uns seine Freunde berichten, mehr auf Einzelnes als auf Ton und Bedeutung des Ganzen gerichtet haben. Professor Abel und Petersen waren seine getreuen Berater: auf langen Spaziergängen sprach man manche Fragen durch, und der feurige Jüngling soll, wenigstens solange die Erörterung dauerte, für die besonnenen Ansichten des ersteren recht zugänglich gewesen sein.

Endlich war die letzte Hand angelegt, und Schiller brannte vor Verlangen, sein Werk wirken zu lassen. In Stuttgart einen Verleger zu finden, war vergebliches Bemühen: für schwäbische Buchhändler und schwäbische Zustände waren die Räuber nicht zugeschnitten. Schiller richtete daher seine Blicke ins ‚Ausland‘

und benutzte einen Zufall, um in der benachbarten Pfalz, wo sich gerade in den letzten Jahren ein lebendiges litterarisches Leben entwickelt hatte, Anknüpfung zu suchen. Eben war Petersen dorthin gereist. Er hatte zwei Brüder da, und daß er in Beziehungen zu den litterarischen Kreisen Mannheims treten würde,



Schiller im Jahre 1781.

Gemalt vom Porträtmaler Höflinger aus Ludwigsburg. Original im Besitz des Herrn Adolf Loehle in München. Auf der Rückseite steht: „Fridrikus Schiller 1781 gehörig a Heribert Dalberg". Nach einer Originalphotographie mit Genehmigung der k. bayer. priv. Kunstanstalt Piloty & Loehle in München reproduziert.

wußte Schiller. Wir besitzen den merkwürdigen Brief, in dem der Dichter den Freund um seine Bemühung angeht. Drei Gründe führt er an, die ihm die Drucklegung der Räuber erwünscht erscheinen lassen; zwei davon sind ohne weiteres verständlich. ‚Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht

ansteht — das Geld.' Petersen hatte von diesem allgewaltigen Mammon wohl auch nicht viel, und so bot Schiller ihm einen Anteil: ‚Was über 50 Gulden abfällt, ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessierten Wesen ertappen wollte (ich kenne Dich ja), sondern das hast Du treu und redlich verdient und kannst brauchen.' Der zweite Grund ist die Begier nach dem ‚Urteil der Welt', der Ruhm und das Bewußtsein der Wirkung, das stets der reizvollste Lohn für aufstrebende Talente gewesen ist. Schiller sehnte sich geradezu nach den noch ungekannten Gefühlen der ‚Hoffnung und Begierde', die sich an die Veröffentlichung seines Werkes knüpfen mußten und die ihm seinen ‚Auffenthalt im Loche der Prüfung verkürzen und versüßen und ihm die Grillen zerstreuen sollten'. Daß die Räuber ihn aus dem Loche der Prüfung ganz befreien würden, daran dachte der junge Medikus nicht: denn noch schwebte ihm vor, einmal in der Medizin weiter zu arbeiten und schließlich einmal ‚Profeßor in der Physiologie' zu werden. Darum will er, so gibt er als dritten Grund an, die ‚Tragödien' wegräumen, reine Tafel machen. Ob es ihm mit diesem Grunde recht Ernst gewesen ist, werden wir nicht entscheiden, doch aber bezweifeln können.



Christian Friedrich Schwan.
Nach Götz, Geliebte Schatten.

So setzte er auf Petersen große Hoffnungen, und als er den Brief schon geschlossen hatte, fügte er in sanguinischer Stimmung noch eine Nachschrift hinzu, die uns den jugendlichen Heißkopf hübsch beleuchtet: ‚Höre Kerl! wenns reussirt. Ich will mir ein paar Bouteillen Burgunder drauf schmecken laßen. Leb recht wohl. Schiller.'

Aber mit den Bouteillen sollte es gute Weile haben. Petersen kam mit leeren Händen zurück; das Einzige, was er mitbringen mochte, war die immerhin erfreuliche Kunde, daß er auf den Freund und sein Werk in Mannheim aufmerksam gemacht hatte.

In seines Herzens Ungeduld faßte der mittellose Regimentsfeldscher den Entschluß, die Dichtung auf eigene Kosten drucken zu lassen. Er trug die Handschrift zu einem Drucker; aber dieser ließ sich zu dem Geschäft nur herbei, nachdem ihm ein sicherer Bürge für die Bezahlung der Kosten gestellt war. Schiller hat hier den ersten Grund gelegt zu jenen Schulden, die ihn eine große Wegstrecke seines Lebens begleitet und beschwert haben: er mochte damals noch

hoffen, daß die Räuber jenen ‚allgewaltigen Mammon‘ alsbald unter sein Dach führen würden. Nun ging der Druck an. Bogen für Bogen trug ihm der Setzerjunge zu, und mit jener fieberhaften Freude, die jeder litterarisch geartete junge Mann einmal zu seinem Glück und zu seiner Unruhe durchmacht, las er sie wieder und wieder. Die Vollendung des Drucks abzuwarten, wollte ihm nicht gelingen: er sandte die ersten Bogen an eine buchhändlerische und ästhetische Autorität in Mannheim, deren Adresse ihm vermutlich Petersen verschafft hatte. Es war der Hofkammerrat und Buchhändler Schwan, der nun zum erstenmale in Schillers Leben eintritt und in den nächsten Jahren eine bedeutende Rolle darin spielen sollte.

Schwan war nicht Süddeutscher. Er stammte aus Prenzlau. Ein abwechselungsreiches Leben, das ihn zunächst in den Dienst der Kaiserlichen Akademie in Petersburg, dann nacheinander als Militärauditeur, Schriftsteller und Redakteur in verschiedene Orte Preußens und Hollands geführt hatte, ließ ihn schließlich in Frankfurt a. M. in der Tochter des Buchhändlers Eßlinger seine Frau und in Mannheim, in der Buchhandlung seines Schwiegervaters, einen festen Wirkungskreis finden. Er war ein Mann von praktischem Blick, von einem litterarischen Verständnis, das ohne besondere Tiefe doch das Erkennen des buchhändlerisch Brauchbaren und Aussichtsvollen ermöglichte; ein besonderes Gefallen fand er daran, junge Talente zu entdecken und als großmütiger Gönner zu fördern. Seine weitreichenden Beziehungen gaben ihm in Mannheim beträchtliches Ansehen, das er durch rege, auch finanzielle Teilnahme an allen pfälzischen Kulturbestrebungen noch zu erhöhen wußte.



Wolfgang Heribert von Dalberg.

Nach einer Lithographie von V. Schertle auf Grund eines früher in Hernsheim, dem Stammsitz der Dalbergs, befindlichen Ölgemäldes umgezeichnet. Namensunterschrift Dalbergs aus einem Briefe von Mannheim, 16. Juni 1799, mitgeteilt in dem Werke von Götz, „Geliebte Schatten“. (Mannheim 1858.)

Schwan nahm die Bogen des jungen Schiller freundlich auf. Er sandte sie ihm zurück mit wohlwollenden Bemerkungen, die in der Hauptsache aus Ratschlägen zur Milderung einzelner Ausdrücke und Gedanken bestanden haben werden. Schiller fühlte, daß hier zum erstenmale ein ihm ganz objektiv gegenüberstehender, mit den Geschäften und den Anschauungen des praktischen Lebens

vertrauter Mann zu ihm sprach; wir haben sicheren Anhalt, daß er seine Ratschläge befolgte, denn wohl nur darauf ist es zurückzuführen, daß er in den schon gedruckten Bogen einzelne Stellen veränderte und sogar die Vorrede durch eine andere ersetzte.

Wichtiger aber als diese Ratschläge war ein anderer Dienst, den ihm Schwan erwies. An der Spitze des Mannheimer Theaters stand seit kurzem ein junger Mann aus vornehmem Hause: Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg. Im Geburtsjahre Goethes auf seinem Stammschlosse Hernsheim bei Worms geboren, frühzeitig litterarischen Interessen zugewendet, war er mit den schriftstellerischen Größen seiner Zeit in Verkehr getreten und hatte um das wissenschaftliche Leben in seiner engeren Heimat sich besonders durch die Stiftung der „kurpfälzischen deutschen Gesellschaft“ verdient gemacht. Dieser ersten That folgte die zweite: die Eröffnung der Mannheimer Bühne, die unter dem stolzen Namen eines Nationaltheaters große Bedeutung für das deutsche Schauspiel gewinnen sollte. Bis 1803 hat er der Bühne als Intendant vorgestanden, und drei Jahre später ist er als großherzoglicher Oberhofmeister in Mannheim gestorben.


Die Räuber.
Ein Schauspiel.



Frankfurt und Leipzig.
1781.

Titelblatt der ersten höchst seltenen Auflage der „Räuber“.
Nach dem Exemplar im Besitz der Verlagshandlung.

Diesem einflußreichen Manne teilte Schwan die ersten Bogen der Räuber mit. Ohne ein tieferes Verständnis für die Größe des Genius zu besitzen, der aus den ihm vorgelegten Seiten sprach, hatte doch Dalberg das deutliche Gefühl, daß hier eine Stimmung Ausdruck gefunden hatte, die der Zeit und den Wünschen des Publikums entsprach. Sein Sinn stand auf Neuigkeiten, und mit einer gewissen Heißblütigkeit ging er auf Bedeutendes und Unbedeutendes ein, wenn

es nur neu und zugkräftig war: hat er doch im Jahre 1782 dreißig neue Stücke über die Bretter gehen lassen. Diesem Streben mußten die Räuber willkommen sein. Dalberg las jene Bogen und die andern, die mit fortschreitendem Druck bei Schwan anlangten, und trat mit dem Stuttgarter Regimentsmedikus in Beziehung.

Endlich lag die erste Ausgabe der Räuber vor. Zum Jubilatesonntag 1781 (am 6. Mai) muß sie, wie Professor Weltrich nachgewiesen hat, erschienen sein. Wir geben das Titelblatt dieser Ausgabe, sowie das der ‚zwoten‘ wieder, die nach Absatz der 800 Exemplare umfassenden ersten erschien. Die Titelblätter sind sehr verschieden; auf dem der ersten stand eine Vignette, die die Scene am Kerkerthor aus dem vierten Akt darstellte; das der zweiten brachte den aufsteigenden Löwen und die stürmische Inschrift In tirannos.

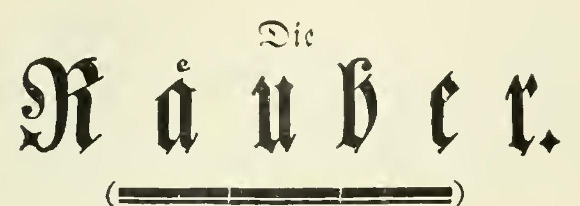
Schiller hat wohl ursprünglich nur einen Bucherfolg seines Erstlingswerkes erhofft: wenigstens haben wir keinen Anhalt dafür, daß die Beziehung zu Dalberg von ihm gesucht worden sei. Auf der Stuttgarter Bühne es zur Aufführung zu bringen, mußte ihm bei den primitiven Anschauungen und Verhältnissen der schwäbischen



Schlußvignette der ersten Auflage der „Räuber“.

Hauptstadt von vornherein als unmöglich erscheinen. Dieser Bucherfolg ist denn auch schnell und groß gewesen, wobei wir freilich das Wort nicht im materiellen Sinne fassen dürfen, denn die Zahl der abgesetzten Exemplare reichte nicht einmal aus, um ihn seiner Druckerschulden zu entledigen, und der fingerfertige Nachdruck, dem damals die im Selbstverlag erschienenen Bücher als völlig vogelfrei galten, sorgte dafür, daß auch in der Folge der ‚allgewaltige Mammon‘ in dem bescheidenen Dichterstübchen nicht erschien. Desto größer war das Aufsehen, das die Räuber gleich nach dem Erscheinen machten. Wie eine Bombe fiel es zunächst in die Stuttgarter Gesellschaft; von nichts anderm als von den Räubern war die Rede, und die Anonymität des Verfassers hielt nur eine kurze Weile vor dem Sturme des Interesses stand. Auch die bessere litterarische Kritik fiel dem Stücke bei. Am 24. Juli 1781 erschien in den Erfurtischen Gelehrten Anzeigen eine Recension, deren Verfasser, ein gewisser Timme, mit dem feinsten Verständnis für das Wesentliche der Erscheinung den Mut verband, rückhaltlos

dafür einzutreten. ‚Ein Verfasser, dessen erstes Produkt sich schon so sehr auszeichnet, muß, wenn er aufmerksam auf sich ist und die Bemerkungen kunstverständiger Freunde benutzt, mit Riesenschritten zur Vollkommenheit fortschreiten und das Publikum zu großen Erwartungen berechtigen.‘



Die

Räuber.

Ein Schauspiel

von fünf Akten,

herausgegeben

von

Friderich Schiller.



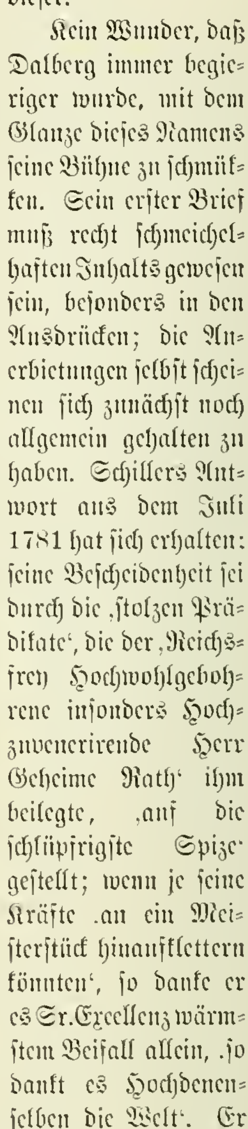
Zwote verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig,

bei Tobias Löffler.

1782.

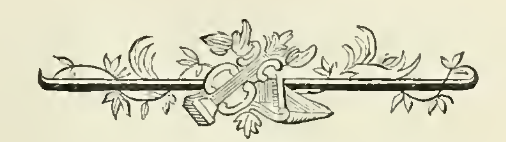
Titelblatt der zweiten Auflage der „Räuber“.
Nach dem Exemplar im Besitz der Verlagshandlung.



‚Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser.‘

Kein Wunder, daß Dalberg immer begieriger wurde, mit dem Glanze dieses Namens seine Bühne zu schmücken. Sein erster Brief muß recht schmeichelhaften Inhalts gewesen sein, besonders in den Ausdrücken; die Anerbietungen selbst scheinen sich zunächst noch allgemein gehalten zu haben. Schillers Antwort aus dem Juli 1781 hat sich erhalten: seine Bescheidenheit sei durch die ‚stolzen Prädikate‘, die der ‚Reichsfrey Hochwohlgebohrene insonders Hochzuvenerirende Herr Geheime Rath‘ ihm beilegte, ‚auf die schlüpfrigste Spize gestellt; wenn je seine Kräfte ‚an ein Meisterstück hinaufklettern könnten‘, so danke er es Sr. Excellenz wärmstem Beifall allein, ‚so dankt es Hochdenenselben die Welt‘. Er äußert es als einen Lieblingsgedanken, sich dereinst zu Mannheim, ‚dem Paradiß der Muse, zu etablieren, welches aber durch meine nähere Verbindung mit Wirtemberg erschwert werden dürfte‘. Doch wagt er schon die Andeutung, daß er gern eine Reise nach Mannheim machen würde, besonders da er noch einige

fruchtbare Ideen für das mannheimische Theater zu ‚kommunicieren' habe; leider setzten ihn dazu ‚ökonomische Verfassungen außer stande'. Die Korrespondenz geht allmählich auf die Aufführung der Räuber in Mannheim über. Aber so ohne weiteres wollte doch Dalberg das Stück nicht nehmen. Der geschickte Bühnenmeister sowohl als der Geheime Rat in ihm machten Ausstellungen und Vorbehalte. Schiller sollte eine Umarbeitung seines Stückes für die Bühne vornehmen, und daß diese Umarbeitung ihm manche schwere Stunde kostete, zeigt uns der Briefwechsel. Bald fällt er den Wünschen Dalbergs ohne weiteres bei; daß er Amalia ‚lieber erschießen als erstechen' lassen soll, gefällt ihm ungemein. ‚Der Effekt muß erstaunlich sein und kömmt mir auch räubermäßiger vor'. Bald aber bäumt er sich dagegen auf, Veränderungen einzuführen, die ihm die Grundlagen des Stückes zu erschüttern scheinen. Ein Verlangen Dalbergs besonders macht ihm viele Sorgen: der Reichsfreiherr wollte nicht, daß die in Leben und Anschauungen gleich gewagten Gestalten der Räuber ins 18. Jahrhundert gesetzt würden; allerlei politische Bedenken mochten ihn dazu bestimmen. In die Zeit des Landfriedens sollte die Handlung zurückverlegt werden, damit keinem der vielen Fürsten, die sich auf ihre ‚abgeschliffene Polizey' etwas zu gute thaten, ein Leid geschah.



Vorrede

zur zwoten Auflage.

Die achthundert Exemplarien der ersten Auflage meiner Räuber sind bälder zerstreut worden, als alle Liebhaber zu dem Stük konnten befriedigt werden. Man unternahm daher eine zwote, die sich von der ersten an Pünklichkeit des Druks, und Vermeidung derjenigen Zweideutigkeiten ausnimmt, die dem feinern Theil des Publikums auffallend gewesen waren. Eine Verbesserung in dem **Wesen** des Stücks die den Wünschen meiner Freunde und Kritiker entspräche, durfte die Absicht dieser Auflage nicht seyn. Es

Der junge Dichter zeigt in dieser peinlichen Situation viel Mut: er mißbilligt die Tendenz Dalbergs offen, und seine Gründe, deren hauptsächlichster der Anachronismus in den theoretischen Erörterungen Karls war, sind stichhaltig. Die Versetzung in eine frühere Zeit mache sein Stück ‚zu einem fehlervollen und anstößigen Quodlibet, zu einer Krähe mit Pfaufedern'. Aber Dalberg stellte eben eine verhängnisvolle Alternative, und so mußte Schiller einwilligen in die Verlegung der Handlung um dreihundert Jahre. Nur behält er sich vor, daß diese

Veränderung auf das Theater beschränkt bleibe. ‚Dieses einige werde ich mir von Herrn Schwan ausbedingen, daß er es wenigstens nach der 1ten Anlage druckt. Auf dem Theater prätendire ich keine Stimme.‘

So ging die Verhandlung über wichtige und unwichtige Dinge hin und her, und man hat durchaus den Eindruck, daß Schiller sich durch seine Konzessionen eine Aufführung erkaufen mußte, an der doch Dalberg selbst nicht am wenigstens gelegen war. Endlich ging das Manuskript ab und wurde nun erst noch von Dalberg selbst durchkorrigiert, bis es die bühnengerechte Form bekommen hatte.

Der große Augenblick nahte heran. Die Schauspieler studierten mit größtem Eifer. Anfang Januar 1782 war alles zur Aufführung bereit. Sie sollte



Das Mannheimer Nationaltheater.

eigentlich am 10. stattfinden. Aber da an diesem Tage der Geburtstag der Gräfin Hohenheim gefeiert werden mußte, wobei keine Militärperson, also auch kein Regimentsmedikus fehlen durfte, so setzte man den 13. Januar fest. Freund Schwan vermittelte diese Gefälligkeit und sorgte auch dafür, daß der Bitte Schillers um Verschwiegenheit über seine ‚Dahinreise‘ möglichst entsprochen wurde. Denn im geheimen nur durfte er reisen: einen mehrtägigen Urlaub zu erlangen, war von vornherein aussichtslos.

Am 13. Jänner 1782 sah man an den Straßenecken und Brunnenröhren zu Mannheim die Theaterzettel, die die erste Aufführung der Räuber ankündigten. Wir bringen von dem merkwürdigen Schriftstücke, das unmittelbar mit einem der entscheidendsten Ereignisse in des großen Dichters Leben zusammenhängt, eine getreue Nachbildung. Ein ‚Avertissement‘, das der Dichter auf Dalbergs besondern

S

auf der

Ver[

Die Räub
— ausg
mit allen Ga
Kammeradsch
Laster, bis e
stand, Gräue
stürzte, in all
ehrwürdig, g
glück gebesser
chen Mann n
verabscheuen

Franz M
— entlarvt,

Der alte
Verzärtler,
Kinder.

In Amal
Folter herrsch

Man wirk
schaft des La

Sonntags den 13. Jänner 1782.

wird

auf der hiesigen National-Bühne

aufgeführet

Die Räuber.

Ein Trauerspiel in sieben Handlungen; für die Mannheimer Nationalbühne vom Verfasser Herrn Schiller neu bearbeitet.

Personen.

Rolle		Darsteller
Maximilian, regierender Graf von Moor		Herr Kirchhöfer.
Karl,	seine Söhne	Herr Boeck.
Franz,	seine Söhne	Herr Iffland.
Amalia, seine Nichte		Mad. Toscani.
Spiegelberg,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Pöschel.
Schweizer,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Beil.
Grimm,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Rennschüb.
Schufterle,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Frank.
Roller,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Toscani.
Razmann,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Herter.
Kosinsky,	Libertiner, nachher Banditen	Herr Beck.
Herrmann, Bastard eines Edelmanns		Herr Meyer.
Eine Magistratsperson		Herr Gern.
Daniel, ein alter Diener		Herr Bakhaus.
Ein Bedienter		Herr Epp.
Räuber.		
Volk.		

Das Stück spielt in Deutschland im Jahre, als Kaiser Maximilian den ewigen Landfrieden für Deutschland stiftete.

Die bestimmten Eingangsgelder sind folgende:

Platz	Preis
In die vier ersten Bänke des Parterres zur linken Seite	45 kr.
In die übrige Bänke	24 kr.
In die Reserve-Loge im ersten Stock	1 fl.
In eben eine solche Loge des zweiten Stocks	40 kr.
In die verschlossene Gallerie des dritten Stocks	15 kr.
In die Seiten-Bänke allda	8 kr.

Wegen Länge des Stückes wird heute präcise 5 Uhr angefangen.

Theaterzettel zur ersten Aufführung der „Räuber" in Mannheim.
Nach eigner photographischer Aufnahme eines Originaldrucks im Schillerhause zu Marbach.
(Rückseite: Der Verfasser an das Publikum.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Der

Verfasser an das Publikum.

Die Räuber — das Gemählde einer verirrten grosen Sele — ausgerüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und mit allen Gaben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte Kammeradschaft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu Laster, bis er zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande stand, Gräuel auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund stürzte, in alle Tiefen der Verzweifelung — doch erhaben und ehrwürdig, gros und majestätisch im Unglück, und durch Unglück gebessert, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen solchen Mann wird man im Räuber Moor beweinen und hassen, verabscheuen und lieben.

Franz Moor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher — entlarvt, und gesprengt in seinen eigenen Minen.

Der alte Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler, und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder.

In Amalien die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die Folter herrschender Leidenschaft.

Man wird auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirthschaft des Lasters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle Vergoldungen des Glücks den innern Gewissenswurm nicht tödten — und Schrecken, Angst, Reue, Verzweifelung hart hinter seinen Fersen sind. — Der Jüngling sehe mit Schrecken dem Ende der zügellosen Ausschweifungen nach, und der Mann gehe nicht ohne den Unterricht von dem Schauspiel, daß die unsichtbare Hand der Vorsicht, auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne.

Der

[...]fasser an das Publikum.



[...]er — das Gemählde einer verirrten grosen Sele [...]erüstet mit allen Gaben zum Fürtrefflichen, und [...]ben — verloren — zügelloses Feuer und schlechte [...]aft verdarben sein Herz, rissen ihn von Laster zu [...]r zulezt an der Spize einer Mordbrennerbande [...]l auf Gräuel häufte, von Abgrund zu Abgrund [...]e Tiefen der Verzweiselung — doch erhaben und [...]os und majestätisch im Unglück, und durch Un[...]t, rückgeführt zum Fürtrefflichen. — Einen sol[...]ird man im Räuber Moor beweinen und hassen, [...]und lieben.

[...]oor, ein heuchlerischer, heimtückischer Schleicher [...]und gesprengt in seinen eigenen Minen.

[...]Moor, ein allzu schwacher nachgebender Vater, [...]und Stifter vom Verderben und Elend seiner [...]

[...]ien die Schmerzen schwärmerischer Liebe, und die [...]ender Leidenschaft.

[...] auch nicht ohne Entsezen in die innere Wirth[...]sters Blicke werfen, und wahrnehmen, wie alle [...]

Wunsch eingeschickt hatte, verkündete dem Publikum, was der ethische Gehalt des neuen Stückes sein sollte: die Einsicht, daß ‚die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne'.

Es war für Mannheim und das ganze umgebende Land ein wichtiger Tag: von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier und andern Städten kamen die Leute zu Roß und zu Wagen herbeigeströmt, um, wie Schillers Freund Streicher erzählt, ‚dieses berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit geben und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheurer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten'. Schon um ein Uhr füllten sich die Bänke mit denen, die eine Loge nicht mehr hatten erhalten können, und geduldig saßen die Menschen gedrängt, bis um fünf Uhr der Vorhang aufging.



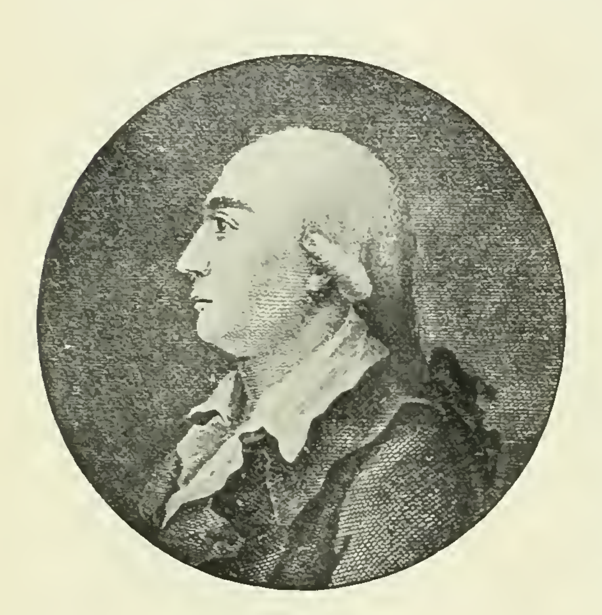
Johann Michael Boeck.

Im letzten Augenblick trat Schiller in die ihm von Dalberg vorbehaltene Loge. Außer den Schauspielern und deren Freunden Schwan, Gemmingen und wenigen andern wußte niemand um des Dichters Anwesenheit. Sein einziger Reisebegleiter war sein biederer Studiengenosse, der Bibliothekarius Petersen, mit dem er einst ‚wenns reussierte' ein paar Bouteillen Burgunder auszustechen gelobt hatte.

Was mag in der Brust Schillers in diesen Augenblicken vorgegangen sein! ‚Ich freue mich darauf wie ein Kind', hatte er an Dalberg kurz zuvor geschrieben; ‚ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen und mir im ganzen einen größeren Schwung geben', und mit erklärlichem Selbstbewußtsein hatte er hinzugefügt: denn es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde.'

Dalberg hatte sein Bestes gethan. Alle Kostüme waren ganz neu. Die Maschinisten waren mit allen Künsten damaliger Bühnentechnik vertraut, so daß auch der häufige Scenenwechsel, dem zuliebe man das Stück in sieben ‚Handlungen' zerlegt hatte, gut von statten ging. In der mitternächtlichen Scene am Turm, als Karl Moor Sterne und Mond beschwört, ‚lief' der Mond, wie Schiller selbst nachher bewundernd schreibt, ‚gemächlich über den Theaterhorizont und

verbreitete nach Maßgabe seines Laufes ein natürliches schröckliches Licht in der Gegend'. Die Schauspieler waren in ihrem Element. Boeck spielte den Karl ausgezeichnet, und selbst seine kleine untersetzte Figur, die der Vorstellung Schillers und auch wohl des Publikums von dem hageren Räuber nicht entsprechen mochte, störte nur für die ersten Scenen. Beil, ‚der herrliche Kopf', spielte den Schweizer; Kosinsky lag in den Händen Becks. Madame Toscani machte mit ihrer weichen Stimme und anmutigen Erscheinung aus der Amalia, was aus dieser Gestalt zu machen ist. Am wenigsten gefiel der alte Moor. Den Glanzpunkt des Abends aber bildete Iffland, der nachherige große Schauspieler, damals 26 Jahre alt und noch sehr schmächtig und blaß; er gab den Franz Moor. ‚Sein Spiel war auch in den kleinsten Schattierungen so durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn sah, zurückließ.' ‚Zermalmend für den Zuschauer war besonders die Scene, in welcher er seinen Traum von dem jüngsten Gericht erzählte, mit aller Seelenangst die Worte ausrief: richtet einer über den Sternen? Nein! Nein! und bei dem zitternd und nur halblaut gesprochenen in sich gepreßten Worte Ja! Ja! — die Lampe in der Hand, welche ein geisterbleiches Gesicht erleuchtete — zusammensank.' Schiller selbst schrieb über Iffland im Wirtembergischen Repertorium: ‚Deutschland wird in diesem jungen Manne noch einen Meister finden.'



Johann David Beil.

Die Wirkung auf das Publikum war sehr groß; ganz besonders schlugen die letzten vier Handlungen durch, und wäre des Dichters Anwesenheit bekannt gewesen, man hätte ihm schon damals eine Ovation bereitet, wie sie ihm bei der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans in Leipzig zu teil wurde. Man sprach in Mannheim von nichts als den Räubern, und wenn wir es auch durchaus für glaublich halten, daß die Begeisterung für das Stück sich auf die Kreise des Bürgertums beschränkte, während die Adelskreise sich sehr absprechend verhielten, so liegt doch gerade in dieser Parteinahme ein Beweis des allgemeinen Interesses.

Und in der That, hier waren dem deutschen Publikum Gedanken vorgeführt, die auf der Bühne noch nicht laut geworden waren, die aber von dieser Stätte aus um so mächtiger in den Seelen wiederklangen. Man muß bedenken, daß ein Gefühl der Unzufriedenheit mit den politischen und socialen Zuständen damals

weite Kreise, und gerade die große Menge des gebildeten Bürgertums ergriffen hatte; die Stimmung, die in Frankreich der Revolution vorherging, war auch den Deutschen und zumal denen des Westens nicht fremd. Überall hatte sich die Sehnsucht nach Freiheit erzeugt, und diese Sehnsucht nahm naturgemäß unter dem allerorten sichtbaren Druck des Despotismus die Form trotziger Abneigung an. Dieser trotzigen Abneigung entsprach Karl Moor, und die Empfindungen und Ausdrücke, zu deren Verständnis uns Heutigen glücklicherweise die Vorbedingungen fehlen, erschienen dem damaligen Geschlechte als glückliche Wahrheit. Daher der Jubel, unter dem Schillers ‚Räuber‘ den Siegeszug über die deutschen Bühnen hielten. Doch aber wollen wir eines andern Gesichtspunktes nicht vergessen, durch den sich das Stück weit hinaushebt über den willkommenen Ausdruck einer bloß verurteilenden und trotzenden Tendenz: in Karl Moor, der mit der menschlichen Gesellschaft gebrochen hat und der die Brandfackel gegen das Bestehende erhebt, bricht doch das Gefühl durch, daß alle Mißstände nur eine augenblickliche Verdunkelung der sittlichen Wahrheit sind, auf der alles Bestehende ruht. Er geht und stellt sich den Gerichten. Wohl hat der einzelne das sittliche Recht, eine Gesellschaft zu fliehen, in der sich für seine Ideale kein Platz findet, aber nicht ungestraft erhebt er seine Hand, um diese ganze Gesellschaft zu vernichten. Und indem Karl Moor diese Strafe freiwillig und ritterlich an sich vollzieht, gibt er einem Gefühle Ausdruck, das ein eminent deutsches genannt werden darf, und das die ungeheure Volkstümlichkeit der Räuber mit erklärt. Von dem Augenblick an, da Karl die väterlichen Fluren wiedersieht, geht durch sein Wesen ein weicher Zug, ein Zug der Selbstbesinnung, und es ist erlaubt, in Zusammenhang damit die von Streicher überlieferte Nachricht zu bringen, daß erst von der vierten Handlung an das Publikum warm zu werden begann.



Heinrich Beck.

So kann wer will in dieser etwas ungeheuerlichen Ausgeburt eines jugendlichen Feuerkopfes schon die ersten Anzeichen der sittlichen Weltanschauung erblicken, die, durch Jahre, Denken und Erfahrung geklärt und vertieft, den eigentlichen Grund der gewaltigen Wirkung Schillers auf unser Volk bildete und noch heute bildet.

Freilich, nicht überall wurde das Wesentliche in der Wirkung des Stückes von der Kritik richtig aufgefaßt. Vielfach richtete sie sich aufs Äußere und auf nebensächliche Dinge.

Im September 1782 wurden die Räuber in Hamburg und in Leipzig aufgeführt. Besonders in jener Stadt war die Darstellung vortrefflich. Fleck und Unzelmann, zwei Schauspieler allerersten Ranges, gaben die Brüder Moor. ‚Das

Haus war brechend voll, wiewohl das häufige Schiessen den Damen ziemlich bange machte.‘ Aber die Kritik verhielt sich lau; sie leugnete nicht, daß Spuren eines vielumfassenden großen Geistes durchleuchteten, fand aber doch vieles ‚unglaublich und unnatürlich‘. In Leipzig wurde das Stück im modernen Kostüm aufgeführt; auch hier war die Wirkung sehr groß. Aber in der Stadtverwaltung stiegen merkwürdige Bedenken auf: als kurz nach der ersten Aufführung einige Einbrüche erfolgten, schob man die Schuld auf Schillers Räuber — und verbot deren Aufführung. Auch fürchtete man, daß die Leipziger Studenten deren feiner Ton ja seit Goethes Studienzeit sprichwörtlich geworden war, die ‚pöbelhaften Reden‘ der Räuber annehmen möchten! Bedenklicher mochte schon die Wirkung des Stückes in einer bayrischen Stadt sein, wo sich unter den zwölf- bis vierzehnjährigen Gymnasiasten eine Räuberbande bildete, deren unheimliche Absichten nur dadurch rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurden, daß einer der Knaben vor dem Auszug gerührten Abschied von der Frau Mama nahm. Und daß das freie Räuberleben, die ‚Wald- und Buschromantik‘ ihre eigenen Reize hatten, erkennt man auch aus der Thatsache, daß eine ganze Schar von Räuber- und Banditenromanen in den achtziger Jahren aus der Erde schoß und das Thema ‚ein freies Leben führen wir‘ variierte. Und wie es an solchen absichtlichen Mißverständnissen nicht fehlte, so gab es auch Versuche, das Stück selbst einem niedrigern sentimentalen Geschmack zu nähern, es zu verwässern: der Ruhm dieser Geschmacklosigkeit gebührt dem Berliner ‚Theaterdichter‘ Herrn Plümicke, der seine dreiste ‚Bearbeitung‘ noch im Jahre 1782 herausgab. Der Mann kannte sein Publikum: unbekümmert um alle Achtung gegen den Verfasser setzte er zu und veränderte, wo er den platten Anschauungen seiner Zuschauer entgegenkommen zu sollen glaubte. Ähnliche Entstellungen erlaubten sich die Bühnenleitungen in Stralsund, Rostock und anderwärts. Sogar eine Fortsetzung der Räuber erschien: Frau von Wallenrodt veröffentlichte ein sechsaktiges Drama



August Wilhelm Iffland.

Karl Moor und seine Genossen nach der Abschiedsscene beim alten Thurm. Ein Gemählde erhabener Menschennatur, als Seitenstück zum Rinaldo Rinaldini.' Ein Kritiker nannte es mit Recht ein hirnloses Machwerk.

Auch das Ausland bemächtigte sich des Stückes: The Robbers, a tragedy, erschienen in England, und mitten in der Revolution spielte man auf kleinern Pariser Theatern unter allgemeinem Zulauf Robert, chef des Brigands, imité de l'Allemand.

So erregte das Stück in der Heimat und in der Fremde ein Aufsehen, das sich wohl vergleichen läßt mit dem, das acht Jahre zuvor Goethes Werther hervorgerufen hatte.



Johann Friedrich Ferdinand Fleck.

Als am 13. Jänner 1782 der Vorhang fiel, waren dem glücklichen Dichter noch einige schöne Stunden beschieden. Im Kreise der Schauspieler und an der Seite seines Petersen saß er bis in die Nacht hinein beim fröhlichen Mahl und Becherklang und genoß die Wonne, einen Erfolg im Gespräch noch einmal zu durchleben. Der Hofkammerrat Schwan war besonders aufmerksam gegen den jungen Mann und hatte sich das Vorrecht erbeten, die ausbedungene Reisekostenentschädigung vorschießen und ihm überreichen zu dürfen.

Die Beziehung zu Mannheim war geknüpft, und der Tag, der Schiller in sein ‚Loch der Prüfung' zurücktrug, hat auch in ihm die Überzeugung gereift, daß zwischen der Welt des Regimentsarztes und der des Dichters keine dauernde Gemeinschaft sein könne. Das Bewußtsein, Größeres leisten zu können, und das Gefühl, daß seine Zukunft sich auf der eben betretenen Bahn weiterbewegen müsse, wurde in ihm immer deutlicher. ‚Ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen', schrieb er an Dalberg wenige Tage nach seiner Rückkehr. So bewegt sich denn sein Dichten und Trachten auf den sonnigen Gefilden weiter, in die er soeben einen Schritt hatte thun dürfen. Im Wirtembergischen Repertorium, das er selbst redigierte, erschien die Selbstrecension, in der er sich Rechenschaft gab über sein Stück und dessen Aufführung; niemand wußte, wer hier mit dem Dichter so streng ins Gericht ging, und man war, als das Repertorium später den Verfasser nannte, erstaunt über die Aufrichtigkeit und die Schärfe, mit der Schiller seine eigenen Fehler rügte. Es geht durch diese Recension etwas von

dem genialen Übermute, von dem die Jugendgeschichte Schillers mehrere Züge überliefert. Einst hatte er in seiner medizinischen Examensarbeit Stellen aus den Räubern, ‚einem englischen Trauerspiel‘ citiert, jetzt trug er launig die Medizin in die Dichtung: ‚Er (der Verfasser) soll Arzt bey einem würtembergischen Grenadier-Bataillon seyn, und wenn das ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben.‘



Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann.

Der Regimentsmedikus, der hier vor seiner Ausübung der Heilkunde warnte, hatte mittlerweile seinen einförmigen Dienst wieder aufnehmen müssen. Lazarettbesuche, Rapporte, Appelle schlugen ihn wieder in Fesseln, und die Mannheimer Reise, die ihm Welt und Menschen gezeigt hatte, war nur noch wie ein schöner Traum. Seine Stimmung wurde trübe und mißmutig, denn er sah kein Thor, das ihm den Weg aus der Wüste öffnete. Doch aber lebte in ihm der Drang zur weiteren Bethätigung seiner Gaben. Allerlei neue litterarischen Unternehmungen wurden geplant und ins Werk gesetzt; zu den alten gesellten sich neue Freunde, die ihm und sich selbst zuliebe daran mitarbeiteten. Des Wirtembergischen Repertoriums thaten wir schon Erwähnung, das er mit dem alten Lehrer Professor Abel und Petersen herausgab; es war der litterarischen Kritik, der Philosophie, Ästhetik und Geschichte gewidmet; jene Selbstkritik der Räuber ist der denkwürdigste Beitrag Schillers selbst, der außerdem noch manches andere beisteuerte, wie die Abhandlung ‚Über das gegenwärtige deutsche Theater‘, die philosophische Betrachtung ‚Der Spaziergang unter den Linden‘, und endlich als erste Probe seines Erzählertalentes ‚Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte‘.

Eine andere Unternehmung war die ‚Anthologie auf das Jahr 1782‘. Schiller hatte sich mit dem schwäbischen Dichter Ständlin überworfen, der zu einer ‚schwäbischen Blumenlese‘ eine Reihe von württembergischen Dichtern vereinigt, auch Schiller zur Mitarbeit aufgefordert, dann aber von diesem nur ein Gedicht, obendrein noch ganz verstümmelt, mitgeteilt hatte. Der freilich herzlich unbedeutenden Blumenlese, die auf ihrem Titelblatt anspruchsvoll eine über Schwaben sich erhebende Sonne zeigte, stellte Schiller die ‚Anthologie‘ entgegen,

deren Vorrede er, ganz entgegen dem Beginnen Stäudlins, aus ‚Tobolsko‘ datierte. Die wenigen Mitarbeiter waren nicht bedeutender als die Stäudlins, und auch was Schiller selbst beigetragen hat, darf kaum auf selbständige poetische Geltung Anspruch erheben. Es sind Gedichte, in denen freilich mancher Gedanke späterer Perioden schon anklingt, die aber doch nach Ton, Form und Sprache sich noch nicht viel hinausheben über die Gedichte, auf die wir im zweiten Kapitel einen Blick geworfen haben. Besonders sind die Gedichte an Laura (worunter manche die Hauptmannswitwe Frau Vischer, seine Wirtin verstanden glauben) nur von biographischem Interesse. Was einigen Wert hat, ist später in die gesammelten Gedichte (‚erste Periode‘) aufgenommen worden, freilich oft mit großen Veränderungen und Auslassungen.

So nebensächlich diese Beschäftigungen Schillers uns gegenüber seiner Richtung aufs Drama erscheinen und thatsächlich auch gewesen sein mögen, sie trugen doch im Verein mit den Räubern dazu bei, seine Beziehungen zu den Menschen zu erweitern und seinen Namen in ihrem Gedächtnis zu befestigen.

Anthologie

auf das Jahr

1782.



Gedrukt in der Buchdrukerei

zu Tobolsko.

Erste Ausgabe von Schillers „Anthologie auf 1782“.
Nach dem Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin.

In der That haben ihm die Monate nach der Veröffentlichung der Räuber sehr wertvolle Anknüpfungen gebracht, von denen einige für sein Leben von der größten Bedeutung geworden sind. Wir müssen diesen Menschen, die eine gnädige Fügung ihm in den Weg führte, einige Augenblicke widmen.

Das Wort Iphigeniens, daß die Himmlischen dem Erdgeborenen, dem sie schwere Verwirrungen zudenken, auch einen ruhigen Freund erziehen, trifft auf Schiller in ganz besonderm Maße zu. Als in Mannheim für ihn alles wankte, da

reichte ihm ein Körner aus der Fremde aus eigenem Antrieb die rettende Hand; als nachher in Jena die Sorge um das tägliche Brot ihn schwer niederdrückte, da erstand ihm in der Nordmark des Deutschtums ein ungesuchter hochherziger Helfer; und als unter dem Druck eben jener Sorge der Dichter in Dinge sich zu verlieren drohte, die ihn von seiner Bestimmung ablenkten, da ließ die Vorsehung seinen Weg in den des großen Freundes münden, für den er und der für ihn rückführender Pilot zum Reich des Schönen wurde.

Der Freund, den die Himmlischen ihm in jener Stuttgarter Zeit erweckten, war Andreas Streicher. Ein Mensch von rührender Selbstlosigkeit, hochherzig und liebenswürdig, begabt mit jener Aufopferungsfähigkeit, die nur in ganz ideal gerichteten Gemütern erblühen kann, ein Freund, der den höchsten Begriff dieses Wortes in sich darstellt, so steht Streicher in der Lebensgeschichte Schillers und dadurch in der Geschichte unseres Volkes da, jenem Werner von Kyburg vergleichbar, den die alten Lieder preisen, weil er sich aufgab, um das Schicksal des größern Freundes zu teilen.

Streicher hat uns das, was er mit Schiller durchlebt hat, in einem kleinen Buche erzählt, das zu den merkwürdigsten und liebenswürdigsten unserer Litteratur gehört und das jeder junge Deutsche lesen sollte.

Ein geheimnisvoller Zug hatte ihn, den wenig Jüngern, schon lange auf Schiller hingewiesen. Andreas Streicher, 1761 in Stuttgart geboren, frühzeitig seines Vaters, eines Steinmetzen, beraubt, hatte eine freudlos mühselige Kindheit durchlebt; aber es war ihm vergönnt gewesen, sich einer geliebten Kunst, der Musik, berufsmäßig zu widmen. Als junger Tonkünstler besuchte er regelmäßig die öffentlichen Prüfungen der Karlsschule, die durch einen musterhaften vierstimmigen Gesang der Musikschüler beschlossen wurden. Bei einer solchen Gelegenheit erblickte er Schiller, der gerade einem Professor in einer medizinischen Disputation zu opponieren hatte. ‚Streicher‘, so berichtet er selbst, ‚hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an und prägten den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.‘ Auch das Benehmen Schillers bei der Abendtafel gegen den Herzog, der sich mit ihm ‚aufs gnädigste unterhielt‘, machte auf Streicher einen großen Eindruck. Jedoch hat er damals nicht einmal den Namen des Jünglings erfahren. Als nun 1781 die Räuber erschienen waren, ließ sich Streicher durch den gemeinsamen Bekannten Zumsteeg dem Dichter vorstellen und war sehr überrascht, in ihm den Karlsschüler wiederzuerkennen, der damals seine Aufmerksamkeit so sehr erweckt hatte. Streicher berichtet uns über den Eindruck, den Schiller beim ersten Besuche auf ihn machte: ‚Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde mir ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Das anfänglich blasse Aussehen, das im Verfolg des Gespräches in hohe Röte überging — die kranken Augen — die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die ebenso vorteilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach,

als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren.' Streicher rühmt schon damals an Schiller, worin alle, die ihn überhaupt gekannt haben, übereinstimmen, seine außerordentliche Kunst, ein Gespräch zu führen, den andern so gefangen zu nehmen, daß ‚man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte'. Streichers Zuneigung zu Schiller wuchs immer mehr, und auch Schiller zeigte ihm so viel Vertrauen, daß allmählich aus der Bekanntschaft eine Freundschaft wurde, die sich jeder Probe gewachsen zeigte.

Das Ansehen, das die Räuber dem Regimentsmedikus gaben, trug ihm noch mehr Besuche ein. Von der Akademie her war er noch bekannt mit dem jungen





Aus Chodowieckis Kupferstichen zu den „Räubern" im „Theater-Calender für 1783".

Freiherrn Wilhelm von Wolzogen, der zwar einer andern Abteilung angehört hatte, doch aber einer der eifrigsten Bewunderer Schillers gewesen war. Er benutzte die Anwesenheit seiner Mutter Henriette von Wolzogen und seiner Schwester Charlotte, den Freund diesen vorzustellen. Frau von Wolzogen fand an Schiller großes Gefallen und dehnte ihre Zuneigung auch auf die Eltern und Geschwister aus, denen sie auf der Solitüde einen besondern Besuch machte. Auch diese Bekanntschaft sollte für den jungen Dichter von außerordentlicher Bedeutung werden.

Noch eine Menge anderer Menschen führte ihm der Ruf der Räuber zu; so fuhr in stattlichem Wagen der aus Goethes Leben bekannte Leuchsenring, den sein Besuchssport durch ganz Deutschland führte, vor, um sich den berühmten Mann anzusehen. Das zierliche Herrchen mag von dem genialisch unordentlichen Anblick des Zimmers, das uns Scharffenstein drastisch beschrieben hat, nicht sonderlich

erbaut gewesen sein. Auch alte Kindheitsfreunde kamen wieder, so Conz, der Lorcher Spielkamerad. Mehr aber als all die Menschen, die in der Junggesellenbude vorsprachen, erfreute Schiller ein Brief von Wieland, der natürlich als geborener Schwabe in Schwaben ungemein hoch geschätzt wurde; der Dichter der Abderiten sagte dem Dichter der Räuber einige recht schmeichelhafte und aufmunternde Worte.

An diesem frühen Ruhme nahm niemand innigern Anteil als die treue Schwester Christophine, die Gespielin der Kindheit. Wenn sie nur irgend konnte, war sie um den Bruder, und es schwellte ihr das Herz, wenn sie auf Redouten hinter sich flüstern hörte: ‚Seht, da kommt Schiller‘ und sah, wie die Menschen unwillkürlich Platz machten.

So war doch manches da, was den von Mannheim Zurückgekehrten über die Öde seiner Berufsthätigkeit hinwegtrösten konnte. Nicht aber war es möglich, ihn Ziele aus den Augen verlieren zu lassen, die ein eingeborener Trieb ihm setzte. Zu diesen Zielen riß es ihn fort, und was dem eigenen Entschluß nicht erreichbar war, dazu zwang ihn der Sturm der Dinge.

Wir haben bisher nicht gefragt, was denn der Herzog-Vater dazu sagte, daß sein Eleve und ‚Sohn‘ Friedrich Schiller seine ersten Lorbeeren nicht im Lazarett, sondern auf den Brettern pflückte. Der Herzog verfolgte die Schicksale aller Zöglinge, soweit es ihm möglich war; und daß er denen Schillers eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte, wird von mehreren Seiten bezeugt. Zunächst hat er die dichterische Thätigkeit des Regimentsmedikus nicht übel vermerkt, ja, es mochte ihm schmeicheln, daß aus seiner geliebten Akademie, deren Vielseitigkeit sein Stolz war, auch ein dichterisches Genie hervorging. Aber bald traten an diesem Genie Erscheinungen hervor, die deutlich anzeigten, daß die Verherrlichung der akademischen Erziehung unter den Gesichtspunkten seiner Thätigkeit überhaupt nicht vorhanden war, und als nun gar die ersten Anzeichen bemerkbar wurden, daß der Poet die strenge Regel der Disciplin verletzte, da trat in des Herzogs Meinung ein schroffer Umschlag ein.

Ende Mai 1782, als der Herzog in Wien abwesend war, widerstand Schiller der Versuchung nicht, noch einmal nach Mannheim zu reisen, um die köstlichen Gefühle vom Januar noch einmal zu durchleben. Frau von Wolzogen und die ‚Vischerin‘ hatten ihm zugeredet und brannten darauf, mit ihm zusammen eine Räubervorstellung, die Dalberg für diesen Zweck bereitwilligst zugesagt hatte, anzusehen. Der Oberst von Rau wußte um die Reise, doch hatte Schiller ihm für den Fall der Entdeckung feierlich versprochen, ihn selbst aus dem Spiele zu lassen. Am 25. Mai fuhr er mit den beiden Freundinnen hin; Hoven war zur Benutzung des vierten Wagenplatzes eingeladen, doch kam er nicht. Dalberg und die Schauspieler empfingen ihn aufs liebenswürdigste, und es ist wohl als sicher anzunehmen, daß er in einem vertraulichen Gespräch dem Freiherrn sein ganzes Herz ausschüttete und von ihm auch die Zusicherung erhielt, daß Schritte gethan werden sollten, um ihn ganz nach Mannheim zu ziehen. War doch damals das zweite Stück in Arbeit, der Fiesco, auf den Dalberg keine geringern Hoffnungen setzte als der Dichter selbst. Zurückgekehrt setzte er alsbald einen Brief an den Intendanten auf, in dem er mit feinster psychologischer Berechnung die Gesichtspunkte aufzählte, unter denen Dalberg vom

Herzog die zunächst provisorische Entlassung Schillers nach Mannheim erwirken sollte. Aber Dalberg zögerte, sich in Dinge zu mischen, die ihm den Zorn des Herzogs und dadurch Unannehmlichkeiten mit seinem eigenen Kurfürsten bringen konnten. Noch ehe er antwortete, nahmen die Dinge einen unerwünschten Lauf. Die beiden Frauen hatten trotz der feierlichsten Versprechungen den Mund nicht halten können und in ihren Bekanntenkreisen von dem, was sie in Mannheim gesehen und erlebt hatten, mancherlei erzählt. Es sickerte durch, daß Schiller mit ihnen gewesen war, und von Mund zu Mund drang es bis zum Herzog. Höchst aufgebracht schickt der Herzog dem Ahnungslosen ein Pferd und läßt ihn unverzüglich auf Schloß Hohenheim befehlen. Das erste Wiedersehen zwischen Herzog und Medikus war nicht erfreulich. Zwar that der alte Fuchs zunächst harmlos und huldreich, ging sogar mit dem Opfer in den Garten und ließ es die Anlagen bewundern, so daß Schiller schon begann, erleichtert aufzuatmen, dann aber plötzlich fuhr er ihn an: ‚Er ist in Mannheim gewesen! Ich weiß alles! ich sage, Sein Obrister weiß darum.‘ Schiller versuchte seine eigene Schuld nicht zu leugnen, gegen die Behauptung, daß Oberst von Rau um seine Reise gewußt habe, erhob er Einspruch, und er hielt sein Versprechen so gut, daß der Herzog in der Folge gegen Rau nichts unternommen hat. Um so empfindlicher bestrafte er den Dichter, der sich eines Verbrechens schuldig gemacht hatte, das in den Augen des Fürsten eine Art Desertion war; überdies war nun die Empfindlichkeit des schwäbischen Herzogs darüber erwacht, daß einer seiner Pflegebefohlenen, ohne ihn zu fragen, mit dem ‚Auslande‘ in Beziehung getreten war. Er entließ seinen Feldscher mit dem Befehl, sich sofort jeder solchen Beziehung zu enthalten und zur unmittelbaren Sühne seines Dienstvergehens einen vierzehntägigen Arrest anzutreten. Schiller ging und verbüßte seine Strafe. Aber den Zweck dieser Strafe erreichte Karl Eugen nicht: in der Einsamkeit des Arrestzimmers reifte der Fiesco weiter aus und entstand vielleicht der erste Gedanke an ein drittes Theaterstück, und dazwischen tauchte deutlicher und deutlicher der Plan auf, wie den Schöpfungen so auch ihrem Schöpfer jenseits der württembergischen Grenzpfähle eine Stätte zu gewinnen.

Kaum hatte man Schiller auf der Hauptwache seinen Degen wiedergegeben, da ging er hin und schrieb von neuem an Dalberg. Er bat ihn dringend, die etwa vorhandenen Absichten, ihn nach Mannheim zu ziehen, zu beschleunigen; geheimnisvoll setzt er hinzu, daß er die Ursache, warum er diese Beschleunigung jetzt doppelt wünschte, ‚keinem Briefe anvertrauen dürfe‘. ‚Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben.‘ Wir verstehen leicht, was er damit meinte.

Umstände, die zu vermeiden oder abzuändern gar nicht in seiner Macht lag, sollten ihn zu jenem Schritte eher, als er selbst gedacht hatte, zwingen.

Im zweiten Akte der Räuber preist Spiegelberg das Graubündener Land als das ‚Athen der heutigen Räuber‘, und Razmann erwidert ihm: ‚Bruder!

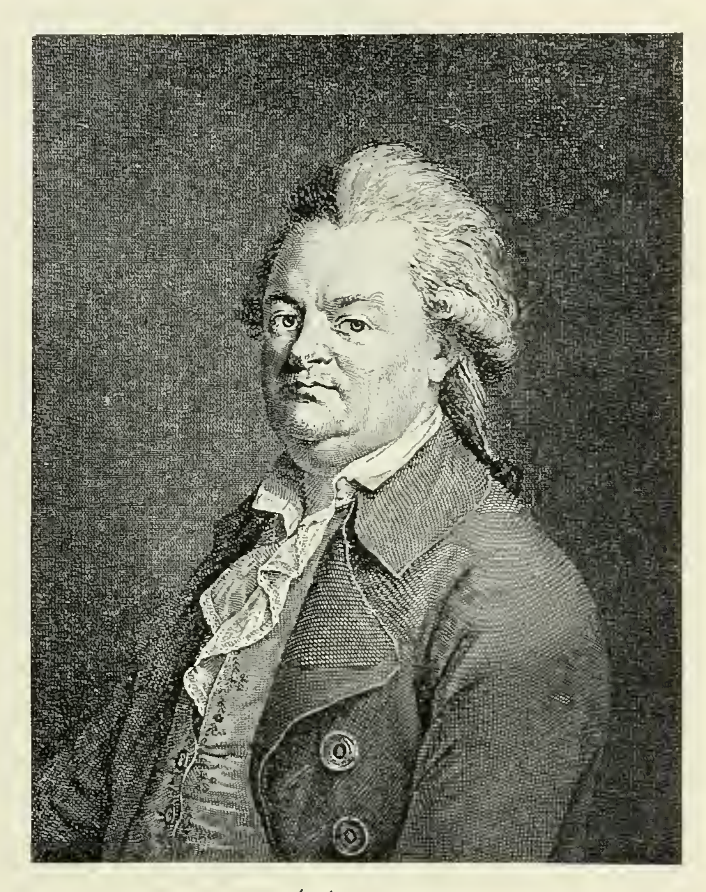
man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt.‘ Für jene Erwähnung des Graubündener Landes hat man zwei Erklärungen: die eine schreibt Schiller die Absicht zu, dadurch einem allgemein verhaßten Aufseher der Karlsschule, der Graubündener war, einen Hieb zu versetzen, die andere, wahrscheinlichere, macht darauf aufmerksam, daß in der That Graubünden einer ganzen Menge von Verbrechern, insbesondere Räubern, Zuflucht gewährte und daß darum der Kanton thatsächlich im Volksmunde als die Heimat der Spitzbuben bezeichnet wurde. Ein junger Deutscher nun, Wredow, der lange in Chur Hauslehrer gewesen war, veröffentlichte in einer Hamburger Zeitschrift einen Brief ‚An den Verfasser der Räuber‘, in dem er die Bloßstellung Graubündens bedauerte. Das Blatt wurde nach Chur geschickt, und ein gewisser Amstein, ein in dortigen Kreisen angesehener Naturforscher, veröffentlichte in dem ‚Sammler‘ eine ‚Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers‘. Beide, Wredow wie Amstein, hatten keine böswilligen Absichten gegen Schiller, sondern wollten, in übereifriger Sympathie für Graubünden, nur eine öffentliche Ehrenerklärung oder eine spätere Änderung von Schiller erzwingen. Dem ersten dieser Zwecke diente auch eine unmittelbar in einem Privatbrief an Schiller gerichtete Aufforderung.

Daß Schiller auf diese Aufforderungen sich nicht einließ, daß ihm vielmehr der patriotische Eifer der Bündner komisch vorkam, können wir ihm nachfühlen. Aber gerade das erzürnte die Leute um so mehr, und in ihrem Zorn wandten sie sich an einen dem Dr. Amstein bekannten Stuttgarter, um durch ihn Schiller noch mündlich zum Widerruf auffordern zu lassen. Der Mann hieß Walther und war Garteninspektor zu Ludwigsburg, ein schlechter Kerl, der, vielleicht um seinen Kollegen von der Solitüde zu ärgern, vielleicht aus bloßer Schadenfreude dem Herzog die ganze Angelegenheit hinterbrachte. Wir müssen zur Ehre jener Graubündener hier einschalten, daß sie erweislich eine solche Denunziation nicht gewollt haben und daß sie dem elenden Angeber auch nicht die erhoffte Belohnung — das bündnerische Bürgerrecht — gegeben haben.

Der Herzog, noch verstimmt von der ersten Unterredung, ließ Schiller vor sich kommen. Andere Dinge waren dazugetreten, die ihn noch mehr gegen den Dichter eingenommen hatten. Die Unterredung war sehr ungnädig; Karl Eugen hatte ihm untersagt, mit dem Ausland Beziehungen zu pflegen: jetzt kam es heraus, daß durch den schwäbischen Komödienschreiber das Ausland beleidigt war, und vielleicht gar dem Herzog Unannehmlichkeiten erwachsen konnten. Karl verlangte von Schiller, daß er ihm alle seine poetischen Schriften vorlege und nichts ohne sein Wissen drucken lasse. Schiller weigerte sich dessen. Da fuhr der Herzog mit einem endgültigen Befehl dazwischen: Schiller sollte überhaupt das ‚Komödienschreiben‘ unterlassen und nichts anderes als medizinische Schriften mehr veröffentlichen. Und um dem Verbote Nachdruck zu geben, wurde auf seine Übertretung Dienstentlassung und Festungshaft auf dem Hohenasperg gesetzt.

Der Hohenasperg! Eine düster unheimliche Vorstellung verband sich für jeden Württemberger mit diesem Namen. Ohne Rechtsgang und Richterspruch waren hier Gerechte und Ungerechte hinter Schloß und Riegel gesetzt worden, und

manchem hatte jahrelang weder Sonne noch Mond einen Strahl in die dunkle, feuchte Zelle gesendet. Hier saß noch das bedeutendste schwäbische Dichtergenie, Daniel Schubart. Kecke Verse gegen den Herzog hatten ihn hierhergeführt, und noch dehnte sich aussichtslos die finstere Bahn der Gefangenschaft vor ihm aus. Schiller hatte selbst im Jahre zuvor mit seinem Freunde Hoven ihn besuchen dürfen, und als man dem Unglücklichen sagte, daß der Dichter der Räuber vor ihm stehe, da war er ihm weinend um den Hals gefallen. In ein Leben ohne Hoffnung und ohne Reiz, ohne die Möglichkeit der Bethätigung angeborner Gaben hatte hier ein Jüngling geblickt, dessen Pulse dem Leben stürmisch entgegenschlugen.



Schubart.

Christian Daniel Friedrich Schubart.
Unterschrift aus einem Briefe an den Assessor Buff zu Rödelheim vom 21. Juli 1787 der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

Nun stand Schiller vor der Wahl, völligen Verzicht zu üben auf die ihm durch seine innerste Natur gebotene dichterische Thätigkeit oder aber sein Leben hinter Kerkermauern zu vertrauern.

Er wählte ein drittes: die Flucht. Übel fliehen wird im allgemeinen für leichter gehalten als Übel tragen. Schillers Flucht aber war eine sittlich höhere That, als es sein Verbleiben in den durch des Herzogs Befehl geschaffenen Verhältnissen gewesen sein würde. Er setzte Dinge aufs Spiel, die jeden andern hätten zögern machen: sein Geburtsland und sein Elternhaus verließ er nach menschlichem Ermessen auf immer, und dazu ein Amt, das, wenn nicht jetzt, so doch durch spätere Beförderungen Aussicht auf ‚Versorgung‘ durchs Leben bot. Dazu kam, daß er sogar über das Schicksal seiner Angehörigen nicht ganz beruhigt sein durfte; der Herzog hatte zwar bisher meistens weder Eltern

für die Handlungen der Kinder, noch Kinder für die der Eltern büßen lassen, aber niemand konnte wissen, ob der Grundsatz vor bösen Launen standhalten würde.

Alle diese Erwägungen, die schwer genug seine Seele beunruhigt haben, traten zurück vor dem Bewußtsein großer Sendung und der Sehnsucht nach der Ausgestaltung gottverliehener Persönlichkeit.

Um der schweren Verantwortung willen, die Schiller tief gefühlt hat, machte er noch einen letzten Versuch, den Herzog umzustimmen. In einem Brief vom 1. September 1782 bittet ‚Friedrich Schiller, Medicus bei dem löblichen General-Feldzeugmeister von Augéschen Grenadierregiment, unterthänigst um die gnädigste Erlaubnis, ferner litterarische Schriften bekannt machen zu dürfen‘. Dazu bittet er im Text um Rückgängigmachung des Verbotes, mit dem Ausland zu verkehren. Sollte er auf beides verzichten müssen, so werde er künftig ganz außer Stande sein, sich ‚zu dem zu bilden, was er hoffen könne zu werden‘. Wir lesen zwischen den Zeilen den heißen Wunsch, in Frieden mit seinem Herrn und in beglückender Nähe von Eltern und Geschwistern seinen Zielen nachgehen zu dürfen: denn sogar zu dem wollte er sich verstehen, was er in jener zweiten Unterredung von vornherein abgewiesen hatte, nämlich ‚alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen‘. Es mag dem Schwergekränkten bitter genug angekommen sein, als der Herzoglichen Durchlaucht ‚unterthänigst treugehorsamster Frd. Schiller‘ zu unterzeichnen!

Die Selbstüberwindung trug keinen Lohn. Eine Antwort auf den Brief erfolgte nicht, wohl aber wurde der General Augé bedeutet, daß der Regimentsmedikus in Arrest zu setzen sei, wenn er sich noch einmal erkühne, an den Herzog zu schreiben.

So brach die letzte Brücke. Der peinigende Zustand des Harrens, des Abwartens, der Ungewißheit war zu Ende; der Entschluß war da, und weder freudig noch furchtsam, aber mutig faßte Schiller nun die Zukunft ins Auge. Seine Arbeit am Fiesco schritt munter vorwärts, denn er bedurfte des vollendeten Stückes, um sich Dalberg willkommen, vielleicht gar unentbehrlich zu machen. Dazwischen trat die Besprechung aller Einzelheiten der Fluchtvorbereitung mit dem einzigen Menschen, dem er sich ganz vertrauen durfte, mit Streicher.

Streicher sollte im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg machen, um unter dem berühmten Emanuel Bach seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Er bat seine Mutter, ihm die Erlaubnis zur Reise schon jetzt zu geben, und die Mutter that es.

Der Tag der Flucht aber konnte erst festgesetzt werden, nachdem der Fiesco beendet war. Das geschah in dem ersten Drittel des September. Streicher berichtet über diese Arbeit, zu der Schiller nur mit aller Kraft der Selbstbeherrschung die Ruhe gewann: ‚Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn, seinem jungen Freund einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderung oder die weitere Ausführung besprechen zu können. Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sey, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben.‘

Hätte ich die litterarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ewr. Herzogl. Durchl. alleruntertänigst meiner jugendlichen Unerfahrenheit Schuld daran geben zu lassen, und gelobe hier feierlich alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen.

Nochmal wage ich es Höchstdieselbe auf das submisseste anzuflehen, einen gnädigen Blick auf meine untertänigste Vorstellungen zu werfen, und mich des einzigen Weges nicht zu berauben, auf welchem ich mir einen Namen machen kann.

Der ich in allen devotester Submission ersterbe

Ewr. Herzogl. Durchlaucht

untertänigst treugehorsamster

Frid. Schiller

Regimentsmedicus

Schluß des Briefes Schillers vom 1. September 1782 an Herzog Karl Eugen.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Endlich war die Dichtung fertig, und man konnte daran gehen, einen geeigneten Tag für die Flucht festzusetzen. Die Freunde lenkten ihre Aufmerksamkeit auf die unruhigen Tage des Besuches, den der Großfürst Paul von Rußland mit seiner Gemahlin, der Nichte Herzog Karls, dem württembergischen Hofe zu machen gedachte. Ungeheuere Vorbereitungen wurden allenthalben, in Stuttgart, Ludwigsburg, Solitüde, Hohenheim schon seit Anfang August gemacht, um die hohen Gäste festlich zu empfangen. Fabelhaftes wird von den Festen erzählt. Aus allen Jagdrevieren des Landes wurden sechstausend Hirsche in dem Wald bei der Solitüde zusammengetrieben, eine dichte Kette von Bauern mußte das Durchbrechen der Tiere verhindern; schließlich wurden sie eine steile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie, aus einem eigens dazu erbauten Lusthause, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

Von allen Seiten strömten Fremde herbei, um sich an den Schauspielen und dem Gepränge zu weiden. Schon einige Tage vor dem Einzuge kam auch der Baron Dalberg als Gast des Herzogs. Schiller hatte auf seine letzten Briefe an ihn keine Antwort erhalten und hatte ohne Zweifel ganz deutlich gefühlt, daß der Kurpfälzische Geheime Rat es ablehnte, in eine Sache verwickelt zu werden, die ihm Unannehmlichkeiten schaffen konnte. Wenn Schiller trotzdem ihm einen Besuch machte, so geschah das, weil er immer noch der Überzeugung lebte, daß Dalberg dem erst einmal wirklich Flüchtigen eine Thätigkeit eröffnen würde. Übrigens scheint jener Besuch nur kurz und förmlich gewesen zu sein, jedenfalls äußerte sich Schiller über seine Absichten gar nicht.

Von Mannheim war überdies noch die Gattin des Regisseurs Meier gekommen, Schillers Landsmännin und Freundin seiner Familie. Aber auch dieser gegenüber bewahrte er das tiefste Stillschweigen, und nur mit der größten Vorsicht stellte er an sie einige Fragen über die Mannheimer Theaterverhältnisse.

Mitte September ging Schiller mit seinem Freunde und mit Madame Meier auf die Solitüde, um Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen. Seine Mutter und Schwester Christophine waren von allem aufs genaueste unterrichtet. Jene hatte die Absichten des Sohnes mit der pessimistischen Traurigkeit aufgenommen, zu der sie, je älter sie wurde, immer mehr neigte. Christophine, dem Bruder ähnlich, hatte sich mit ihm über das Verfahren des Herzogs empört und sah mit ihm keinen andern Ausweg als die Flucht. Luise und besonders Nanette waren noch zu jung, als daß es einen Zweck gehabt hätte, auch sie ins Geheimnis zu ziehen. Dem Vater hatte man mit gutem Grunde nichts gesagt. Wer konnte wissen, was der Herzog thun würde, wenn er des Regimentsmedikus Entweichen erfuhr! Und welche Sicherheit mußte es gewähren, wenn er dem Herzoge seinen Eid anbieten konnte, daß er nicht um die Flucht des Sohnes gewußt habe!

Als die Gesellschaft anlangte, waren nur die Mutter und Christophine zu Hause. Jene bekämpfte nur schwer ihre Unruhe und ihren Schmerz in Gegenwart der Fremden. Dann trat der Vater ein und begann harmlos von den bevorstehenden Festlichkeiten zu erzählen. Während dieser Erzählung entfernte sich Schiller mit seiner Mutter und überließ seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater.

Wir lassen Streicher, den Augenzeugen dieses Abschiedes, selbst erzählen. ‚Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den bevorstehenden Schritt als eine Notwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemütsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen des Sohnes, sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben, und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.‘

Auf den 22. September war die große Hirschjagd auf der Solitüde festgesetzt; das Schloß und die Umgebung sollten herrlich illuminiert werden. Diese Ablenkung der allgemeinen Aufmerksamkeit wollte Schiller benutzen, und als er überdies erfuhr, daß die Wache an jenem Tage nicht mit Augéschen Grenadieren besetzt war, wurde der Abend des 22. endgültig zur Ausführung des Planes festgesetzt. Der treue Streicher hatte anfangs geraten, noch zu warten, bis seine Mutter ihm das ganze Reisegeld geben könnte, aber er gab dem drängenden Freunde nach; mit rührender Sorge beschaffte er alles, was für die Reise nötig war, und bestellte den Wagen.

Einzelne Freunde wurden in diesen letzten Tagen noch ins Geheimnis gezogen; sie haben sogar Schiller als ängstliche Warner noch zurückzuhalten versucht. Der Abschied von Scharffenstein wurde ihm am schwersten; er verbrachte die letzte Nacht bei ihm in der Wachtstube: ‚Schillers Stimmung‘, so erzählt dieser Offizier, ‚war bei diesen Umständen sehr gefaßt und männlich. Unvergeßlich bleibt mir eine dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte Nacht, die er bei mir auf der Wache zubrachte.‘

Am Morgen des 22. um acht Uhr erschien der Regimentsmedikus wie gewöhnlich beim Lazarettbesuch. Dann ging er auf sein Zimmer. Um zehn Uhr sollte alles bereit stehen, was noch einzupacken war; Streicher wollte die Mühe des Einpackens dem unpraktischen Freunde abnehmen. Aber als Streicher kam, fand er nicht das mindeste hergerichtet. Dafür saß Schiller tief versunken in die Oden Klopstocks, die ihm beim Aufräumen in die Hände gefallen waren, und von denen ihn eine so mächtig anregte, daß er ein Gegenstück dazu dichtete — ‚jetzt in einem so entscheidenden Augenblicke!‘ setzt Freund Streicher seinem Berichte kopfschüttelnd hinzu. Ode und Gegenstück mußte Streicher erst anhören, und auch dann hatte er Mühe, ‚den Freund wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückzubringen‘.

Erst am Nachmittag waren alle Vorbereitungen erledigt. Um neun Uhr abends erschien Schiller in Streichers Wohnung. Unter seinem Mantel verbarg er zwei Pistolen. Eine davon, die wohl einen Hahn, nicht aber einen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andere, mit zerbrochenem Schloß, in den Wagen gethan. ‚Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst‘, sagt Streicher.

Die Koffer wurden aufgeladen, Streichers kleines Klavier obenauf. Dann nahm Streicher, auch er der einzige Sohn, schweren Abschied von seiner Mutter; und um den Abschied zu erleichtern, gelobte Schiller nicht nur treueste Freundschaft gegen Andreas, sondern auch baldige Rückkehr.

Endlich, um zehn Uhr nachts, stiegen sie ein, und der schwer beladene Wagen rasselte über das holprige Pflaster dem Eßlinger Thor zu, das das dunkelste war. Hier hatte Leutnant Scharffenstein die Wache; sollten den Reisenden ja von den Unteroffizieren Schwierigkeiten gemacht werden, so konnte er eingreifen. Einen Paß pflegte man von den zu Wagen Abreisenden nicht zu verlangen.

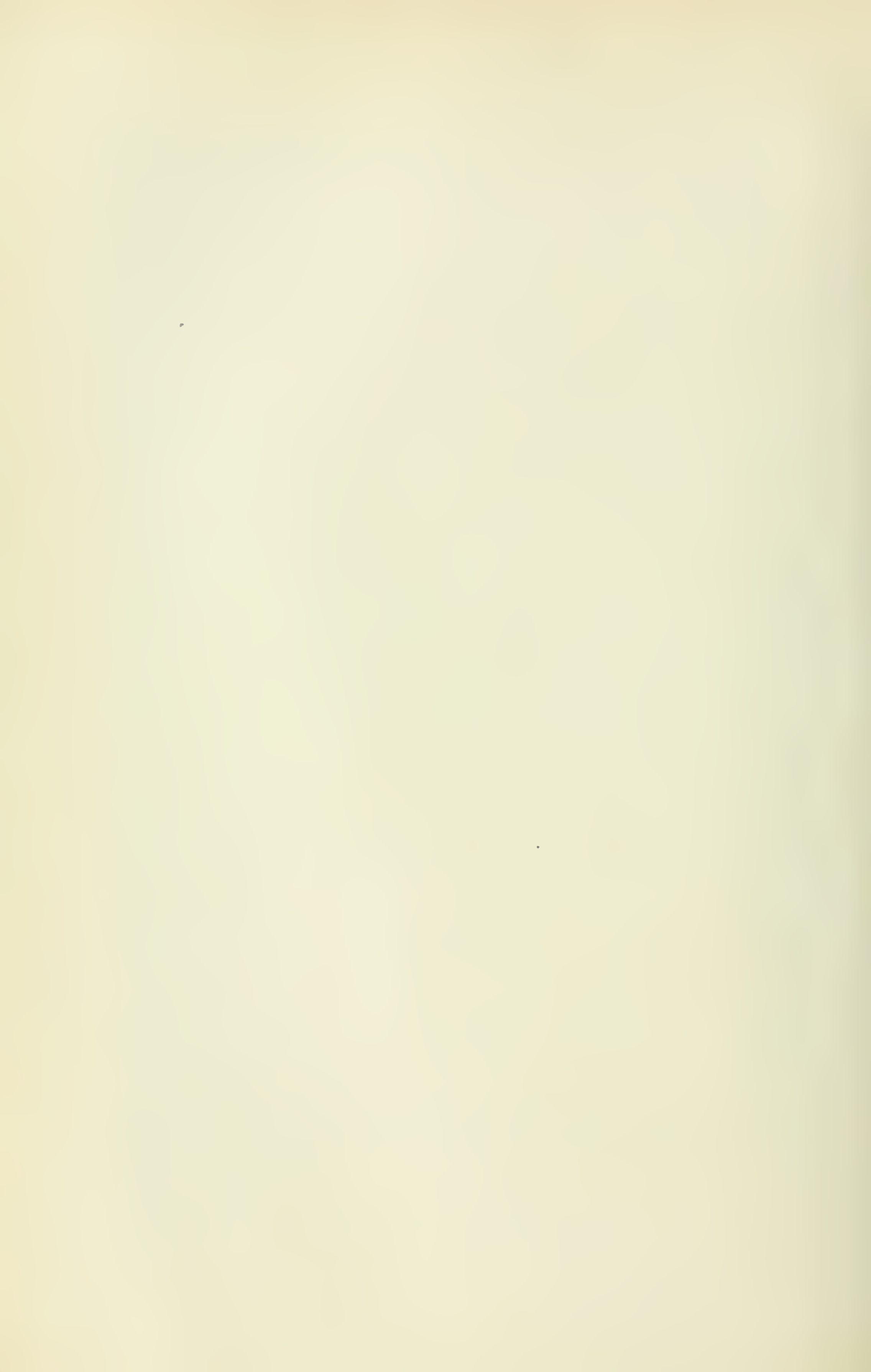
Der Wagen fuhr vor das Wachthäuschen. Die Schildwache rief vorschriftsmäßig an: Halt! Werda! und dann, mit lauter Stimme zur Wachtstube gewendet: Unteroffizier heraus! Es machte einen unheimlichen Eindruck auf die Reisenden. Ein Unteroffizier trat an den Wagenschlag und fragte: Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin? Streicher antwortete: Dr. Ritter und Dr. Wolf, beide nach Eßlingen reisend. Der Unteroffizier schrieb beide Namen auf, das Thor öffnete sich, und hinaus rollte der Wagen in die dunkle Nacht.

Sie mußten die Stadt umfahren, um auf die Ludwigsburger Chaussee zu kommen. Erst drückte sie noch ein Gefühl, wie Gefahr der Verfolgung. Als sie aber den ersten Hügel hinter sich hatten, atmeten sie erleichtert auf, und das Gespräch belebte sich. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitüde kam, zeigte sich das Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung auf das überraschendste ausnahm.

Da drüben auf dem Schlosse herrschte eitel Glanz und Freude, der alte Herzog ließ einmal wieder seine alte Prachtliebe spielen, und Gäste und Unterthanen jauchzten ihm zu.

Nur zwei Herzen waren nicht bei der allgemeinen Vergnügung; sie schlugen in bangen Schlägen um das Schicksal des stillen Reisenden, der heute unten am Schlosse entlang fahren mußte, einer unbekannten, vielleicht grausamen Zukunft entgegen.

Als aber das Schloß den Reisenden so nahe erschien, daß jedes Fenster erkannt werden konnte, da barg Friedrich Schiller sein Gesicht zwischen den Händen, und seiner Brust entrang sich der schmerzliche Ruf: ‚Meine Mutter!‘



Zweites Buch.

Wanderjahre.



Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Schiller, Wallensteins Tod V, 3.





Viertes Kapitel.

Der Flüchtling.

Als in Entzweihingen eine kurze Rast gemacht wurde, zog Schiller aus der Tasche ein Heft ungedruckter Gedichte des unglückseligen Schubart und las Streicher einige, darunter die ‚Fürstengruft‘, vor. Es war kein Zufall, daß er gerade dieses Mannes sich erinnerte in diesem Augenblick; denn er wäre dessen grausigem Geschick nicht entronnen, wenn er in Schwaben geblieben wäre. Was hinter ihm lag, war trüb und dumpf, gleich der Kerkerluft des Hohenasperg; was vor ihm lag, erschien ihm rosig und hell. Freudig klopfte sein Herz, als der Wagen über die kurpfälzische Grenze rollte, und die freundlich blau und weiß gestrichenen Grenzpfähle erweckten in ihm die heitersten Hoffnungen. ‚Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung‘, sagte er zu Streicher.

Um zehn Uhr früh traf man in Bretten ein, schickte den Mietswagen nach Stuttgart zurück und nahm die regelmäßige Post. Um neun Uhr abends war Schwetzingen erreicht. Hier blieben die Freunde zur Nacht, da in Mannheim, die Festung, nach Eintritt der Dunkelheit niemand mehr eingelassen wurde.

Am folgenden Morgen wurden die besten Kleider hervorgesucht, denn man wollte ‚durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung sichern, die dem dürftig Aussehenden fast immer versagt wird‘.

Gegen Mittag fuhren Doktor Ritter und Doktor Wolf unbehelligt in Mannheim ein. Ihr erster Gang galt dem Regisseur Meier, der sich schon früher dem Dichter der Räuber freundlich gezeigt hatte. Er war höchlich erstaunt, Schiller zu sehen, und sein Erstaunen wuchs, als er den Grund dieses plötzlichen Besuches erfuhr. Aber er nahm die Fremden gastlich auf, besorgte ihnen in der Nähe eine Wohnung und lud sie zu Mittag. Bei Tisch drehte sich das Gespräch um das, was geschehen war, und das, was geschehen sollte. Meier gab den dringenden Rat, daß Schiller sofort an den Herzog schreibe, um die etwaigen Folgen des gewagten Schrittes abzuschwächen.

Schiller selbst mußte an einer solchen Abschwächung viel gelegen sein. Es war ohne weiteres klar, daß, wenn er auch thatsächlich nicht zurückzuziehen gedachte, doch die geäußerte und an bestimmte Bedingungen geknüpfte Bereitwilligkeit dazu sowohl für ihn selbst im Falle seiner Ergreifung, als besonders für die

Eltern vorteilhafte Folgen haben mußte. So schrieb er am Nachmittage seiner Ankunft den noch erhaltenen Brief vom 24. September 1792 an den Herzog. Er rechtfertigt zunächst seine Flucht mit der durch des Herzogs Verbot geschaffenen Unmöglichkeit an das Ohr seines Fürsten zu gelangen, und erklärt sich bereit zurückzukehren, wenn sich Karls Gnade herablassen wolle ihm zu erlauben, ‚Schriftsteller sein zu dörfen, einigemahl mit dem Zuschuß, den mir das Schreiben verschafft Reisen zu thun, die mich grose Gelehrte und Welt kennen lernen, und mich civil zu tragen, welches mir die Ausübung meiner Medizin mehr erleichtert'. Im Schlußsatze läßt er noch einmal das Verhältnis ‚eines Sohnes gegen den zürnenden Vater' durchklingen, das der Herzog so gern nennen hörte trotz der sonderbaren Begriffe, die er damit verband.

Dieses Schreiben, dessen Wortlaut die Freunde billigten, wurde dem General Augé mit der Bitte um Überreichung und Befürwortung übersandt. Zugleich wandte Schiller sich in einem Briefe an den Intendanten der Karlsschule, den Obersten von Seeger, mit der gleichen Bitte um Fürsprache beim Herzog.

Mittlerweile erfuhr man auch, welchen Eindruck das Verschwinden des Regimentsmedikus in Stuttgart gemacht hatte: Frau Meier kam zurück und erzählte, ‚daß jedermann davon spreche und daß vermutet werde, man würde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen'. Schiller selbst glaubte an diese beiden Möglichkeiten nicht, da er kein eigentlicher Militär sei, den man unter dem Gesichtspunkte der Desertion betrachten könne, und da solche Schritte überhaupt des Herzogs im Grunde großmütigem Wesen nicht entsprächen. Die Folge hat seiner Auffassung Recht gegeben; die Freunde aber teilten sie nicht und vermochten ihn, in den nächsten Tagen sich nicht zu zeigen und sich ganz auf sein Zimmer und auf das Meiersche Haus zu beschränken. Die Meierschen Eheleute bewährten sich als wahre Freunde, und besonders die treffliche Frau sorgte für ihren Landsmann wie eine Mutter.

Nach zwei Tagen banger Erwartung kam die Antwort Augés. Er habe, so berichtete der General, das Schreiben dem Herzoge nicht nur vorgelegt, sondern auch befürwortet. Er habe daher den Auftrag erhalten, Schiller wissen zu lassen, daß ‚da Se. Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wäre, er nur zurückkommen solle'. Diese Antwort bedeutete gar nichts; sie ging auf Schillers Gesuch überhaupt nicht ein und enthielt nicht einmal die erste Voraussetzung der Rückkehr: die Zusicherung der Straflosigkeit. Ein zweiter Brief an Augé, wohl wiederum auf das Zureden Meiers hin geschrieben, hatte keinen andern Erfolg. So war jede Möglichkeit der Rückkehr abgeschnitten, und die Blicke der Freunde mußten sich um so ausschließlicher auf die Zukunft richten. Das nächste war die Sorge um die Mittel des täglichen Lebens. Streicher hatte nur erst einen Teil seines Reisegeldes bekommen, und was Schiller an Geld besaß, war betrübend wenig.

Aber er glaubte Geldeswert bei sich zu führen: den Fiesco. Freund Streicher hatte schon am ersten Abend mit Meier über das neue Stück gesprochen und seine Vorzüge gerühmt. Nach dem Erfolge der Räuber waren natürlich die Schauspieler sehr gespannt auf das zweite Schauspiel, und wenn auch Dalberg

verreist und überhaupt, auch aus andern Gründen, der Zeitpunkt ungünstig war, so fanden sich doch einige gewichtigere Mitglieder der Truppe leicht bereit, einer Lesung des Fiesco beizuwohnen. Noch bevor Augés zweite Antwort einlief, versammelten sich Iffland, Beck, Beil, Frank und einige andere bei Meier, um das neue Werk anzuhören. Schiller selbst las vor. Er schickte einige Bemer=



Porträt nach der zu Lebzeiten Streichers modellierten Büste im Besitz der Nachkommen in Wien. Unterschrift aus einem Briefe an die Hofrätin Reinwald (Christophine Schiller) vom 30. August 1826 im Besitz des † Herrn W. Künzel in Leipzig.

kungen über den historischen Fiesco und über die dichterischen Gestalten voraus. Der erste Akt wurde schweigend angehört; als er beendet war, erfolgte kein Zeichen des Beifalls. Ja, Beil, für den Schiller den Hassan geschrieben hatte, entfernte sich. Auch der zweite Akt entlockte niemand ein Wort der Anerkennung; die Stimmung wurde peinlicher. Alles stand auf, und Frank schlug zur Zeitverkürzung ein Bolzenschießen vor. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen; nur Iffland blieb bei Meier und seinen Gästen zurück. Die Lage war höchst peinlich, und dem guten Streicher mochte noch viel unangenehmer

zu Mute sein als dem Verfasser. Er war eben im Begriff, Meier seine Verwunderung auszudrücken über das unhöfliche Verhalten der Schauspieler, als ihn dieser beiseite zog und zu ihm sagte: ‚Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben hat?‘ ‚Zuverlässig, wie können Sie daran zweifeln!‘ ‚Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderer geholfen?‘ ‚Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahr, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dies alles?‘ ‚Weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.‘

Streicher stand vor einem Rätsel, und wir begreifen völlig, wenn er seinem Berichte die Worte zufügt: ‚Die Abendstunden wurden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesco erwähnte niemand mehr eine Silbe.‘ Als die Freunde ‚zeitlich‘ nach Hause gingen, bat Meier Schiller, ihm das Manuskript da zu lassen, da er doch gerne sehen möchte, ‚welchen Ausgang das Stück nehme‘.

Schiller war tief verstimmt und fing schon an, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Fiesco, auf den er alle seine Hoffnungen in dieser schlimmen Lebenslage gestellt hatte, nicht angenommen würde; und der schlimmere Gedanke, daß er sich vielleicht über sich selbst getäuscht habe, tauchte in jener trüben Nacht in seiner Seele auf, so daß Streicher alle Mühe hatte, dem Freunde Mut zuzusprechen.

Am nächsten Morgen in der Frühe ging Streicher zum Regisseur, um den Eindruck der vollständigen Lektüre zu erkunden. Hocherfreut kommt ihm Meier entgegen: ‚Sie haben recht! Sie haben recht! Fiesco ist ein Meisterstück, und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen.‘

Hocherfreut eilte Streicher, seinem Freunde die erwünschte Nachricht zu bringen. Schonungsvoll verschwieg er den wahren Grund des Mißerfolges, denn er wußte, daß Schiller gerade im Punkte deklamatorischen Ansehens sehr empfindlich war.

Freilich, irgend welche Entscheidung über den Fiesco lag nicht in den Händen des Regisseurs, so wenig wie in denen der andern Schauspieler, von denen wir wenigstens Iffland dem Dichter sehr zugethan wissen. Der entscheidende Mann fehlte: Dalberg weilte noch in Stuttgart, und niemand wußte, wann er zurückkehren würde. So war des Dichters Anwesenheit in Mannheim zunächst zwecklos, und da sie den Freunden immer noch gefährlich schien, so rieten

sie übereinstimmend, daß Schiller auf einige Wochen sich aus Mannheim entfernen sollte. Hörte man dann nichts von Schritten des Herzogs zur Verfolgung, so durfte man annehmen, daß solche überhaupt nicht mehr zu befürchten wären.

Die Freunde schlugen eine Reise über Darmstadt nach Frankfurt vor. Streicher erbot sich selbstverständlich Schiller zu begleiten. Die Geldmittel reichten nur bei der größten Einschränkung aus. Schiller konnte unmöglich um Unterstützung nach Hause schreiben, denn sein Vater durfte aus den uns bekannten Gründen seinen Aufenthaltsort nicht erfahren, und Mutter und Schwester wollte der Sohn nicht den Kummer machen sie wissen zu lassen, daß er schon jetzt Mangel leide. So schrieb Streicher nach Hause und erbat sich, unter offener Darlegung der Verhältnisse, dreißig Gulden nach Frankfurt.

Am Nachmittag des 29. September wanderten Doktor Ritter und Doktor Wolf, begleitet von den herzlichsten Wünschen der Meierschen Eheleute, über die Neckarbrücke von Mannheim fort nach dem Gebirge zu, übernachteten in einem Dorf und erreichten am folgenden Tage, nach herrlicher Wanderung über die Bergstraße, abends Darmstadt. Die Nacht bot ihnen wenig Schlaf, so daß Schiller sich am folgenden Morgen nicht wohl fühlte. Gleichwohl bestand er darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Franlfurt zurückzulegen, damit er in Frankfurt die inzwischen eingelaufenen Briefe empfangen könnte. Aber die Anstrengung war zu groß. Mehreremal mußte Schiller Rast machen, bis er endlich etwa zwei Stunden von Frankfurt, in einem Wäldchen, nicht weiter konnte: sein Angesicht war blaß und blutlos; er legte sich ins Gras nieder, um einige Stunden zu schlafen. Streicher setzte sich neben ihn auf einen Baumstumpf und hielt mit schwerer Sorge über dem Freunde Wacht. Wir setzen die Worte hierher, mit denen der aufopfernde Jüngling dieser ergreifenden Stunde gedenkt und aus denen sein ganzes Herz spricht: ‚In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche mit Leiden und mit Tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Teilnahme um so größer seyn, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüt, den höchsten Adel der Seele kund gab, und all das Erhabene und Schöne schon im Voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen abgehärmten, düsteren Zügen ließ sich noch der stolze Mut wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftige.‘

Nur ein Wanderer schritt an den Lagernden vorbei, ein Werbeoffizier in blaßblauer Uniform; er redete sie sogar an, vielleicht in der Hoffnung, einen guten Fang thun zu können; aber Streichers barsche Antwort schnitt einen Werbeversuch von vornherein ab. Schiller erwachte; er fühlte sich durch den mehrstündigen Schlaf gekräftigt und nahm den Weitermarsch auf. Endlich, gegen Einbruch der Dämmerung, sahen sie die Thore von Frankfurt vor sich.

Wegen der beschränkten Mittel nahmen die Freunde nicht in der Stadt selbst, sondern in Sachsenhausen Wohnung, gegenüber der Mainbrücke, und

verabredeten zuvor mit dem Wirte genau den Preis des Zimmers und der Kost, ‚damit man wisse, wie lange der geringe Geldvorrat reichen würde‘.

Endlich, nach langer Aufregung und furchtbarer Ermüdung, umfing langer tiefer Schlaf den Flüchtigen. Aber der neue Tag brachte mit der körperlichen Kräftigung nicht auch die Heiterkeit der Stimmung zurück. Wie es damals in Schillers Seele ausgesehen hat, können wir nur ahnen; manches deutet darauf hin, daß diese Tage die unglücklichsten, düstersten seines ganzen Lebens gewesen sind. Nicht die eigene Not allein und die gänzliche Ungewißheit seiner Zukunft



Der Gasthof zu den drei Rindern in Sachsenhausen.
Nach eigner photographischer Aufnahme eines Aquarellgemäldes im Körner-Museum zu Dresden.

nagten an seiner Seele: schwerer muß in diesen Tagen die Sorge um Fremde, die mit seiner Ehre aufs engste verknüpft waren, gewesen sein. Wir wissen, daß der junge Dichter in Stuttgart, um seine Räuber drucken lassen zu können, eine Schuld hatte aufnehmen müssen und daß damals ein dritter für ihn Bürgschaft geleistet hatte. Diese Schuld war in der Folge, zumal auch durch den Druck der Anthologie, noch angewachsen. Solange er sich in Stuttgart aufhielt, war sie nicht drückend, denn die Gläubiger konnten sich zur Not an die Eltern halten, und er selbst bot doch die Garantie seiner Stellung. Nachdem er aber verschwunden war, wurde jener Bürge, dessen Namen wir nicht kennen, der aber selbst unbemittelt gewesen zu sein scheint, der Gefahr ausgesetzt, verhaftet zu werden. Um die Schuld abtragen zu können, hatte Schiller

den Herzog um die Erlaubnis litterarischer Thätigkeit und bürgerlicher Praxis gebeten: nachdem beides abgeschlagen, war ihm in der Heimat jede Möglichkeit des Nebenerwerbes und damit der Bezahlung der Schuld abgeschnitten. Auch das war einer der Gründe seiner Flucht gewesen: ‚die Räuber kosteten mich Familie und Vaterland‘. Nun war auch die Hoffnung auf den sofortigen Erwerb durch den Fiesco dahin, und an seinem Herzen nagte das Gefühl, daß vielleicht um seinetwillen Lebens- und Familienglück eines andern zerstört werden könnte. Dies bange Bewußtsein trieb ihn am Morgen nach der Ankunft in Frankfurt dazu, an Dalberg, der ihn in Stuttgart so kühl empfangen hatte, einen Brief zu schreiben, in dem er seine ganze Lage mit schmerzlicher Offenheit schilderte. Streicher teilt den Brief in seinem trefflichen Büchlein mit und setzt hinzu: ‚man überschlage den Brief nicht, denn er wurde mit gepreßtem Gemüt und nicht mit trockenen Augen geschrieben‘. ‚Euer Exzellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald habe ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nötigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgardt, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich von Ew. Exzellenz unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei als überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dies ward durch meinen notwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamrot machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachstum und Vollendung abspricht.‘ Er bittet Dalberg um einen Vorschuß auf den Ertrag des Fiesco. ‚Ich hätte ohngefähr noch 200 fl. nach Stuttgardt zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schlagen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.‘

Das war die Sprache des Vertrauens. Wie ein Edelmann auf die offenherzige Enthüllung zu antworten hatte, kann nicht zweifelhaft sein. Dalberg aber hat sich hier nicht als ein Edelmann gezeigt. Wir haben schon früher, bei jener Erörterung über das Kostüm der Räuber, eine kleinmütige Ängstlichkeit bei ihm wahrgenommen. Damals hatte sie einen komischen Anflug, jetzt wirkt sie häßlich. Der Reichsfreiherr und kurpfälzische Geheime Rat wollte den flüchtigen, vielleicht von seinem Fürsten verfolgten Dichter von sich abschütteln; er fürchtete Unannehmlichkeiten mit Karl Eugen.

Die Zeit bis zum Eintreffen der Antwort Dalbergs hatten die Freunde benutzt, um Frankfurt sich anzusehen. Schillers Empfänglichkeit für die Außenwelt war damals durch die erschütternden inneren Erlebnisse abgeschwächt, und

schon an den Schönheiten der Bergstraße war er teilnahmlos vorübergegangen. Das kaufmännische Gewühl der alten Handelsstadt jedoch, an dessen bunter Pracht sich einst schon der Knabe Goethe ergötzt hatte, vermochte ihn zu zerstreuen; er fühlte sich, rings von Menschen umgeben, wieder mit der Welt verknüpft. Und merkwürdig, in diesen Stunden, die dem gewöhnlichen Menschen jede innere Sammlung fast unmöglich zu machen scheinen, gewann in Schillers Geist ein neuer Plan feste Gestalt; abends, auf dem gemeinsamen Zimmer, so berichtet Streicher, überließ er sich oft einem stundenlangen Schweigen und Brüten. Hin und wieder warf er einige Zeilen aufs Papier. ‚In solchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz in sich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch sein Freund ihn durch nichts beunruhigte, sondern mit einer Art heiliger Scheu sich so still als möglich verhielt.‘ Louise Millerin, deren Gedanke wohl zum erstenmale im Arrest in Stuttgart vor seine Seele getreten war, hat in diesen trüben Tagen festere Form gewonnen.

Denn das Bewußtsein seines großen Talentes verließ den Unglücklichen nicht. Gerade hier in Frankfurt wurde ihm Gelegenheit zu bemerken, wie sich die Welt immer noch mit ihm beschäftigte. Er war in mehrere Buchläden getreten und hatte nach Schillers Räubern und ihrem Absatz gefragt: überall dieselbe Antwort, daß das Stück stark verlangt werde, daß aber keine Exemplare mehr vorhanden seien. Wir können es dem Doktor Ritter nicht verargen, daß er in seines Herzens Drang einem der Buchhändler gegenüber sein Inkognito lüftete, finden aber auch die Zweifel dieses Buchhändlers begreiflich.

Mehrfach hatten die Freunde auf der Post schon vergeblich nach Briefen gefragt: endlich fanden sie die erwarteten Pakete aus Mannheim und eilten damit auf ihr Zimmer. Streicher las die Briefe der Stuttgarter Freunde, die immer noch von dem Aufsehen, das die Flucht gemacht hatte, berichteten und zur Vorsicht warnten; Schiller erbrach den Brief Meiers und las ihn für sich allein. Ängstlich forschte Streicher in des Freundes Zügen. Diese veränderten sich, er wurde blaß, ein finsterer Schatten lagerte sich auf der feinen Stirn; er ließ das Blatt sinken und schaute wie gedankenlos zum Fenster hinaus. Nur nach und nach kam es heraus: Dalberg wollte keinen Vorschuß leisten, weil Fiesco in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei! Erst müsse eine Umarbeitung erfolgen, bevor er sich weiter erklären könne!

Streicher berichtet mit herzlicher Verehrung von dem Benehmen Schillers in dieser schweren Enttäuschung. ‚Wenige junge Männer würden sich in gleichen Umständen mit Mäßigkeit und Anstand über eine solche Versagung ausgesprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin sein reines, hohes Gemüt; denn er ließ nicht die geringste Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, so wenig er sich auch vor seinem jüngeren Freunde hätte scheuen dürfen, seinen Unmut auszulassen.‘

Die Not trieb ihn, nach dem hingeworfenen Strohhalm zu greifen: er beschloß, eine Umarbeitung des Fiesco vorzunehmen, zunächst in Rücksicht auf das Mannheimer Theater, dann, sollte es dort nicht angenommen werden, für

den Druck. Zu dem Ende war es aber besser, in der Nähe Mannheims zu sein, und so beschlossen beide Freunde zurückzuwandern. Aber es fehlte an dem nötigen Gelde. Da ging Schiller mit einem Gedichte, das noch aus Stuttgart stammte und ‚Teufel Amor' betitelt war, in die Stadt, um es bei einem Buchhändler zu verkaufen. Er forderte 25 Gulden: man bot ihm nur achtzehn. Aber selbst die Not vermochte nichts über seinen Stolz: er steckte das Gedicht wieder ein und schlug die achtzehn Gulden aus.

Glücklicherweise kam jetzt das Reisegeld für Streicher an. Freilich, die Mutter hatte es zur Reise nach Hamburg bestimmt; Streichers treues Herz vermochte aber nicht den Freund jetzt zu verlassen, er ließ die Zukunftspläne



Das Schillerhaus in Oggersheim.
Nach einer photographischen Aufnahme des Herrn Franz Thorbecke in Mannheim.

zunächst fallen und machte sich mit Schiller auf den Weg nach Mannheim.

Mit dem Marktschiff fuhren sie nach Mainz hinunter; von da ging's zu Fuß nach Worms, nachdem sie sich unterwegs in einer Anwandlung holden Leichtsinns an einem Schoppen ältesten Niersteiners erquickt hatten. Hier fanden sie einen Brief von Meier vor, den sie um Anweisung gebeten hatten, wo sie in Mannheims Umgebung sich dauernd niederlassen sollten. Meier schrieb, daß er selbst mit seiner Frau nach Oggersheim kommen wolle, um weiteres zu verabreden.

So wanderten denn Doktor Ritter und Doktor Wolf die reizlose Chaussee entlang von Worms nach Oggersheim, wo sie zur verabredeten Stunde im Gasthause ‚Zum Viehhof' eintrafen und die Meierschen Eheleute nebst zwei andern Verehrern Schillers schon vorfanden. Der Regisseur hatte zunächst die peinliche Aufgabe, Schiller gegenüber das Verhalten des Intendanten zu motivieren. Der Dichter machte ihm diese Aufgabe leicht, indem er jetzt ebensowenig Empfindlichkeit

zeigte, wie bei dem ersten Eintreffen der Nachricht. Sodann wurde besprochen, an welchem Orte er sich einstweilen niederlassen sollte. Mannheim selbst schien den Freunden auf alle Fälle gefährlich, denn die Stuttgarter Briefe, die Madame Meier mitgebracht hatte, sprachen immer noch von der Gefahr der Auslieferung. So schien denn Oggersheim selbst der geeignete Ort. Nur eine kleine Stunde von Mannheim entfernt, bot der freundliche, heitere Flecken die Möglichkeit rascher und häufiger Verbindung mit der Stadt, und doch war er klein und entlegen genug, um gegen etwaige Nachspürungen einige Sicherheit zu gewähren.

Zur größeren Vorsicht legte Schiller das Pseudonym ab, das er bisher getragen und auch an der Stuttgarter Thorwache angegeben hatte: Doktor Ritter wurde Doktor Schmidt. Der Abend kam, und die Mannheimer machten sich auf den Rückweg. Madame Meier versprach, nächster Tage die Koffer und Streichers Klavier zu schicken. Erleichterten Herzens legten sich die beiden Freunde in das gemeinsame Bett, denn auf den Luxus zweier zu verzichten zwang sie der Stand ihrer Kasse.

Die trüben, regnerischen Herbsttage mit ihren langen Abenden kamen der dramatischen Arbeit Schillers sehr zu statten. Ganze acht Tage lang verließ er das Zimmer nicht: so sehr war sein Sinn gefangen von den werdenden, sich loslösenden Gestalten des neuen bürgerlichen Trauerspiels. Streicher war der beständige, zartfühlend zurückhaltende Genosse dieser Tage, und wenn die Dämmerung eintrat, erfüllte er dem Freunde die oft geäußerte Sehnsucht nach Musik. So vergingen einige Wochen, bis Schiller an die eigentlich nächstliegende Aufgabe herantrat, die Vollendung des Fiesco. Langsam und nach vielen Schwankungen wurde das Werk umgestaltet, in den ersten Tagen des November lag es fertig vor. Alles, was er über die Wünsche Dalbergs von Meier erfahren hatte, schien berücksichtigt, und neue Hoffnung schwellte das oft enttäuschte Herz, als er Meier das saubere Mannskript übergab.

Die nächsten Abende brachte er regelmäßig bei den Mannheimer Freunden zu, im Dunkel kommend, im Dunkel gehend. Denn wie sehr man noch immer eine plötzliche Ergreifung fürchtete, zeigt folgendes Vorkommnis. Als Schiller Mitte November eines Abends bei Meiers eintrat, fand er beide in der größten Bestürzung: vor einer Stunde war ein württembergischer Offizier bei ihnen gewesen, der sich aufs eingehendste nach Schiller erkundigt hatte; Meier hatte beteuert, daß er nichts von Schiller wisse. Plötzlich klingelte es, und man wußte in der Eile nichts Besseres zu thun, als Schiller und Streicher in einem Kabinett, das eine Tapetenthür hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, der gleichfalls ganz bestürzt meldete, daß der Offizier auch auf dem Kaffeehause nach Schiller gefragt habe. Nun traten die Verborgenen aus ihrem Versteck hervor und fragten nach Uniform und Äußerem des Offiziers, aber sie vermochten aus den Angaben nicht auf die Persönlichkeit zu schließen. Erst später erfuhr man, daß es ein mit Schiller bekannter Leutnant gewesen sei, der auf zufälliger Durchreise seinem alten Genossen die Hand hatte drücken wollen. Jedenfalls schien es den Freunden an jenem Abend zu gewagt, nach Oggersheim zurückzukehren. Eine freundliche Helferin erstand ihnen in

Madame Curioni, die die Aufsicht hatte über das Palais des damals verreisten Prinzen von Baden. Sie machte den beiden Verfolgten den Vorschlag, in diesem Palais zu übernachten. So sehen wir die Freunde, die Gäste des Viehhofes zu Oggersheim, wie in einem Märchen plötzlich versetzt in die weiche Behaglichkeit eines fürstlichen Schlafzimmers.

Die Hoffnungen, die Schiller auf Dalberg setzte, sollten sich wiederum als trügerisch erweisen. Gegen Ende November kam die niederschlagende Nachricht, daß das Trauerspiel ‚auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne'.

So war denn alle Mühe vergeblich gewesen, vergeblich der Kampf mit dem Stolz und mit der Not, vergeblich das Opfer hingebender Freundschaft! Nicht einmal eine Andeutung, worin denn die Unbrauchbarkeit des Stückes bestehe, hatte der Reichsfreiherr für nötig gehalten; wie einen Bettler stieß er den Dichter der Räuber ins Elend zurück. Und es war ihm so nahe gelegt worden, wenigstens einige Großmut walten zu lassen: wir besitzen durch einen glücklichen Zufall das von Iffland unterzeichnete Votum des Schauspielerausschusses, nach dem das Stück zwar für das Theater ‚noch einiges zu wünschen übrig lasse, daß aber die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe sei, daß die Intendanz ersucht würde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratification von 8 Louisd'or verabfolgen zu lassen'. Auch diese acht Louisd'or, die der mitfühlende Schauspieler dem Dichter zuwenden wollte, waren dem undankbaren Schauspieldirektor zu viel!

Schiller nahm die Nachricht der Ablehnung wie eine Fügung hin, und so wenig wie das erste Mal ging auch jetzt ein herbes Wort über seine Lippen. Nur gegen Meier äußerte er sein Bedauern, nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist zu sein.

Diese Reise nach Sachsen trat jetzt in den Vordergrund. Es war schlechterdings nicht möglich, länger in Oggersheim zu bleiben, die Barschaft war zu Ende, schon hatte Schiller seine Uhr versetzen müssen, und auf der schwarzen Tafel des Wirtes wuchsen die Kreidestriche, die die unbeglichene Zehrung der beiden Doktoren bedeuteten.

In dieser Not gedachte er der edlen Dame, die einst in Stuttgart schon, als der erste Gedanke der Flucht in seiner Seele aufkeimte, ihm ein Asyl angeboten hatte: Frau Henriette von Wolzogen. Im Meiningenschen, in Bauerbach, besaß sie ein Landgut, abseits vom Wege, verloren im Waldgebirge, wie geschaffen, einem weltflüchtigen Dichter Zuflucht zu gewähren. Nun schrieb er an sie nach Ludwigsburg und erbat sich die nötigen Vollmachten, die ihm die Aufnahme in Bauerbach sichern sollten.

Das Manuskript des Fiesco verkaufte er an Schwan, der in dieser ganzen Zeit ihm freundlich entgegengekommen war: freilich war das Honorar nicht hoch, ein Louisd'or für den Bogen; da ihm aber zehn Bogen im voraus bezahlt wurden, so war für die Reisekosten und die notwendigsten Bedürfnisse gesorgt.

Mit Mutter und Schwester war Schiller in brieflicher Beziehung geblieben. Aber gerade ihnen hatte er seine Lage nicht enthüllt: Schonung und Rücksicht

gegen die, die ihn am meisten in der Welt liebten, hatten es ihm verboten. Ja, es haben sich einige Briefe an Christophine erhalten, in denen er seine Verhältnisse als sehr günstig und hoffnungsvoll darstellt. ‚Frei bin ich und gesund wie der Fisch im Wasser, und welchem freien Menschen ist nicht wohl.‘ ‚Zu Deinem und unserer zärtlichsten Eltern Trost kann ich Dir sagen, daß ich bis izt auch keine Kleinigkeit entbehren müssen, welche ich zu Stuttgart gewohnt war. Auch in die Zukunft kann ich zuversichtlich sehen, weil mir meine Arbeiten gut bezahlt werden und ich fleißig bin.‘ Dann überkommt ihn Sehnsucht nach den fernen Lieben: ‚noch einmal meine innig geliebte Schwester vertraue auf Gott, der auch der Gott Deines fernen Bruders ist, dem 300 Meilen eine Spanne breit sind, wenn er uns wieder zusammen gebracht haben will. Grüße unsern besten allertheuersten Vater, und unsere herzlich geliebte gute Mutter, meine liebe redliche Louise, und unsre gute kleine Nanette. Wenn mein Segen Kraft hat, so wird Gott mit euch sein. Ein inneres starkes Gefühl spricht laut in meinem Herzen, ich sehe euch wieder — Vertraut Gott. Es wird kein Haar von uns allen auf die Erde fallen.‘ Wohl mochten die Frauen, gänzlich unbekannt mit den nähern Umständen, durch diese Worte einen Schmerz durchzittern fühlen, der nicht allein in Trennung und Sehnsucht begründet war.

Am 21. November langte ein Brief Schillers bei den Eltern an, in dem er ihnen mitteilte, daß er in fünf Tagen ‚auf immer‘ weggehe. Aber er wünscht sie noch einmal zu sehen: ‚wenn Sie unverzüglich von Stuttgart weggehen, so könnten Sie am 22. in Bretten sein, welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten abreisen. Ich gebe Ihnen eine Carolin Reisegeld, aber nicht bälder als in Bretten.‘ Mutter und Schwester folgten der Aufforderung und erwarteten den Sohn im Posthause zu Bretten; um Mitternacht langte er zu Pferde an. Es war ein ergreifendes Wiedersehen, und selbst die starkmütige Christophine, die ihm einst zugeredet hatte die Fesseln abzuschütteln, hing bitterlich weinend an seinem Halse. Aber nach der ersten Erregung zeigten sich alle ruhiger; Schiller selbst überwand sich und ließ die geliebten Frauen nichts merken von all dem Trüben, das durch seine Seele ging. Er war, wie Christophine später berichtet, ‚heiter, voll Hoffnung und plauderte bis zum Morgen. Wir blieben drei volle Tage beisammen, wo dann jedes wieder zurückmußte.‘

Nun begannen die Vorbereitungen zur Abreise. Die Freunde wollten nicht, daß Schiller in Mannheim die Post nähme, sondern versprachen, ihn von Oggersheim abzuholen und nach Worms zu begleiten, von wo aus dann die Abreise erfolgen sollte. Am bestimmten Tage kamen Meier, Streicher und die andern Freunde, darunter auch Iffland, nach Oggersheim; sie fanden Schiller beim Packen seiner Reisetasche; er war guter Dinge, und die Freunde hatten nicht nötig ihm Mut zuzureden. Bei starker Kälte und tiefliegendem Schnee wanderte die kleine Gesellschaft nach Worms, wo sie noch gerade zu rechter Zeit kamen, um eine wandernde Truppe das Singspiel ‚Ariadne auf Naxos‘ aufführen zu sehen. Der Mannheimer Regisseur und die Schauspieler hatten ihren Spaß an den primitiven scenischen Mitteln der wandernden Truppe; Schiller aber

saß wie traumverloren und schaute an, was auf der dürftigen Bühne vor sich ging! Erst das Abendessen, bei dem sogar eine Flasche Liebfrauenmilch nicht fehlte, machte ihn wieder heiterer. Endlich trennten sich die Freunde. Der Abschied war rasch und kurz; am schwersten trennte sich Schiller von Streicher, dem er so viel verdankte. Dieser erzählt selbst: ‚Allein, was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können! — Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmütige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurückdenkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen!‘

Am folgenden Morgen ging der Postwagen ab, der ihn über Frankfurt und Gelnhausen nach Meiningen bringen sollte.

Die Freunde aber, angeregt durch die Liebfrauenmilch und durch die sichere Aussicht auf ein behagliches Heim in Mannheim, stellten allerlei kleinmütige Betrachtungen über Schiller an. Sie mißbilligten die Flucht aus Stuttgart, berechneten, wie reich ein Arzt werden könne, und wie arm sicherlich ein Dichter bleiben müsse. Nur einer, außer Streicher, war dabei, der den fernen Dichter in Schutz nahm, der ein deutliches selbsterprobtes Gefühl dafür hatte, daß großes angeborenes Talent auch dem Unglück gebietet: Iffland; er hatte, dem innern Triebe folgend, einst ein sicheres behagliches Leben in den Wind geschlagen und war, dem wohlhabenden Vater entfliehend, mit einigen Thalern in der Tasche, zu Meister Ekhof gezogen, um die Kunst der Bühne zu erlernen. Iffland machte den ‚Kleinmut derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reisen zu müssen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbesetzten Tisch zu finden‘. Der große Schauspieler trat für den großen Dichter ein. —





Fünftes Kapitel.

Bauerbach.

Henriette Freifrau von Wolzogen, geborene Freiin Marschalk von Ostheim, war 1745 geboren. Neunundzwanzig Jahre alt hatte sie ihren Gemahl, den Geheimen Legationsrat Reichsfrei- und Bannerherrn Ernst Ludwig von Wolzogen, begraben und sich der schweren Aufgabe gegenüber gesehen, ihren vier Söhnen den Vater zu ersetzen. Die Gunst der Gräfin Franziska von Hohenheim verschaffte ihr für alle vier, Wilhelm, Karl, August und Ludwig, Plätze in der Akademie, und so kam es, daß sie oft und lange in Stuttgart lebte, während ihre Heimat der Ritterkanton Rhön und Werra war. Hier saßen die Verwandten auf ihren Gütern, darunter zu Zeiten ihr trefflicher Bruder, dem das Hauptgut der Familie, Waldorf, gehörte, der aber als württembergischer Oberforstmeister seinen ständigen Aufenthalt im schwäbischen Urach hatte. Sie selbst besaß, in der Nähe von Meiningen, das Gut Bauerbach, auf dem sie die Jurisdiktion übte und von dessen geringen Erträgnissen sie das Leben bestritt. Nicht unpraktisch in der Erfassung und Behandlung aller Fragen des realen Lebens, hatte sie doch eine vorwiegende Richtung auf alles, worin die weicheren Regungen des Gemütes zur Geltung kommen konnten. Ohne selbst eine ausgedehnte Bildung zu besitzen, war sie allen geistigen Interessen zugethan, und wenn sie auch den jungen Schiller, den Freund ihres Sohnes, ins Herz geschlossen hatte, so war doch jene Reise nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber auch sachlicher Teilnahme an der Dichtung entsprungen. Ein hilfsbereites Gemüt zeichnete diese Frau aus. Ihre ‚grenzenlose Gutheit‘ rühmten alle, die sie kannten, und diese Gutheit zu bethätigen, war ihr kein Opfer zu groß.

Schon zur Zeit des Arrestes in Stuttgart hatte Henriette von Wolzogen dem jungen Freunde eine Zuflucht in Bauerbach in Aussicht gestellt; er aber hatte damals abgelehnt, und auch in Mannheim widerstrebte er zunächst dem Gedanken, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen, ‚um‘, wie er sich in einem Brief an Christophine ausdrückt, ‚die Wolzogen zu schonen‘. Als aber die Not aufs höchste stieg, überwand er die Bedenken und erbat sich ‚Vollmacht und Ordres‘. Frau von Wolzogen sandte sie ihm umgehend; es scheint nach den erhaltenen Briefen, daß von beiden Seiten die feste Zusicherung gegeben wurde,

den Aufenthalt in Bauerbach vor der Welt geheim zu halten. Denn in der That, es war ein gefährliches Opfer, das die Mutter hier der Freundin brachte: das Schicksal der Söhne lag in der Hand des Herzogs, und was dieser thun würde, wenn er von der Sache vernahm, konnte kaum zweifelhaft sein. Aber die hochgesinnte Frau ließ sich durch diese Erwägung nicht abschrecken, dem Antrieb ihres guten Herzens zu folgen.

Bei bitterer Kälte, nur mit leichtem Mantel angethan, überstand Schiller die fünfundzwanzigstündige Postfahrt nach Meiningen, wo er am 7. Dezember vormittags ankam. Sofort schrieb er vom Gasthof zum Hirschen aus an den Bibliothekssekretär Reinwald, den Freund der Wolzogen, den einzigen Menschen, den sie in das Geheimnis gezogen hatten. Ein gemeinsames Mittagessen vermittelte die erste Bekanntschaft.



Henriette von Wolzogen.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Pastellgemäldes im Besitz von Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth.

Am Abend des 7. Dezember gelangte Schiller zu Fuß nach dem eine Meile südlich gelegenen Bauerbach; bei tiefer Finsternis, durch die nur hier und da das spärliche Licht einer dürftigen Bauernstube sichtbar wurde, ließ er sich zu dem Schulmeister des Ortes, Wendel-Voigt, der zugleich Wolzogenscher Gutsverwalter war, führen. Dieser prüfte die Papiere und führte ihn sehr freundlich über die schneebedeckte Dorfstraße in das Wolzogensche Haus. Es ist ein kleines, dürftiges Gebäude, noch heute fast im damaligen Zustand; eine schmale Treppe von rohem Holz führt zu den zwei kleinen, engen, niedrigen Zimmern, den besten im Hause. Diese Zimmer waren Schiller angewiesen. Er fand alles in behaglicher Vorrichtung: ein gutes Bett war aufgeschlagen, in dem eisernen Ofen loderte ein helles Feuer, und ein lederbezogener Armstuhl lud den durchfrorenen und todmüden Fremden zu vorläufiger Rast.

Freundlich breiteten sich die Monate vor dem Ruhebedürftigen aus; zu stiller und emsiger Arbeit wollte er sie benutzen, und nichts sollte ihn ableiten. ‚Ich will keine Bekanntschaft machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe.‘ Er hatte sich oft schon gesehnt nach stillem, weltflüchtigem Dasein, und Charlotte

von Lengefeld erzählt, daß er diese Sehnsucht bis an sein Lebensende behalten habe: ein Zug, den man gerade bei Männern von hochentwickeltem Thätigkeitstriebe und Lebensdrange so oft findet.

Ganz aber vermochte Schiller doch nicht auf Menschen zu verzichten. Sein Briefwechsel von hier war sehr ausgedehnt, und die wenigen gebildeten Männer, deren Verkehr sich ihm bot, empfing und besuchte er mit um so größerer Freude. Nur durch die ersten Briefe der Bauerbacher Zeit geht ein verbitterter Zug, ein Zug des Menschenhasses und der Menschenverachtung, wie sie ihm aus den Erfahrungen mit Dalberg erwachsen mochten: aber lange konnte solche Stimmung in Schillers hochgestimmter Seele nicht vorhalten, und die Liebe, die ihm hier in den Thüringer Bergen entgegengetragen wurde, verscheuchte jede solche Anwandlung.

Der vertrauteste Freund wurde bald Hermann Reinwald. Zweiundzwanzig Jahre älter als der Dichter hatte dieser in mancher Hinsicht merkwürdige Mann, trotz aller Enttäuschungen und herben Lebensschicksale, das Verständnis für die jugendlich-geniale Ideenwelt des Bauerbacher Einsiedlers nicht verloren. Das Mißgeschick hatte mit harter Hand über ihm gewaltet. Früh verwaist mußte er in beständigem Kampf mit Entbehrungen seine Studien erledigen, die sich nicht nur auf die Rechte, sondern auch auf Linguistik erstreckten. Seinen sehr tüchtigen und weit ausgedehnten Kenntnissen entsprachen nicht die Stellungen, die die meiningische Regierung ihm anwies: in dem Amt eines vielbeschäftigten Konsistorialkanzlisten ruinierte er sich Augen, Gesundheit und Laune, und zum Lohne dafür gab man ihm schließlich eine subalterne Sekretärstelle an der meiningischen Bibliothek, für deren oberste Verwaltung niemand besser geschaffen gewesen wäre als er. Der späte Hofratstitel war ein schlechter Ausgleich für so viel Zurücksetzungen und Enttäuschungen. Diese Schicksale hatten Reinwalds ursprünglich wohl großherzige Natur verbittert und an ihm seines Freundes späteres Wort wahr gemacht, daß im engen Kreise sich der Sinn verengert. Schiller aber sah über diese Züge hinweg, und so abfällig er auch anderthalb Jahrzehnte später über Reinwald urteilte und urteilen mußte, damals in Bauerbach schloß er sich ihm warmherzig an, und an dem feurigen lebhaften Jüngling entzündete sich auch in dem fünfundvierzigjährigen Manne eine kurze zweite Jugend.

Zwischen Meiningen und Bauerbach entstand alsbald ein eifriger Briefwechsel. Die Magd Judith machte wöchentlich mehrere Gänge, schwer bepackt mit den Büchern, die Dr. Ritter von der Bibliothek durch Reinwald entlieh. Auch um andere Besorgungen wagte er den neuen Freund schon zu bitten: „Wenn ich Ihre Freundschaft nicht misbrauche, so haben Sie doch die Güte ein Pfund guten Schnupftoback für einen armen schmachtenden Freund zu besorgen. Die Überbringerin dieses Briefes hat das Vorige mahl Rauchtoback dafür mitgebracht und versteht sich überhaubt auf die Waare nicht.“ In einem andern Briefe heißt es nach verschiedenen andern Bestellungen: „zum Vierten (lachen Sie mich nicht aus) schenken Sie mir doch etwas Dinte, oder weisen Sie die Judith an, wo man gute bekommt. Doch will ich sie lieber von einem Gelehrten als von einem Schulmeister.“ Als im Frühling Wege und Wetter besser wurden, trafen sich die beiden Freunde oft in dem auf halbem Wege liegenden Masfeld,

um auf weiten Spaziergängen Gedanken über Welt und Menschen und — über des Dichters neue Pläne auszutauschen. Mitunter, zumeist Sonnabends, wagte sich der Fremdling auch nach Meiningen hinein, um auf der Junggesellenstube des Bibliothekars bei einer Pfeife Tabak sich von den Mühen der Woche zu erholen. Reinwald machte ihn auch bekannt mit einigen Freunden, unter denen die Brüder Fleischmann die Zuneigung Schillers gewannen; vielleicht zog die Musik, die den Beruf des einen der Brüder bildete, Schiller zu ihm; wir wissen ja, wie lieb dem Dichter das Klavierspiel war, das er seit dem Abschiede Streichers hatte entbehren müssen.

Auch die nachbarlichen Geistlichen bildeten den gelegentlichen Verkehr



Das Schillerhaus in Bauerbach.
Nach einer Originalphotographie im Verlage von Junghanns & Koritzer in Meiningen.

Schillers; da war zu Meiningen der Hofprediger Pfranger, eine feine, edle Persönlichkeit, der neben seiner Theologie auch schöngeistige Studien mit Eifer betrieb und an den durch Lessings Nathan hervorgerufenen Streitigkeiten thätigen Anteil nahm; in Walldorf wirkte der philosophisch hochgebildete Pfarrer Sauerteig, und in Bibra, zu dem Bauerbach eingepfarrt war, öffnete sich dem Flüchtling das Haus des trefflichen Pfarrers Freißlich.

In der schlimmen Winterszeit aber, wo alle Wege außerhalb des Dorfes ungangbar waren, mußte Schiller mit einigen Bewohnern Bauerbachs vorlieb nehmen, wenn ihn das Bedürfnis geselliger Erholung anwandelte. Der Gutsverwalter Voigt, der nächste Nachbar Martin Flock, der Wirt zum braunen Roß, Debertshäuser, der ihm das Mittagsessen schickte und manches beißende Wort wegen des gar zu häufigen Sauerkrautes einstecken mußte, und endlich Mattich, einer der zahlreichen israelitischen Dorfinsassen, der Schillers Wohl=

gefallen in besonderm Maße besaß und mit dem er oft eine Partie ‚Sechs Männchen‘ spielte — das war die bescheidene Menschenwelt, in der er sich hier gefallen mußte. Natürlich war der Fremde, der den ganzen Tag über den Büchern saß, der willkommene Gegenstand müßiger Neugier; man glaubte dem Verwalter nicht recht, daß Dr. Ritter ein Verwandter der Frau von Wolzogen sei; man wob sich eine Erklärung zurecht und erzählte sich, er sei ein Bayer und wegen freisinniger Religionsansichten aus seinem Vaterlande vertrieben.

Die wenigen Personen in Thüringen, die das Geheimnis Schillers und seinen Namen kannten, waren verschwiegen, und sie boten zu eigentlicher Besorgnis keinen Anlaß. Doch aber scheint zwischen der Gutsherrin und ihrem Gaste die Vereinbarung getroffen worden zu sein, die öffentliche Meinung in Stuttgart absichtlich irre zu führen und den Schleier vollends undurchsichtig zu machen. Der Grund lag vermutlich in der Indiskretion der Hauptmännin Vischer in Stuttgart, die, wie es scheint, das offenherzige Vertrauen Schillers täuschte und in der schwäbischen Hauptstadt von dem Bauerbacher Aufenthalt ihres Freundes redete. So haben wir uns das Versteckspiel zu erklären, das Schiller in einigen Briefen treibt. An Streicher schreibt er am 14. Januar von einem Orte H., daß Frau von Wolzogen sich eines andern besonnen und in Rücksicht auf das Wohl ihrer Söhne, die sie nicht dem Zorn des Herzogs aussetzen dürfe, ihm zu verstehen gegeben habe, er möge anderswo Unterkunft suchen. Nun werde er mit einem Herrn von Wurmb, dessen Bekanntschaft ihm Reinwald vermittelt habe, auf dessen Gut im Thüringerwalde gehen und den Winter dort zubringen! Streicher hat den Zweck dieses Briefes und den wahren Sachverhalt bis an seinen Tod nicht erfahren. Bei seinen Beziehungen zu Stuttgart führte aber durch ihn der geeignetste Weg, um die Vermutungen von dem wahren Aufenthaltsorte abzulenken. Ferner besitzen wir einen Brief vom 8. Januar 1783 an Frau von Wolzogen; er ist von Hannover datiert und so abgefaßt, als ob diese Stadt den wirklichen Aufenthalt des Absenders bilde, während das Gerücht von dem Aufenthalte in Bauerbach absichtlich von Schiller ausgestreut sei, um die Menschen irre zu führen. Ohne Zweifel sollte Frau von Wolzogen diesen Brief, wo sie wollte, vorlesen und zeigen, um die Indiskretion der Vischerin



Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald.
Nach eigner photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

unschädlich zu machen. Und dasselbe Versteckspiel wiederholt er im Juni, indem er an einen Akademiefreund unter dem Datum Frankfurt schreibt, daß er im Begriff stehe nach Amerika zu fahren, um dort sein Glück zu versuchen. Daß Schiller selbst noch Besorgnis vor einer etwaigen Ergreifung durch Karl Eugen hatte, ist ausgeschlossen, schon darum, weil in dem Bauerbacher Gebiet der Herzog von Württemberg keine Macht hatte. Der einzige Zweck seiner Mystifikationen ist der Wunsch, Frau von Wolzogen vor allen Unannehmlichkeiten zu bewahren, was denn auch ganz vortrefflich gelang.

Der stille Seelenfrieden, den Schiller in der thüringischen Waldeinsamkeit zu finden gehofft hatte und der in den kurzen Dezemberwochen vielleicht thatsächlich den Vielumhergetriebenen beglückte, sollte nicht lange dauern. Ein dreiundzwanzigjähriges Herz ist eine schlechte Herberge für idyllische Beschaulichkeit.



Reinwald, Herzogl. Sächs. Rath u. Bibliothekar

Porträt nach eigener photograph. Aufnahme eines Aquarellgemäldes in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar. Unterschrift aus einer Vollmachtsurkunde für Cotta, betreffend die Teilung des Erbes von Schillers Mutter, im Schillerhause zu Marbach.

Am Neujahrstage 1783 kam die Gutsherrin mit ihrer Tochter Charlotte nach Bauerbach. Luise Sophie Charlotte Henriette von Wolzogen stand damals im siebzehnten Lebensjahre. Wie die Brüder durch die Gräfin Franziska von Hohenheim in der Karlsschule Unterkunft gefunden hatten, so wurde sie auf Kosten der Herzogin von Gotha in einer angesehenen Pension in Hildburghausen erzogen und hatte Ende 1782 einen Urlaub erhalten, um ein halbes Jahr mit der Mutter zu leben. Auf ihrer anmutigen Gestalt und den freundlichen Zügen lag der Schmelz eben entfalteter Jugend. Die Grundstimmung ihres Gemütes war ernst und nicht ohne einen melancholischen Zug, der ihren Bruder Wilhelm mit Bedauern erfüllte. In ihren Anschauungen und deren Äußerungen nach ganz naiv, übte sie auf Schiller einen großen Zauber aus. Kam schon sein durch Einsamkeit und trübe Erfahrungen empfänglich gestimmtes Herz der Tochter seiner Wohlthäterin wie dieser selbst mit freudiger Aufwallung entgegen, so erweckte der Anblick des jungen und liebenswürdigen Geschöpfes bald Gefühle, die über die der Anhänglichkeit und Dankbarkeit hinausgingen. Für den jungen Dichter bricht die Zeit der ersten Liebe an, und die Empfindungen, die er

sechzehn Jahre später in der Glocke so rührend geschildert hat, jetzt ziehen sie beglückend und beunruhigend zum erstenmale durch seine Brust.

Nur drei Tage hielten sich Mutter und Tochter in Bauerbach auf; dann ging ihr Weg weiter nach Walldorf, wo sie den Oberforstmeister besuchen wollten. Schiller begleitet sie und kehrt noch am selben Abend allein nach Bauerbach zurück. Am folgenden Tage schreibt er, voll des neuen Gefühles, an die mütterliche Freundin. Es geht ihm wie Hermann, als er Dorothea zum erstenmale gesehen hatte. ,Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen lebhaften Entzückungen, wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen. Sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon abgewandt. Er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen.' Die beiden Frauen haben ihn wieder zum Glauben an die Menschheit bekehrt: ,ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen kalten Eisklumpen in den Armen hatte.' Am 5. geht er trotz Wind und Wetter nach Walldorf, nicht über Meiningen, sondern den geraden Weg über die Forstakademie Dreißigacker. Diesmal verweilt er vier Tage in dem angenehmen Kreise, in dem auch der treffliche Bruder der Frau von Wolzogen sein ganzes Herz gewann. Noch mehreremal wiederholte er den Besuch, und immer schmerzlicher wurde ihm der Abschied: ,es ist schröklich ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch ebenso schröklich sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, notwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.' Am 24. Januar reiste Frau von Wolzogen von Walldorf nach Stuttgart. Im Mai wollten sie zurückkehren. ,Gott sei Dank', schreibt der Verlassene am 1. Februar ,eine Woche ohne sie auf dem Rücken! Also von 14, die bevorstunden, eine vom Halse. Ich wünschte, daß die Zeit alle ihre Geschwindigkeit bis auf den May zusetzte, damit sie hernach desto abgematteter ginge!' ,Meine Wünsche und meine Thränen haben Sie begleitet, beste Freundin. Wo Sie auch sind — werden Sie solches Gefolge von mir bekommen.' Das stürmisch schwermütige Herz des Liebenden beruhigte sich bei der geistigen Arbeit, in die er sich nun stürzte. Der Regen des herannahenden Frühlings machte die Wege in und um Bauerbach ungangbar, und nur die wetterfeste Judith watete von Zeit zu Zeit nach Meiningen, um bei Reinwald um Bücher vorzusprechen. So gingen die Wochen dahin, langsam, aber ertragreich. Mitunter bricht die weiche Stimmung der leidenschafterfüllten Seele in den Briefen an Reinwald durch; als die Sonnenstrahlen wieder warm werden und der Frühling den Winter ganz geschlagen hat, schreibt er an den gelehrten Freund ,früh aus der Gartenhütte': ,in diesem herrlichen Hauche des Morgens denke ich Sie, Freund. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf.'

Aber so ganz wolkenlos war dieser Spiegel doch nur in einzelnen wenigen Augenblicken. Die Wolke, die stets an dem Himmel der ersten Liebe schwimmt, die Eifersucht, lernte auch Schiller kennen, und auf Stürme besonderer Art lassen seine Briefe schließen. Frau von Wolzogen deutete, als die Rückreise näher kam,

An Friedrich Schiller,
bey seinem ländlichen Aufenthalt in
meiner Gegend.
1783.

Freund! hier getrennt von Welt und
Wonne,
Von Waldgebirgen rings umthürmt;
Erheiternd wie die Frühlingssonne,
Indeß in dir Begeistrung stürmt:

Laß dich vom höchsten Ideale
Der Kunst, von ihrem Schöpferthron,
Apoll in diesem Hirtenthale!
Herab zu meiner Leyer Ton.

Verschmähe nicht die fromme Bitte,
der Sorge deines Ruhms geweiht:
Verlaß die Bahn*) mit keinem Schritte,
Die du begannst zur Ewigkeit.

---

*) Sch. hatte damahls, indem er den Plan zu
seinem Don Carlos entwarf und mehrere
Scenen davon ausarbeitete, während seines
Studiums der ihm unterliegenden Geschichte,
den Gedanken, sich vorzüglich oder gantz dem
historischen Fache zu widmen.

Gedicht Reinwalds an Schiller im Jahre 1783.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Körner-Museum zu Dresden.
Die Unterschrift stammt von Reinwalds Frau, Christophine geb. Schiller.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Die Bahn auf die ein Gott dich leitet,
Melpomenens verwachsnen Pfad,
Ihr Feld, von Britten urbereitet,
Besä mit edler deutscher Saat!

Doch gleite ~~nicht~~ mit zu raschem Witze
Nicht in des Sittenzweiflers Nacht;
Sey Tugendlehrer, sey die Stütze
Der Wahrheit die uns glücklich macht.

Erschüttre, wie Sturmwind Tannen,
Wie Zedern auf dem Libanon
Der Odem Gottes, die Tyrannen
Und ihre Starken um den Thron.

Der Menschheit Schlangen, Drachen, Molche,
Den Geisterpöbel der uns drängt: —
Denn deine Worte sind wie Dolche,
Wie Feuer das den Marmor sprengt.

Zieg

Zeig oft in grauenvoller ~~Größe~~ Blöße
Das Laster, das durch Schminke siegt,
Und wie sich stille Seelen-Größe
Ins eisern Verhängnis schmiegt. —

Und wenn von deinen Donnertönen
Das Herz in sich zusammenschrickt,
Laß auch vom Balsam süßer Thränen
Das blutende nicht unerquickt!

Könnt ich dir langen Dank erstatten
Für deiner Schöpfungen Genuß!
Allein mir winkt das Reich der Schatten,
Mir nahe rauscht der Höllenfluß;

Dort will ich dir verwandten Seelen —
Kein Tausendjahr schwächt ihren Glanz —
Von deines Liedes Kraft erzählen:
Dort wartet dein der Sternenkranz.

Wilhelm Johann Friedrich [illegible]
in meinem Namen



an, daß sie wahrscheinlich in der Begleitung eines Herrn von Winkelmann nach Bauerbach kommen werde. Das war ein Schreckschuß für den Bauerbacher Einsiedler. Er kannte jenen Winkelmann von Stuttgart her und wußte, wohl durch Briefe Christophinens, daß Frau von Wolzogen nicht ungern sah, wie sich zwischen dem aus guter und nicht unbemittelter Familie stammenden jungen Manne und ihrer Tochter eine Neigung entwickelte. In einem Briefe vom 27. März protestiert Schiller aufs lebhafteste gegen den Plan. Den wahren Grund des Protestes wagt er zunächst nicht auszusprechen, aber er verhüllt ihn schlecht hinter dem Bedenken, daß wenn der Stuttgarter in die Gegend käme, das Inkognito des Dr. Ritter nicht mehr gewahrt werden könnte. Dann aber bricht es durch, daß er in Winkelmann den Nebenbuhler fürchtet: ‚ich will ihm durchaus nichts von seinem Werte benehmen, denn er hat wirklich einige schätzbare Seiten — aber mein Freund wird er nicht mehr, oder gewisse zwei Personen müßten mir gleichgültig werden, die mir so teuer wie mein Leben sind.‘ Komme Herr von Winkelmann, so sei seines Bleibens in Bauerbach nicht mehr, und er müsse nach Berlin gehen, wozu ihn übrigens die aus den mittlerweile erneuten Verhandlungen mit Dalberg zu erwartenden Geldmittel instand setzen würden. ‚Ich muß Sie verlassen. Ich muß Sie zum letzten Male gesehen haben. Es kostet mich viel, das Ihnen zu sagen.‘ Im Grunde glaubt er selbst nicht an den Eintritt dieser Notwendigkeit und schließt mit fröhlichen Grüßen an die Familien Schiller und Wolzogen. Unter diesen Grüßen befinden sich auch zehn Millionen für Lotte.



Charlotte von Wolzogen.

Nach eigener photographischer Aufnahme eines Pastellgemäldes im Besitz von Hans Paul Freiherrn von Wolzogen in Bayreuth. Unterschrift aus dem Briefe an Schiller vom 21. Juni 1786 im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar

Was Frau von Wolzogen auf diesen Brief geantwortet hat, wissen wir nicht, aber es läßt sich vermuten aus dem nächsten Schillers. Die mütterliche Freundin hatte seine Besorgnisse wegen der Ankunft des Herrn von Winkelmann weggeräumt und sich ungehalten gezeigt über Schillers Reisepläne. Für den Monat Mai hatte sie dann ihre sichere Ankunft in Aussicht gestellt. Damit sie nur recht bald komme, erzählt Schiller ihr ausführlich von heillosen Unordnungen und Prügeleien, die zwischen den Bauerbachern vorgekommen seien und die ihre eigene Anwesenheit dringend notwendig machen.

Endlich erschien dann der ersehnte Augenblick. Etwa den 20. Mai trafen die beiden Damen ein. Schiller hatte Luise Millerin und die Reinwaldische Korrespondenz vernachlässigt, um desto ungestörter die Vorbereitungen zum Empfang treffen zu können. Dieser Empfang muß denn auch von einer in dem ‚barbarischen Bauerbach‘ nie gesehenen Großartigkeit gewesen sein. Schiller schreibt an Reinwald: ‚Den Einzug der Frau v. Wolzogen habe ich von den Unterthanen feierlich begehen lassen, welches Gelegenheit zu einem sehr angenehmen Abend gab. Von dem äußersten Ende des Orts ließ ich eine Allee von Maien bis zu ihrem Hause anlegen. Am Hof des Hauses war eine Ehrenpforte von Tannenzweigen errichtet, die auch Sie noch mit ansehen werden, denn bald, sehr bald müssen Sie kommen, mein Bester. Von Hause ging es unter Schießen in die Kirche, die überall mit Maien vollgesteckt war. Wir hatten artige Musik von Blasinstrumenten, und der Pfarrer von Bibra hielt eine Eingangsrede u. s. f.‘ Fröhlicher Tanz schloß den Abend.

Die nächsten Tage waren sehr glücklich. Schiller, den schon Sehnsucht und Vorbereitungen von seinen Arbeiten abgehalten hatten, ließ nun vollends die Bücher liegen und atmete mit tiefen Zügen das Glück langentbehrten Verkehres. Gleich einem Träumenden durchstreifte er an der Seite der beiden Frauen die im Schmuck des Frühlings prangenden Wälder und Felder. Und je länger er in die stillen blauen Augen Charlottens blickte, desto tiefer schlug die Liebe ihre Wurzeln in sein Herz.

Frau von Wolzogens mütterlichem Blick entging die Schwärmerei des leichtentzündbaren jungen Mannes nicht. Zwar wußte sie sehr wohl, daß die Zuneigung Lottens zu Schiller lediglich freundschaftlich war und daß damals in der That Winkelmann die Neigung des jungen Mädchens besaß. Aber die wachsende Leidenschaft des Schützlings erfüllte sie doch mit Sorge. Sie glaubte, durch ein radikales Mittel jenes Gefühl auf einmal zurückstauen zu können. Sie zeigte Schiller das Tagebuch Charlottens, dem sie ihre Gefühle und Gedanken vertraut hatte, und mit tiefer Enttäuschung gewahrte er, daß jener Winkelmann Gefühle und Gedanken des Mädchens viel mehr beschäftigte als er. Es ist sehr bezeichnend für Schillers Charakter, daß diese Enttäuschung keine Verbitterung in ihm weckte; wir finden seine Seele in einem Briefe an Wilhelm von Wolzogen in einem Zustande der Resignation, die zu edlem Opfer geneigt ist. Wolzogen hatte durch seine Mutter dem Freunde einen Brief geschickt, in dem er ihm seine Schwester empfohlen und wohl auch um ein Urteil Schillers über Winkelmann, dem er nicht sonderlich zugethan schien, gebeten hatte. Schiller antwortete: ‚Sie haben mir Ihre Lotte anvertraut, die ich ganz kenne. Ich danke Ihnen für

diese große Probe ihrer Liebe zu mir. — Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, weichste, empfindsamste Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbnisses am lauteren Spiegel ihres Gemütes — so kenn ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht! Rechnen Sie auf meine Sorgfalt für ihre Bildung, die ich nur darum beinahe fürchte zu unternehmen, weil der Schritt von Achtung und feurigem Anteil zu anderen Empfindungen so schnell gethan ist. — Ihre Mutter hat mich zu einem Vertrauten in einer Sache gemacht, die das ganze Schicksal Ihrer Lotte entscheidet. Sie hat mir auch Ihre Denkungsart über diesen Punkt entdeckt. Einem so zärtlichem Bruder kann es nicht gleichgültig sein, auf eines Freundes Rat in einer so wichtigen Sache zu hören.

Ich kenne den Herrn von W — n. Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig, und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt, dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwert. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaftig, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann. Er liebt Ihre Lotte, und ich weiß, er liebt sie, wie ein edler Mann, und Ihre Lotte liebt ihn, wie ein Mädchen, das zum ersten Male liebt. Mehr brauch ich Ihnen nicht zu sagen. Außerdem hat er andre Ressourcen als sein Port d'Epee und ich bürge dafür, daß er sein Glück in der Welt machen kann.' Zum Schluß kommt er noch einmal auf das Verhältnis zurück; es ist, als ob man eine leise Hoffnung des unglücklichen Liebhabers doch noch durchklingen hörte: ‚Nunmehr leben Sie wohl, und erlauben mir zum Schluß die Bitte, das Herz Ihrer Lotte zu schonen, und mit daran zu arbeiten, daß ihre Geschichte — oder soll ich sagen Roman? — sich glücklich entwickle.' —

Aber der Zauber der Gegenwart umfing den Enttäuschten bald wieder, und als am 27. Mai die beiden Frauen auf einige Tage verreisten, da klingt es aus seinen Briefen schon wieder in Tönen, die der bloßen Freundschaft nicht eigen sind. Die Herzogin von Gotha, auf deren Kosten Charlotte bisher in einem Pensionat in Hildburghausen erzogen worden war, hielt sich damals in Meiningen auf, und Frau von Wolzogen suchte eine Audienz nach, um über das weitere Schicksal ihrer Tochter zu verhandeln. Weder Mutter noch Tochter wünschten die Verlängerung des Aufenthaltes in jener Pension, andererseits mußte aber die Fortsetzung der finanziellen Unterstützung der Herzogin ihnen wünschenswert erscheinen. Schiller begleitet die Freundinnen mit seinen Wünschen: ‚Alle guten Geister heute über Sie. Da sitz ich, reibe mir die Augen, will zu Ihnen, und besinne mich, daß ich den Kaffee allein trinken muß — aber mein Herz ist zwischen Ihnen und unsrer Lotte, und begleitet Sie bis ins Zimmer der Herzogin.' Er hofft, daß sich die Verhandlung mit der Herzogin zerschlagen und daß dadurch der Aufenthalt Lottens in Bauerbach verlängert werde: ‚Heute, Freundin, wünsche ich Ihnen die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies. Denken Sie daran,

daß Sie nichts als elende hundert Thaler dran setzen, aber für sich und die Lotte und auch für mich alles zu gewinnen haben. Sagen Sie die ganze Pension ab, so will ich alle Jahre eine Tragödie mehr schreiben und auf den Titel setzen: Trauerspiel für die Lotte.' Und in der Nachschrift heißt es: ‚Diese Blumen schicke ich der Lotte.' Abends um sieben will er in Masfeld bei der Pächterin sein und die Frauen auf halbem Wege abholen. Aber er wartet bei der Pächterin vergebens: die Rückkehr verzögerte sich um mehrere Tage. Die kurze Frist erscheint ihm wie eine Ewigkeit. ‚Zwei Tage muß ich also noch durchwaten, ehe ich Sie sehe. Das ist schröcklich.' ‚Ach meine Beste — in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten wilden Phantasie zu Hilfe käme. Was werd ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selber in meinen Briefen. Entweder ich rede darin zu wenig, oder mehr als Sie hören sollten und ich verantworten kann.'

Die Herzogin hatte Frau von Wolzogen nicht gnädig aufgenommen; vielmehr hatte sie ihrem Schützling den langen Urlaub und die Reise nach Stuttgart verdacht; jedenfalls zog sie die Unterstützung auf längere Zeit zurück. Schiller hörte diese Nachricht mit unverhohlener Freude: ‚Gottlob, daß indessen die Herzogin von Gotha so kurz mit Ihnen angebunden. Wäre sie doch recht sehr grob.' Dann spricht er von dem Zustand seines Herzens; einst habe ihn der Gedanke an Ruhm und Unsterblichkeit erfreut. ‚Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken glücklich zu leben. Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: Laß' uns fliehen — laß in den Staub uns werfen all dies prahlende Nichts. Laß in romantischen Fluren ganz der Freundschaft uns leben.' Nur in Bauerbach und nur in der Nähe der beiden Frauen sieht er die Möglichkeit irdischen Glückes. Endlich mochte ihm der schwärmerische Ton selbst bedenklich vorkommen: ‚Ich überlese was ich geschrieben habe. Es ist ein toller Brief. Aber Sie verzeihen mir ihn.'

Die Mutter kehrte ohne Charlotte nach Bauerbach zurück; sie hatte sie im Hause des Amtmanns in Masfeld gelassen, damit sie die Wirtschaft erlernte. Aber zum Pfingstfest (8. Juni) sind sie wieder alle in Bauerbach versammelt, und bis über den Geburtstag der Mutter hinaus (18. Juni) bleibt Charlotte dort. Die Empfindungen Schillers für das junge Mädchen werden immer leidenschaftlicher. Manche kleine Zeichen belehren uns, daß sein ganzes Denken und Treiben durch sie beherrscht wird; seine Briefe und Billets an Reinwald werden kurz; er ist so zerstreut, daß er sogar die Monate verwechselt, daß er sich der Einzelheiten ihres Bücherverkehrs nicht mehr entsinnt; freilich, von Charlotte spricht er ihm in dieser Zeit nur einmal und versucht seine Gefühle für sie zu verhüllen, denn er weiß, daß der ältere Mann sie nicht billigt. Die Rücksicht auf Winkelmann konnte ihn auch nicht mehr hemmen, denn er hatte mittlerweile erfahren, daß dieser eine sehr indiskrete Äußerung über Lotte gethan hatte, die die Mutter schwer gekränkt und den Bruder in Harnisch gebracht hatte. Auch an Lotte hatte er beobachtet, daß die Stimmung, die in jenen Tagebuchblättern

herrscht, nachgelassen hatte. ‚Wir haben‘, so schreibt er an Wilhelm von Wolzogen, ‚Ihre liebe Schwester beinahe 14 Tage bei uns gehabt, und mit dem größten Vergnügen beobachtet, daß eine ansehnliche Provinz ihres Herzens dem bewußten Götzen noch nicht erb- und eigentümlich gehört.‘ ‚Sie werden wohl wissen, worauf ich ziele, und werden mir auch den Grad des Unwillens nicht verdenken, den mir die Impertinenz jenes Herrn eingeflößt hat.‘

So wuchs die Leidenschaft für Charlotte, und auch die erneute Trennung vermochte sie nicht zu mildern. Frau von Wolzogen, die in Bauerbach blieb, während Charlotte nach Masfeld zurückkehrte, wurde es schwer, einen entscheidenden Schritt zu thun. Sie hatte die ganze Liebenswürdigkeit des jungen Mannes in dieser Dorfeinsamkeit schätzen gelernt und sich dem Zauber seines Geistes und seines Gespräches hingegeben; eine Trennung von ihm erschien ihr selbst als ein Opfer. Aber in der reifen Frau überwog endlich die Überzeugung von der Notwendigkeit solcher Trennung. Selbst wenn das Verhältnis zu Winkelmann brechen mußte, so bot doch Schillers Lage nicht die geringste äußere Gewähr für die Zukunft des selbst mittellosen Mädchens; ferner wußte die Mutter, daß Charlottens Gefühle für Schiller nur die warmer Freundschaft waren. Und endlich konnte sich Frau von Wolzogen nicht verbergen, daß die Stimmung, in der sich Schiller befand, jede Arbeitskraft in ihm lähmen mußte und daß darin eine schwere Gefahr für seine Zukunft, die ganz von seiner Arbeit abhing, lag. Sie wußte, daß das beste Mittel, des Herzens gestörtes Gleichgewicht wieder herzustellen, die Ablenkung der Gedanken ist; Schiller sollte sich aus der Einsamkeit, in der jede Stimmung ungehemmt die Seele ergreifen und unterjochen kann, in den Strudel der Welt zurückbegeben. Auf einem Spaziergang, in einem eingehenden Gespräch über Lage und Verfassung des Dichters ergab sich dieser Gedanke wie von selbst, und Frau von Wolzogen drang mit allem Ernste auf eine Reise nach Mannheim. Hier hatten sich mittlerweile die Beziehungen zu Dalberg in sehr ehrenvoller Weise wieder angeknüpft, und es hatte durchaus den Anschein, daß der Intendant sein Unrecht an dem Dichter des Fiesco wieder gut machen wollte. Daß es sich nur um eine kurze, etwa sechs Wochen währende Abwesenheit handeln sollte, war eine Milderung, durch die die mütterliche Freundin ihre Absicht annehmbar machen wollte und die Schiller gern aufgriff. Charlotte war im Hause der Amtmännin; Schiller hatte keine Aussicht, sie so bald wiederzusehen, und der briefliche Verkehr war durch die, wohl im Einverständnis mit der Mutter geübte, sehr neugierige Strenge der Amtmännin unmöglich gemacht oder wenigstens jedes Reizes beraubt.

So ging denn Schiller auf den Rat und Wunsch seiner Beschützerin ein, schweren Herzens, aber mit der Aussicht auf baldige Rückkehr. Und als ob er selbst jede Lösung des Bandes, das ihn an Bauerbach knüpfte, feierlich verhindern wollte, gab er sein Wort, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten und nicht den ersten Schritt zu einer dauernden Verpflichtung zu thun.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß bei dieser bedeutenden Wendung in Schillers Schicksal, die scheinbar durch Henriette von Wolzogen allein herbeigeführt war, auch Reinwald seine Hand im Spiel hatte. Dürfen wir Frau von

Wolzogen im vollen Sinne die mütterliche Freundin Schillers nennen, so hat Reinwald in jener Zeit denselben Anspruch darauf, sein väterlicher Freund genannt zu werden. Mit der neidlosen Freude eines Vaters hatte er die großen Anlagen Schillers wahrgenommen, und als einer der ersten Deutschen hat er die große Zukunft des Dichters geahnt: ‚Heute‘, so schrieb er in sein Tagebuch, ‚schloß er mir sein Herz auf, der junge Mann — Schiller — der so früh schon die Schule des Lebens durchgemacht, und ich habe ihn würdig befunden, mein Freund zu heißen. Ich glaube nicht, daß ich mein Vertrauen einem Unwürdigen geschenkt habe, es müßte mich denn alles trügen. Es wohnt ein außerordentlicher Geist in ihm und ich glaube, Deutschland wird einst seinen Namen mit Stolz nennen. Ich habe die Funken gesehen, die diese vom Schicksal umdüsterten Augen sprühn und den reichen Geist erkannt den sie ahnen lassen.‘ Und wiederum mit der selbstlosen Fürsorge eines Vaters suchte der verständige Mann auf Schillers Schicksal einzuwirken. Er erkannte völlig richtig, daß der Aufenthalt in Bauerbach auf die Dauer nicht günstig auf die Entwickelung des Dichters einwirken konnte, und er hat sicherlich in diesem Sinne auf Frau von Wolzogens Entschlüsse eingewirkt. Wir besitzen kein schriftliches Zeugnis dafür, da bei dem häufigen Aufenthalt der Frau von Wolzogen in Meiningen diese Dinge nur im Gespräch verhandelt wurden; wie aber Reinwald um jene Zeit über das dachte, was Schiller not that, geht aus seinem Briefwechsel mit Christophine Schiller hervor. ‚Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern. Ein zweiter Winter, in der Gegend wo er sich jetzt aufhält, wird Herrn Dr. S. völlig hypochondrisch machen. Ich wünsche daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater ist, z. B. in Berlin verweilte.‘ Reinwald selbst wollte ihn nach Pfingsten 1783 mit nach Gotha und Weimar nehmen und ihn den litterarischen Größen, besonders Wieland, vorstellen. ‚Aber so geneigt er im Anfange zu meinem Vorschlage war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt.‘ Den eigentlichen Grund, warum Schiller gerade nach Pfingsten lieber in Bauerbach blieb, scheint Reinwald nicht gekannt zu haben. Dann schließt er in edler Selbstverleugnung den Brief: ‚Wenn ich gleich unendlich dabei verliere, wenn Ihr Bruder einst diese Gegend verlassen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollte ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern.‘

So begegneten sich der litterarische Freund und Charlottens Mutter in demselben Zweck.

Am 22. Juli nahm Doktor Ritter von seiner Beschützerin Abschied, schmerzlichen Abschied, und in den Briefen, die er auf der Reise und aus Mannheim schreibt, zittert dieser Schmerz und die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese nach. In einem Dorfe bei Brückenau trifft er einen Wanderer, der ins Meiningische geht: sogleich gibt er ihm einen Brief an Frau von Wolzogen mit. — — — ‚je mehr ich unter die Menschen gehe, desto tiefer graben Sie Sich in

Brief von Henriette von Wolzogen an Schiller vom 24. September 1783.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

und die Wünsche die Sie damals dabei gingen Herrn auf
von Herzen, aber die herzlichsten werden Sie alle dings
erlangt. Ich sehe folge wie Sie geschehen sein von Armin
an, so sind mir aber oft auch Armin angenem, und
da lieb ich Sie so wol schlagen. brauchen Sie Ihre gesch
wart in Mannheim recht gut, nur bitt ich Sie das
Sie mir oft schreiben, das ist die einzige freundschaft
weis nicht recht eine aufschrift darauf machen kan
Sie die Aufschrift so mir so gleich, und dieses deshalb
Sie auch gefüllen. Wegen meines lieben Wilhelms
bin ich ganz beruhigt, er ist zwar noch in der academie
mit aber mit vortheil balt raus können. der Professor
hat auch so höflig an mich geschrieben. Wilhelm schreibt
mir er hat von einer un bekandten Handwerk ein Geschenk
von 200 fl bekommen ich solt mir also ganicht ablassen
gehen, ein einfall den Sie sein gute Herz ein gegeben hat
ich glaube es nicht das es war ist, dann geht er er zeigt
so so bei dir 200 fl. Nun auch was von meiner guten lotte
schon lange hat Sie sie auf die baurbacher Kirchweihe ge-
freut, und gestern schickt Sie mir Ihre Kleider um heut
gleich zu kommen, Sie ist schon 8 Tage nicht recht wol
hat es aber niemand gesagt aus furcht nicht zu mir zu
kommen, heut hat es bitterlig geweint und so
ist nicht kommen

ob Sie nun hernach krank sind worden, oder der Regen Sie abge-
halten hat welches ich Morgen erfahren. Nun bitte ich mir
recht zu wissen dass Sie auch gewiss und von mir wissen
möchten, und da werd ich Ihnen doch auch wohl von mir
schreiben. Ich bin recht wohl, und meine Leute lieben mich
Sie haben mir zu Ehren den Hof heute wieder mit Tannen
besetzt und bretter, und kränze an gemacht, wie Ihr
Sagt, so haben Sie nun die erlaubnis in der untern Stube
zu Tanzen gebeten, nun wissen Sie nicht wie Sie es gut
genug machen sollen, bald schicken Sie mir küchen, und
haben einen boten nach [illegible] geschickt, die Judith hat
aber [illegible] trunck kriegen, und nun klagen Sie
die Judith [illegible] nicht zu machen und es ist schon
Nacht 11 Uhr. 2 Schildkröten habe ich mir auch angeschafft
dass [illegible] einen Stöpsel [illegible] von einer grüner
[illegible] habe braun lassen kleiden, und die müssen mir bei
Tische aufwarten, gar artig stehen sie sich auch zu mir
Stöpsel [illegible] kleidt sich aus. 2 kleinen
Mohren habe ich dass schicken gelernt, dass freut
mich ungemein, ich verlange nicht von hier weg, und
muss ich mich auch [illegible] zu den [illegible] meiner
Freundin [illegible] nach geben, den Kinder bei Ihr
zu zubringen [illegible] ich nicht aus dem Haus ich gehe
in 14 tagen schon hin und bleibe bis in Januar

Sehen Sie auch mir haben seit an dem [illegible] meinem
Mann kränckelt. Wie mir Wilhelm schreibt so
werden Ihr Räuber in Stuckart aufgeführt
~~hier~~ W. hat mich gebeten seine entschulligung
zu machen, so bald als er erlöst ist wird er [illegible]
[illegible] an Ihrem Schreiben. Sie haben Ihn gewiß nun
auch geschrieben ich wäre so mager und schreckli
mi sein, machen Sie Ihm nicht unruhig. daß
ich gestört bin habe viel Koliquen so werd sehr
starck. meine gesundheit ist angegriffen weil dauerhaft
könne bücher schickt mir Steißman alle wochen 2
die Briefe von der Laroch haben mich so gefreut
es freut mich so Ihr so nahe gekommen zu sein und
Ihr Bekanntschaft nicht zu machen, und die gegen
Briefe ich Ihr meinen danck schuldig wer die
freude so mir Ihr Briefe gemacht haben, [illegible]
ortographi nicht so bitte böse werden. Sehen Sie folge
so sagen Sie Ihm in meinem namen meinen
herzligen danck. mit schrecken werde gewar daß
das papier alle ist. leben Sie wol und glücklich bitte
und glauben Sie mir, wenn Sie mich auch vergessen, ich doch
ewig Ihr freundin sein werde W.

mein Herz und desto teurer werden Sie mir.' Und als später in Mannheim eine Art bürgerlicher Stellung mit festem Gehalt die Wünsche des Vielumhergetriebenen auf einen eigenen Herd richtete, da wagte er es, bei der Mutter um die Hand Charlottens zu bitten. Aber wie damals als er in den Bauerbacher Sommertagen zum erstenmale einen ähnlichen Wunsch andeutete, setzte er auch jetzt in die Nachschrift, als er den Brief überlas: ‚ich erschrecke über meine thörigte Hoffnung. Doch meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen.' Frau von Wolzogen hat auf diese Stelle seines Briefes nicht geantwortet; aber ihr Verhältnis zu Schiller blieb ungetrübt. Neue Menschen und Verhältnisse traten in das Leben des Dichters ein; die leidenschaftlichen Gefühle für Charlotte von Wolzogen beruhigten sich zu denen der Freundschaft und Anhänglichkeit, die das Mädchen mit der ganzen Innigkeit und Güte ihres Herzens erwiderte.

Nach geraum vier Jahren erst hat Schiller jene Gegenden von Meiningen und Bauerbach wiedergesehen. Christophine, die mittlerweile die Gattin Reinwalds geworden war, und Frau von Wolzogen hatten ihn dringend eingeladen. Er war damals in Weimar; Mannheim und Dresden lagen hinter ihm, Körner und Frau von Kalb waren in sein Leben getreten; ein gewaltiges Stück seiner Entwickelung liegt in diesen Namen beschlossen. Das Idyll von Bauerbach war abgeschlossen, und dem in die Zukunft Strebenden hatte es sogar den melancholisch-wehmütigen Reiz verloren, der uns andern meist die Stätten unserer Vergangenheit umwebt. Er schrieb an Körner: ‚Ich war also wieder in der Gegend, wo ich von 82 bis 83 als ein Einsiedler lebte. Damals war ich noch nicht in der Welt gewesen, ich stand so zu sagen schwindelnd an ihrer Schwelle, und meine Phantasie hatte ganz erstaunlich viel zu thun. Jetzt nach fünf Jahren kam ich wieder, nicht ohne manche Erfahrungen über Menschen, Verhältnisse und mich. Jene Magie war wie weggeblasen. Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Einsamkeit interessant machten, sagte mir jetzt etwas mehr. Alles hat seine Sprache an mich verloren. An dieser Verwandlung sah ich, daß eine große Veränderung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume. Eure Erscheinung, unsere ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte (von Kalb), Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens.'

Die Freundschaft aber mit der Familie Wolzogen bestand fort: Schiller ist in seinen Freundschaften stets treu und ausdauernd gewesen. Von Frau von Wolzogen spricht er in jenem Briefe an Körner mit Dankbarkeit und Anhänglichkeit; ein freundlicher Brief von ihr an ihn ist uns erhalten. Am 5. August 1788 drückte ihr, nach schwerer Krankheit, Wilhelm die Augen zu; der Brief, in dem Schiller seinem Freunde auf die Anzeige von ihrem Hinscheiden antwortete, gehört zu den schönsten und ergreifendsten, die er geschrieben hat: ‚Ich darf die vielen Augenblicke der Vergangenheit, wo ich ihre schöne liebevolle Seele habe kennen lernen, nicht lebendig in mir werden lassen, wenn ich die ruhige Fassung nicht verlieren will, in der ich Ihnen gern schreiben möchte. Aber

ihr Andenken wird ewig und unvergeßlich in meiner Seele leben, und alle Liebe, die ich ihr schuldig war, und alle herzliche Achtung die ich für Sie hegte, soll ihr ewig gewidmet bleiben.'

Nur ein geringes Maß irdischen Glückes ist Lotten bestimmt gewesen. Das Glück der Liebe, so wie es ihr und der Mutter einst Schillers schwärmerische Phantasie ausgemalt hatte, hat sie nicht gekostet. Von der Amtmännin zu Masfeld war sie in das freiherrlich von Bibrasche Haus zu Hildburghausen gekommen, aus dem sie den von uns mitgeteilten Brief an Schiller schrieb. Der Tod der Mutter riß eine furchtbare Lücke in ihr Leben; was ihr Schiller war, mag bei solcher Gelegenheit besonders deutlich werden: ein in seiner Naivetät rührender Brief, der erst vor kurzem bekannt geworden ist, zeigt es uns. ‚— — — Ich schmeichle mir, daß ich Ihnen immer meinen Freund mit Recht nennen konnte, und jetzt habe ich noch eine Ursache mehr Ihnen um die Fortdauer Ihrer Freundschaft zu bitten, um meiner geliebten unvergeßlichen Mutter willen. Sie haben gewiß auch uns sehr bedauert über diesen Verlust, unersetzlich ist dieser Verlust für mich, ich bin nun ganz verlassen, Wilhelm geht bald weg, wen habe ich nun, den ich meine Not klagen darf, ach ganz bin ich verlassen die Welt ist wie ausgestorben für mich, wo ich hingehe suche ich meine Mutter und finde sie nicht. Eben sagt mir Wilhelm er wollte ihnen schreiben hierherzukommen, o thun Sie dieses lieber Freund, es wird für Wilhelm und mich ein großer Trost sein. Ich weiß nicht was ich geschrieben, mein Herz ist so voll gepreßt, ich muß schließen. Bleiben Sie ja mein Freund, schreiben Sie mir zuweilen, und geben Sie mir davon Versicherung, ich weis Sie haben eine edle Seele und trösten gern leidende, und Ihr Trost ist mir teuer. Nun adieu. Charlotte.'

Kurze Zeit nachher heiratete Charlotte den Hildburghausenschen Regierungsrat von Lilienstern: es war eine Konvenienzehe, ohne Glück und ohne eigentliches Unglück. Kurz vor der sechsten Wiederkehr ihres Hochzeitstages starb Charlotte, nachdem sie ihrem Gemahl das erste Kind geboren hatte.

Für Schiller aber ist wenigstens der Name Wolzogen doch verknüpft worden mit dem größten Glück seines Lebens: Wilhelm, Charlottens Bruder, war es, der ihn zum erstenmale über die Schwelle des Lengefeldischen Hauses in Rudolstadt führte. Und das Glück, das der gereifte Mann hier fand, faßte sich auch zusammen in dem Namen, der einst des Jünglings Träume erfüllt hatte: Charlotte. —

Ehe wir die wechselvollen Schicksale erzählen, denen Schiller entgegenging, als er das stille Walddorf verließ, müssen wir noch von den schriftstellerischen Erträgnissen dieser Zeit berichten. Daß Schiller mit dem Vorsatz, ‚entsetzlich viel zu arbeiten', hinkam, wissen wir. Alles in allem, abgesehen von den Wochen, da die Frauen zu Besuch in Bauerbach waren, ist er diesem Vorsatz nicht untreu gewesen: manche Mitternacht und mancher frühe Morgen fanden ihn am Schreibtisch. Aber es war noch nicht jene zielbewußte Art des Arbeitens, die dem reifen Manne Erfolg auf Erfolg errang; zu der Überzeugung, daß, wer gern was Großes geboren hätte, still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln soll, war der Jüngling noch nicht durchgedrungen. Die Jahre, in denen er jetzt

Lieber Freund

Es scheint mir ein Jahrhundert daß ich nichts von Ihnen gehört, es ist aber auch in der That eine lange Zeit; doch hoffe ich daß Sie mich noch nicht ganz werden vergeßen haben, daß Sie noch mein Freund sein, daß Sie noch manchmal an die Stunden zurückdenken werden, die wir so vergnügt mit einander zugebracht haben; Sie sind zwar jezt in einer großen Stadt, wo Sie tausende Vergnügungen haben, ich ziehe aber immer noch die stillen und einfachen vor, daß Andenken von denselben ist ein immer angenehmer, man hat weniger Gelegenheit böses zu thun, ich habe jezt schon die Menschen beßer kennen gelernt, und ich urtheile sie jezt nicht immer so gut, wie ich es jemals that, die Erfahrung macht ein klug aber nicht immer zu unsern Vortheil klug, es kann mir manchmal recht Leid thun wenn ich Menschen sehe von denen ich mir hätte schmeichlen wollen ihr —

Brief von Charlotte von Wolzogen an Schiller vom 21. Juni 1786.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Freundschaft zu besitzen, und ich finde auf einmal daß
Ihre Freundschafts Versicherungen nur blosser Schatten
war, aber lieber Freund werden Sie diesen Brief
nicht gleich bei dem Anfang zerreissen, doch nein;
ich versprech mir vielmehr Verzeihung für dieses
geschmier, und lieber Freund darf ich auch eine Bitte
an Sie wagen daß wenn Sie einen Augenblick von
Ihren Geschäften abkommen können daß Sie mir
schreiben, wie es Ihnen geht, ob Sie vergnügt leben,
alles Interessirt mich; ob Sie viel Schreiben, was für
Stücke Sie rausgegeben haben; ich lese jezt sehr gern,
und sobald ich weiß daß es von Ihnen geschrieben
ist so gefreut es mich doppelten Vergnügen. Von
der Mama kann ich Ihnen nicht viel sagen sie ist
noch immer in Kauerbach und Carl auch, der arme
Junge hat noch keine Versorgung, er ist sehr verdries
lich darüber ich kann es ihm aber auch nicht verdenken,

denn für einen jungen Menschen ist die Unthätigkeit
gar nicht gut, wüsten Sie dann kein Plätzgen für
ihn, Sie sind ja doch weit und breit bekannt; er
würde es Ihnen gewiß ewig verdanken. Vor
etlichen 8 Tagen habe ich auch eine grosse Neuigkeit
erfahren, daß der Hz. Rath. Kummerwald nach —
Schleben gereist ist um Ihre Mademoiselle Schwester
abzuholen und zwar zur Frau, ich wünsche der
guten Sie recht viel Glück und freut mich unendlich
daß sie in unserer Nachbarschaft kommt, vielleicht
besuchen Sie alsdann einmal Ihre Frau Schwester,
und sind Sie alsdann einmal in Meiningen, so müs-
sen Sie auch nach Hildburghausen kommen, denn ich
wünschte Ihnen recht sehr einmal wieder zu sehen.
Machen Sie dieses möglich lieber Freund.
Meine Lage hat sich um vieles verbessert, ich bin in
eines der angesehensten Häuser, und Herr und Frau
von Leibra nimmt es sehr gut, und so lange ich die

Pension von der Herzogin von Gotha bekommen,
lebe ich glücklich, ich habe sehr wenig Kostgeld, unter-
richte aber die Kinder im französischen, und dieses
macht mir vielen Spaß; das einzige was mir leid
thut ist daß ich von meiner Mutter entfernet
bin, und sie also sehr wenig sehe, wo findet man aber
was vollkommenes auf der Welt.

den Augenblick höre ich schlagen, und es ist schon ein Uhr
des Nachts, also lieber Freund muß ich schließen,
antworten Sie mir bald, und bleiben Sie mein Freund

Hildburghausen
d 21 Juny
1786

Charlotte
von Wolzogen

[illegible] – Verzeihen Sie
lieber Freund dieses geschmier.

stand, sind Lehrjahre auch in dem Sinne gewesen, daß er durch eigene, oft bittere Erprobung erst lernte, wie man arbeiten muß. Noch schwirren die Entwürfe durcheinander, und kostbare Stunden vergehen über dem Grübeln und Träumen. Die Einsamkeit, die so allgemein als die Freundin der Dichter gilt, förderte Schiller nicht, so sehr er sich nach ihr gesehnt hatte. Er bedurfte des Verkehrs, der Anregung; aus dem Gespräche mit ‚einem guten denkenden Freunde‘ erwuchsen ihm Gedanken und Schaffenstrieb. ‚Ihr vorgestriger Besuch‘, schreibt er im März an Reinwald, ‚hat eine ganz herrliche Wirkung auf mich gehabt. Ich fühle mich doppelt wieder, und wärmeres Leben ergießt sich durch alle meine Nerven. Meine Lage in dieser Einsamkeit hat meiner Seele das Schicksal eines stehenden Wassers zugezogen, daß in Fäulung ginge, wenn es nicht je und je in eine kleine Wallung gebracht würde.‘ Reinwald ist ihm in dieser Zeit unendlich viel gewesen. Der bescheidene Bibliothekar besaß einen tüchtigen Schatz von Kenntnissen und jene Fähigkeit, in die Gedanken anderer einzugehen, die eine der besten Folgen vielseitigen Studiums ist. So schüttet Schiller ihm denn seine Entwürfe und seine Gedanken aus, und sogar was er in seinem tiefsten Herzen über sich selbst und sein Schicksal denkt, das breitet er rückhaltslos vor dem Auge des Freundes aus. ‚Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es wert ist, daß er mich mitsamt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Teurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie mein!‘

Wie weit Schiller sich die Grenzen seiner Arbeit zog, geht schon aus den Titeln der Bücher hervor, die er sich bei Reinwald bestellte. Gleich nach der Ankunft in Bauerbach schickte er ein langes Verzeichnis in die Bibliothek: Lessings kritische Schriften, darunter Dramaturgie und Laokoon, Homes Grundsätze der Kritik, Shakespeares Othello und Romeo und Julia, Humes Geschichte Karls I. von England, Mendelssohns, Sulzers, Garves philosophische Schriften. Dann tauchten auch schon die Werke des Abbé St. Réal auf, und zwar verlangt er ‚denjenigen Teil wo die Geschichte des Don Carlos von Spanien vorkommt‘. Wielands ‚Agathon‘ und ‚Reisebeschreibungen‘, die ihm Reinwald selbst auswählen soll, schließen die Reihe. In weiteren Briefen verlangt er andere Bücher und je nach dem dramatischen Entwurfe, der in seinem Geiste auftaucht, ändern sich seine litterarischen Bedürfnisse.

Leider ist uns von einigen dieser Entwürfe nur wenig überliefert, so wenig, daß wir kaum mehr als das Allgemeinste vermuten können. Schon damals beschäftigte ihn Maria Stuart. An Reinwald berichtete er, daß er dem Buchhändler Weygand eine prosaische Erzählung, um die er gebeten, abgeschlagen, dafür aber seine Maria Stuart versprochen habe. Reinwald möge ihm doch noch mehr Bücher über diesen Gegenstand schicken. Camdens Geschichte der

Königin Elisabeth sei zwar „herrlich“, genüge ihm aber doch allein nicht. Es ist ganz unmöglich, über diesen Plan — nach Reinwalds Aussage sollen sogar einige Scenen zu Papier gebracht worden sein — etwas Bestimmtes zu sagen. Möglich ist, daß der Dichter, der in den Räubern und in Luise Millerin einen Griff in die sociale, im Fiesco einen Griff in die politische Sphäre gethan hatte, nun auch religiöse Dinge auf der Bühne hat verhandeln wollen, vielleicht hätte dann, was in der späteren Maria Stuart nur nebensächliche Rolle spielt, in dem Jugendstück im Vordergrunde gestanden. Daß diese Stoffe ihm damals nahe lagen, geht aus einem anderen Entwurfe hervor, über den uns leider auch nur einige Briefstellen dürftige Kunde geben: Friedrich Imhof. Schiller schreibt, etwa Anfang März, an Reinwald: „Die Bücher, wovon wir sprachen, über Jesuiten und Religionsveränderungen — überhaupt über den Bigotismus und seltene Verderbnisse des Karakters, suchen Sie mir doch mit dem bäldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen Friedrich Imhof los gehen will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch (was ich vorgestern vergessen habe) Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan.“ Der Entwurf scheint nach seiner allgemeinen Richtung manches gemeinsam gehabt zu haben mit Schillers späterem Romane, dem Geisterseher. Beide, Maria Stuart und Imhof, wurden Ende März endgültig zurückgestellt; die Beendigung der Luise Millerin und besonders der erste Entwurf zum Don Carlos trugen den Sieg davon.

Aus der Beschäftigung mit diesen Dramen, über die wir weiter unten noch das Wissenswerte mitteilen werden, rissen ihn mitunter Anforderungen lokaler Art. Dreimal während der Bauerbacher Zeit mußte Schiller als Gelegenheitsdichter auftreten, um die poetischen Bedürfnisse seiner Umgebung zu befriedigen. Dichterischen Wert wird man keinem dieser drei Gedichte beimessen können, doch aber sind zwei davon in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Das erste ist ein „Hochzeitsgedicht auf die Verbindung Henrietten N. mit N. N. von .....“ Henriette Sturm, Tochter eines Feldschers aus dem Meiningischen, war früh verwaist und dann, gänzlich ohne Verwandte und Hilfe dastehend, von Frau von Wolzogen erzogen worden. Sie verheiratete sich im Februar mit dem Verwalter des Ostheimischen Gutes Walldorf, Schmidt. Zu dieser Hochzeit schrieb Schiller, auf besondere Bitte Lottens, das Hochzeitsgedicht. Es ist in die Gedichte nicht aufgenommen worden, hat aber insofern großes biographisches Interesse, als Schiller hier offenbar seine eigenen Gefühle für Charlotte von Wolzogen in Worte kleidete. Er schildert das Glück der Liebe, die Seligkeit des Vertrauens zwischen Liebenden; er macht seinem Unmut Luft über den Standesunterschied, der so oft Liebende trennt — ein Gedanke, der an und für sich bei der Hochzeit des armen Mädchens mit einem Gutsverwalter ganz fern liegen mußte und nur Bedeutung gewinnt, wenn man an die adlige Charlotte denkt.

Ich fliege Pracht und Hof vorüber;
Bei einer Seele steh' ich lieber
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend?
  Hast du auch schon an sie gedacht,
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelsbrief — ein schönes Leben.
  (Den haſſ' ich, den sie mitgebracht).

Mit weniger Lust hat Schiller ein anderes Gelegenheitsgedicht geschrieben, das als Prolog dienen sollte zu einer Kinderaufführung am Geburtstage des Herzogs Georg von Meiningen, der eben von schwerer Krankheit genesen war. Reinwald hatte es bei ihm bestellt, und es macht einen durchaus bestellten Eindruck.

Von größerer Bedeutung ist ein anderes Gedicht, das seine Veranlassung auch in jener Genesung des meiningischen Herzogs hat. Die Verwandtschafts- und Erbfolgeverhältnisse in Meiningen lagen damals so, daß, wenn der Herzog Georg gestorben wäre, sein Herzogtum an das benachbarte Koburg gefallen sein würde. Kaum verbreitete sich daher die Nachricht von Georgs gefährlicher Erkrankung, da fing man in Koburg schon an, Kriegsrüstungen zu machen, um die Erbschaft mit bewaffneter Hand anzutreten. Aber die Genesung, die das ganze Ländchen mit Freude erfüllte, rettete die Selbständigkeit Meiningens. Schiller bearbeitete dieses Vorkommnis unter biblischer Verkleidung in launigen, beißenden Versen. Das Titelblatt dieses Gedichtes teilen wir unsern Lesern in getreuer Nachbildung mit. Sanherib ist der Herzog von Koburg; die ganze Erzählung lehnt sich frei an Könige II, 19 u. 32 ff. an. Unter Josophat von Juda ist der Herzog von Meiningen zu verstehen. Das Gedicht ist einer der frühesten Belege dafür, daß Schiller ein nicht zu unterschätzendes Talent für das Komische gehabt hat. Wir werden diese Beobachtung später öfters — besonders während seines Aufenthaltes im Körnerschen Hause — machen. Als Sanherib von der Erkrankung Josaphats gehört hat, da ruft er aus:

„Da fischt sich was, hol' mich der Dachs!"
  Und hui spitzt er die Ohren.
Stirbt Josaphat, so zieh ich stracks
  Hinein zu Hebrons Thoren.
Er braucht Arznei — er treibts nicht lang!
  Und Juda ist ein fetter Fang!"

Gott aber schickt den Erzengel Rafael herab, der eines Arztes Bildung annimmt und durch ein Wunder den todkranken Josaphat heilt.

Die Post schleicht nach Assyrien,
  Wo Sanherib regieret
Und eben seine Königin
  Vom Schlitten heimgeführet. —
„Ihr Durchlaucht! Ein Kurier! — „Herein!"
  „Es werden Trauerbriefe sein."

Aber er liest der „Posten trübste“, daß Josaphat lebt, und der Kosten gedenkend, die ihm die Kriegsvorbereitungen gemacht haben, ruft er, zu seiner Königin gewendet, die den voreiligen Plan besonders eifrig betrieben haben mochte:

Der Krieg ist aus! Pest über Dich!
Zweitausend Thaler schmerzen mich!

Von den großen Dramen Schillers sind zwei mit dem Aufenthalt in Bauerbach eng verknüpft: Kabale und Liebe und der Don Carlos. Jenes wurde in Bauerbach vollendet, zu diesem wurde der erste Entwurf geschaffen, der, so viele Wandlungen auch die folgenden Jahre brachten, doch als die Grundlage anzusehen ist.

Kabale und Liebe, oder wie Schiller selbst damals noch sagt: Luise Millerin, ist in dunkeln, trüben Tagen in der Seele des Dichters aufgetaucht. Als nach der zweiten Reise nach Mannheim die rauhe Hand des Herzogs alle dichterischen Pläne, alle rosigen Hoffnungen zu zerstören drohte, als der Dichter, dessen Herz eben der stürmische Beifall einer vielköpfigen Menge geschwellt hatte, in den einförmigen Mauern seines Arrestzimmers büßen mußte, da entstand in den ersten Umrissen das bürgerliche Trauerspiel, das einen Aufschrei der geknechteten Seele gegen Gewalt, Willkür und Hartherzigkeit des Absolutismus bedeutet. Und in den trübsten Stunden, die der Flucht folgten, hat Schiller an diesem Plane weitergearbeitet: als in Frankfurt alles zusammenzubrechen schien, als dort und in Oggersheim Dalbergs Treulosigkeit ihm das Herz zusammenschnürte, da ist Luise Millerin sein Trost und seine Hoffnung. Des still teilnehmenden Streicher Berichte zeigen uns, wie vollständig Schillers Seele von diesem Stoffe erfüllt war und wie aufrichtig er mit dem Stoffe rang. So konnte er das Stück, mehr als zur Hälfte vollendet, mit nach Bauerbach nehmen. Schon im Januar 1783 meldet er seinem Streicher, daß es ganz fertig sei: eine wohl etwas voreilige Meldung, denn wir finden ihn in den nächsten Wochen immer noch an der Arbeit. Mitte Februar bestellt er in Meiningen ein Buch recht gutes Schreibpapier, um Luise Millerin darauf abzuschreiben. Eine Unterhandlung mit dem Leipziger Buchhändler Weygand wegen der Übernahme des Verlages zerschlug sich an dem geringen Angebot dieses und an dem auch in Not und Mittellosigkeit hochgemuten Stolze des Dichters.

Als die Dinge so standen, trat, aus freiem Entschluß und in einem eigenhändigen Briefe, der Freiherr von Dalberg wieder an Schiller heran. Mannigfache Anlässe erklären diesen sonderbaren und dem Dichter gänzlich unerwarteten Schritt. Der vorsichtige Intendant hatte die Überzeugung gewonnen, daß Karl Eugen eine Verfolgung und Ergreifung des entflohenen Regimentsmedikus nicht plante; Schiller war durch besondere Ordre des Herzogs für abgesetzt erklärt, und damit sollte die Angelegenheit erledigt sein. Ein Brief vom Vater Schiller an Schwan hatte völlige Gewißheit über die Absichten des Herzogs nach Mannheim gebracht. So wurde für Dalberg der Hauptgrund seines ablehnenden Verhaltens gegen Schiller hinfällig. Außerdem waren die Erfolge, die der ehrgeizige Theaterdirektor im Winter 1782/83 mit den Novitäten seines National-

Wunderseltsame
Historia
des
berühmten Feldzuges
als welchen
Hugo Sanherib
König von Assyrien
ins Land Juda
unternehmen wollte
~~als mit langer Nase~~
aber unverrichteter Ding wieder einstellen musste
Aus einer alten Chronika gezogen
und in schnakische Reimlein bracht
von Simeon Rebbauge.
Bakkalaur.

Nach eigner photographischer Aufnahme im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.



theaters erzielt hatte, sehr gering; seit der Aufführung der Räuber hatte kein Stück durchschlagenden Erfolg gehabt, und ein halbleeres Haus war Regel geworden. Das war auch für die Schauspieler betrübend, und Iffland, der schon in jener Winternacht auf dem Rückwege von Worms für den Menschen Schiller eingetreten war, wies nun eindringlich auf den Dichter hin, dessen neue Stücke und dessen Rat dem erlahmenden Mannheimer Theaterleben neuen Schwung geben könnten. Streicher hatte das Seinige gethan, um des Freundes neues Stück zu rühmen, und die beiden einflußreichen Männer, in deren Häusern er verkehrte, Meier und Schwan, hatten ihm ein williges Ohr geschenkt. Rechnet man dazu noch, daß Dalberg damals den sehnlichen Wunsch hatte, Shakespearische Stücke in geeigneter Bühnenbearbeitung zur Aufführung zu bringen, so versteht man vollends, daß er die Beziehungen zu Schiller, der einst die Räuber so geschickt und nach seinen Wünschen für die Bühne bearbeitet hatte, wieder anzuknüpfen wünschte.

Schiller kannte Dalberg genau genug, um zu wissen, daß nicht Wohlwollen oder gar böses Gewissen, sondern lediglich Rücksicht auf den eigenen Nutzen den Intendanten zu seinem Briefe bewogen hatten. Und wie er soeben den knauserigen Leipziger Buchhändler hatte abfallen lassen, so benahm er sich jetzt gegen Dalberg kühl und stolz. Er wollte den, der ihn einst im Elend verlassen hatte, nicht merken lassen, daß seine Zukunft noch immer nicht gesichert war. ‚Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen es zu sein.‘ Was das neue Stück, auf das Dalberg sein Auge geworfen hatte, angehe, so will Schiller sich nicht wieder der Gefahr aussetzen, wie beim Fiesco, den Absichten des Auftraggebers nicht zu entsprechen; darum teilt er ihm sogleich eine Charakteristik des Stückes mit. Sollte es so nicht gefallen, dann ‚werde ich es besser zurückbehalten‘. Die Antwort und die weiteren Briefe Dalbergs sind verloren gegangen; doch scheinen sie sehr entgegenkommenden Inhalts gewesen zu sein. Er hat sich das Manuskript der Luise Millerin nach Mannheim erbeten und dann dem Dichter bestimmte Vorschläge zu Änderungen für die Bühne gemacht. Ende April und Anfang Mai finden wir Schiller emsig an der Bühnenbearbeitung beschäftigt. ‚Das ist etwas Verhaßtes schon gemachte Sachen zernichten zu müssen‘, schreibt er an Reinwald; ein anderes Mal: ‚Meine Luise Millerin jagt mich schon um 5 aus dem Bette. Da sitz ich, spitze Federn und käue Gedanken. Es ist gewiß und wahrhaftig, daß der Zwang dem Geist alle Flügel abschneidet. So ängstlich für das Theater — so hastig, weil ich pressiert bin, und doch ohne Tadel zu schreiben ist eine Kunst. Doch gewinnt meine Millerin, das fühl' ich.‘ Es scheint, daß die Gestalt der Lady Milford in dieser Neubearbeitung mehr in den Vordergrund getreten ist.

In die Arbeit an der Millerin fällt nun auch die erste Thätigkeit am Don Carlos. Auf den Gegenstand hatte einst Dalberg selbst den Dichter gebracht. In den Sommer 1782 fällt das erste Nachdenken darüber: ‚Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers und ist vielleicht eines von den nächsten Süjets, das ich bearbeiten will.‘ Unter den

Büchern, die er im Dezember von Reinwald fordert, befindet sich die Hauptquelle für die Geschichte des Carlos, die Geschichte des Abbé St. Réal. Ende März 1783 arbeitet er ‚fast auf einen Don Carlos zu‘. Der Gegenstand gewinnt sein lebhaftes Interesse: ‚Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist — einer Königin die durch den Zwang ihrer Empfindungen bei allen Vorteilen ihres Schicksals verunglückt — eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls — eines grausamen, heuchlerischen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba u. s. f. sollen mir, dächte ich, nicht wohl mißlingen. Dazu kommt, daß man einen Mangel an solchen deutschen Stücken hat, die große Staatspersonen behandeln — und das Mannheimische Theater dieses Süjet von mir behandelt wünscht.‘ Und je länger er sich damit beschäftigt, desto wärmer wird seine Teilnahme; im April schreibt er an Reinwald: ‚Carlos habe ich gleichsam statt meines Mädchens. Ich trage ihn auf meinem Busen, ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, wird man mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen — nicht nach den Farben des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke der Instrumente, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen.‘ Dieser erste Plan hatte noch ein gut Teil der beißenden Tendenz, die die Jugendstücke beherrscht, diesmal angewendet auf religiöse Dinge. ‚Außerdem will ich mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger stellen.

Ein glücklicher Zufall hat uns den ersten Entwurf des Don Carlos erhalten. Wir teilen ihn mit, teils um des litterargeschichtlichen Interesses willen, teils weil uns hier ein sehr bezeichnendes Beispiel vorliegt für die Art, wie Schiller bei dem Entwurfe eines Stückes zu Werke ging. Die scharfe verstandesmäßige Art des Disponierens wird manchen, der der Entstehung eines dichterischen Kunstwerkes noch nicht nachgegangen ist, überraschen, und er mag aus diesem Beispiel erkennen, daß, wenn auch die Konzeption, deren Geheimnis niemand ergründen kann, das Entscheidende ist, doch die mühsam zergliedernde und aufbauende Arbeit des Verstandes auch für das Kunstwerk erforderlich ist. Der Entwurf lautet so:

Dom Karlos Prinz von Spanien.

Trauerspiel.

I. Schritt. Schürzung des Knotens.

A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt.

1. Aus seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart.
2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung.
3. Dem Korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekommt.
4. Seiner Scene mit dem Marquis de Posa.
5. Seinen einsamen Gesprächen mit sich selbst.

B. Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können — dies lehren:

1. Karlos heftige Leidenschaft und Verwegenheit.

2. Der tiefe Affekt seines Vaters, sein Argwohn, seine Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
3. Interesse der Grandes, die ihn fürchten und hassen, mit guter Art an ihn zu kommen.
4. Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli.
5. Auflanschung des müßigen Hofes.
6.

II. Schritt. Der Knoten verwickelter.

A. Karlos Liebe nimmt zu — Ursachen:
1. Die Hindernisse selbst.
2. Gegenliebe der Königin; diese äußert sich, motivirt sich:
   a. Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt.
      α. Philipps Alter, Disharmonie mit ihrer Empfindung.
      β. Zwang ihres Standes.
   b. Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.
   c. Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen. Inneres Leiden. Furchtsamkeit. Antheil. Verwirrung;
   d. Einer mehr als zu erwartenden Kälte gegen Dom Juan, der ihr einige Liebe zeigt.
   e. Aus einigen Funken von Eifersucht über Karlos Vertrauen zu der Prinzessin von Eboli.
   f. Einigen Aeußerungen ingeheim.
   g. Einem Gespräch mit dem Marquis.
   h. Einer Szene mit Karlos.

B. Die Hindernisse und Gefahren wachsen. Dieses erfährt man:
1. Aus dem Ehrgeiz der Rachsucht des verschmähten Dom Juan.
2. — einigen Entdeckungen, die die Prinzessin von Eboli macht.
3. — ihrem Einverständnis mit jenem.
4. — der immer wachsenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Komplott derselben.
5. Aus des Königs Unwillen über seinen Sohn und Bestellung der Spionen.

III. Schritt. Anscheinende Auflösung, die alle Knoten noch mehr verwickelt.

A. Die Gefahren fangen an auszubrechen.
1. Der König bekommt einen Wink und gerät in die heftigste Eifersucht.
2. Dom Karlos erbittert den König noch mehr.
3. Die Königin scheint den Verdacht zu rechtfertigen.
4. Alles vereinigt sich, den Prinzen und die Königin strafbar zu machen.
5. Der Prinz beschließt seines Sohnes Verderben.

B. Der Prinz scheint allen Gefahren zu entrinnen.
1. Sein Heldensinn erwacht wieder und fängt an über seine Liebe zu siegen.
2. Der Marquis wälzt den Verdacht auf sich, und verwirrt den Knoten auf's Neue.
3. Der Prinz und die Königin überwinden sich.
4. Prinzessin und Juan spalten sich.
5. Der König setzt einen Verdacht in den Herzog von Alba.

IV. Schritt. Dom Karlos unterliegt einer neuen Gefahr.

A. Der König entdeckt eine Rebellion seines Sohnes.
B. Diese erweckt die Eifersucht wieder.
C. Beide zusammen vereinigt, stürzen den Prinzen.

V. Schritt. Auflösung und Katastrophe.

A. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. s. f. scheinen den Prinzen zu begünstigen.

B. Die Leidenschaft der Königin verschlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.

C. Das Zeugnis eines Sterbenden, und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.

D. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über die Urheber.

Das sind die Arbeiten, denen Schiller in Bauerbach obgelegen hat; er hat viel geträumt und gegrübelt beim Rauschen der Bäume und im Anblick der dunkeln Berge; eine Leidenschaft hat seine Seele in der Tiefe erregt und wochenlang jede Arbeit unmöglich gemacht. Aber aus der Erschlaffung der Einsamkeit und aus der verzehrenden Unruhe des Herzens rafft sich der Jüngling immer wieder auf; so sehr er sich als letztes erstrebenswertes Glück das still friedliche Schäferleben in weltverstecktem Winkel vorgaukelt, doch wacht in ihm das ruhelose Bedürfnis nach Arbeit und Bethätigung, das einst den alten Schiller in die Welt getrieben hatte. Bethätigung aber seiner großen Gaben war nur möglich unter Menschen und im Strom der Welt. Das erkannten seine Freunde, und darum stießen sie ihn fast grausam in den Strom der Welt zurück. Wohl kamen Augenblicke, in denen ihm die Wogen über den Kopf gingen und wo ihn mancher fast für einen Ertrinkenden hielt: aber immer wieder taucht er, mit starkem Arme das Wasser besiegend, empor. Denn unverwüstlich war die geistige Kraft dieses Mannes, unverwüstlich der Glaube an seine Zukunft und an seine Ideale.





Sechstes Kapitel.

Im Dienst der Bühne.

Streicher, in seinem trefflichen Büchlein über Schillers Flucht, bedauert, daß Schiller, statt mit seinem Freunde Reinwald die Reise nach Weimar zu machen und mit Goethe und Wieland Anknüpfungen zu suchen, der ‚Sirenenstimme‘ gefolgt ist, die von Mannheim aus an sein Ohr schlug. Wir können dieses Bedauern nicht teilen. Wohl wären dem Dichter schmerzliche Erfahrungen, bittere Enttäuschungen, aufreibende Kämpfe erspart geblieben, wenn er Mannheim nicht wiedergesehen hätte; seine innere Entwickelung aber, die nun einmal nach seiner ganzen Anlage durch Kampf und Ringen sich vollziehen mußte, hat aus jenen Jahren großen Gewinn gezogen. Sturm und Wetter, Zweifel und Bedrängnis haben ihn innerlich gefestigt. Und auch ein greifbarer, nicht hoch genug anzuschlagender Nutzen erwuchs ihm in Mannheim: hier hat Deutschlands größter dramatischer Dichter die Bühne und alles kennen gelernt, was damit zusammenhängt. Selbst mitarbeitend that er in die Bedürfnisse der Theatertechnik einen tiefen Blick und lernte Dinge, die auch das Genie nur durch eigenes Anschauen erlernen kann; das Rätsel der Bühnenwirkung und die vielköpfige Sphinx des Publikums hat er hier studiert, und hier ist ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß auch in der Welt der Bretter sich ‚die Sachen hart im Raume‘ stoßen. So trübe die Erfahrungen gewesen sein mögen, die er mit dem empfindlichen und ränkespinnenden Völkchen der Schauspieler machte, nur zum Schaden seiner künstlerischen Entwickelung würden diese Erfahrungen aus seinem Leben gestrichen werden.

Mit widerstreitenden Empfindungen zog Schiller in Mannheim ein. Sein Herz war in Bauerbach, und noch lange Monate hindurch kämpfte er mit der Sehnsucht nach dem stillen Dorfe, in dem er das Glück freier Muße und die Schmerzen erster Liebe gekostet hatte. Aber in die rückblickende Sehnsucht mischte sich doch auch freudige Erwartung der Zukunft. Mochte er noch so vorsichtig über Dalberg denken: daß ihm ein weiterer Schritt auf der dramatischen Laufbahn bevorstand, war sicher.

Wieder empfing das Meiersche Ehepaar den Freund mit offenen Armen, und es war ein frohes Wiedersehen, als der brave Streicher, ohne eine Ahnung von Schillers Ankunft zu haben, zur gewohnten Abendstunde in das Meiersche

Haus trat, und der einstige Leidensgenosse, mit heiterster Miene und blühendem Aussehen, ihm entgegenflog. Frau Meier hatte ihm eine billige und gut gelegene Wohnung besorgt, in die er nun mit seinen wenigen Sachen einzog.

Der Augenblick war ungünstig gewählt. Dalberg war in Holland, Iffland hielt sich noch in Hannover auf, ein großer Teil der Mannheimer Gesellschaft hatte sich vor der glühenden Julihitze und den Einflüssen der ungesund gelegenen Stadt aufs Land geflüchtet. So mußte Schiller warten, und er benutzte die Muße, um mit den anwesenden Freunden sich zu zerstreuen. Mit großer Freude wurde er von Schwan empfangen; der erfahrene Geschäftsmann, der wohl von Dalbergs Absichten auf Schiller Kenntnis hatte, gab ihm kluge Ratschläge für sein Verhalten. Auch seine Oggersheimer Bekannten, kleine Bürgersleute, sah er wieder; sie erinnerten sich des Dr. Schmidt, der harmlos leutselig einst mit ihnen verkehrt hatte, und empfingen ihn mit Jubel.

Endlich, am 10. August, erschien Dalberg. Er wurde gleich von Schillers Anwesenheit benachrichtigt, und noch am Abend desselben Tages trafen sich die beiden Männer im Theater. Am folgenden Tage fand eine lange Unterredung statt. Der Intendant wollte von Schillers Rückreise nach Bauerbach nichts wissen. Er versprach ihm, den Fiesco aufzuführen, ebenso die Räuber dem Dichter zuliebe wiederholen zu lassen und einige andere große Stücke ihm vorzuführen, damit er ‚die Stärke der Schauspieler daraus beurteilen könne und sich in Feuer setze'. Luise Millerin wurde am übernächsten Tage in großer Gesellschaft unter Dalbergs Vorsitz gelesen. Schiller scheint sich, eingedenk des Bauerbacher Versprechens, bei diesem Entgegenkommen ziemlich kühl verhalten zu haben. ‚Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft', heißt es in einem Briefe an Frau von Wolzogen. Endlich, noch im August, wurden die Verhandlungen zum Abschluß geführt. Frau von Wolzogen erfährt die Bedingungen des Vertrages:

‚1. bekommt das Theater von mir drei neue Stücke — den Fiesko — meine Luise Millerin — und noch ein drittes, das ich innerhalb meiner Vertragszeit noch machen muß. 2. Der Contract dauert eigentlich ein Jahr, nämlich vom 1. September dieses Jahres bis zum letzten August des nächsten: ich habe aber die Erlaubnis herausbedungen die heißeste Sommerzeit wegen meiner Gesundheit anderswo zuzubringen. 3. Ich erhalte für dieses eine fixe Pension von 300 Fl. wovon mir schon 200 ausbezahlt sind. Außerdem bekomme ich von jedem Stück das ich auf die Bühne bringe die ganze Einnahme einer Vorstellung die ich selbst bestimmen kann und welche nach Verhältnis 100 bis 300 Fl. betragen kann. Dann gehört das Stück dennoch mein und ich kann es, nach Gefallen, wohin ich will, verkaufen und drucken lassen.'

Mit dem fröhlichen Optimismus, der Schiller in diesen Dingen so leicht beseelte, berechnet er, daß er bis August 1784 ‚die unfehlbare Aussicht auf 12—1400 Gulden' habe, ‚wovon ich doch 4 bis 500 auf Tilgung meiner Schulden verwenden kann'. Natürlich waren mit jenen drei Stücken die Pflichten Schillers gegen die Mannheimer Bühne nicht erschöpft: er hatte den Ausschußsitzungen beizuwohnen, sein Gutachten über neue Stücke abzugeben und, als eigentlicher Dramaturg, auch Shakespearische und andere Schauspiele für die Bedürfnisse des dortigen Theaters einzurichten.

So eröffnete sich dem wirkungsfrohen etwas wie eine amtliche Thätigkeit, und die wohlgemute Aussicht auf ein bürgerlich geordnetes Dasein zog in sein Herz ein. Mit Freude vernahmen seine Freunde von dieser Wendung, und zumal auf der Solitüde atmete man auf. Sogar ein Zusammentreffen mit den langentbehrten Lieben, besonders mit dem bei allem Groll doch liebenden Vater wurde wenigstens in Aussicht genommen. Häuslich seßhafte Regungen erwachen in dem bis dahin gegen den Kleinkram des Lebens herzlich gleichgültigen Junggesellen: im Herbst sollen ihn Christophine und Luise besuchen; ‚ich werde sie vielleicht vier Wochen hier behalten. Dafür müssen sie mir aber Hember machen und Strümpfe stricken.‘

Die Mannheimer Gesellschaft kam dem schon allbekannten Dichter, der nun frei unter dem Namen Friedrich Schiller umherging, sehr freundlich entgegen. Die besten Häuser öffneten sich ihm. Bei Dalberg selbst war er oft zu Tische und wurde hier bekannt gemacht mit den höheren Kreisen der Stadt und der Umgebung. Der Frau des Intendanten besonders, die in litterarischen wie künstlerischen Dingen sehr bewandert war, verdankte er viel. Hier lernte Schiller zuerst die Manieren und den Ton einer größeren und vornehmeren Geselligkeit kennen. Man kann ihm glauben, wenn er an Frau von Wolzogen schreibt: ‚Meine Equipage nimmt mir aber viel Geld weg‘; dort in Bauerbach war er mit wenigen Kleidungsstücken ziemlich burschikoser Art ausgekommen: hier herrschten Piquetwesten und seidene Strümpfe, und der Friseur erhielt einen nicht ganz geringen Teil der monatlichen Ausgaben.

Neben dem Dalbergischen Hause zog ihn besonders das des Hofkammerrates Schwan an. Wir haben früher den Hausherrn schon kennen gelernt. Die Freude am Raterteilen und Protegieren hat der gewichtige Mann bei Schiller in vollen Zügen kosten können, und in der That, sein Rat war nicht zu verachten. Wenn Schiller in den Verhandlungen mit Dalberg so gut abschloß, so muß man dahinter den geschäftskundigen Freund suchen, der auch vom Hauptmann Schiller in besonderem, formgerechtem Schreiben um seine Gewogenheit ‚für den jungen Mann‘ gebeten worden war. Besonderen Eindruck machte auf Schiller im Schwanischen Hause die Tochter, Margarete. Die ‚Schwanin‘, wie Schiller sie in seinen Briefen nach Bauerbach nennt, war damals achtzehn Jahre alt, ein eigenartiges Mädchen. Ihre Züge kann man nicht schön nennen, es liegt vielleicht sogar etwas Unfreundliches, ja Spöttisches darin, aber sie wurden anziehend, wenn der lebendige, scharf auffassende, launig und sicher urteilende Geist sie im Gespräch belebte. Schon als Kind war sie einem etwas langweiligen und spießbürgerlichen Buchhändler, Götz, der seit 1782 dem Schwanschen Geschäft vorstand, versprochen worden, aber als sie herangereift war, legte sie auf diese Verbindung viel weniger Gewicht, als dem Vater lieb war. Die litterarisch-theatralischen Kreise, die sich fast allabendlich in dem gastlichen Hause versammelten, waren ihr Lebenselement, und sie verhehlte nicht, daß sie für den Dichter des Fiesco besondere Vorliebe hatte. Ihr las Schiller in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes die neu entstandenen Scenen des Fiesco vor, und auch für manche andere dichterischen Pläne und Sorgen fand er in ihr eine kluge und teilnehmende Beraterin.

So erwuchs in dem leichterregten Herzen des Dichters, in dem immer noch Charlotte von Wolzogen den ersten Platz einnahm, etwas wie Neigung zu der Tochter seines Verlegers. Margareten ist diese Neigung, wenn sie auch unausgesprochen blieb, nicht entgangen, und als später Schiller von der Leidenschaft zu Charlotte von Kalb ergriffen wurde, da zeigte die Schwanin offen und versteckt Eifersucht und Enttäuschung. Aber sie war zu bedeutend und vielleicht auch zu wenig sentimental, um nicht, da Schiller endgültig aus Mannheim schied, mit einer Art guter Kameradschaft ihm ihr Lebewohl zu sagen.



Margarete Schwan.
Nach Götz, Geliebte Schatten.

Mit Schwan und seinem Kreise unternahm Schiller manchen lustigen und lehrreichen Ausflug in die Umgegend, nach Speyer, Worms, Heidelberg, Schwetzingen und andern Orten; teils lockte die Natur dahin, teils angenehme Bekanntschaften. So lernte er auch die Frau kennen, die in Goethes Leben eine so wichtige Rolle spielte, ‚Mama‘ La Roche. Sophie Gutermann aus Kaufbeuren hatte nach bitteren Herzenserfahrungen, zu denen wir besonders den Bruch ihrer Verlobung mit dem geistesverwandten Wieland rechnen, den kurmainzischen Hofrat De la Roche geheiratet. Mit ihm, der Anfang der siebziger Jahre vom Kurfürsten von Trier mit einem ansehnlichen Amte bedacht wurde, lebte sie in Koblenz und öffnete ihr Haus allem, was in der litterarischen Welt eine Rolle spielte. Hier verkehrten die Brüder Jacobi, Herder, Wieland, Goethe, Merck, Leuchsenring und viele andere. Dann siedelte la Roche, dem der Kurfürst wegen eines freimütigen Buches über das Mönchswesen den Abschied gegeben hatte, nach Speier über, und wiederum bildete sein Haus einen Mittelpunkt des schöngeistigen Lebens. Sophie von la Roche stand, als Schiller bei ihr eingeführt wurde, im vierundfünfzigsten Lebensjahre, eine Matrone voll Geist, Witz und Gefühl. Sie war selbst eine bekannte Schriftstellerin, ihre Erzählungen und Romane, nach dem Geist der Zeit fast alle von pädagogischer Tendenz beherrscht, wurden in ganz Deutschland gelesen, und in ihrer Zeitschrift ‚Pomona, für Deutschlands Töchter‘ hat sie sich um eine gesunde Mädchenerziehung unbestrittene Verdienste erworben. Ihre Wirkung

selbst auf die bedeutendsten Männer war außerordentlich; Goethe hat sie einmal die wunderbarste Frau genannt, der er keine andere zu vergleichen wüßte. Auch Schiller war entzückt von der ‚sanften guten geistvollen Frau, die zwischen fünfzig und sechzig alt ist und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens hat‘. Er schied ‚mit Bezauberung‘ von ihr und meldet der Frau von Wolzogen: ‚Ich weiß und bin stolz darauf, daß sie mit mir zufrieden war.‘ Freilich bezog sich diese Zufriedenheit mehr auf seine Person und sein Gespräch, als auf seine bisherige dramatische Thätigkeit, in der die an Wielandscher Poesie genährte Frau etwas wie Mißbrauch eines großen Talentes sah.



Sophie von La Roche.
Gestochen 1782 von Sintzenich in Mannheim. Unterschrift eines Billets von Sophie La Roche aus Gießen vom 17. Juli 1779. Aus der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

So stand der Bauerbacher Einsiedler wieder mitten im Strom der Welt. Wir würden aber diese Welt nicht vollständig schildern, wenn wir nicht auch derer gedächten, an die ihn sein neuer Beruf unmittelbar wies: der Schauspieler.

Dem Namen nach sind uns die hervorragendsten Mitglieder des Mannheimer Nationaltheaters schon aus der Zeit der ersten Räuberaufführung bekannt. Sie bildeten eine eigentümliche Genossenschaft. Mit ganz verschiedener Vorbildung und aus ganz verschiedenen Orten waren sie hier zusammengekommen, angezogen durch die großen Absichten, die dem Gründer des Theaters vorgeschwebt hatten und die schnell genug in ganz Deutschland bekannt geworden waren. Dalberg, obgleich er sich, wie die Schauspieler ihn, durchaus als Vorgesetzten betrachtete, wußte doch in allen ein der Unternehmung sehr heilsames Selbständigkeitsgefühl zu erwecken und hielt darauf, daß wichtige Dinge in gemeinsamen Sitzungen erörtert und beschlossen wurden. In der That wurden dem Wohle des Ganzen von den meisten Schauspielern mehr Opfer gebracht, als das sonst in diesen

Kreisen der Fall ist, und zumal aus der Rollenbesetzung erwuchsen weniger peinliche Zwischenfälle als anderswo, obwohl es natürlich nicht ganz ohne sie abging. Vier Schauspieler machten den Ruhm der Mannheimer Bühne aus, jeder in seiner Art wirklich bedeutend: Iffland, Beck, Beil und Boeck. Iffland stand in Schillers Alter, und wie Schiller war er in jugendlichen Jahren dem unwiderstehlichen Triebe zu seiner Kunst gefolgt und hatte, der Sprößling einer gediegenen Beamtenfamilie, ihr zuliebe auf das akademische Studium und eine regelrechte bürgerliche Laufbahn verzichtet. In Gotha machte er unter dem berühmten Ekhof seine Lehrjahre durch. Eine ausnehmend geeignete Gesichtsbildung, die den allerverschiedensten Aufgaben gewachsen war, ein fabelhaftes Gedächtnis, hohe Begeisterung für seinen Beruf und eine durch verhältnismäßig tüchtige Jugendbildung geschärfte Fähigkeit zur denkenden Erfassung der mimischen Kunst — das alles machte aus ihm einen der ersten Schauspieler des damaligen Deutschland, der würdig in die Fußstapfen seines Meisters trat. Er lebte sich in alle Rollen ein, die man ihm übertrug, wenngleich im Lauf der Jahre seine Vorliebe sich den feinkomischen Gestalten zuwandte. Als Mensch war Iffland weniger groß denn als Schauspieler. Wir werden das später erfahren.



Iffland als Franz Moor.
Die Räuber, Akt 1, Sc. 2: „Warum mußte sie mir diese Bürde der Häßlichkeit auflegen?"

Schon in Gotha mit Iffland eng befreundet, war Beil mit diesem nach Mannheim gezogen. Johann David Beil stammte aus Chemnitz, machte hier das Gymnasium durch und zog dann als Student der Rechte nach Leipzig. Die berühmte Seylersche Truppe spielte hier und weckte in dem jungen Manne die Sehnsucht nach der Bühne; auch er ließ seine Studien fahren und trat in eine unbedeutende wandernde Schauspielergesellschaft ein, in der er, seinem außerordentlichen und vielseitigen Talente folgend, die verschiedensten Rollen übernahm. Der Koadjutor Dalberg, des Mannheimer Intendanten Bruder, lernte ihn in Erfurt kennen und verschaffte ihm ein Engagement in Gotha. Beil, von Natur wohl noch mehr begabt als Iffland, bei dem eine findige Reflexion oft da einsetzte, wo das ursprüngliche Gefühl nicht ausreichte, erzielte in Mannheim die

glänzendsten Erfolge. Wohin man ihn stellte, überall füllte er seinen Platz vortrefflich aus, und gerade die Gestalten Schillers lockten ihn besonders. Wohl war ihm der unmittelbare Erfolg erwünscht, aber er haschte nicht danach, und er hatte — eigenartig genug — mehr Freude, wenn das Publikum in atemloser Stille seinem Spiel folgte, als wenn es in lautem Beifallssturm ausbrach. Dadurch unterschied er sich scharf von Michael Boeck, einem Wiener, dem dritten, der aus Gotha nach Mannheim kam. Boeck war als Mensch eine äußerliche, ans Rohe streifende Natur, geneigt zu unfeinen Scherzen und, wo seine Eitelkeit es zu erfordern schien, auch zu Intriguen. Als Schauspieler besaß er große Routine; ihr allein verdankte er seine Erfolge auf der Bühne. Selbstgefällig rühmte er sich sogar der kleinen Mittelchen, durch die er die ungebildeten Zuschauer fing; vor dem Scenenschluß pflegte er, wo es ging, seine Stimme zu senken und dann beim Abgange laut „herauszubrechen“; wir müssen es ihm wohl glauben, daß er damit stets des Beifalls sicher gewesen sei.



Karoline Ziegler.
Nach Götz, Geliebte Schatten.

Mit diesen dreien hat Schiller in Verkehr gestanden, ohne daß ein eigentlich vertrautes Verhältnis sich zwischen ihnen entwickelte. Aber auch einen wirklichen Freund fand er unter den Schauspielern; das war Heinrich Beck. Er gehörte zu den Gothaern und hatte, wie die beiden andern, seine akademischen Studien der Bühne zuliebe abgebrochen. Seine Neigung zur Kunst war größer als sein Talent; er war ein tüchtiger Schauspieler, aber was ihn über die Mittelmäßigkeit erhob, war sein erstaunlicher Fleiß, der sich nie genug thun konnte. Als Mensch überragte er alle seine Kollegen. Geistigen Interessen von Jugend auf zugewendet, fand er Gefallen an dem vertrauten Verkehr mit Schiller, der sein Wissen und seinen Charakter zu schätzen wußte. Beck verheiratete sich mit der liebreizenden Schauspielerin Karoline Ziegler, der Tochter eines vornehmen Mannheimer Hauses, die dem Zuge ihres Herzens zur Bühne schon im siebzehnten Lebensjahre gefolgt war. Nächst dem Schwanschen war der Becksche Kreis

Schillers liebster Verkehr, und manchen Abend, den Krankheit und Arbeit übrig ließen, hat er bei dem klugen und gemütvollen Ehepaar zugebracht. Von dem neckisch heiteren Ton, der hier angeschlagen wurde, ist uns ein Beispiel überliefert. Schiller pflegte, wenn ihm am Schreibtisch ‚die Gedanken ausgingen', auf den Rand seines Manuskriptes oder auf leere Blätter Pferdchen zu zeichnen. Wenn nun Karoline Beck dies oder jenes an den Dichtungen, die er in ihrem Hause vorlas, nicht gefiel, so pflegte sie wohl zu sagen: ‚Da haben Sie wohl wieder Rössel gemalt?' Der frühzeitige Tod dieser ausgezeichneten Frau, die nach erst einjähriger Ehe ihrem Mann und ihrer Kunst entrissen wurde, hat Schiller tief ergriffen; leider besitzen wir das Gedicht, das ihm dieses schmerzliche Ereignis entlockte, nicht mehr.

Die Nachfolgerin Karolinens war Katharina Baumann, ein achtzehnjähriges Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit; auch die Rolle, die die Verstorbene einst so meisterhaft gespielt hatte, Luise in Kabale und Liebe, fiel ihr zu, und sie war wie geschaffen dafür. Einst, als die Vorstellung zu Ende war, trat Schiller, gleich entzückt von der Schauspielerin wie von der Frau, schüchtern auf sie zu und drückte ihr ein kleines Paket in die Hand. Katharina fragte verwundert, was sie denn damit anfangen sollte, und Schiller antwortete errötend: ‚Das weiß i selber nit.' Als sie zu Hause das Paket öffnete, fand sie Schillers Silhouette darin. Sie hat es launig aufgenommen; spät noch, als Greisin, erzählte sie gern dies Geschichtchen, nicht ohne die Bemerkung hinzuzufügen, daß sie zwar die Zeichen seiner Verehrung ganz gern gehabt habe, daß es ihr aber unmöglich gewesen sei, für den nachlässig gekleideten Dichter eine tiefere Sympathie zu empfinden.



Katharina Baumann.
Gemalt von C. Kuntz. Nach dem Stich von A. Karcher.

Neben den Mannheimer Bürgern und den Berufsgenossen wäre noch mancher zu nennen, mit dem Schiller damals in Beziehung stand. Eigenartige Erscheinungen schritten damals durch sein Leben. Ein ehemaliger Jesuit, Trunck, der wegen seiner freien Auffassung der Dogmen einer fast an die Inquisitionszeit erinnernden Reihe von Verfolgungen und Quälereien ausgesetzt gewesen und schießlich aus dem Orden ausgestoßen worden war, besuchte ihn öfters; Schiller, in dessen Kopfe damals noch die im vorigen Kapitel gekennzeichneten Pläne zum Don Carlos lebten, sah in ihm einen ‚lebendig herumgehenden Beweis, wieviel Böses die Pfaffen zu stiften imstande sind'. Ein Freimaurer, dessen Namen wir nicht wissen, sucht ihn auf und möchte ihn für seinen Orden gewinnen. Ein geist- und kenntnisreicher Däne, Rahbek, wird mit ihm bekannt; gemeinsame Interessen für die Bühne und die tieferen Fragen der dramatischen Kunst und übereinstimmende Ansichten in wichtigen Dingen machen sie schnell zu Freunden,

und Schiller selbst preist in einem Stammbuchvers ihre Freundschaft. Eine eigentümliche Fügung ließ ihn schon in Mannheim flüchtig seiner späteren Frau, Charlotte von Lengefeld, ins Auge schauen. Sie kam mit Mutter, Schwester und Schwager aus der Schweiz; die Damen waren auf der Solitüde bei den Alten gewesen und wollten nun die Grüße aus dem Elternhause benutzen, um sich den Dichter der Räuber anzusehen. Schiller war nicht zu Hause, als sie vorsprachen; er konnte nur noch rechtzeitig genug an den Postwagen kommen, mit dem die Fremden abreisten. Nur wenige gleichgültige Bemerkungen enthielt das Gespräch, an dem überdies wohl Karoline, die ältere, schöngeistigere Schwester den Löwenanteil gehabt haben wird. Mehr Vergnügen empfand Schiller, als eines Tages unangekündigt Professor Abel mit einem andern Lehrer der Karlsschule in sein Zimmer trat. Seit er aus Stuttgart geflohen war, hatte er niemand aus den Kreisen der Karlsschule wiedergesehen; nun konnte er, hocherfreut zugleich über die Anhänglichkeit seines verehrten Lehrers, alle die Jugenderinnerungen wieder an seinem Geiste vorüberziehen lassen. ‚Wie herrlich mir in den Armen meiner Landsleute die Zeit floß. Wir konnten vor lauter Erzählen und Fragen kaum zu Atem kommen. Sie haben bei mir zu Mittag und zu Abend gegessen (sehen Sie, ich bin schon ein Kerl, der Tafel hält) und bei dieser Gelegenheit waren meine Burgunder Bouteillen' — die ihm ein guter Freund geschenkt hatte — ‚wie vom Himmel gefallen.' ‚Schadet nichts', fügt der vom Fieber Geplagte hinzu, ‚wenn ich jetzt auch später gesund werde; habe ich ja doch ein unbeschreibliches Vergnügen gehabt.'

Leider wurden Arbeit und Verkehr in dem ersten Jahre des Mannheimer Aufenthaltes oft und schmerzlich unterbrochen durch Krankheit. Wir wissen schon, daß Schiller eine sehr zarte Gesundheit hatte; sie war ihm auf der Karlsschule hinderlich gewesen, und nur mit Mühe hatte sein eiserner Wille in den Tagen der Flucht den wankenden Körper aufrecht erhalten. In der reinen Luft der Thüringer Berge war es viel besser geworden. Jetzt in Mannheim, in den heißen Sommertagen nach der Ankunft, verfiel er dem epidemischen Fieber, das nach den uns berichteten Symptomen der heutigen Influenza glich. Von zwanzigtausend Einwohnern Mannheims lagen zeitweilig sechstausend zugleich danieder. Sein Freund, der Regisseur Meier, wurde von ihr hingerafft. Auch nachdem er die eigentliche Krankheit unter der sorgsamen Pflege seiner Hausleute überwunden hatte, blieb eine Benommenheit des Kopfes zurück, die ihn zu jeder Thätigkeit unfähig machte. Dazu kam das Übel, an dem Schiller so leicht erkrankte: das Wechselfieber. Es hat ihn bis ins nächste Jahr hinein gequält. Erst täglich, dann immer am dritten Tage erschien es, und wenn er auch ‚Fieberrinde wie Brot' aß, die Anfälle wiederholten sich in regelmäßigen Zwischenräumen; nur an den fieberfreien Tagen konnte er die notwendigsten Arbeiten erledigen. Dabei führt er ein recht karges Leben: ‚Wassersuppen heute, Wassersuppen morgen, und dieses geht so Mittags als Abends. Allenfalls gelbe Rüben oder saure Kartoffeln oder so etwas dazu.' Schiller hat fast sein ganzes Leben hindurch mit Krankheit zu kämpfen gehabt. Sein überlebender großer Freund hat ihm nachgerufen:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.

Um so mehr müssen wir die sittliche Stärke bewundern, die ihn stets über des Körpers Schwäche siegen ließ; es ist, als ob er eine Ahnung des frühen Todes gehabt habe: so ringt er mit den Hemmnissen, um trotz allem die Ziele des Lebens zu erreichen, um trotz allem sich der ‚Beschäftigung, die nie ermattet‘, hingeben zu können. Später, in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, wird dieser Kampf geradezu erschütternd: die Kraft des Widerstandes stählte sich in langer, trauriger Übung!

An Arbeit mangelte es dem Theaterdichter nicht. Den meisten Sitzungen des Theaterausschusses wohnte er bei, freilich, soweit wir wissen, ohne in die Erörterung selbst oft einzugreifen. Es wurden dort teils die eingereichten Stücke beurteilt, auch Schiller war mit dem Bericht über mehrere, heute gänzlich verschollene Schauspiele betraut; teils wurden allgemeine dramaturgische und auch wohl litterarische Fragen erörtert, die von Dalberg dem Ausschusse vorgelegt worden waren. Die schwierigste Arbeit aber, die den größten Teil der fieberfreien Tage in Anspruch nahm, bildete die Umarbeitung des Fiesco und die letzte Überarbeitung der Luise Millerin. Erst nachdem er diese erledigt hatte — und wir wissen aus dem im vorigen Kapitel angeführten Stoßseufzer an Reinwald, wie sehr es ihm widerstrebte, ‚schon gemachte Sachen zernichten zu müssen‘, — erst dann ging er wieder an den Don Carlos. Der Fiesco lag seit Beginn des Jahres im Druck vor, und Dalberg hatte die Dichtung mit großem Interesse gelesen. Nun unterbreitete er dem Dichter seine Meinungen ausführlich und ‚kam‘, wie Schiller stolz an Henriette von Wolzogen berichtet, bei ihm um Veränderungen ‚ein‘. Einem Teil der Ausstellungen gab Schiller ohne weiteres Recht; so leuchtete ihm ein, daß der Dialog und die Charaktere der Frauen nicht gelungen waren. Er hatte bis dahin im Leben zu wenig das Wesen und die Art des andern Geschlechts beobachten können; in keinem Punkte war der Karlsschüler unerfahrener ins Leben getreten, als in diesem. Die Schauspieler selbst hatten ferner sich gegen die gehobene, bilderreiche Sprache gewendet, die bei einem Publikum, das ihrer ungewohnt war, oft das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielte; und endlich waren berechtigte Zweifel an der bühnentechnischen Durchführbarkeit geäußert worden. Diese Ausstellung machte um so mehr Eindruck, als der hochangesehene Theaterdirektor Großmann, der das Stück in Bonn aufgeführt hatte, gerade in dieser Hinsicht bittere Klagen an Schwan geschrieben hatte: ‚Wenn der liebe feurige Mann nur mehr Rücksicht auf die Theaterkonvenienz nehme!‘ Schiller sah sich hier einer Reihe von Ratschlägen gegenüber, deren Berechtigung er nicht verkennen konnte und wollte; er hat stets willig gelernt, und wer je erfahren hat, was es heißt, die Augen gegen seine eigenen Werke offen zu halten, der wird in der Art, wie Schiller lernte und Rat nahm, einen großen Zug nicht verkennen. Wir können auf die zahlreichen Veränderungen der Theaterbearbeitung hier nicht weiter eingehen; nur das sei noch bemerkt, daß auch die Handlung und die Charakteristik mancherlei Umbildungen erfahren haben: ihnen allerdings fehlt die Berechtigung, die jenen mehr äußerlichen

Feilungen zugestanden werden muß. Ganz besonders hat der herbe Schluß der im Druck erschienenen und nachher in die Werke übergegangenen Fassung einem andern weichen müssen, dessen falsches Pathos uns als eine bedauerliche Nachgiebigkeit gegen den Mannheimer Geschmack erscheint. Als Fiesco auf der Höhe seiner Laufbahn steht und nur die Hand auszustrecken braucht, um den Purpur und die Insignien der Herrschaft zu nehmen, da überkommt ihn republikanischer Bürgerstolz, und er verzichtet freiwillig: ‚Ein Diadem erkämpfen ist groß — es wegwerfen göttlich!‘ Er zerbricht das Scepter und wirft die Stücke unter das Volk. ‚Steht auf, Genueser, den Monarchen hab ich euch geschenkt, umarmt euren glücklichsten Bürger.‘

Schiller eilte mit der Bearbeitung: Dalberg drängte, und in Berlin machte sich schon der gefährliche Plümicke an eine Theaterbearbeitung. Eine gewisse krampfhafte Beschleunigung der Arbeit wird uns bezeugt. Eines Tages gingen Vater und Tochter Schwan an Schillers Wohnung vorüber und bemerkten, daß die Läden geschlossen waren. Besorgt um seine Gesundheit treten sie ein, um sich nach ihm zu erkundigen. Schon auf der Treppe hören sie lautes Sprechen, wie das eines Fieberkranken; aber als sie die Thüre öffnen, sehen sie Schiller im Zimmer auf und ab wandelnd und deklamierend, auf dem Tische stehen zwei brennende Kerzen und dazwischen eine Flasche Burgunder. Er habe eben den Mohren am Kragen, sagte er, und die Arbeit gehe ihm schlecht von der Hand beim gewöhnlichen Tageslicht!

Zur Eröffnung des Karnevals sollten die Mannheimer das Stück sehen, und wirklich fand die erste Aufführung des Fiesco am 11. Januar 1784, fast zwei Jahre nach der ersten Räuberdarstellung, statt. Die Rollen waren in den besten Händen: Boeck gab den Fiesco, Iffland Verrina, Beil den Mohren und Karoline Ziegler die Leonore. Alle thaten ihr Bestes. Aber der eigentliche Erfolg blieb aus. Dasselbe Publikum, das den Räubern zugejubelt hatte, blieb kühl bei diesem Zweitgeborenen, und nur einzelnen Scenen wurde Beifall gespendet, von dem man überdies nicht wußte, ob er den Darstellern oder dem Dichter galt. Der Grund für uns ist ziemlich klar: Schiller hatte hier das politische Gebiet vor einem Publikum betreten, das allem Politischen mit Gleichgültigkeit begegnete. ‚Den Fiesco verstand das Publikum nicht‘, schreibt Schiller selbst. ‚Republikanische Freiheit ist hierzulande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut, und die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.‘ In Berlin, wo die großen Schauspieler Fleck und Unzelmann eine der Mannheimer gleichzuachtende Darstellung bewirkten, fand das Stück viel wärmere Aufnahme, hier in der großen Stadt mit dem politisch lebhafter bewegten Publikum schlugen die Gestalten des Fiesco und Verrina durch. Wenn gleichwohl auch hier das Stück sich nicht so fest auf der Bühne erhielt, so lag das allerdings doch an der Tendenz und dem Gedankeninhalt, der, wie wir Heutigen noch ganz deutlich empfinden, an allgemein packendem Interesse hinter dem der Räuber und der Luise Millerin weit zurücksteht.

So trat der erste dichterische Mißerfolg (denn anders können wir die ab-

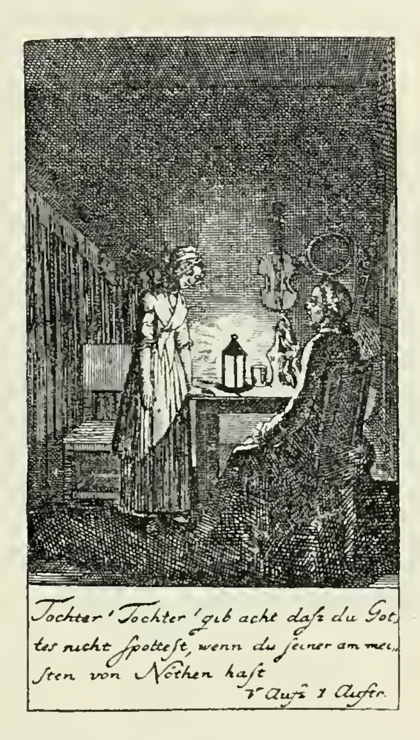
lehnende Haltung des Mannheimer Publikums nicht nennen) in das Leben des Dichters ein. Die Stimmungen, die solchen Mißerfolg begleiten, sind herbe; aber der Dichter muß sie durchkosten; sie sind ein Teil seiner Entwickelung. ‚Lorbeer ist ein bittres Blatt — dem der's sucht und dem der's hat‘ sagt Emanuel Geibel. Wenn wir von jenem berechtigten Urteil über die Schwerblütigkeit der Pfälzer absehen, hat Schiller kein herbes Wort über seine Enttäuschung ausgesprochen: er kämpfte das innerlich durch, und die feste Überzeugung von seinem dramatischen Beruf konnte solches Vorkommnis doch nicht erschüttern; die Hoffnungen aber, die der Dichter auf seine Luise Millerin setzte, wurden vielleicht nur noch erhöht.

Dieses Stück erschien zur Ostermesse 1784 in der Schwanschen Buchhandlung. Der Titel lautete: ‚Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Schiller.‘ Den neuen Namen verdankte es dem Vorschlage Ifflands. Der routinierte Schauspieler, dem selbst der Theaterzettel nicht gleichgültig ist bei der Berechnung des Erfolges, spiegelt sich in dieser Umtaufung wieder. Was an Inhalt und Sprache für die Bühne zu verändern war, hatte Schiller schon in Bauerbach erledigt; jetzt bedurfte es nur noch einer flüchtigen Überarbeitung, die bald genug geschah. Am 15. April erfolgte die erste Aufführung in Mannheim. Sie bot ihm reichliche Entschädigung für den Fiesco. Der treue Genosse trüber Tage, Streicher, saß mit ihm in der Loge, und durch seinen späten Bericht noch geht ein Widerschein der Genugthuung, mit dem er jetzt des Freundes Triumph erleben durfte. ‚Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt, und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick — das Spiel der unteren gegen die Oberlippe — das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde — den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein ‚es geht gut‘ gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in stürmisches, einmütiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, so wie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden. Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich plötzlich ganz unverhohlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung festhalten können; dies würde einen Charakter leichter und bestimmter durchschauen lassen, als in Worten zu beschreiben möglich ist.‘

Diese Aufführung war nicht die erste. Zwei Tage vorher hatte der Schauspielerdirektor Großmann, der die große dramatische Kraft Schillers als einer

der ersten erkannt hatte, das Stück in Frankfurt gegeben. Großmann und Schiller kannten sich persönlich noch nicht, doch hatten beide den Wunsch, sich zu sprechen. Schiller benutzte daher die Gelegenheit, mit Iffland und Beil, die in Frankfurt Gastrollen geben wollten, nach Frankfurt zu fahren. Großmann war einer der gebildetsten Theaterdirektoren, die Deutschland damals besaß. Eine ausnehmend tüchtige und vielseitige Jugendbildung und ein an der umfangreichsten und besten Lektüre geschultes Urteil ermöglichten ihm, in der dramatischen Litteratur Korn und Spreu rasch und sicher zu sichten. Er hatte große schau-





Aus Chodowieckis Kupferstichen zu „Kabale und Liebe" im „Königl. Grosbrit. Genealogischen Kalender auf das Jahr 1786".

spielerische und bühnentechnische Erfahrung, und gerade in letzterer Beziehung haben wir Schiller schon einmal, beim Fiesco, seinem Rate folgen sehen. Nach vielen Veränderungen — er war in Gotha, Bonn und Mainz thätig gewesen — trat er an die Spitze des Frankfurter Theaters, das unter ihm einen großen Aufschwung nahm. Gediegen und vornehm im Auftreten und im Gespräch, dazu ein trefflicher, wenn die vertrauliche Gelegenheit es erlaubte, übersprudelnder Gesellschafter, verkehrte er in den besten Frankfurter Kreisen: Frau Rat Goethe stand mit ihm in geradezu freundschaftlichem Verkehr, und manchen charakteristischen Zug vom ‚Gevatter Großmann' bewahren ihre Briefe auf.

Großmann setzte Schiller zu Ehren eine Wiederholung der Luise Millerin an. Schiller bangte vor der Vorstellung, da die Großmannsche Truppe als

Ganzes nicht auf der Höhe der Dalbergschen stand; aber Iffland und Beil thaten ihr Bestes, und so erzielte auch hier das Stück großen Erfolg. Freilich, so groß war er nicht, wie der, den Iffland wenige Tage vorher erzielt hatte mit seinem eigenen Stück ‚Verbrechen aus Ehrsucht‘; das Haus war ausverkauft, und die Menge jubelte dem Dichter-Schauspieler zu. Das Stück, ohne höhern Schwung und ohne höhere Tendenz, war so recht auf den Geschmack des großen Publikums zugeschnitten; heute ist es vergessen, wie so manches andere, das damals auf dem lauten Markte sich vor die Werke unserer Klassiker zu drängen wagte. Neidlos nahm Schiller den Erfolg Ifflands hin; er selbst schreibt nach Mannheim: ‚einen größeren Triumph kann die Schauspielkunst nicht erleben!‘

Die Frankfurter öffneten ihre reichen und üppigen Häuser den gefeierten Gästen, und so hoch ging es her, daß Schiller kaum, wie er sich selbst scherzend ausdrückt, ‚einen nüchternen Augenblick erwischen konnte‘, um die nötigen Briefe zu schreiben. Gleichwohl fand er Zeit, die neue Beziehung mit Großmann fester zu knüpfen; sie hat bis in spätere Jahre gedauert. Am meisten fesselte ihn aber eine Schauspielerin der Frankfurter Bühne, die auch nach den Urteilen aller, die sie kannten, eine ganz außerordentliche Erscheinung gewesen sein muß: Sophie Albrecht. Sie gehörte zu den weiblichen Naturen, denen eine ungewöhnliche Begabung und Vielseitigkeit des Strebens den Weg zur innern Geschlossenheit erschweren und gar versperren. Ihr Vater, der Professor Baumer von der Erfurter Universität, hatte mit ihr das pädagogische Experiment gemacht, sie gleich einem Knaben zu erziehen, und hatte den sehnlichen Wunsch gehabt, daß sie studierte, wie das in jener Zeit mehrere Professorentöchter fertig gebracht hatten. Daraus war nichts geworden; ihre Begabung wäre mehr als ausreichend gewesen, aber das ebenso entwickelte Gefühlsleben, wohl auch des Vaters zu früher Tod traten dazwischen. Fast noch Kind faßte sie Neigung zu einem Schüler des Vaters, Dr. med. Albrecht, und wurde ohne Besinnen seine Gattin. Aus Reval, wo sich Albrecht zunächst niederließ, zogen sie bald nach Deutschland zurück, und hier ergab sich die kinderlose Frau, von ihrem Manne verstanden und unterstützt, der schönen Litteratur. Sie kann immerhin eine bedeutende Dichterin genannt werden. Für die dunklen, trüben Seiten des Lebens besonders empfänglich, hat sie fröhliche Töne weder angeschlagen noch an andern geliebt. Ein wehmütiger Zug geht durch ihre Lieder: ein Zug der Sehnsucht nach einem Glück, das ihr nicht zu teil geworden ist und nicht zu teil werden konnte, weil ihr die Empfänglichkeit für das Glück fehlte. Tiefer und leidenschaftlicher



Gustav Friedrich Wilhelm Großmann.
Aus dem Theaterkalender 1786.

Empfindung fähig, verstand sie ihr glühenden Ausdruck zu geben, und nicht ohne den Widerschein jener Emfindung zu spüren, lesen wir noch heute ihre Strophen. Freilich mischte sich mit jenem Empfinden vielfach eine unklare Schwärmerei für allgemeine Begriffe, von der wir auch die männlichen Lyriker jener Zeit nicht frei finden. Ein krankhaft unstetes Streben nach Befriedigung führte Sophie Albrecht auf verschiedene Bahnen; im Jahre 1783 gelangte sie zu der Überzeugung, daß auf der Bühne das Heil sei, und sie ließ sich mit Zustimmung ihres Gemahles bei der Großmannschen Truppe ausbilden und einstellen. Als Schauspielerin lernte Schiller sie kennen. Sie war nicht schön, wie Katharina Baumann; aber ihre Züge hatten etwas Fesselndes; große leuchtende Augen, in denen sich das schwärmerische Element ihrer Seele vordrängte, belebten sie. Ihre Gestalt war schlank und schmächtig, ihre Bewegungen edel und fein. Schiller fühlte sich gleich bei der ersten Begegnung magisch zu Sophie Albrecht hingezogen. Es war ein verwandter Zug in ihnen; beide suchten noch, beide waren noch unfertig, beiden aber war es gleicher Ernst um die Ideale, die sie teilten. Die Anknüpfung gewährte die gemeinsame Bekanntschaft mit Reinwald, der, ohne das Unstete und die übergroße Eindrucksfähigkeit der merkwürdigen Frau zu billigen, sie sehr schätzte. Darum berichtet Schiller auch gerade an Reinwald über sie: ‚Eine vortreffliche Frau habe ich in Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsere Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann.‘ Es war eine der Seelenfreundschaften, an denen jene Zeit so reich war und deren richtiges Verständnis das Verständnis der Zeit voraussetzt. Der Mann Sophiens war der Genosse ihrer Gespräche, und Schiller nennt auch ihn seinen lieben schätzbaren Freund. Der Dichter bedauert, daß sich Sophie der Bühne widmete; er hatte nun doch auch schon allerlei Erfahrungen mit den Bewohnern dieser Welt gemacht und war überzeugt, daß in dieser Umgebung die gemütvolle Frau das Glück nicht finden würde. Aber alle Versuche, sie dem bürgerlichen Leben wiederzugewinnen, waren vergebens. Als er sie später in Dresden wiedertraf, war sie eine gefeierte Schauspielerin, die ihre Sympathie für den Theaterdichter Schiller in treuem Herzen bewahrt hatte.



Sophie Albrecht.
Aus dem Theater-Kalender 1786.

Angeregt und gehoben kehrte Schiller aus der Geburtsstadt Goethes zurück. Auch sonst hatte er wohl Anlaß, gehobener Stimmung zu sein, und das mannigfach Drückende, von dem wir später berichten werden, sich aus dem Sinn zu schlagen. Im Januar war ihm die Ehre zu teil geworden, Mitglied der ‚Kurpfälzischen Deutschen Gesellschaft‘ zu werden. Diese Gesellschaft, die auch den Freiherrn von Dalberg an ihrer Spitze sah, vereinigte in sich alles, was in der Pfalz an Gelehrten und wissenschaftlich und litterarisch angeregten Beamten zu finden war. Zu ihr zu gehören, war für jeden ehrenvoll, für manchen nützlich. Schon äußerlich war es Schiller hochwillkommen, durch die Aufnahme zugleich kurfürstlich pfälzischer Unterthan zu werden: nun hatte, was in jener Zeit so viel und ihm in seiner Lage noch mehr galt, wieder ein Fürst die Hand über ihn ausgestreckt. Sogleich gehen nach Stuttgart zwei Briefe ab, damit es die dortige Gesellschaft und wohl auch der Herzog erfahre. ‚Ich bin jetzt‘, schreibt er an Wilhelm von Wolzogen, ‚Mitglied der Kurfürstlich teutschen Gelehrtengesellschaft, und also mit Leib und Seele Unterthan‘; und an Zumsteeg: ‚Kur-Pfalz ist mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Curfürst ist, bin ich nazionalisiert und kurfürstlich Pfalz bairischer Unterthan.‘ Schiller hatte Sitz und Stimme in den Beratungen, und mehr als einmal gingen seine Meinungen und Vorschläge durch; eines Tages hatte er sogar die Freude, seinem Freund Petersen, der eine Abhandlung eingesandt hatte, zu dem verdienten Preise zu verhelfen. Einen fördernden Freund fand er an einem der wichtigsten und thätigsten Mitglieder der Gesellschaft, dem Ritter von Klein, der seine poetischen Verdienste von vornherein geschätzt und ihn vorgeschlagen hatte; Klein war einer der wenigen, die, als nachher Schillers Verhältnis zum Theater, zu Dalberg und den Schauspielern sich verschlechterte, treu an dem Verkannten festhielt. Hier in der deutschen Gesellschaft hat Schiller in öffentlicher Sitzung im Juni 1784 die Vorlesung gehalten, die unter dem etwas veränderten Titel ‚Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet‘ in seine Werke übergegangen ist. Von dieser Abhandlung sprechen wir später.

Es ist wohl wahr, daß Schiller Anlaß hatte, sich solcher Erfolge zu freuen. Man würde aber fehl gehen, wenn man glaubte, daß die andauernde Grundstimmung des Dichters in den Mannheimer Jahren freudig gewesen wäre. Die Anlässe zu trüben Betrachtungen, zu Sorgen, zu heimlich nagendem Ärger waren zahlreicher als die zur Freude. Wie diese Anlässe zum Teil aus ihm selbst, zum Teil aus den Verhältnissen erwuchsen, werden wir in der Folge erfahren. In den Rahmen dieses Kapitels gehören noch die bittern Erfahrungen, die Schiller in der Theaterwelt selbst machen mußte, und die das kaum geknüpfte Band wieder zerrissen.

In dem Kontrakt mit Dalberg war festgesetzt worden, daß Schiller außer der Theaterbearbeitung des Fiesco und der Luise Millerin noch ein drittes Stück innerhalb des ersten Jahres liefern sollte. Dieses Stück war der Don Carlos. Mit Begeisterung hatte er in den letzten Monaten in Bauerbach an dem Entwurf und den ersten Scenen gearbeitet. Aber das Ganze stand nicht in solcher Klarheit vor seiner Seele, daß bloße fleißige Arbeit rasch zum Ziel hätte führen

können. So scharf gegliedert der von uns mitgeteilte Entwurf auch erscheint, Schiller selbst hat ihn wohl von Anbeginn an nicht für endgültig gehalten. Und als nun in Mannheim andere Aufgaben an ihn herantraten, als die Krankheit ihn für Monate zu eigentlich schöpferischer Thätigkeit unfähig machte, als eine reiche Geselligkeit und neu aufkeimende Herzenswirren seine Muße beschränkten, da blieb die Arbeit lange liegen, und nur langsam fügte sich dem zur Arbeit Zurückkehrenden Scene an Scene. Und je mehr er in stillen Stunden oder auch im Verkehr mit den Schauspielern den ganzen Plan überdachte und erörterte, desto mehr neue Gedanken drängten sich ihm auf, die dem Gange der Dichtung eingefügt werden konnten und ihn verändern mußten. Der Gegenstand war ihm einst in den Tagen der ersten Räuberaufführung von Dalberg nahegelegt worden: und Dalberg setzte auf das Stück für sein Theater große Hoffnungen: vielleicht gründeten sich diese Hoffnungen mit auf den kleinlichen Gesichtspunkt, daß dieser Stoff zu den beißenden und satirischen Ausfällen, die in den beiden socialen Dramen dem adligen Intendanten peinlich gewesen waren, keinen Anlaß zu bieten schien. Aber Dalberg wartete vergebens auf die Vollendung des dritten Stückes. Es wäre unbillig, Schiller die Nichterfüllung jener Verpflichtung vorzuwerfen, wie man mit vollem Rechte dem Kaufmann oder dem Handwerker unterlassne Lieferung vorwirft; die ‚gebietende Stunde', von der des Dichters Schaffen abhängt, kommt nicht am gebotenen Tage. Der Theaterdirektor dachte darüber anders, und, ohne daß er Schiller, soweit wir wissen, jemals gedrängt hätte, scheint doch ein erster Grund seiner Verstimmung gegen ihn aus diesem Zögern entsprungen zu sein. Aber auch sonst fand Dalberg in Schiller nicht das, was er in ihm gesucht hatte. Unbedeutende, aber auf den Augenblickserfolg berechnete Stücke von Dichtern, deren Namen heute nur noch der Gelehrte kennt, fanden größeren Zulauf als die Schillers; eine eigentliche Zugkraft hatte Dalberg in ihm nicht gewonnen. Dazu kam, daß Schiller, darin an jenen Oheim erinnernd, von dem die ersten Blätter dieses Buches berichten, eine Fülle von neuen Projekten mit sich herumtrug und ungefragt, im Gespräch und in Briefen, diese Projekte vor dem Intendanten ausbreitete. Noch war alles unruhig, gärend, stürmisch in dem jungen Manne; schnell wie die neuen Entwürfe entstanden, verging oft des Dichters eigene Lust an ihnen, und man kann es Dalberg nicht so sehr verargen, wenn er sich des Mißtrauens in die Dauer solcher Stimmungen nicht erwehrte. Ob der Intendant Schiller in mündlichen Erörterungen Andeutungen gemacht hat, die diesen auf eine bloß kurze Dauer ihres Verhältnisses vorbereiten sollten, weiß man nicht; und die Briefe, die im Frühling und Sommer 1784 zwischen ihnen gewechselt worden sind, haben sich uns nur zum Teil erhalten. Wohl aber wissen wir, daß Dalberg etwa vom Mai an entschlossen war, das Verhältnis mit Schiller zu lösen. Schiller selbst freilich scheint an diese Absicht nicht geglaubt zu haben.

In der zweiten Hälfte des Juni erschien bei Schiller, im Auftrage des verreisten Intendanten, der Theaterarzt Hofrat Mai und begann ein Gespräch über die Zukunft des Dichters. Dies Gespräch lief auf den wohlwollenden Ratschlag hinaus, Schiller möge sich doch seiner zu Unrecht verlassenen Berufswissenschaft,

der Medizin, wieder zuwenden. Durch den Mund des Arztes, eines geschickten Weltmannes, nahm sich dieser Ratschlag wie Beweis väterlicher Freundschaft aus, um so mehr, als Schiller selbst den Gedanken, einmal wieder zur Medizin zurückzukehren, nie ganz aufgegeben hatte. Fast gerührt, und ohne den wahren Grund dieses Schrittes zu ahnen, wendete sich Schiller in einem Briefe an Dalberg, dankte ihm für seine freundliche Teilnahme und bat ihn, er möge ihn in seiner Stellung als Dramaturg belassen, aber ihm erlauben, daß er das, was er in dem nächsten Jahre, mit dem Abschluß der medizinischen Studien beschäftigt, nicht leisten könne, im übernächsten nachholen dürfe. Er bat also um eine Fortzahlung des Gehaltes, damit er dem Rate des Hofrats Mai folgen könne. Und während er schreibt, wacht in ihm der Wunsch nach einer geregelten rein bürgerlichen Existenz auf; der Kampf um die äußern Bedürfnisse des Lebens, der ihm bisher das Leben selbst verkümmert hatte, scheint ihm dem Ende entgegenzugehen. In der überströmenden Bewegung des Herzens wirft er sich Dalberg an die Brust: ‚Ich stehe auf dem Scheidewege, Alles, mein ganzes Schicksal vielleicht hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es ihnen schmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen, und die Epoche seines Lebens zu machen — die Wünsche seines Herzens, seiner Familie, seiner Freunde — so erwarte ich Alles von Ihrer Entschließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, so weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergesse, dem ich alles, alles schuldig bin.‘

Schiller hatte sich gründlich verrechnet. Streicher, der kurz nach dem Besuche Mais eingetreten war, hatte dem Freunde eine höflich ausweichende Antwort auf den Brief in Aussicht gestellt; aber auch die scheint ausgeblieben zu sein. Dalbergs Herz kannte keine hochherzigen Regungen. So blieb Schiller im Ungewissen. Im August schrieb er Dalberg einen längeren Brief, indem er ihm eine Fülle dramatischer Leistungen, insbesondere auch die Bearbeitung klassischer Schauspiele der Franzosen versprach; aber diese Pläne machten auf Dalberg ebensowenig Eindruck wie der frühere, eine dem Mannheimer Theater dienende dramaturgische Zeitschrift zu gründen. Dalberg beantwortete jenen Brief nicht einmal. Der Tag nahte heran, an dem der Kontrakt ablaufen mußte; vergebens harrte Schiller auf seine Erneuerung. Als der Morgen des 1. September 1784 anbrach, war Schiller nicht mehr im Dienste der mannheimischen Bühne. Ohne ein freundliches oder auch unfreundliches Wort, mit verletzendem Stillschweigen hatte Heribert von Dalberg den Dichter der Räuber entlassen.

Man vernimmt diese Wendung mit Befremden, und aus den von uns angeführten Thatsachen allein findet sie allerdings keine befriedigende Erklärung. Dalberg, der dem Einfluß eines Schiller so wenig zugänglich war, hat in dieser ganzen Angelegenheit unter dem Einfluß der Schauspieler gehandelt; es ist schwer zu sagen, wer größere Schuld an dem Bruche getragen hat, er oder sie. Von den bedeutendern Mitgliedern der Bühne, ist, wie wir wissen, nur Beck ein wirklicher Freund Schillers gewesen; er war eine grundehrliche Natur und hat an dem, was wir nun erzählen müssen, keinen Anteil gehabt. Die andern aber haben, der eine mehr, der andere weniger, gegen den Dichter intriguiert, trotz

des Verkehres, in dem sie mit ihm standen. Schiller war zu harmlos, es zu merken; und auch noch als Dalberg den Kontrakt nicht erneuert hatte, scheint er die versteckter liegenden Anlässe seines Mißerfolges nicht erkannt zu haben.

Die Mehrheit der Schauspieler war mit der Entwickelung Schillers nicht zufrieden. Sie hatten einen fruchtbarern Dichter erwartet, der mehr und mehr zu den Stücken herabsteigen würde, an denen die große Masse der Zuschauer Gefallen fand und die nach Art der Rollen und nach dem Inhalt sich in dem Geleise bewegten, das auch hinsichtlich der rein schauspielerischen Anforderungen Bequemlichkeit und Aussicht auf Erfolg bot. Die Schauspieler hatten wohl einmal, bei den Räubern, mit Eifer und einer gewissen Selbstentsagung sich der Vorbereitung gewidmet, aber das Ungewöhnliche der dichterischen Sprache, die Anforderungen, die aus einem tiefern Ideengehalt des Stoffes auch für den Schauspieler erwachsen, hatten diesen Eifer ziemlich rasch erkalten lassen. Überdies waren die Mitglieder der Bühne überarbeitet; die Novitätensucht ihres Direktors, der mitunter in einem Jahre dreißig neue Stücke einstudieren ließ, machte ihnen in der That das Eingehen auf den höhern Flug Schillers schwer. Den Fiesco hatten sie bei der ersten Lesung abfallen lassen, und ihr Verhalten bei dieser Gelegenheit hielt nicht einmal die durch den gesellschaftlichen Takt gezogenen Grenzen inne; zu neu, zu ungewohnt, zu unbequem war ihnen das Werk eines geborenen Dichters. Nachher, als die Sonne der Gunst Dalbergs wieder über ihm strahlte, waren sie zwar mehr auf seine Bestrebungen eingegangen, aber unter der Asche glomm eine gewisse Abneigung gegen ihn fort. Zu der Aufführung des Fiesco und der Luise Millerin fanden die Proben in Gegenwart des Dichters statt, und daß diese Proben ungewöhnlich oft wiederholt werden mußten, schrieb man seiner Einwirkung zu. Auch scheint es, daß er mit seinem Urteil über manche Rollenauffassung nicht zurückgehalten habe; die Gestalten, die bisher in seiner Phantasie allein gelebt hatten, entsprachen nun nicht dem Bilde, das er sich von ihnen gemacht. Der realistische Anflug, den er zumal in Kabale und Liebe mancher Gestalt verliehen hatte, erschien, in die Wirklichkeit übersetzt, zu stark, und es ist wohl möglich, daß er diesen oder jenen Schauspieler wegen Wirkungen getadelt hat, die nicht aus Absicht oder Ungeschick, sondern aus der Natur der Sache entsprangen.

Die Schauspieler hatten im Publikum gewissen Rückhalt. Es war zwar damals wie heute wankelmütig, und daß es Schiller einmal mit Jubel gegrüßt hatte, schloß nicht aus, daß es ein anderes Mal eine Räubervorstellung im Jahre 1784 ganz unbesucht ließ — aber im allgemeinen neigte es sich doch den bequem faßlichen, dem französischen Geschmack huldigenden Stücken zu, die aus andern unbedeutenden Federn stammten. Gerade die geflissentliche Anlehnung an Shakespeare gefiel ihm nicht; und als Shakespearische Stücke später in größerer Zahl aufgeführt wurden, da waren es Bearbeitungen, die in Sprache und Einrichtung dem französischen Geschmacke entsprachen. Aus Schillers Erstlingswerken tönt uns die Sprache des Sturmes und Dranges entgegen, und Sturm und Drang war nicht die Stimmung, die in den Seelen der behäbigen Pfälzer Widerhall fand. Auch der Mensch Schiller, so sehr er im Verkehr von Angesicht

zu Angesicht jedermann gewann, war abfälliger Beurteilung ausgesetzt. Bei längerm Aufenthalte drang manches über seine Vergangenheit, ja über seine Schulden ins Publikum; das vergrößernde Gerücht ließ ihn in manchen spießbürgerlichen Köpfen als ein gefährliches Genie erscheinen; und wer vielleicht in diesen Dingen vernünftiger dachte, der konnte immer noch Anstoß nehmen an dem ungeregelten, genialen Leben und an der im Äußern oft etwas vernachlässigten Erscheinung des Dichters der Räuber. Die große Menge liebt es, daß sich auch die geistige Überlegenheit ihren Lebensformen anbequeme.

Über die Meinungs- und Geschmacksverschiedenheiten zwischen Schiller und den Schauspielern mag man verschieden urteilen: über die Art, wie diese ihren Gefühlen Luft gemacht haben, kann man es nicht; sie war niedrig. Im August 1784, also kurz vor dem Ablauf des Kontraktes, auf dessen Erneuerung Schiller immer noch hoffte, wurde auf der Mannheimer Bühne eine Posse von Gotter aufgeführt, ‚der schwarze Mann‘, ein seichtes Machwerk. In diesem Stücke spielt ein Dichter eine der lächerlichsten Rollen. Er ist Theaterdichter, heißt ‚Flickwort‘ und setzt dem Publikum in albernen Tiraden seine dramatischen Pläne auseinander. In diesen Tiraden nun und in der ganzen Gestalt erkannte das Publikum Ähnlichkeiten mit Schiller. Der zwiefache Schluß des Fiesco wurde angedeutet in den Zweifeln, die Flickwort über die beste Wendung im fünften Akt seines geplanten Schauspieles ‚Xerxes‘ äußert. ‚Aber der fünfte Akt? O du unseliger Fünfter! Klippe meiner schiffbrüchigen Kollegen, soll ich auch an dir scheitern! — Zwei Wege liegen vor mir. Die Verschwörung wird entdeckt — der König siegt über sich selbst — die Verschwörer erhalten Gnade. (Nach einer Pause) Nein! Das sieht zwanzig andern Stücken so ähnlich. Ich stehle nicht. Ich bin ein Original! Ich lasse die Tugend unterliegen! Je unmoralischer, desto schrecklicher!‘ Noch deutlichere Anspielungen folgten: Schillers Freude an neuen Plänen, sein Reichtum an Entwürfen werden verhöhnt an einer Stelle, in der Flickwort von einem großen Projekt spricht, das er nur erst ins reine schreiben wolle. Ja, es scheint, als ob sich in der ungewöhnlichen Fähigkeit Flickworts im Schuldenmachen der gehässige Klatsch über Schillers Privatleben wiederspiegelt; der Kundige mochte sogar an einer Stelle eine leise Andeutung auf das Verhältnis zu Frau von Wolzogen finden.

Das war ein böser Streich. Von denselben Brettern aus, über die seine drei Jugendwerke zuerst gegangen waren, wurde nun Schiller verhöhnt. Noch gehässiger aber erscheint dieser Streich, wenn wir erfahren, wessen Arm ihn eigentlich geführt hat. Das Ganze ist mit höchster Wahrscheinlichkeit eine Intrigue Ifflands gewesen.

Iffland ist uns bisher als ein Freund Schillers erschienen: in jener Nacht vor der Abreise des Dichters nach Bauerbach war er der einzige, der die Partei des hart Beurteilten ergriff. Allmählich aber wandelte sich seine Gesinnung und die Gründe dieser Wandlung waren egoistischer Art: schriftstellerischer Neid und Eifersucht in der Liebe. Iffland ließ sich an seinen schauspielerischen Erfolgen nicht genügen; er glaubte die Fähigkeit zu besitzen, wie Molière sich seine Rollen selbst zu schreiben. Und in der That gelang es ihm, durch Stücke, denen

freilich jeder höhere Schwung fehlte, die aber die Bühnentechnik und die Gemüts-bedürfnisse eines einfältigen Publikums gleich geschickt berücksichtigten, Erfolge zu erringen. Kurz nachdem sein Schauspiel ‚Verbrechen aus Ehrsucht‘ erschienen



Schiller, vermutlich aus der Mannheimer Zeit.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes im Schillerhause zu Weimar. Dasselbe ist im Jahre 1859 in Basel vom Maler G. A. Amberger aufgefunden worden. Auf der Rückseite steht: ‚Mein Schiller, Mannheim 1786‘.

war, ging Kabale und Liebe über die Bretter. Dem gewiegten Schauspieler entging nicht, daß in dem Schillerschen Stücke ein gewaltiges dramatisches Leben pulsierte, gegen dessen weitere Bethätigung er selbst nicht würde aufkommen können. Daher suchte Iffland den Gegner, obgleich dieser sich der Gegnerschaft gar nicht bewußt war und harmlos rühmend Ifflands Erfolge anerkannte, von

dem Einfluß auf die Mannheimer Bühne zu verdrängen. Überdies wissen wir, daß Iffland damals ein Auge geworfen hatte auf die Schauspielerin Katharina Baumann; sie war auch Schiller nicht gleichgültig, und Iffland konnte damals noch nicht wissen, wie gering glücklicherweise der Eindruck war, den sein Nebenbuhler auf das schöne Mädchen machte.

Verwerflicher noch als die Gefühle, aus denen Ifflands Intrigue gegen Schiller hervorging, waren die Mittel, zu denen er griff. Daß er bei der Wahl des ‚schwarzen Mannes‘ seine Hand im Spiele hatte, ist nicht erwiesen, aber sehr wahrscheinlich; gewiß ist, daß er die Aufführung des Stückes, wenn er gewollt hätte, leicht hintertreiben konnte. Statt dessen übernahm er selbst die Rolle des Flickwort. Das sagt genug. Den Hauptschlag gegen Schiller führte er aber in einem Briefe an Dalberg aus, worin er diese Aufführung zum Ausgang nahm. Mit der Miene herzlichen und freundschaftlichen Bedauerns berichtet er dem abwesenden Intendanten über die Wirkung der Gotterschen Posse; er gibt sich den Schein des Edelmutes, aber wir fühlen die bösartige Absicht bald heraus: ‚Wir hätten das Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz fasset) den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? Ich darf hoffen, das Stück werde niemals wiederholt werden.‘ Nachdem er so Schiller als in den Augen des Publikums schwer geschädigt dargestellt hat, schlägt er dem Intendanten für die nächste Saison einen Spielplan vor, in dem zwar der ungeschriebene Don Carlos und die nur geplante Bearbeitung von Shakespeares Timon erwähnt, im übrigen aber sowohl die vorhandenen Stücke als auch die dramaturgischen Ansichten Schillers mit Stillschweigen übergangen oder mit durchsichtigen Anspielungen verurteilt werden. Dagegen führt Iffland sogar eines seiner eigenen Stücke mit auf. Und wenn man dann des litterarischen Beirates eines anerkannten Dichters doch bedürfe, so möge man sich in Verbindung setzen mit dem Verfasser des ‚schwarzen Mannes‘, mit Gotter!

Dieser Brief des unentbehrlichen Schauspielers, des fruchtbaren und vielversprechenden Rührstückfabrikanten hat seine Wirkung nicht verfehlt. Wenn Dalberg über sein Verhalten zu Schiller je geschwankt hat, jetzt war er entschieden.

Iffland hat hier ein trauriges Spiel gespielt. Die Thatsache, daß Schiller selbst von jenem Briefe wohl nie etwas erfahren hat, ändert an dem unerquicklichen Eindruck, den wir daraus mitnehmen, nichts.

So lösten sich Schillers amtliche Beziehungen zu dem Mannheimer Theater. Diese Beziehungen sind gut und notwendig gewesen für seine dichterische Entwickelung; ebenso gut und notwendig aber war ihre Lösung.

Ehe er aber von Mannheim selbst sich lösen konnte, mußte er noch durch schwere Kämpfe anderer Art hindurch.



Siebentes Kapitel.

Wirrnisse.

Glücklich oder auch nur zufrieden hat Schiller sich in Mannheim überhaupt nicht gefühlt. ‚Bester Freund', schrieb er einmal an Reinwald, ‚ich bin hier noch nicht glücklich gewesen und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder Anspruch darauf machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wiederkommen wird.' Und an einer andern Stelle: ‚Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird.' Ein beständiger Druck lastete seit den ersten Wochen nach seiner Rückkehr auf ihm, eine trübe Sorge mischte sich in jede Freude, die ihm blühen wollte. Seitdem er jene einhundertundfünfzig Gulden geborgt hatte, die ihm den Druck der Räuber ermöglichten, lasteten Schulden auf ihm, verfolgte ihn das Drängen der Gläubiger, ohne daß es ihm möglich war, sie zu befriedigen. Nur solange sein Aufenthalt unbekannt gewesen war, in den Tagen von Bauerbach, hatten sie sich nicht melden können; kaum aber lief in Stuttgart die sichere Kunde von seiner Rückkehr nach Mannheim ein, da waren sie auch wieder da. Wie es zu gehen pflegt, hatte eine Geldschuld die andere nach sich gezogen. Das karge Einkommen des Regimentsmedikus reichte nicht für die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse, geschweige denn für die Tilgung der ersten Verbindlichkeit aus; so waren zu dem ersten Posten andere getreten: fünfzig fl. hatte er bei dem Hauptmann von Schade und etwa das Vierfache bei der Generalin von Holl stehen, als er Stuttgart verließ. In Bauerbach, trotz der geringen Bedürfnisse des Einsiedlers, traten neue Schulden hinzu; denn was die Reise von dem Erlös des Fiesco noch übrig gelassen hatte, war sehr wenig und bald zu Ende. Selbst der arme Reinwald hatte, mit schwerem Herzen, mitunter aushelfen müssen; auch der Schulmeister und Gutsverwalter war gelegentlich um kleine Summen angegangen worden und hatten sie dem Schützling der Gutsherrin gegeben. Mit freundschaftlicher Sorglosigkeit hatte sogar Frau von Wolzogen dem gänzlich Mittel-

losen geholfen, und ihre Unterstützungen stiegen bis zur Abreise aus Bauerbach auf die sehr beträchtliche Summe von 500 fl., deren größter Teil für die ersten Monate in Mannheim ausreichen mußte. Dann war Schiller zwar ein Jahr lang in den Genuß eines festen Gehaltes getreten. Aber das gesellige Leben in Mannheim und die Bedürfnisse der ‚eigenen Oekonomie‘, die der unpraktische Dichter sich alsbald eingerichtet hatte, verschlangen nur zu bald dieses Gehalt, das er sich größtenteils in der Form von Vorschüssen auszahlen ließ, und selbst die 200 Gulden, mit denen ihm Dalberg auf seinen Wunsch das Recht auf den Ertrag einzelner Vorstellungen abkaufte, gingen rasch dahin, ohne daß Schiller ernstliche Schritte zur Abtragung seiner Stuttgarter und Bauerbacher Schulden that.

So lastete auf unserm großen Dichter der Fluch der Armut. Aber es hieße ungerecht gegen ihn selbst sein, wollte man bloß die Geburt aus unbemittelter Familie für diese Dinge verantwortlich machen. Schiller trug einen großen Teil der Schuld in sich selbst. Nicht als ob wir dem Vater Recht geben wollten, der in sehr erklärlichem Unwillen über die peinlichen Wirren einmal die Bemerkung fallen ließ, daß das Aufgeben des militärischen Amtes und die Sucht ‚Epoche zu machen‘ an allem schuld gewesen sei. Jenes Amt mußte Schiller verlassen, das schuldete er sich selbst und dem besseren Bewußtsein seiner selbst. Wohl aber hat er es an der nötigen Umsicht und gar Selbstbeherrschung fehlen lassen, die ihm die bittern Erfahrungen erspart haben würden. Er war damals in den Sturm- und Drangjahren seines Lebens, völlig unpraktisch und sehr leichtsinnig in allen Dingen, die zu dem äußern Betrieb des Lebens gehören. Wie so mancher Jüngling wußte er den Wert des Geldes nur dann zu schätzen, wenn es ihm ausgegangen war; so lange er es besaß, ließ er es rollen, und alle gutgemeinten Ratschläge der Eltern und Christophinens änderten daran nicht viel. Er verstand sich nicht auf eine vernünftige Einteilung seiner Ausgaben, und daß er sich in Mannheim eine eigene Wirtschaft einrichtete, mag die Kosten des Lebens verdoppelt haben. Aber auch die Art der Ausgaben berechtigten den Tadel seiner Angehörigen. Besonders schwer scheint ihn das Kartenspiel geschädigt zu haben, dem er in Stuttgart, in Bauerbach und vielleicht auch noch in Mannheim ohne Glück sich hingab. Das war die graue Kehrseite von Schillers Entwickelung. Aber auch nur als eine Entwickelungserscheinung dürfen wir diese Dinge auffassen, und wer geneigt ist, auf Grund des wirklich düstern Bildes, das uns aus seinem damaligen Briefwechsel erwächst, ihn zu verurteilen, der sollte bedenken, daß der weltkundige und leichtblütige junge Mann durch die bittersten Erfahrungen für seinen Leichtsinn gebüßt hat, und sollte nicht vergessen, daß die Eigenschaften, durch die er sich aus diesen Lagen emporrang, nicht minder seine eigenen waren als die, die ihn in jene Lagen brachten.

Die Erfahrungen waren freilich sehr bitter. Es kam ein Augenblick, da seine bürgerliche Existenz und Ehre auf dem Spiele standen. Und vielleicht noch schmerzlicher als die persönliche Gefahr hat ihn die andere erschüttert, daß das leidige Geld ihn den liebsten Menschen, seinen Eltern und seiner mütterlichen Freundin Frau von Wolzogen, zu entfremden drohte.

Liebster Bruder. L. Sol: den 9 Febr: 83.

Brief von Schillers Schwester Christophine und Schillers Mutter vom 9. Februar 1783.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

nicht mehr das Bett das ganze Jahr hütet, und war in meinem
Magen fürchterlich krank, und hatte viel Mühe auch von dieser
Seite. Ich muß oft den ganzen Tag der Magd ihr
Geschäfte verrichten, daß du sie draußen [illegible]
und dann nicht andere Geschäfte die wirklich nöthiger
nicht wären, hinten lassen.
Man sagt hier, daß so viele Kranke in Mann-
heim und Frankfurt sind, und mit Sorge deiner
sehr besorgt, daß du dich zu in deiner Gesundheit
nicht abgiebst. Es ist doch erwiesen, daß der Mensch
fest und ohne das nichts taugt. Unsere liebe
Mutter ist [illegible] du weg bist nie ganz gesund
und hat auch sehr beschwerliche Anfälle von
Magen [illegible], wir sehr verzweifeln es zu dich
aber [illegible] auch nicht nun bey solchen Umständen. –
In Zwickau sind schon sehr viele Personen am
hitzigen Gallenfieber gestorben, besonders sehr
viel junge. Morgen glaube ich kommt die
Schöffen wieder zu uns. Schreib ihr doch auch wieder;
es ist nicht recht, daß du so ganz mit ihr ab-
brichst; sie ist noch immer so freundschaftlich gegen
uns, wie ehemals und fragt allemal mit
so viel Theilnehmung nach dir. Es ist doch
ein gutes Weib; sie mag auch sonst ihre
Fehler haben, so hat sie dir doch viel Freundschaft
erwiesen. Der l. Vater wird dir
nächster Tage dein Buch kommen lassen. Er hat nicht

lich so viel den Tag über zu laufen und zu schreiben
daß ich dir nicht sagen kann. Das kann ich dir
sagen daß es mir recht lieb ist daß Du dich
in Mannheim engagiert hast. aber es deucht
mir als ehr Misstrauen oder geheimhaltung des [illegible]
geschehen, der hz: [illegible] bloß vielleicht nur den dich
zu schreiben [illegible] verlangen hatte. Du weißt,
wie der l. Vatter in diesen Stück denkt.
Es ist nicht als Eifersucht und dein wahres
Wohl. Wenn Du nur wieder schreibst, so [illegible]
[illegible] mir das dieser Zeit.
Nun lebe wohl, liebe ich habe so schnell ge-
schrieben daß ich mich schämen müßte wenn ich
nicht wüßte, daß Du mirs nicht übel nehmest ich
muß auch so eilen weil ich tausenterlei zu besor-
gen habe!
Meine Alten küssen und grüßen dich tausendmal
und ich bin wie immer, Deine dich

ewig liebende Schwester

Liebe ich will auch noch
etliche Zeilen ansetzen da ich dir
schon so lange nicht selbst an dich
geschrieben. Gott sey gepriesen daß
wir dich wieder wohl bei uns
wissen ich bin schon etliche Tag wieder
bettlägerig gewesen an denselben Schmerzen
[illegible] ich schon so viel gelitten

ich bin in diesem Jahr gewiß
um 10 Jahr älter worden in
meinem aussehen. wirklich wär
es mir unmöglich eine Reise
zu dir Liebster Sohn zu machen
wegen meinen gesundheitsumstand
so sehr ich wünschen dich zu sehen
solten aber meine kränklichen umstände
sich ändern so werde gewiß keine
Ruhe haben bis ich imstand bin
Ihn zu sehen. Schreib Er uns
nur auch fleissiger als bisher.
ich möchte wissen wie Er logiert
wo Er in die Kost wie Er Wäsch und
alles findet u. stehen will ich Ihnen
nicht detailliren ich habe gewiß
es in der ersten geschrieben haben.

wir küssen und grüßen
Ihn herzlich und empfehlen Ihn in
unserm Gebet alle Tag dem Schutz
Gottes der alles wohl machen wird
wenn wir Ihm vertrauen.

Deine getreue Mutter
Schillerin

Mit bangendem Herzen hatte die Mutter den Flüchtling von dannen ziehen lassen, und auch Christophine, so mutig sie ihm zugeredet hatte die unwürdigen Fesseln abzuschütteln, wurde von schmerzlichen Zweifeln bewegt, als die vollendete Thatsache in Stuttgart bekannt wurde. Wir haben Grund zu vermuten, daß der würdige Vater die Flucht des Sohnes zunächst mit Unmut und Groll beurteilte und daß er die beiden Frauen manches leiden ließ, weil sie ihm das Geheimnis vorenthalten hatten. Auch der gute Grund, mit dem sie und der Sohn dieses Verhalten rechtfertigen konnten, verschlug bei dem von seiner Autorität durchdrungenen Manne zunächst wenig. ‚Ich habe in diesem vergangenen Jahre‘, schreibt Christophine im Herbst 1783, ‚viel Unangenehmes erfahren, manchen traurigen Tag und kummervolle Nacht.‘ Allmählich hatte man sich auf der Solitüde in die Lage der Dinge gefunden und mit Freude wahrgenommen, daß der Herzog die ganze Angelegenheit mit Stillschweigen behandelte. Die Briefe, die zwischen Bauerbach und der Solitüde gewechselt wurden, sind uns verloren gegangen. Wir wissen aber, daß zumal Christophine dem Bruder manche besorgte Mahnung zu teil werden ließ zu sparsamer und geordneter Lebensführung; hinter diesen Mahnungen steckte ohne Zweifel der alte Kaspar Schiller.

Genaue Nachricht von dem Leben und Treiben des Sohnes und Bruders erhielt man durch die Briefe Reinwalds. Einst war Schiller nach Meiningen gekommen, um den gelehrten Freund zu besuchen; er fand ihn nicht zu Hause, blieb, um ihn zu erwarten, auf seinem Zimmer, zog seine Brieftasche heraus und las, um sich die Zeit zu vertreiben, die darin enthaltenen Briefe. Endlich, da Reinwald noch immer nicht kam, ging er fort und ließ, zerstreut, einen Brief Christophinens liegen. Reinwald las den Brief und fand an den verständigen Ratschlägen und an dem ganzen Tone solches Gefallen, daß er die Schreiberin in den schmeichelhaftesten Ausdrücken um die Erlaubnis bat, mit ihr in Briefwechsel treten zu dürfen. Vater Schiller hatte nichts dagegen und freute sich je länger desto mehr an dem gediegenen Wesen des Mannes, dessen weniger erfreuliche Eigenschaften auf dem Papier nicht zur Geltung kamen.

Durch Reinwald blieb man auf der Solitüde über Schillers wahre Lage unterrichtet, und seine Briefe berichtigten manches, was Schiller selbst in seiner sanguinischen Art in gar zu günstigem Lichte erscheinen ließ. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Reinwald sogar, natürlich in der besten Absicht, von der finanziellen Lage seines Freundes berichtete; jedenfalls hat er sowohl erfreut von den Arbeiten Schillers als bedauernd von den langen Unterbrechungen gesprochen, die diese Arbeiten durch die Neigung zu Charlotte von Wolzogen erfuhren.

Dieser Briefwechsel mit der Schillerschen Familie hat schließlich auch zu persönlicher Annäherung geführt; 1784 machte Reinwald einen längern Besuch auf der Solitüde, und zwei Jahre später wurde aus dem Freunde Schillers sein Schwager: Christophine folgte dem Rat Reinwald als Gattin nach Meiningen. Nicht aus Liebe that sie diesen Schritt, sondern um den geliebten Eltern eine Sorge zu nehmen und ihrem eigenen aufopfernden Sinn einen Wirkungskreis zu schaffen. Sie hat die mit dem klaren Bewußtsein ihrer Schwere übernommene

Pflicht gewissenhaft erfüllt und in das vorgeschrittene und sorgenbeschwerte Leben des kränkelnden Mannes einen späten Sonnenschein gebracht.

Als Schiller seine Anstellung in Mannheim erhielt, erheiterte sich die Ansicht der Familie von seiner Zukunft. Unsere Beilage gewährt dem Leser einen deutlichen Einblick in die Stimmung Christophinens und der Mutter. Der Vater urteilte über die neue Stellung mit mehr Zurückhaltung. Am 10. November 1783 schreibt er: ‚Ich bezeuge Ihm unser aller herzliche Freude über die Herstellung Seiner Gesundheit und über seine Zufriedenheit mit seiner gegenwärtigen Verfassung. Ich hätte freilich gewünscht, daß Er, mein lieber Sohn, im Stand gewesen wäre, nach Wien oder Berlin zu gehen, indem das Mannheimer Theater doch eben nicht so berühmt ist als jene, und wird auch mehr Mangel an Umgang mit großen Gelehrten und anderen großen Männern sein, durch die man zu einer besseren Beförderung gelangen kann‘. Auch wäre es ihm lieber, wenn der Sohn noch immer als Hauptsache seinen medizinischen Beruf betrachten wollte. Er hofft noch immer, daß dann eine Rückkehr des Sohnes möglich sein werde, daß ‚unsere Entfernung nicht immer fortdauern soll, und daß ich es noch erleben werde, meinen einzigen Sohn auch wieder um mich zu haben‘. Der Brief schließt: ‚Wir küssen und umarmen Ihn herzlich und ich bin ohne Wandel Sein treuer Vater Schiller.‘ Und eine Nachschrift: ‚Schreib' Er doch auch öfter.‘

Bald nach diesem Brief traten die Gläubiger wieder an Schiller heran. Es muß ihm schwere Überwindung gekostet haben, in der Bedrängnis sich an seinen Vater zu wenden; hatte er doch stets zuversichtlich wiederholt, daß er sich draußen in der Welt eine gute und gesicherte Stellung erwerben werde. Der treffliche Mann will das Seinige thun, und für die Schulden eine Zeitlang gut stehen, damit ‚Er nicht angefochten wird und desto ruhiger arbeiten kann; aber ich versichere mich auch dabei, daß Er mich nicht zum Nachteil Seiner Schwester in Stich lassen werde‘. Um diese Zeit muß der Vater ernstlich erwogen haben, ob dem Sohne nicht freie Rückkehr ins Vaterland und Erlaubnis zur Betreibung der ärztlichen Kunst erwirkt werden könnte; es schien ihm, daß dann auch die Pflichten gegen die Gläubiger raschere Erledigung finden würden. Christophine machte sich zum Dolmetsch der väterlichen Erwägungen und Wünsche. Wir besitzen den Brief, in dem Schiller, Neujahr 1784, auf den Brief der Schwester antwortete.

‚Du äußerst in deinem Briefe den Wunsch, mich auf der Solitude im Schooß der Meinigen zu sehen, und wiederholst den ehemaligen Vorschlag des Papa's, beim Herzog um eine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Württemberg mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig; Jedermann würde doch mich als die Triebfeder ansehen, und Jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Württemberg unterzukommen, vermuten.

Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam: denn das Glück deines Bruders kann durch eine Übereilung in dieser Sache einen ewigen Stoß erleiden. Ein großer Teil

Deutschlands weiß von meinen Verhältnissen zu euerm Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich die Zurückkunft gesucht, daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich die Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, auf's neue in meinem Vaterland suche. Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Übereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldigt mich vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes; aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Übrigens kann ich's nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — nur dieses sage ich dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch nicht bälder mich im Württembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt du genug, um vernünftig in dieser Sache zu raten.

Schließlich wünsche ich dir und euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784sten Jahr. Und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler der vorigen in diesem wieder gut machen! Geb' es Gott, daß das Glück sein Versäumnis in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe!

Ewig dein treuer Bruder Friedrich S.'

Eine gedrückte Stimmung spricht aus diesen Worten, aber nicht weniger der unbeugsame Wille, sich keiner Schwäche zeihen zu lassen.

Die Gläubiger drängten weiter. Schiller muß zu Anfang 1784 dem Vater eine umfassende Schilderung seiner Lage gemacht haben. Und auf dieses ‚Bekenntnis' antwortete der Hauptmann mit einem trefflichen Briefe, der ihn uns in seiner ganzen Eigenart, herb und doch wohlwollend, heftig tadelnd und doch liebevoll tröstend, zeigt und den wir unsern Lesern in getreuer Nachbildung mitteilen können. Eine Nachschrift zeigt, daß der Alte auch aus der Ferne für den Sohn Projekte machte, vielleicht ermutigt durch Gerüchte über Schillers Verhältnis zu Margarete Schwan: ‚Er werde und bleibe gesetzter, fleißiger und sparsamer; denn wer weiß, ob Er nicht dorten oder durch die Verwendung seiner Freunde eine Partie machen könnte. Das wäre in der That das Beste für Ihn, wenn Er eine vernünftige, tugendhafte und häusliche Frau hätte, und wenn Er hernach derselben in ihren guten Anordnungen folgen würde; denn das ist allemalen gewiß, daß Gelehrte sich selten um die gute Wirtschaft bekümmern.' Der Februar verging, ohne daß Schiller die 50 fl. der Schadeschen Schuld schickte: nun wird der Vater unwillig und nimmt auch sein Versprechen zurück. Es wird ihm sehr schwer gefallen sein, aber man darf nicht vergessen, daß der gewissenhafte Mann auch die Rechte seiner übrigen Kinder wahren mußte. Dann schweigen die Briefe eine Weile von den Geldangelegenheiten, und ein Brief vom 1. Juli scheint sogar die Eltern über die Lage des Sohnes sehr beruhigt zu haben. Da, mit einem Schlage, werden alle ‚schönen Hoffnungen in die Tiefe des Meeres geworfen'. Um die Mitte des Juli schrieb Schiller von neuen, diesmal furchtbaren Verlegenheiten, die ihn bis zur ‚Desperation' brächten, ‚ein Ausdruck, der uns Eltern die Haut schaudern macht'. Es ist dies

der schlimmste Augenblick während der Mannheimer Jahre, vielleicht der schlimmste in Schillers ganzem Leben gewesen. Er scheint den Eltern nur in allgemeinen Ausdrücken von diesem Ereignis geschrieben zu haben; wir wissen Genaueres darüber erst aus Streichers Buch.

Mitte Juli erschien in Mannheim ‚die Person‘, die einst für die Anleihe zum Druck der Räuber gebürgt hatte; vermutlich ist es eine Korporalin Fricke, ein übel beleumundetes Weib, gewesen. Die Gläubiger hatten ihr so zugesetzt, daß sie aus Stuttgart entflohen war. Sie wurde aber verfolgt und in Mannheim verhaftet. Daß diese Verhaftung wegen der Schillerschen Schuld allein geschah, sagt Streicher mit bestimmten Worten. Es war also für Schiller, wenn er sein bürgerliches Ansehen retten wollte, kein anderes Mittel, als die 200 fl. zu beschaffen und die Schuldhaft aufheben zu lassen. Wohin sich wenden? Der Vater, der ein Gehalt von 390 fl. bezog, konnte überhaupt nicht helfen oder hätte es wenigstens so rasch, wie es erforderlich war, nicht thun können. Dalberg sich zu eröffnen, verhinderte ihn sowohl die Besorgnis, daß dann eine Erneuerung des Kontraktes ausgeschlossen war, als auch die Erinnerung an das Verhalten des Intendanten in der Zeit des Sachsenhäuser Aufenthaltes. Ebenso stand viel auf dem Spiele, wenn er sich an Schwan um ein Darlehen wendete. Da kam, gänzlich unverhofft, Hilfe von einer Seite, an die weder er noch seine Freunde gedacht hatten. Schiller und Streicher wohnten bei dem Maurermeister Hölzel; mit seiner thatkräftigen und originellen Frau führte dieser einfache Mann ein glückliches, arbeitsames Familienleben und setzte alles daran, das dürftige Einkommen für die geliebten Kinder zu erhöhen. Diese Leute hatten Schiller herzlich lieb gewonnen, nicht allein, weil der ehemalige Regimentsmedikus ihren Sohn aus schwerer Krankheit gerettet hatte, sondern auch weil das leutselige, gutherzige Wesen ihres Mieters ihr Herz erobert hatte. Mütterlich waltete Frau Anna Hölzel über dem ‚verwaisten Weißzeug‘ und dem Kleiderbestand des Dichters. Als nun der schlimme Augenblick eingetreten war, da erzählte Streicher der guten Frau, warum sein Freund trübsinnig und schweigsam einherging. Und die beiden trefflichen Leute entschlossen sich zu dem Wagnis: sie gaben die 200 fl. her, an denen damals die Ruhe und die Ehre unseres großen Dichters hingen, sie retteten Friedrich Schiller. Der Name dieser beiden Bürgersleute, die dem liebenswerten Menschen aus hochherziger Seele einen Dienst erwiesen, ohne vielleicht von den Verdiensten des Dichters etwas zu wissen, muß unvergessen bleiben, und wer das Leben Schillers erzählt, der muß des Namens Hölzel dankbar gedenken.

Es liegt etwas Erhebendes und Tröstliches darin, daß es Schiller, der die Summe bei seiner Abreise von Mannheim zurückerstattete, vergönnt gewesen ist, diese edle That mit gleich edlem Danke zu erwidern. Die Hölzelsche Familie kam herunter; der Mann wurde altersschwach, der Verdienst blieb aus, bis endlich die öde Not hereinbrach. Da wandte sich die wackere Hölzlin an den Professor Schiller in Jena. ‚Der weiße Kopf Hölz‘, so schließt sie, ‚legt sich nahe an Ihr wohlthätiges Herz und Ich.‘ Und nun zeigte sich der Mann, dem die Dankbarkeit stets eine selbstverständliche Tugend war: sofort weist er bei

Brief von Schillers Vater vom 19. Februar 1784.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

kein Kreuzer anfangen. ich würde aber
mich selbst einer Ungerechtigkeit beschuldigen
müssen, wenn ich alle erlaubten Ergötzlich-
keiten einem jungen Menschen meinem Sohne
verbieten oder abrathen sollte. Nein! das
wäre mir lieb wenn Er sich nach einer
schweren Kopf-Arbeit in Gesellschaften anderer
guten Menschen, sich selbst erholen, ver-
gnügen könnte. aber! dergleichen Er-
holungs-Tage machen, als beschäftigungs-
Tage zu machen, das wird wohl nicht
angehen. bester Sohn! Dein Aufenthalt in
D. ist von dieser Art gewesen; Deine Seele leiden
darüber muß es anjetzt büßen, und das
ist eben einzusehen. Ich habe schon lang
nicht mehr die Sprache der Religion mit
Ihm geredet, aber die Zeit, da es sich
wird Ihm bessern hab ich vorausgesehen.
Gerade jetzt, denke ich, wird es sich schicken,
Ihn aus Erfahrung zu überzeugen, daß,
wenn wir nirgends hinaus sehen, Gott
ist ein höchst gütiges, höchst weises und
höchst allmächtiges Wesen, welches so zu
sagen nur auf unser Gebet wartet,
um uns aus allem heraus zu helfen.

ist der Adel! ob ich keine Chimären
mich [illegible] — Sobald sie billige
Dinge [illegible] auf seiner Seite hat, so ganz
[illegible] doch sie auch seine [illegible],
[illegible] sich mit Hochschätzung der [illegible]
[illegible] mit denen Bedienungen oder andern
unter Menschen üblichen Complimenten auf
halten lassen zu müssen! Wir aber haben
zu unserer Seite keine [illegible] der Welt, und
in die Natur einen [illegible] die Kräfte
zu wirken gelegt hat: so müssen wir
auch das unsrige beitragen. Sind wir
in guten Umständen, dann dürfen wir
weniger arbeiten und mehr ergötzen,
das Gegentheil erklärt sich von selbsten.
Dass sie glaubt, [illegible] könne ihr
[illegible] zu [illegible] Arrangement beitragen,
das ist sehr [illegible]. Sein eigenes Oeco-
nomie anzurichten, würde sich nicht [illegible]
lassen, und für sie das [illegible] bezahlen
würde der [illegible] aufhalten!
Nein! das ist nicht der Weg heraus zu
kommen. Mein Rath ist dieser. Mache sie einen
[illegible] und [illegible] auf Stat,
in dem die Tilgung der [illegible] auf eine
bestimmte Zeit; sie muss [illegible]

als ich will, selbst gesorgt ist. Dieser Plan
muss aber nicht abgeändert werden, u.
damit es es nicht wird, so machte
er einen seiner Mannheimer Freunde
dem [illegible], der ihn nicht [illegible]
muss, dieses arrangement zu [illegible].
[illegible] die Schule, sich zu [illegible]
seine Reputation einzuführen, u.
die vormaligen Fehler seiner [illegible]
Jünglingsjahre, werden sich unter den ge-
festigten [illegible] eines Mannes, bald
verlieren, und ihn vortheilhaft bewirken, das
[illegible] sie bereit zu vortheilhaften
Ausgaben erlebten wird.
Ob ich wegen der hiesigen Schulden kein
Creditor werde, das wird sich zeigen,
wenn [illegible] seine Vorschriften zu [illegible]
der [illegible] der [illegible] ge-
stattet. [illegible]
werden ihn seine Schwestern schicken.
Mein Umarmung u. küsse Ihre Hände
u. ich bin Ihr treuer Vater [illegible].

Cotta den Leuten eine beträchtliche Summe an und schreibt ihnen einen tröstenden Brief. Sie sollen sich nur stets an ihn wenden, ihn nicht schonen. ‚Liebe Freunde, wendet Euch ferner im Unglück an mich, ich werde Euch mit Rat und Trost zur Hand gehen wann es nur möglich ist.‘ Rührend in seiner unorthographischen und weitschweifigen Herzlichkeit ist der Dankbrief der Frau. Der berühmte Dichter ist ihr noch, wie einst, da sie sein Weißzeug ausgebessert hatte, ‚lieber Schiller‘. ‚O wie danke ich der Vorsehung und Ihnen für diese wohldbadt, dieses Geld hilft mir meine einzige Tochter kleiden zu dem ersten Nachtmahl‘; und wie glücklich ist sie, ‚daß ich von Ihrem Geld wieder das erste mahl wieder abends ein Licht brennen‘ kann. Noch einmal, 1802, hat Schiller der wackern Frau geholfen, diesmal auch durch sein Wort. Er verschaffte, als wieder die Not hoch gestiegen war, dem Sohne Adolf eine Stelle als Maschinist im Mannheimer Theater. Sein Freund Beck, der ‚alles thun wollte was sein großer Freund befahl‘, sorgte dafür, daß die Besoldung gut war. Wir setzen den Brief, in dem die Hölzlin die Wirkung der Empfehlung Schillers erzählt und ihm aus gerührtem Herzen dankt, hierher. Es ist ein Brief, der zu den schönsten gehört, die wir aus Schillers Freundeskreisen besitzen, trotzdem fast kein Wort darin richtig geschrieben ist.

Mannheim, den 29. Jenner 1802.

Wohlthätiger mir Einziger Freund!

Lassen Sie es Ihrem Edlen Herzen recht wohl thun wann ich ihnen sage das mir durch ihren Brief an Herrn Bäck gleich meinen adolf geholt und ihm geküst ihm gleich 50 fl geben daß er sich kleiden soll, („) bis ostren bekommen Sie wieder 50 und bis michely wieder 50 dieses alles haben Sie ihrer Mutter und meinem Härtzensfreund Schiller zu danken (") mein Sohn mußte sich setzen die freide wirkte so auf ihn daß er weinte. („) Mutter nicht daß gelt machte würkung sondern wie ich hörte daß der grose Schiler seine kostbare Zeit an uns verlaßen wänte." Tausend Dank liegt in diesem Augenblick in seinem Härtzen gegen ihnen. Finde ich Ihn einst da will ich ihm sälbsten danken, sagt er. Adolf ist wirklich an und vorgestält als Decorader und Maschinist, die übrichen wo es Bäck erzehlte daß Schiller sich bey ihm vür Adolf verwänt und er gleich zu Dalberg gegangen, Dalberg gleich alles verwülgte uhm Herr Schiller zu zeigen in wälcher grosen Achtung er bei ihm stinte, Bäck sagte zu mir wie ich bei ihm war uhm zu danken, dies haben Sie dem grosen Schiller zu danken, ich wärte Vatter über Adolf sein, was mir mein Freund anbefilt thun ich mitt freiden. Ich sagte ihm daß Sie mir erlaubt wan ich in einer Noht mich grade an ihnen wänten solte. („) Sie thärfen sich auch an mich wänten ich bitte Sie darum, ich wärte alles thun um die Hötzlische famillien zu erhalten ("). Röhmer und Adold, Müsikus, Zimmermann der erste Liebhaber war zu Adolf komen und fragte ihn mitt freide: schiller ist ihr Freund? Sie beneiden uns orntlich darum, jetzt ging ich nach Hause kein Mänsch wuste daß ich an ihnen geschrieben, ich fing an zu erzehlen was ich geschrieben und der alte liebe Ehrliche Vatter fing an zu weinen („) folgt eirer Mutter und es wirt uns alle wohlergehen („) wir hatten auch einen gulten und konten schon lange nicht mer schlafen aus Besorgniß wo wärten mir hülfe hernehmen. Von Gott und gute Mänschen sagt ich. War hab ich gesprochen. Alles wünscht gleich an daß geschäft mitt diesem gelt, mir gehen alle Tag 3 stund wo mir mitt Vergnügen Kalgstein leßen wo das große Waßer hinterliß, und zahlen vür einen nachgen (Nachen) zehen gulten wo mir schon zwey haben, dan wirt eingesätz und gebränd da verkaufen mir die war, da können mir bis ostren leben, da beкömt der Adolf

seine 50 fl. Da kauf ich eine Kuh und mir ist geholfen, arbeiten wollen mir daß es eine lust ist.

Vüleicht noch ein järgen und ich kan meinem wohlthäder schreiben ich habe meine famillie vör Mangel geschüz. Ich habe schon oft gearbeitet daß kein Mann im stand war mir nach zu schaffen, ich dänke ich muß wieder guht machen was ich vüleicht aus guthheit und leichtsin verseimt, man sagt, daß der Mänsch einmal in seinem Leben Glück zu erwarten häte ich glaub das ich in die Eboch (Epoche) kome. Gott erhalte Sie gesund in ihren grosen Geschäften und die ganz famillien ich bin Ihre dankbare

Anna Hölzlin im Materiallhof.

Aus unmittelbarer Not war Schiller durch die edle That Hölzels gerettet worden. Aber die beständig nagende Sorge blieb, da die andern Schuldposten blieben. Das Verhältnis des Sohnes zum Vater ist damals ernstlich getrübt gewesen: zu den Schulden trat noch der Verdruß, den Schiller über die geplante Heirat zwischen Reinwald und Christophine hatte. Beide besuchten ihn in Mannheim — es war gerade in den obenerzählten kritischen Tagen —. Schiller behandelte den ehemaligen Freund sehr kühl, und Christophinen, deren Beweggründe für ihre Verlobung mit Reinwald wir kennen, riet er dringend ab. Er sah in der Ehe der jungen, rein und tief empfindenden Schwester, die er innig liebte, mit dem zweiundzwanzig Jahre älteren Manne keine Gewähr des Glückes. Den Vater kränkte das, und er hat es nicht an deutlichen Äußerungen seines Unwillens fehlen lassen.

Die Verstimmung verschwand erst, als Vater Schiller sah, daß Christophine bei ihrer einmal gefaßten Absicht beharrte, und als die Lage des Sohnes durch die Verleihung des Ratstitels durch den Herzog von Weimar und durch die Leipziger Aussichten sich bedeutend besserte.

Sehr peinlich gestalteten sich durch jene leidigen Geldangelegenheiten auch die Beziehungen Schillers zu seiner edeln Freundin Frau von Wolzogen. Wir wissen, daß sie selbst unbemittelt war: trotzdem hatte sie, durch bare Darlehen und sorglos geleistete Bürgschaft, viel für den Freund gethan. Auch diese Summen zurückzuzahlen war Schiller nicht imstande. Der Bauerbacher Einwohner, bei dem sie für Schiller gebürgt hatte, drängte um Bezahlung; die Gutsherrin war nicht imstande ihn zu befriedigen und geriet in eine, durch ihre Stellung noch peinlichere Lage. Nie war von Geld zwischen der vornehm denkenden Frau und Schiller die Rede gewesen; jetzt mußte sie selbst mahnend an ihn herantreten. Von Monat zu Monat vertröstete er sie, in optimistischer Wallung große Einnahmen aus dem Theater erhoffend: von Monat zu Monat wartete Frau von Wolzogen; aber das Geld kam nicht. Endlich wagte er es nicht mehr an sie zu schreiben, und als der Vater ihm vor seiner Abreise nach Leipzig eine Zusammenkunft in Heilbronn vorschlug, zu der auch Henriette von Wolzogen erscheinen sollte, da verzichtete Schiller auf Wiedersehen mit seinen Angehörigen, nur um seiner Wohlthäterin, der er nicht hatte Wort halten können, nicht in die Augen blicken zu müssen.

Das alles waren trübe Wirrnisse, und wir verstehen, daß er sich von Mannheim hinwegsehnte nach einem neuen Boden, auf dem er mit frischer Kraft an der Ordnung seiner Existenz arbeiten könnte.

Aber noch andere Wirrnisse sollte er durchmachen: in sie verwickelte ihn die Endzündbarkeit jugendlicher Leidenschaft. Daß Schiller von Frauenschönheit und Frauenempfindung leicht gefesselt wurde, wissen wir; und daß es so war, wird jeder verstehen und rechtfertigen, der das Leben kennt. Charlotte von Wolzogens rührende Kindlichkeit, Margareta Schwans geist- und weltgewandtes Wesen, Katharina Baumanns üppige Schönheit hatten sein Herz verwundet: im letzten Jahre seines Mannheimer Aufenthaltes sollte auch die glühende Leidenschaft durch sein Leben schreiten, die Leidenschaft, die nicht wie die Liebe beglückt und erhellt, sondern verwirrt und verdüstert.

Wiederum eine Frau aus dem Geschlechte der Marschalk von Ostheim trat in Schillers Leben ein, sie war ihm Freundin, wie Henriette von Wolzogen, bis die Freundschaft in Leidenschaft umschlug.

Charlotte von Ostheim, geboren auf dem Schlosse Waltershausen im Ritterkanton Rhön und Werra, war zwei Jahre jünger als Schiller. Öde, freud- und freundlos war die Jugend ihr dahingegangen. Als sie in die Welt trat, rief ihr die enttäuschte Großmutter, die für den eben verstorbenen Enkelsohn einen Ersatz erwartet hatte, entgegen: Du hättest nicht da sein sollen. Unglück und frühzeitiger Tod gingen in der Familie um. Den Großvater hatte man aus fröhlich begonnener Jagd tot heimgetragen, der Vater wurde, als Charlotte sieben Jahre alt war, von heimtückischer Krankheit weggenommen; zwei Jahre später schied der Tod auch die stille, kluge, zart empfindende Mutter von ihren fünf Kindern. So brach das Elternhaus zusammen. Die Waisen wurden zu Verwandten gebracht, und was Charlotte dann erlebte, preßte ihr noch spät das Bekenntnis ab: „Schon als Kind habe ich ausgeweint.“ Von einem einsamen Schloß zum andern ging ihr Weg; nirgends wurde sie heimisch. Die Gleichgültigkeit der Verwandten und die eigene Anlage trieben sie mehr und mehr in sich selbst, in die Einsamkeit zurück; in den Jahren der Entwickelung stieß das herbe, verschlossene Mädchen selbst die ab, die ihr mit Freundlichkeit zu nahen geneigt waren. Sie dachte viel und empfand noch mehr; der dürftige und späte Unterricht vermochte nicht einem ins Dämmerhafte strebenden Phantasieleben gesunde Verstandesübung entgegenzustellen. Ahnungen, Träume erschütterten oft das Empfinden der werdenden Jungfrau. Ihre Augen waren so schwach, daß sie nicht einmal den Schein der Sterne empfanden, und wie durch einen Schleier erblickte sie die greifbaren Dinge. Als sie reifer wurde, mußte sie mit ansehen, wie zwei Schwestern dem Familieneigennutz geopfert wurden: Wilhelmine von Ostheim mußte ihre Hand einem fremden Manne, einem elsässischen Grafen, reichen, für den der Familienrat sie bestimmte und in dessen Hause sie nach kaum einjähriger glückloser Ehe starb; und Eleonore, ein Mädchen voll Feuer und Lebenslust, mußte einen alten Witwer, den weimarschen Kammerpräsidenten von Kalb, einen traurigen Egoisten, heiraten. Endlich kam auch die Reihe an Charlotte. Mit der Resignation, die man in jenen Kreisen mannesstolzer Junker von den Frauen erwartete, nahm sie aus der Hand des Oheims den Genossen des Lebens, den sie nicht lieben, höchstens achten konnte. Es war der Bruder jenes Präsidenten, Heinrich von Kalb. Als französischer Offizier hatte er in

Nordamerika gefochten, viel erlebt und gesehen und sich mit Lust den Reizen eines genußfrohen bewegten Lebens hingegeben. Vornehm, liebenswürdig und ritterlich in seinem Wesen, vermochte er doch nicht das feine Empfindungsleben seiner Gattin zu verstehen, und diese selbst hat von dem Beginn ihrer Ehe zu einem dritten gesagt: ‚Uns lockt die Hoffnung nicht, uns bindet kein Vertrauen.‘ Keine Feindschaft, nicht einmal Abneigung hegte sie gegen den Gatten, aber es fehlte auch jede Neigung, und nur die Gewohnheit des Ertragens und das gegebene Wort hielten Charlotte an seiner Seite.



C. v. Kalb
geb. v. Ostheim.

Gemalt von F. Tischbein 1785. Im Besitz S. K. H. des Großherzogs von Weimar. (Früher in ihrer Heimat, Schloß Waltershausen in Unterfranken.) Nach einer Photographie. Unterschrift eines Briefes an Baron von Kottwitz aus Berlin, 17. August 1835. Aus der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

Im Frühjahr 1784 kam sie mit ihrem Gatten nach Mannheim. Er wollte Schritte thun, um durch den zweibrückenschen Hof eine Stellung zu erlangen. Reinwald, der damals über Schillers langes Schweigen sehr empfindlich war, hatte Charlotte einige Zeilen mitgegeben, um sie ihm bekannt und zugleich seinem Verdruß Luft zu machen. Schiller erschien sofort, nachdem man ihm den Brief überbracht hatte.

Er verbrachte mehrere Stunden im Gespräch mit dem Paare. Plötzlich eilte er hinaus: es wurde an dem Abend Kabale und Liebe aufgeführt, und der Dichter wollte die Schauspieler ersuchen, den Namen von Kalb nicht auszusprechen. So war er von der neuen Bekanntschaft eingenommen. Nur wenige Tage verweilten sie zusammen; Schiller machte den gesprächigen, liebenswürdigen und kenntnisreichen Führer durch die Mannheimer Sehenswürdigkeiten und Umgebung. Dann reiste Charlotte mit ihrem Manne nach Landau, wo dessen Regiment in Garnison lag. Im August kehrte Charlotte zurück: das Garnisonleben war ihr unerträglich geworden, und ihr

Meiningen den 23. April
84.

Sollten Sie auch gleich nicht mehr mein Freund seyn wollen, wie ich aus verschiedenen datis schliesse; so seyn Sie's wenigstens in einem, und lassen Sie sich von der Frau von Kalb, (die Ihnen dieses Billet mitbringen wird,) sprechen, Sie zeichnet sich gar sehr unter ihrem Geschlecht aus und ist Ihrer Geistes=produkte grosse Bewunderin, so wie sie überhaupt das Schöne u. Gute enthusiastisch fühlt.

Leben Sie wol! Ich will Sie nicht länger in angenehmen Ideen stören, als Träumer der Vergangenheit, sind von Ihrem ehmaligen Umgangsgenossen

WFHR.

NS. H. Hofbuchh. Schwan werde ich das Geld für 4. erhaltene Exemplare von Cabale u. Liebe, bald mit irgend einer Gelegenheit schicken.

Brief Reinwalds an Schiller vom 23. April 1784.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Gemahl willigte ein, daß sie hinfort in Mannheim lebe. Einigemal in der Woche kam er selbst herüber.

Nun tritt Schiller in regelmäßigen Verkehr mit Charlotte. In den langen einsamen Tagen, die sie nach der Geburt ihres ersten Kindes im Zimmer verleben muß, ist er der liebste Gesellschafter. Der Gemahl selbst hat großes Gefallen an dem geistvollen und liebenswürdigen Manne, der vertrauensvoll sein Herz vor ihnen öffnet. Die unverstandene Frau fühlt, daß nicht nur Gemeinsamkeit der geistigen Interessen, sondern eine tiefliegende Ähnlichkeit des Fühlens und Anschauens sie zu ihm hinzieht. Und so schließt sie sich mit einem Gefühle, das noch schwesterliche Freundschaft ist, an Schiller an. Sie genießen zusammen Shakespeare im Theater; der große Dichter, den die ganz in französischer Lektüre erwachsene Frau noch gar nicht kannte, tritt ihr nahe, und begeistert lebt sie in seiner Anschauung; der Dolmetsch des Britten ist Schiller. In dem noch ruhigen Gefühle freundschaftlichen Verstehens wird Charlottens melancholische Stimmung heiterer, und bei manchem Gastmahl, zu dem ihr Gemahl die Freunde des Hauses vereinigt, ist sie eine launige, selbst lustige Gesellschafterin. Sie hat uns in ihren Memoiren, die nach ihrem Tode gedruckt worden sind, Bilder aus jener Zeit entworfen, in denen zwar manche Züge ohne Zweifel unecht sind, die aber doch einen im ganzen richtigen Eindruck von jenen Tagen hinterlassen. Immer fester verwächst Schiller mit ihrem täglichen Leben und dadurch mit ihrem Herzen. Der Freundin teilt er alle seine Bekümmernisse mit; selbst was er der bessern Gesellschaft Mannheims ängstlich verschloß, einen Einblick in seine armseligen Geldverhältnisse scheint er ihr gewährt zu haben. Auch in der Liebe war sie seine Beraterin; daß Katharina Baumann ihm nicht gleichgültig war, daß Margarete Schwan, wenn sie wollte, ihn in festen Banden ziehen konnte, blieb ihr nicht verborgen.



Charlotte von Kalb.
Nach Wurzbach von Tannenbergs Schillerbuch. (Das Original war nicht zu ermitteln.)

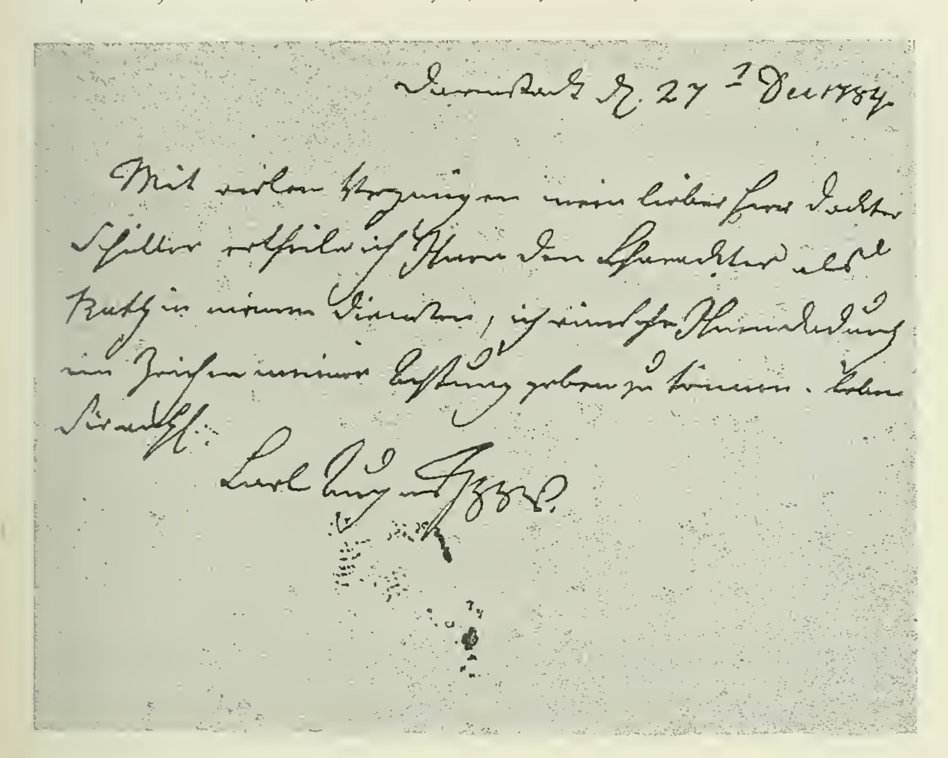
Auch der Dichter als Dichter gewann durch den Verkehr mit Charlotte. Zum erstenmale trat hier eine wirklich bedeutende Frau in sein Leben ein, deren Wort und deren Art das Gepräge reichen innern Lebens und tiefen Nachdenkens trugen, eine Frau, gegen deren Erscheinung die andern verblassen mußten. Nicht die harmlos einfache Art der Luise Millerin, bei der ihm Charlotte von Wolzogen vorgeschwebt haben mochte, sondern die durch Denken und Leiden gereifte Frau fand er hier, von der Elisabeth und die Prinzessin Eboli Züge tragen.

Schiller schaute zunächst zu Charlotte wie zu einer reifern Schwester auf und gern folgte er ihrem Rat und ihrer Führung. Sie und ihr Mann öffneten ihm manche Kreise, die ihm bisher verschlossen gewesen waren; der Verkehr mit den vielgewanderten und vielgewandten französischen Offizieren, unter denen besonders ein Major Hugo hervorragte, eröffnete ihm den Einblick in eine neue Welt. In diesen Kreisen herrschten, wie in dem Hause des Majors von Kalb selbst, die leichten, anmutig sicheren Umgangsformen der französischen Gesellschaft; die äußere gesellschaftliche Erziehung, deren der Dichter der Räuber noch so sehr bedurfte und die im Dalbergschen Hause schon begonnen worden war, hier, unter dem Vorbild der Kavaliere und durch das freundlich beratende und abmahnende Wort Charlottens, wurde sie bedeutend gefördert. Wo es immer möglich war, suchten Charlotte und ihr Gemahl dem Freunde zu nutzen; sie kannten jedenfalls schon, als sie nach Mannheim kamen, durch ihre Beziehungen zu den Wolzogens die Vergangenheit Schillers und wußten, daß er durch die Flucht die Verbindung mit Karl Eugen für immer zerschnitten hatte. Ein erster Schritt, durch fürstlichen Schutz wieder Boden zu gewinnen, war durch die Aufnahme in die Kurpfälzische Deutsche Gesellschaft geschehen: nun entschloß sich Charlotte von Kalb, einen Zufall zu nutzen, um ihm eine wirksamere fürstliche Huld zu erwirken; nur so konnte nach den Begriffen jener Zeit, die übrigens bis heute noch nicht viel anders geworden sind, der Dichter sich ein dauerndes gesellschaftliches Ansehen sichern.

Auf einer diplomatischen Reise zur Begründung des Fürstenbundes begriffen, hielt sich damals Karl August von Weimar in Darmstadt, am Hofe seines Schwiegervaters, auf. An ihn suchte Charlotte ihren Freund zu weisen. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß zur selben Zeit ein Fräulein von Wolzogen Erzieherin der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz war, und daß diese Prinzessin, die nachher Preußens große Königin wurde, damals ebenfalls am darmstädtischen Hofe weilte. Jene Wolzogen war mit Charlotte befreundet. Schiller erhielt ein Empfehlungsschreiben an sie, und zum Weihnachtsfeste 1784 zog er nach Darmstadt, um den Versuch einer Annäherung an den Freund Goethes, den im ganzen geistigen Deutschland verehrten Fürsten zu unternehmen. In der schönen gestickten Brieftasche, die ihm seine Leipziger Verehrerin gestickt hatte (vgl. S. 163), trug er den ersten Akt des Don Carlos. Es wurde ihm nicht schwer, die erste Beziehung zu den Hofkreisen zu erlangen; seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein zwanglos fesselndes Gespräch öffnete ihm die Herzen vollends. Am Abend des zweiten Weihnachtstages durfte er Karl August und dem versammelten Hofe den Anfang des neuen Schauspiels vorlesen. Charlotte hatte, wohl in Gemeinschaft mit Beck, dafür gesorgt, daß die Deklamation Schillers,

die ihm schon so manche Verlegenheit bereitet hatte, sich nach den Regeln eines einsichtigern Geschmackes milderte, und so war der Eindruck auf alle sehr günstig. Karl August fand Gefallen an dem Werk und an dem Dichter, und die Frauen sorgten dafür, daß dem fürstlichen Gaste Kunde von Schillers Schicksal und von Schillers Wünschen wurde. Am 27. Dezember, am Tage nach der Vorlesung, schrieb Karl August an Schiller das Billet, das wir in der Nachbildung mitteilen.

Die Verleihung des Ratstitels, so unbedeutend sie uns heute scheinen mag, war für Schiller von außerordentlichem, durchaus nicht nur subjektivem Werte.



Darmstadt d. 27ten Dec 1784.

Mit vielem Vergnügen mein lieber Herr Doctor Schiller ertheile ich Ihnen den Charakter als Rath in meinen Diensten, ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl.

Carl August H z S.

Handschreiben des Herzogs Karl August an Schiller vom 27. Dezember 1784.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Jetzt hatte ein deutscher Fürst seine Verdienste anerkannt, jetzt besaß er den ‚Charakter', von dem er in dem Neujahrsbriefe an Christophine so ernsthaft gesprochen hatte, jetzt mußte selbst der Vater, für den ‚ein Theaterdichter immer noch ein kleines Licht' gewesen war, anerkennen, daß er es zu etwas gebracht hatte, und sogar die Gläubiger, die den titellosen Mann gepeinigt hatten, begannen jetzt etwas respektvoller zu warten.

Gehobenen Herzens kehrte Schiller nach Mannheim zurück, freudig empfangen von Charlotte von Kalb.

Aber gerade diese Anknüpfung an Karl August, den er bald darauf in Briefen ‚seinen Herzog' nennt, lenkte seine Gedanken auf eine Entfernung von Mannheim. Thüringen, Sachsen, das Land mit den litterarischen Überlieferungen und

mit der litterarischen Gegenwart, erschien ihm mehr und mehr als der erwünschte Schauplatz eines neuen Lebens. Und wenn sich der Weg nicht gleich nach Weimar öffnete, so wies der eben begonnene Briefwechsel mit Körner auf den nach Leipzig.

Diese Pläne teilte er auch der Freundin mit; in den stillen Stunden des Gespräches erschloß er ihr, was an Zukunftsplänen und Ruhmesgedanken in seinem Herzen schlummerte. Die Möglichkeit aber, den vertrauten Freund zu verlieren, den einzigen, der sie ganz verstand, der ihrem eigensten Wesen gerecht wurde, diese Möglichkeit regte sie im Innersten auf. Jetzt treten die heißern Gefühle in ihr Bewußtsein, die der aufregungslose tägliche Verkehr vorbereitet hatte. Der drohende Verlust weckt ein heißes Verlangen nach der Erhaltung des Besitzes.

Zum erstenmale im Leben fühlte sich Schiller geliebt. Die warme Schwärmerei, mit der er den andern Frauen begegnet war, hatte höchstens freundschaftliches Wohlwollen als Erwiderung gefunden. Jetzt steht zum erstenmale in leidenschaftlicher Zuneigung ein Weib vor ihm. Und leicht gefördert durch die nahe Verwandtschaft ihres geistigen Wesens, erwacht dasselbe Gefühl in seiner Seele. Wir wissen nicht im einzelnen, wie diese Leidenschaft erwachsen ist; wir werden es auch nie erfahren. Wohl aber können wir aus den beiden Gedichten, die uns aus jener Zeit erhalten sind, ahnen, wie dem Dichter auf dem Höhepunkte der Leidenschaft zu Mute gewesen ist. Diese Gedichte sind: ‚Freigeisterei der Leidenschaft‘ und ‚Resignation‘. Zwischen ihm und Charlotte stand der Eid, der Charlotten band. Leidenschaft kämpft mit Pflicht. Und wie heiß dieser Kampf gewesen ist — ‚Kampf‘ ist auch der spätere Titel des Gedichtes — zeigt uns die ‚Freigeisterei der Leidenschaft‘. Wir müssen annehmen, daß diesmal Empfindung und Ausdruck sich deckten, und daß in leidenschaftlichen Stunden schreckhafte Gedanken und Gefühle des Dichters Seele im Innersten aufgeregt haben. Es war ein ungleicher Kampf. Charlotte war an einen ungeliebten Mann gekettet worden; niemand hatte sie um ihres Herzens Einwilligung befragt. Hunderte von Frauen waren damals in ähnlicher Lage, und wer die Geschichte jener Zeit kennt, weiß, daß der Ausgang solcher Konflikte meist nicht mit dem übereinstimmt, was eine strengere Auffassung dieser Dinge auch in der bloßen Vernunftehe immer noch für recht halten muß.

Aber Schiller und Charlotte haben den Kampf der Leidenschaft und der Pflicht so durchgefochten, daß es uns erspart bleibt, gegen sie einen Vorwurf zu erheben. Denn nicht die Leidenschaft selbst kann einen Vorwurf begründen, sondern nur die Schwäche gegen sie. Schiller hat in einem späten Briefe an Charlotte das Verhältnis als rein bezeichnet, und sowohl jenes unter der unmittelbaren Wucht der Empfindungen entstandene Gedicht, als alles, was der Scharfblick der Forschung hat ermitteln können, muß auch den zum Glauben zwingen, der etwa dem Worte Schillers nicht ohne weiteres glauben möchte.

Freilich siegte Schiller durch ein scheinbar leichtes Mittel: er floh. Denn so manche andere Gründe seine Abreise nach Leipzig haben mochte, hier, in dem Verhältnis zu Charlotte von Kalb, liegt der gewichtigste. Aber in solcher Lage ist auch die Flucht eine sittliche That, und eine gleiche sittliche That war es von jener Frau, daß sie ihn ziehen ließ. — Dem Überwindenden aber erschloß sich eine neue Welt.



bewahrt.)

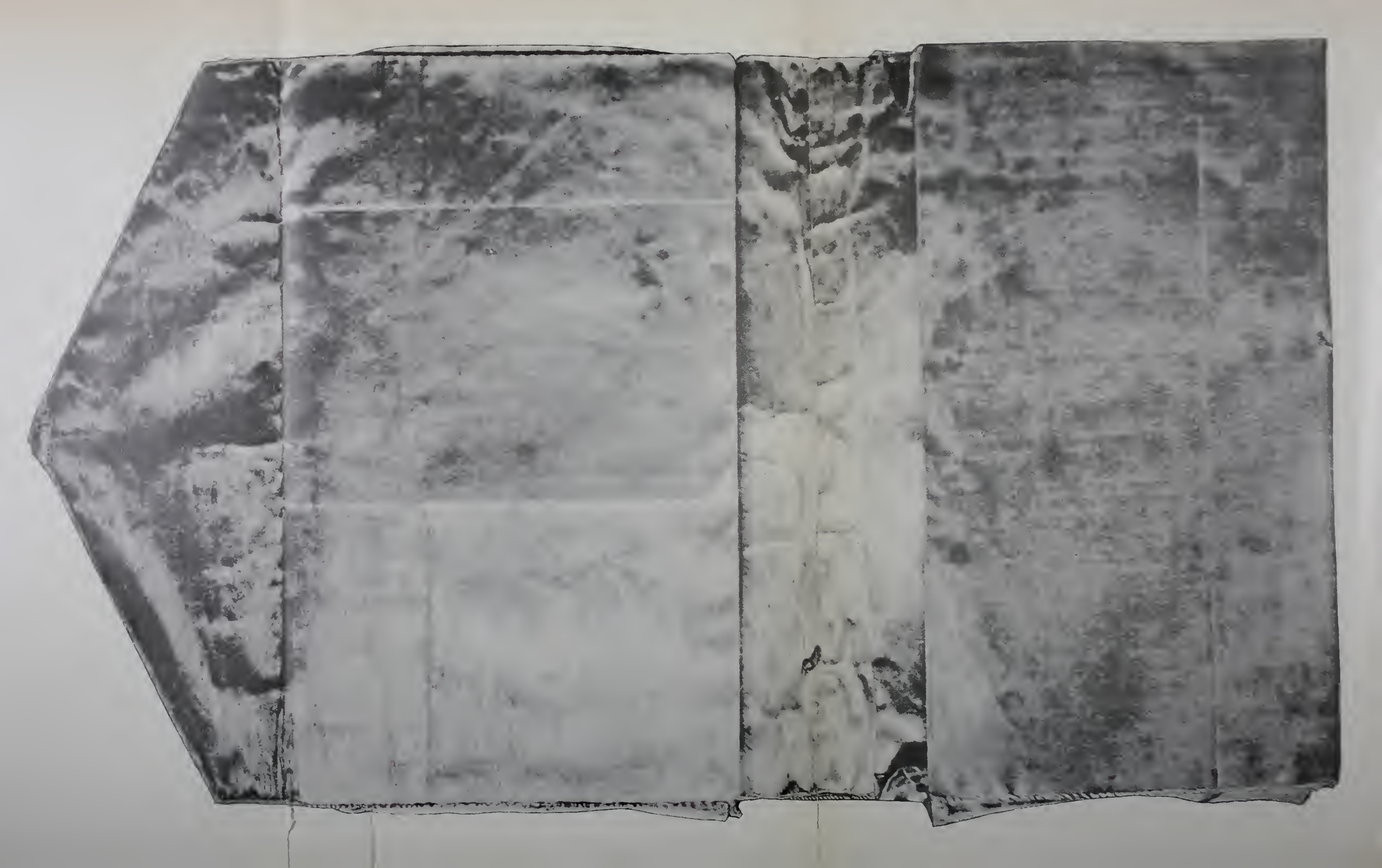


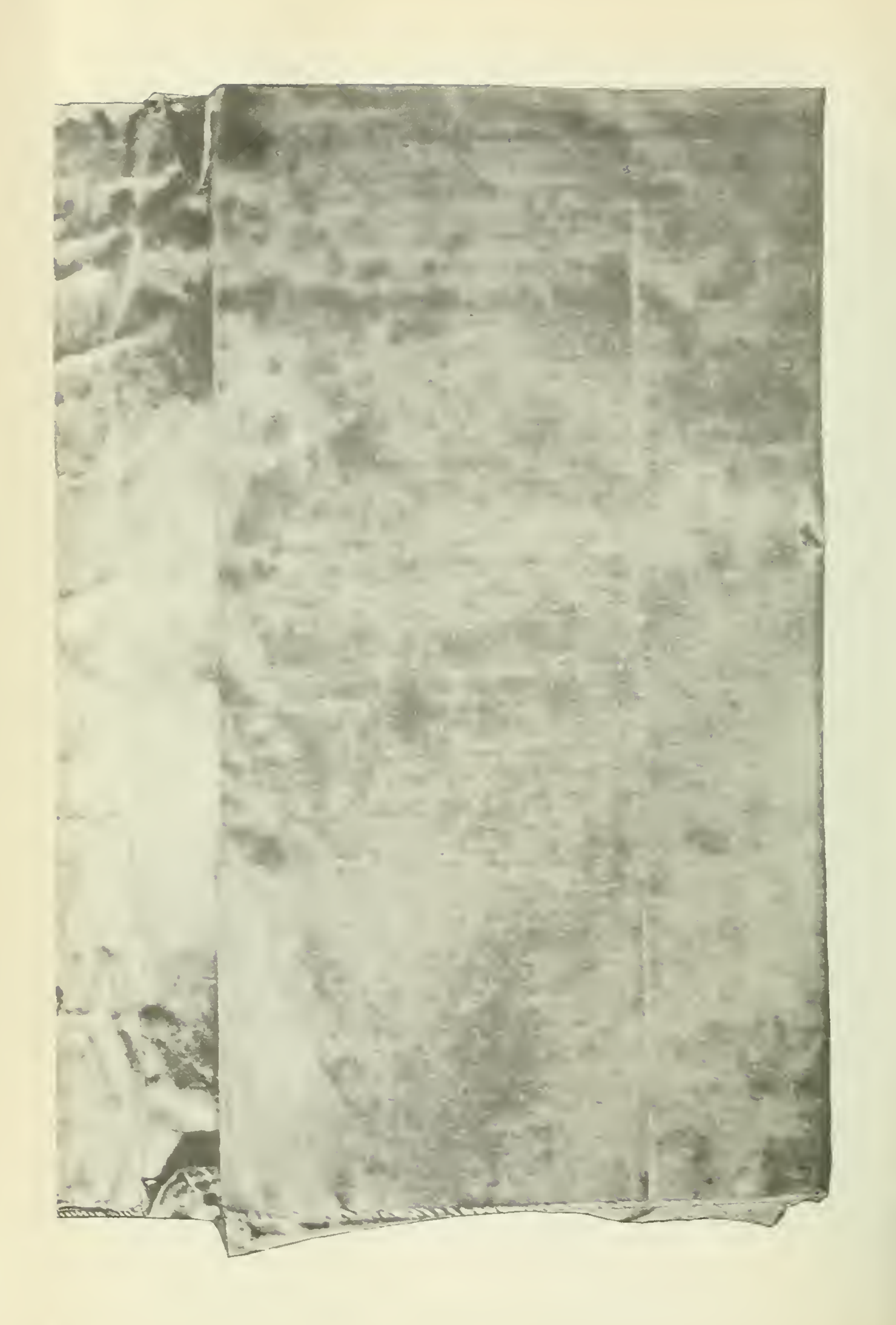
Die gestickte seidene Brieftasche, das Huldigungsgeschenk des Körnerschen Kreises an Schiller.

Nach eigner photographischer Aufnahme der Originaltasche im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

(Rückseite: Inneres.)

(In der Tasche werden noch die Originale der auf S. 166—167 wiedergegebenen vier Silberstift-Porträts von Dora Stock: Gottfried Körner, Minna Stock, Dora Stock, Ferdinand Huber aufbewahrt.)







Achtes Kapitel.

Die Lösung.

Wer eine Geschichte des deutschen Idealismus schreiben wollte, der dürfte das nicht übergehen, was wir auf den nächsten Seiten erzählen wollen. Gesinnungen, die aus der Tiefe reiner und begeisterungsfähiger Herzen, Handlungen, die aus einem opferfreudigen Willen und allem Kleinen und Gemeinen unzugänglichen Geiste quollen, haben den edeln Freundschaftsbund zwischen Schiller und Körner geschaffen. Wohl hatte Schiller schon einen Freund gefunden, der den letzten Bissen Brot und die ärmliche Lagerstatt mit ihm teilte; aber was Streicher fehlte, das war zu dem trefflichen Herzen die geistige Bedeutung, die ihm eine Art von Ebenbürtigkeit verliehen hätte. Wie der brave Beck, so hat auch Streicher sich neben Schiller klein gefühlt; ihn in seinen Gefühlen und Stimmungen zu verstehen, ist ihm gelungen, und bescheiden zurücktretend hat er düstere Augenblicke mit freundlich teilnehmendem Worte aufgehellt, aber ein Genosse, der auch dem schwindelnden Fluge des großen Geistes zu folgen vermocht hätte, ist er nicht geworden, und es ist bezeichnend, daß selbst das gleichstellende ‚Du‘ die beiden Jünglinge nicht verbunden hat. In Körner trat ihm ein Mann an die Seite, der den Dichter verstand, weil er ‚in Dichters Lande‘ zu gehen vermochte, ein Mann, der mit vielseitiger Bildung die wunderbare angeborne Fähigkeit verband, das Zusammenspiel des Gemütes und der Reflexion zu erfassen, woraus die Töne Schillerischer Dichtung quollen. Körner war bei all dieser Empfänglichkeit selbst nicht schöpferisch, und er ist als Schriftsteller längst vergessen, wie er als Vater Theodor Körners nur von wenigen gekannt wird: der Freund Schillers aber ist unsterblich, und solange unser Volk den Weg zu verfolgen liebt, den sein großer Dichter durch das Leben geschritten ist, wird es den Namen Körners preisen und an dem Vorbild jener Mannesfreundschaft sich erbauen, die nur der Tod hat lösen können.

In den ersten Junitagen des Jahres 1784 erhielt Schiller durch einen Beamten der Schwanschen Buchhandlung, der von der Leipziger Messe zurückkehrte, ein kleines Paket. Als er es öffnete, fand er darin eine schöngestickte Brieftasche (Beil. zw. S. 162/163), und in der Brieftasche lagen vier mit Silberstift gezeichnete Porträts, eine Komposition zu einem Liede aus den Räubern und ein Brief.

Die Sendung kam von unbekannter Hand. Der Brief trug keine Unterschrift. Wir teilen ihn unsern Lesern in getreuer Nachbildung mit (vergl. Beil. zw. S. 164/165). Brief und Komposition waren von der Hand Körners; seine Braut, Minna Stock, hatte mit kunstfertiger Hand die Brieftasche gestickt, deren weiße und grüne Seide auch auf die sächsische Herkunft deutete. Dora Stock, Minnas Schwester und die Verlobte von Körners Freund Huber, hatte die Porträts der kleinen Schillergemeinde gezeichnet. Was Schillers Jugenddichtungen in jugendlichen Herzen wirkten, das zeigt diese Sendung und besonders der schöne Brief, mit dem Körner sie begleitete.

Schiller hat uns den Eindruck dieser unverhofften Huldigung selbst geschildert. Es war ein erwärmender Lichtstrahl in dunkeln und kalten Tagen. ‚Ein solches Geschenk‘, schrieb er an Dalberg, ‚von fremden Menschen, die dabei kein anderes Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind, und mir für einige frohe Stunden zu danken, war mir äußerst werth, und der lauteste Zusammenruf der Welt hätte mir kaum so angenehm geschmeichelt.‘ Und an Frau von Wolzogen, mit der er damals noch in unbefangenem Briefwechsel stand, schreibt er am selben Tage: ‚Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille, und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen — durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht — aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen mich zu kennen, daß vielleicht in 100 und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich des Dichterberufes, und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis.‘

Bald aber nahmen ihn die Sorgen des Tages wieder gefangen, und vollends die peinlichen Vorkommnisse im Juli drängten die Erinnerung an die Leipziger Verehrer fürs erste zurück. Erst im Dezember machte er sich an die Beantwortung des Briefes. Wie er die Namen der Absender erfahren hat, wissen wir nicht. Vielleicht hat jener Beamte Schwans die wohl nicht einmal ernstlich auferlegte Verschwiegenheit nicht gewahrt; vielleicht — und das ist wahrscheinlicher — hat Huber dem Dichter das Rätsel freiwillig in einem neuen Briefe gelöst. Die Antwort Schillers ist an alle vier Absender zugleich gerichtet, der Adressat war Huber. Auch diesen Brief, ein Schriftstück, dergleichen unsere Litteratur nicht viele aufzuweisen hat, sind wir in der glücklichen Lage, unsern Lesern in den Zügen der Urschrift mitteilen zu können. Bescheiden, warmherzig, liebenswürdig, harmlos offen, der ganze junge Schiller zeigt sich in diesem Briefe (vgl. Beil. zw. S. 168/169).

Die Antwort auf dieses Schreiben traf Mitte Januar bei dem herzoglich weimarischen Rat Schiller ein. Aus dem Wortlaut selbst werden unsere Leser

Zu einer Zeit da die Kunst sich immer mehr zur feilen
Sklavinn reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt,
thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt,
was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Theil der
Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter
Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt
in sich einen Schwung der ihn über seine Zeitgenossen erhebt,
und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem
würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter
die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Thränen
der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er
auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde
machte, ob seine Zeitgenossen werth wären, daß er
für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung
daß ich mich mit drey Personen, die insgesammt

Körners Begleitbrief vom Juni 1784 zu der Brieftasche an Schiller.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig.

mich, Ihre Werke zu ~~lesen~~ [wenigstens]) Ihnen zu danken
und zu huldigen. Zur Probe ob ich Sie verstanden habe
habe ich ein Lied von Ihnen zu componiren versucht.
Außer der Art die ich gewählt habe, gab es noch zwei:
jede Strophe anders, oder wenigstens 3 Melodien, für
die 1te und 3te, für die 2te und 4te, und für die letzte.
Aber beyde schien mir dem Charakter eines für sich bestehen-
den Liedes weniger angemessen. Abänderungen in Rück-
sicht auf Länge, Takt, Stärke und Vortrag bleiben natür-
licher Weise bey jeder Strophe nothwendig, und die angege-
benen sind bloß die unerläßlichsten.
Wenn ich, obwohl in einem andern Fach als das Ihrige
ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salz der
Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen
wissen. Jetzt kann er zu nichts helfen.

einen unmittelbarern und lebendigern Eindruck erhalten, als ihn die Feder des Erzählers hervorbringen kann (vergl. Beil. zw. S. 170 171). Diese drei Briefe, die den langen Verkehr Schillers und Körners eröffnen, enthalten zugleich den Ausdruck der Gesinnungen, die jenen Verkehr für seine ganze Dauer beherrscht haben. Wohl stimmt sich mit den Jahren unter dem mäßigenden Einfluß der Gewohnheit und zunehmenden Reife der poetische, schwärmerische Ton herab; aber was die beiden Männer für einander fühlen, bleibt dasselbe.

Das Bedürfnis der Erklärung, der vertrauensvollen Mitteilung beherrscht die nächsten Briefe. ‚Wir wissen genug von Ihnen, um Ihnen nach Ihrem Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten; aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also kommen Sie sobald als möglich. Dann wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis.‘ So hatte Körner geschrieben. Und indem Schiller den Gedanken persönlichen Zusammenlebens aufgreift, überkommt es ihn wie die Verpflichtung, den raschen Freunden etwas von dem Menschen zu sagen, den sie in dem Dichter erwarten dürfen. ‚Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenso gut sind, wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird."

Aber auch Bestimmteres über seine Lage drängt es ihn zu sagen. ‚Ihre liebevollen Geständnisse trafen mich in einer Epoche, wo ich das Bedürfnis eines Freundes lebhafter....‘ Da wird er durch einen unvermuteten Besuch unterbrochen und legt die Feder weg. Erst nach zwölf Tagen vollendet er den Satz: ... ‚als jemals fühlte‘. In diesen Tagen muß wieder etwas Aufregendes geschehen sein; es läßt sich nicht ermitteln, was. Vermutlich waren es Unannehmlichkeiten mit den Schauspielern, die, wie er schon einige Wochen früher als gekränkter Autor vorwurfsvoll an Dalberg berichtet hatte, durch schlechtes Memorieren und noch schlechtern Vortrag seine Stücke um allen Kredit zu bringen drohten. Vielleicht haben auch Erlebnisse mit den Gläubigern hereingespielt. Kurz, neue Ereignisse peinlicher Art hatten ihm Mannheim verleidet. In den zwölf Tagen ist ‚eine Revolution in ihm vorgegangen‘. ‚Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage habe ichs in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund;

und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Konveniens und Situationen.' Es sind die Tage der erwachenden Leidenschaft für Charlotte von Kalb. Er hat diesen wichtigen Punkt seiner ,Situation' in den Briefen nicht wieder erwähnt; die düstere Leidenschaft kämpfte er ganz allein nieder. Nur einmal zuckt es wie ein Wetterleuchten fernen Gewitters auf: ,Der hiesige Horizont liegt schwer und drückend auf mir wie das Bewußtsein eines Mordes.'



Gottfried Körner.
Nach eigener Photographie des Originals in der Brieftasche.

So sehnte er sich aus Mannheim hinweg, und Leipzig mit den neuen Freunden erschien ihm wie ein lockendes Paradies. ,Leipzig erscheint meinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel.' ,In meinem Leben erinnere ich mich keiner so innigen prophetischen Gewißheit, wie diese ist, daß ich in Leipzig glücklich sein werde.' ,Bei Ihnen will ich, werde ich alles doppelt, dreifach wieder sein, was ich ehemals gewesen bin, und mehr als das alles, o meine Besten, ich werde glücklich sein. Ich wars noch nie. Weinen Sie um mich, daß ich ein solches Geständnis thun muß. Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei.'



Dora Stock.
Nach eigener Photographie des Originals in der Brieftasche.

Aber die Abreise aus Mannheim war nicht möglich, ohne mit den Gläubigern reine Tafel



Minna Stock.
Nach eigener Photographie des Originals in der Brieftasche.

zu machen; und auch wenn sie möglich gewesen wäre, das Bedürfnis, einmal diese Fesseln abzuschütteln, die ihm jeden Schritt beschwert hatten, war zu mächtig, als daß er nicht auch davon den Freunden hätte Mitteilung machen sollen; war es doch auch eine Art von Pflicht gegen diese, als wohlrangierter Mann nach Leipzig zu kommen. So ging denn am 28. Februar an Huber — denn Körner war damals in Dresden — ein Brief ab in geschäftlicherm Tone; der Dichter der Räuber bekennt seinen Verehrern, daß er Geld bedarf. Seine Pläne für die Zukunft sind diese: er will — abgesehen von der ‚leidenschaftlichen Begierde', die Freunde von Angesicht zu Angesicht zu sehen — nach Leipzig reisen, ‚teils um mich mit dem Herzog von Weimar auf einen gewissen Fuß zu arrangieren, teils um durch das bestmögliche Employ meiner Arbeiten meine Umstände in Ordnung zu bringen.' Dies letztere bezog sich zunächst auf die soeben gegründete Zeitschrift ‚Rheinische Thalia', für die er auch die rein geschäftliche Seite besorgte, und die er nun an einen Leipziger Buchhändler zu überlassen entschlossen war. ‚Zum Kaufmann schicke ich mich überhaupt so wenig als zum Kapuziner.' Außerdem aber — und wir haben Grund, diesen Plan für damals völlig ernsthaft gefaßt zu halten — will er in Leipzig das Doktorexamen machen, das ihm als ‚letzte Oelung' für den zu ergreifenden ärztlichen Beruf noch fehlte. So fließen



Ferdinand Huber.
Nach eigener Photographie des Originals in der Brieftasche.

die Pläne ineinander. ‚Aber ich kann Mannheim nicht verlassen, ohne wenigstens 100 Dukaten verschleudern zu müssen.‘ Seine Freunde und Bekannten in Mannheim kann und will er nicht auf die Probe stellen, um nicht Gefahr zu laufen ‚zum zweiten Male Timon zu werden und mit der menschlichen Natur zu zerfallen‘. ‚Meiner Familie kann ich keinen Vorschuß zumuthen, denn mein Vater ist Officier und sein Degen ist seine Besoldung. Auch habe ich drei Schwestern, denen die Existenz ihres Bruders schon mehr entzog, als sie wird hereinbringen können.‘ Darum bittet er Huber und durch ihn wohl Körner, der ihm ja schon angedeutet hatte, daß er glücklich sei, zur Linderung seines Kummers beitragen zu können, um ein Darlehen. Aber es geschieht in der für beide Teile annehmbaren Form. ‚Wollte mir ein Buchhändler zu Leipzig den ganzen Verlag der Thalia abnehmen, so würde ich schnell aus dem Embarras sein.‘ Diesen Verkauf der Zeitschrift soll Huber vermitteln. Huber sprach Körner davon, und Körner ersuchte sofort seinen Freund, den Buchhändler Göschen, in dessen Geschäft er selbst einen Teil seines Vermögens angelegt hatte, an Schiller die 300 Thaler zu schicken und die Thalia zu übernehmen. So bestand schon in ihren Anfängen Körners Freundschaft die Probe des Opfers.

Das Geld kam, und Schiller bezahlte seine Gläubiger. Mit gerührtem Herzen wird er den braven Hölzels die Summe hingetragen haben; sie waren die einzigen Menschen gewesen, die in schlimmer Stunde den Mut der That für ihn gefunden.

Auf den Anfang April wurde die Abreise festgesetzt. Körner konnte den Augenblick noch weniger erwarten, als Schiller selbst. ‚Sie müssen sobald als möglich auch von mir wissen, wie sehr ich mich nach dem Augenblick sehne, da wir Sie mit offenen Armen empfangen werden. Auch ich kenne den Durst nach Sympathie und Erfahrung. Sie ahnen, daß der Ihrige bei uns gestillt werden wird, und wir sind stolz genug, zu glauben, daß diese Ahnung Sie nicht täuscht.‘

Der letzte Brief, den Schiller vor seiner Abreise nach Leipzig an Huber richtete, zeigt uns ihn von harmlosester Vorfreude erfüllt. Mit dem Behagen häuslichen Sinnes malt er sich das Leben mit den Freunden aus, und selbst über die kleinen Dinge des täglichen Daseins und über seinen ‚närrischen Geschmack‘ unterhält er den Freund. Lassen wir Schiller darüber selbst plaudern:

„Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das Erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirtschaft; und Poesie, wissen Sie, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die irdische mahnt. Für's Andere brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie ein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichtsbedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerreißen, bis ich ihn habe.

Mannheim den 7. December 84.

Nimmermehr können Sie mirs verzeihen, meine Werthesten, daß ich auf Ihre freundschaftvollen Briefe, auf Briefe die soviel Enthousiasmus und Wohlwollen gegen mich athmeten, und von den schäzbarsten Zeichen Ihrer Güte begleitet waren, sieben Monate schweigen konnte. Ich gestehe es Ihnen, daß ich den jezigen Brief mit einer Schaamröthe niederschreibe, welche mich vor mir selbst demüthigt, und daß ich meine Augen in diesem Moment wie ein Feiger vor Ihren Zeichnungen niederschlage, die über meinem Schreibtisch hangen, und in dem Augenblik zu leben, und mich anzuklagen scheinen. Gewiß meine Vortreflichen Freunde u. Freundinnen, die Beschämung und die Verlegenheit welche ich gegenwärtig leide ist Strafe genug. Nehmen Sie keine andre mehr. Aber erlauben Sie mir nur einige Worte — nicht um diese unerhörte Nachläßigkeit zu entschuldigen, nur sie Ihnen einigermaaßen begreiflich zu machen.

Ihre Briefe, die mich unbeschreiblich erfreuten, und eine Stunde in meinem Leben auf das angenehmste aufgehellt haben, trafen mich in einer der traurigsten Stimmungen meines Herzens, worüber ich Ihnen in Briefen kein Licht geben kann. Meine damalige Gemüthsfaßung war diejenige nicht worin man sich solchen Menschen, wie ich Sie mir denke, gern zum erstenmal vors Auge bringt. Ihre schwärmerhafte Meinung von mir war freilich nur eine angenehme Illusion — aber dennoch war ich schwach genug zu wünschen, daß sie nicht allzuschnell aufhören möchte. Darum,

Schillers Dankschreiben vom 7. Dezember 1784 an Körner auf dessen Brief mit der Brieftasche.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

meiner Theuersten, behielt ich mir die Antwort auf eine beßern Stunde vor — auf einen Besuch meines Genius, wenn ich einmal, in einer schönern Laune meines Schicksals, schönern Gefühlen würde geöfnet seyn. Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Abwechselung von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblick noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsaz nach und nach in meinem jammervollen Herzen aus. Ein Zufall, ein wehmüthiger Abend erinnert mich plözlich wieder an Sie, und mein Vergehen, ich eile an den Schreibtisch Ihnen meine lieben diese schändliche Vergessenheit abzubitten, die ich auf keine Weise aus meinem Herzen mir erklären kann. Wie unfreundlich müßte Ihnen der Gedanke seyn, einen Menschen geliebt zu haben, der fähig war Ihre zuvorkommende Güte, so wie ich, zu beantworten! Wie müßten Sie Sich einer That reuen laßen, die Sie an den undankbarsten auf dem Erdboden verschwendeten! — Aber nein. Das letztere bin ich ~~noch~~ niemals gewesen, und habe schlechterdings keine Anlage es zu seyn. Wenn Sie nur einige Funken von der Wärme übrig behalten, die Sie damals gegen mich hegten, so fodere ich Sie auf mein Herz auf die strengsten Proben zu sezen, und mich diese bisherige Nachläßigkeit auf alle Arten wieder ersezen zu laßen.

Und nun genug von einer Materie, wobei ich nur so nachtheilige Rollen spiele.

Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das angenehmste waren, was mir – vor und nach – in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerei widerfahren ist, daß diese fröliche Erscheinung mich für die mancherlei verdrüßliche Schiksale schadlos hielt, welche in der Jünglingsepoche meines Lebens mich verfolgten – daß, ich sage nicht zuviel, daß Sie meine [illegible] es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufs, die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele gepreßt, zurücknahm, und mich endlich wieder glüklich fühlte – Wenn ich Ihnen dieses sage, so weiß ich, daß Ihre gütige Gesinnung gegen mich Sie nicht gereuen werden. Wenn solche Menschen, solche schöne Seelen den Dichter nicht belohnen, wer thut es denn?

Ich habe nicht ohne Grund gehoft Sie dieses Jahr noch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, weil es im Werke war, daß ich nach Berlin gehen wollte. Die Dazwischenkunft einiger Umstände macht diesen Vorsaz wenigstens für ein Jahr rükgängig, doch könnt es kommen, daß ich auf die Jubilate Messe Leipzig besuchte. Welch süßer Moment, wenn ich Sie da träfe, und Ihre wirkliche Gegenwart auch sogar die geringste Freudenerinnerung an Ihre Bilder verdunkelt! – Minna und Dora werden es wol geschehen lassen müssen, wenn sie mich bei meinen neuern poëtischen Idealen über einem kleinen Diebstal an Ihren Umrissen ertappen sollten.

Ich weiß nicht, ob Sie, mein Verehrtester, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortsezung Ihres Wohlwollens und eines ferneren Briefwechsels würdig halten können; doch bitte ich Sie mit aller Wärme, es zu thun. Nur eine engere Bekanntschaft mit mir und meinem Herzen kann Ihnen vielleicht einige Schatten derjenigen Idee zurükgeben, die Sie einst von mir hegten, und nunmehr unterdrükt haben werden. Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.

Hier erhalten Sie auch etwas Neues von meiner Feder, die Ankündigung meines Journals. Auffallen mag es Ihnen immer, daß ich diese Rolle in der Welt spielen will, aber vielleicht söhnt die Sache selbst Sie wieder mit Ihrer Vorstellung aus. Überdem zwingt ja das deutsche Publikum seine Schriftsteller, nicht nach der Zuge des Genius, sondern nach Speculazionen des Handels zu wählen. Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn mein Vorschlag wegen der Landsmannschaften durchgesezt) in einer andern Sphäre anders beschäftigt haben.

Wenn ich nur in einigen Zeilen Ihrer Verzeihung gewiß worden bin, so soll diesem Brief aufs schleunigste ein zweiter folgen. Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen.

Mit unauslöschlicher Achtung der Ihrige

Schiller.

Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten. Um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch die Bekanntschaft von Leuten zu Stande bringen, die sich meiner kleinen Wirtschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit. Ich brauche nicht mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchszimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha, dann ein Tisch und einige Sessel. Parterre und unter dem Dach kann ich nicht wohnen, und dann möchte ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthof engagiren; denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste.

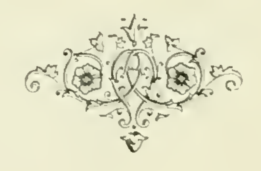
Ich schreibe Ihnen das alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv; aber Ihre Güte hat mich verwöhnt."

Der Abschied von Mannheim wurde Schiller doch nicht so leicht, wie er in dem Augenblicke, da seine Gedanken nur in der Zukunft weilten, gemeint hatte. Es war doch auch in dieser Welt manches, dessen Wert ihm in der Stunde des Scheidens noch einmal fühlbar werden mochte. Freilich, Dalberg und der größere Teil der Schauspieler waren ihm gleichgültig, wenn nicht gar zuwider geworden; er hatte unter der Zuverlässigkeit des einen, unter der kleinlichen Gehässigkeit der andern viel gelitten. Nur von Beck schied er mit Schmerzen, und daß er den braven Menschen lieb gewonnen hatte, zeigt der Umstand, daß er ihn später nach Sachsen zu ziehen versuchte. Dem Schwanschen Hause verdankte er viel; der Hofkammerrat hatte ihm das Maß von Freundschaft erwiesen, dessen der gutmütige, aber etwas eitle und vorwiegend kaufmännisch denkende Mann überhaupt fähig war. Margarete hatte ihm zwar in den letzten Monaten manchen Kummer zugefügt, aber eben ihre Eifersucht auf Frau von Kalb mochte ihm doch gezeigt haben, daß er ihr nicht gleichgültig war. Jetzt, beim Abschied, war sie voll warmer Stimmung gegen den Freund, und das sonst kühle, ja schnippische Mädchen wurde gerührt, als sie ihm zum Andenken die kostbare Brieftasche überreichte, die sie in den letzten Wochen in emsiger Arbeit für ihn gestickt hatte. Und auch in Schiller tauchten die Gefühle wieder empor, die er vordem gegen sie gehegt hatte. Mit dem Wunsche und der Versicherung eines Wiedersehens in Leipzig schieden sie voneinander.

Was beim Abschiednehmen von Frau von Kalb gesprochen worden ist, wissen wir nicht. Die Memoiren Charlottens berichten uns von einer Scene, die wir, so wie sie dort erzählt ist, nicht für ganz wahr halten können. ‚Maya-Fimante‘ überschreibt sie das Gespräch, und die Stimmung, die darin webt, ist schwärmerisch sentimental; so mochte nach Jahren der vereinsamten unglücklichen Frau jene Stimmung erscheinen; aber sie paßt nicht zu Schillers Wesen. Der Kampf in Schillers Seele war beendet, bevor er den Entschluß faßte, Mannheim zu verlassen. Mit männlichen Gefühlen hatte er ihn durchgeführt, mit männlichen

Gefühlen ist er von der geliebten Frau geschieden, und das letzte Versprechen ist das der Freundschaft gewesen.

Den Abend vor seiner Abreise brachte Schiller bei Streicher zu, dem treuen Genossen schwerer Stunden. Die vergangenen Jahre ließ er in vertrautem Gespräche noch einmal an sich vorüberziehen, mit all ihren Nöten und Enttäuschungen, ihren Kämpfen und Gefahren. Die trüben Beobachtungen über die geringe sociale Schätzung des Dichters drängten ihm den Vorsatz auf die Lippen, nun in der neuen Welt, die sich vor ihm öffnete, sich zunächst ein bürgerlich gesichertes Dasein zu schaffen, und selbst die Möglichkeit, statt des medizinischen das — ja auch auf der Akademie schon begonnene — juristische Studium zu vollenden, tauchte in seinem Kopfe auf. Und so lebendig wurde in diesem Augenblick dieser plötzliche Gedanke, daß, als er von Streicher schied, sie sich die Hände darauf gaben, so lange keiner an den andern schreiben zu wollen, bis er Minister oder der andere Kapellmeister sein würde. Streicher schließt dann sein Büchlein: ‚Aber die Himmlischen hatten anders über ihn beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Begünstigten in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht ungetreu würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, das er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erleuchtung und Stärkung kommender Geschlechter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, sowie zu dem seines eigentlichen Vaterlandes anwenden konnte.‘



Leipzig den 11. Jan. 1785.

Ihr Stillschweigen, edler Mann, war uns unerwartet,
aber nicht unerklärlich. Menschen die wir verehren und
lieben, sind wir nicht gewohnt zu verdammen, so
lange ein Grund zu ihrer Entschuldigung übrig bleibt.
Daß Sie unsre Briefe auf eine Art aufgenommen
hätten, die Ihrer unwürdig gewesen wäre, hielten
wir nicht für möglich. Jeder von uns erklärte sich
das Ausbleiben Ihrer Antwort nach seiner eigenen
Art, und jetzt freuen wir uns daß unsre Erwartung
Gewißheit geworden ist, daß wir den als Freund
lieben können, den wir als Dichter verehrten.

Die erste Absicht unsrer Briefe an Sie ist nunmehr
erreicht. Wir wissen daß unsre Äußerungen den
Eindruck auf Sie gemacht haben, den wir wünschten
und nun könnten wir unseren Briefwechsel

Körners zweiter Brief vom 11. Januar 1785 an Schiller.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Orginals im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

schriften soll er fortgesetzt werden, so müßte ein
fremder seyn, sonst hat es für beyde Theile weder
Folge noch Erfreuliches als Unangenehmes. Wir
wüßten genug von Ihnen um Ihnen nach Ihrem
Briefe unsere ganze Freundschaft anzubieten;
aber Sie kennen uns noch nicht genug. Also
kommen Sie selbst sobald als möglich. Dann
wird sich manches sagen lassen, was sich jetzt noch
nicht schreiben läßt. Es schmerzt uns, daß ein Mann
der uns schätzbar ist, Kummer zu haben scheint. Wir wünschten
uns ihn lindern zu können, und dieß macht uns Ihre
Freundschaft zum Bedürfniß.

Ihre Elegie sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte
mir doch leid thun wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden
was Ihre eigentliche Bestimmung zu seyn scheint. Alles
was die Geschichte in Charakteren und Situationen

Geistes liefert, und Shakespeare noch nicht er-
schöpft hat, verlangt Ihren Künstler. Dieß ist
gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiernach von Zeit
zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie die übrigen
im Genuß Ihrer eignen Ideen schwelgen, zeigen
Ihrem Geist und Herzen Luft machen, und Menschen
die Sie zu schaffen vermögen, werden Sie auch für
die Früchte Ihrer Lieblingsstunden finden, während
daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu
erwarten berechtigt ist, zugleich die Foderungen Ihres
Zeitalters und Ihres Vaterlands befriedigen.
Leben Sie wohl. Unser gemeinschaftlicher Wunsch ist
Sie glücklich zu wissen – Möchten wir doch dadurch etwas
dazu beitragen können, daß wir uns näher an
Sie anschließen! —

der Ihrige
Körner.





Neuntes Kapitel.

Rückblick.

Mit der Abreise von Mannheim schließt ein wichtiger Abschnitt auch der innern Entwickelung Schillers ab. Leipzig und Dresden leiteten eine neue Epoche ein.

Die in Stuttgart und Mannheim entstandenen Dichtungen Schillers einer umfassenden ästhetischen Würdigung zu unterziehen, hieße die Grenzen dieses Buches überschreiten. Wohl aber dürfen wir einige Augenblicke verwenden, um jene Dichtungen unter biographischem Gesichtspunkte zu betrachten.

Goethe hat einmal gesagt: ‚Alles, was von mir bekannt geworden ist, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession‘; wie er als Jüngling das erste Glück der Liebe in herrlichen Tönen aller Welt verkündete, so hat er auch im weitern Fortschritt den Vorgängen seines innersten Lebens im Lied oder im prosaischen Bericht Ausdruck gegeben. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Dichtungen Schillers weit weniger solche Bekenntnisse sind; doch aber sind sie es nicht so wenig, wie man noch allgemein glaubt. Während die Erklärer Goethischer Gedichte überall nach den aufhellenden Thatsachen aus dem Leben des Dichters suchen, ist das bei der Erklärung der Gedichte Schillers kaum üblich.

Einer der geistvollsten und tiefsinnigsten Kenner unseres klassischen Schrifttums, Kuno Fischer, hat jenen Gesichtspunkt des Bekenntnisses an die Jugendschöpfungen Schillers herangebracht, und wer seine Erörterungen mit der nötigen Kenntnis von Schillers äußerm Lebensgange liest, kann sich ihrer Wahrheit nicht verschließen. Jedes Gedicht der Jugendzeit ist ein Spiegelbild seines geistigen Entwickelungszustandes, vielen liegen ganz bestimmte Anlässe und Vorkommnisse zu Grunde, und auch in den Dramen fühlen wir, daß selbst die scheinbar erfundenen Gestalten unmittelbar in dem Leben des Dichters wurzeln.

Das Stürmisch-Maßlose in dem Gedankenflug und in der Sprache der Jugendwerke ist die Folge eines natürlichen Gegensatzes. Es drängt den Dichter, auszusprechen, was seine Seele erfüllt: noch aber sind die Gefühle neu und gewaltig, und wuchtig, wie der Absturz des Bergstroms im Hochgebirge, brausen sie dahin. Der Dichter ringt nach dem Ausdruck solcher Gefühle, und die Sprache soll ihm ihr Abbild sein. Das einfache Wort scheint ihm nicht genug auszusprechen:

er häuft sie: der einfache Satz scheint ihm matt: er schwellt ihn durch Beiworte, Unterbrechungen: Vergleiche und Bilder drängen sich aneinander und durcheinander und sollen durch Zahl und pathetischen Inhalt im Leser die Vorstellungen bekräftigen, die kolossalisch und überschwenglich in der Seele des Dichters leben. Noch überwiegt der Dichter den Künstler: noch überwiegt die Phantasie die Fähigkeit der Formgebung: noch ringt der Gedanke mit der scheinbar beengenden und doch so heilsamen Fessel des Wortes; noch ist die Stufe nicht erreicht, da sich, wie Geibel von ihm sagt:

> ‚voll Wohllaut ineinander stimmend
> Gedank' und Leben, Sinn und Form durchdrang.‘

Dieser Kampf des Dichters mit dem Künstler hat bei Schiller länger gewährt als bei irgend jemand. Zwei Rücksichten erklären das. Schiller war von Natur stürmisch, in seinem Empfinden und Wollen lag ein gut Teil von jener ursprünglichen Kraft und Wucht, die dem deutschen Wesen von altersher eignet. Und mit diesem Temperament, das sich erst verhältnismäßig spät unter dem Einfluß des Weltlaufs und der erstarkenden Reflexion milderte, hat er die Jahre erwachender Manneskraft in den Mauern einer pedantisch regierten Anstalt zubringen müssen; die Gefühle des Trotzes, die jenem Alter so natürlich sind, haben durch keine Gewöhnung sich abgenutzt: der Anblick seiner Lage, das rücksichtslose Eingreifen des Herzogs in seine Herzensträume haben im Gegenteil jene Gefühle fortwährend gesteigert, und so kommt es, daß sie bei Schiller auch zeitlich länger vorgehalten haben, als es bei normaler Entwickelung geschehen sein würde.

Der Gegensatz von Zwang und Freiheit beherrscht inhaltlich die Jugenddichtungen Schillers; aus ihm leitet sich die ganze Fülle ihrer vielfältigen Stimmungen her.

Der Fürst, der dem Jüngling Schiller die Freiheit der Bewegung nahm, war der vollendete Vertreter des Absolutismus; er betrachtete sich als das Abbild der göttlichen Allmacht, und neben seinem Willen sollte es keinen andern geben. Gegen seine Wünsche und Begierden galt kein Einspruch, und wer sich ihnen entgegenstellte, wurde zermalmt. Solch ein Mensch aber erklärt sich nicht aus sich selbst: er war das Resultat der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, die Rute, die das Volk selber sich gebunden hatte. Er war die äußerste Folgerung einer Scheinkultur, die nur von unselbständigen Geistern und selbstischen Charakteren als endgültiger Zustand aufgefaßt werden mochte. Der Glanz, mit dem diese Scheinkultur auftrat, blendete nur wenige; und je mehr sie sich nährte von dem Schweiß des Bauern und des Bürgers und von der Schlechtigkeit weniger Streber, desto deutlicher und allgemeiner wurde das Gefühl, daß sie mit den Erfordernissen gemeiner Wohlfahrt nicht im Einklang stand.

Dieses Gefühl brach im vorigen Jahrhundert überall da durch, wo dem Absolutismus die Zügelung des eigenen Willens abging: seinen klassischen Ausdruck erlangte es in den Schriften Rousseaus. Er fand die Formel, in der es den Weg durch die Welt machte; er stellt die auf künstlichen Grundlagen errichtete und aufs Künstliche gerichtete Gesellschaftsordnung in Gegensatz zu einem

erträumten, einst gewesenen und nun wieder ersehnten glücklichen Urzustand des menschlichen Geschlechtes; nur ein Weg führt zu diesem goldenen Zeitalter zurück: das ist der Weg durch die Natur. Zu ihr muß die krankende Menschheit zurückkehren, um zu gesunden. Sie weiß nichts von dem heillosen Unterschied der Stände; vor ihrem heiligen Frieden und ihren ewigen unwandelbaren Gesetzen hält nichts Unlauteres stand. Unlauter aber ist alles Menschenwerk. Es gibt eine natürliche Weltordnung, von der die damalige Gesellschafts- und Staatsordnung nur das traurige Gegenteil ist. Der Bruch mit der sogenannten Kultur, die Rückkehr zur Natur — das ist das Evangelium Rousseaus, dem damals alle bessern Geister anhingen.

In Schillers echoreicher Brust fanden diese Gedanken lauten Wiederhall. Der Dichter, der in reifem Alter noch singen konnte:

> Die Welt ist vollkommen überall,
> Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,

hat in jungen Jahren dem französischen Naturphilosophen zugejauchzt, und auf Schritt und Tritt begegnet uns der Einfluß Rousseauischer Gedanken. Eins seiner frühesten Gedichte feiert Rousseau als der Größten einen und klagt in zornigen Tönen über die Unbill und die Verkennung, mit denen er im Leben hat kämpfen müssen. Daß Schiller die ‚Neue Heloise‘ in der Karlsschule gelesen hat, steht fest, und nicht geringern Eindruck wird das wunderbare Buch auf ihn gemacht haben, als auf jene französische Fürstin, der es in die Hände fiel, als der Wagen vorfuhr, um sie zum Opernball zu bringen, und die, vertieft in die Lektüre, den Wagen unbenutzt um vier Uhr morgens wegschickte. Und aus dem Interesse für das Buch erwuchs dann das für den Verfasser. Dies Interesse befriedigten dem jungen Rousseauschwärmer die ‚Denkwürdigkeiten von Johann Jakob Rousseau‘, die Helfrich Peter Sturz veröffentlichte und die ein Jahr nach Rousseaus Tode erschienen. Die Denkwürdigkeiten stützten sich nicht auf die ‚Confessions‘, die erst im Jahre 1781 zu erscheinen begannen, sondern auf handschriftliche Berichte, die wiederum aus verschiedenen, meist schweizerischen Quellen stammten. Das Leben Rousseaus erschien Schiller als das tragische Schauspiel eines zunächst vergeblichen, aber rühmlichen Kampfes mit den Vorurteilen und dem Eigennutz einer entarteten Gesellschaft. Diesen Kampf sah auch er, der enttäuschte und geknechtete Akademist, als seine Aufgabe an, und was in ihm schlummerte an Sehnsucht nach Freiheit und Natur, das entzündete sich an dem Bilde, das ihm Sturz von Rousseau entwarf. Dabei kommt es gar nicht in Betracht, daß dieses Bild sich sehr wenig mit dem Original deckte und daß das Leben des wirklichen Rousseau uns Heutigen schwerlich so begeisternd erscheinen dürfte.

Zahlreich sind aus der Wende des achten und neunten Jahrzehnts die Andeutungen, aus denen wir erkennen, wie sehr Rousseau nicht nur durch seine allgemeine Stimmung, sondern auch durch Einzelheiten auf Schiller wirkte. In der Selbstrecension der Räuber citiert er einen von Sturz überlieferten Ausspruch des Franzosen über Plutarch, und in der ‚Erinnerung an das Publikum‘,

gelegentlich der ersten Aufführung des Fiesco, heißt es: ‚Fiesco, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes zu sagen weiß, als daß ihn J. J. Rousseau in seinem Herzen trug.‘

Wenn Rousseau zur Natur zurückrief, so rechnete er zu ihr auch die menschliche Seele, und die Pflege und Belebung der ursprünglichen, lange verdunkelten und entstellten Gefühle des Herzens war seine Hauptaufgabe. Die reinen, seelischen, durch nichts Äußerliches gehemmten Beziehungen von Mensch zu Mensch, das instinktive Verstehen des seelenverwandten Nächsten, die Wahlverwandtschaft gegenüber der Konvention, das sind Dinge, die bei Rousseau immer wiederkehren. Die wahre Leidenschaft wird durch diese Gedanken wieder in ihr gutes Recht eingesetzt; und jene Schwärmerei, wie sie in der Neuen Heloise, in Goethes Werther, in den ersten Lauraliedern Schillers und in unzähligen Gedichten unberühmterer Zeitgenossen klagt und jauchzt, ist nur eine andere Saite auf der wiedererklingenden Harfe des menschlichen Herzens. Selbst in den ersten Briefen zwischen Schiller und Körner ist das Freundschaftsideal noch mächtig, das aus Rousseauischer Stimmung heraus einst in dem Karlsschüler sich gebildet hatte. Und wer den Brief an Scharffenstein liest, in dem Schiller mit blutendem Herzen über den Bruch eines für die Ewigkeit geschlossenen schwärmerischen Bundes klagt, der fühlt, wie beherrschend jene Vorstellungen waren. Natur und Mensch, Welt und Herz, Pflanze und Seele gehorchen einem und demselben Gesetze — dem Gesetze der Liebe, das die Dinge zu einander zieht; der Geist, der, in den Lauraliedern, Seele zu Seele zwingt, ist derselbe, der ‚die schwebenden Planeten‘ lehrt ‚ewgen Ringgangs um die Sonne fliehn‘.

‚Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.‘
(Phantasie an Laura.)

Den früh schon philosophischem Grübeln zuneigenden Dichter haben diese Gedanken zu einer Art von geschlossener Weltanschauung geführt, die sich einem poetischen Pantheismus zuneigt, in der allbelebten Natur die Stufenfolge einer planmäßigen, beglückenden Entwickelung sehend. Und in dieser ganzen Entwickelung herrscht nur ein Gesetz: das ist das Gesetz der Anziehung, wie es in der Ode ‚Die Freundschaft‘ gefeiert wird; ‚Geisterreich und Körperweltgewühle‘ werden von ihm in gleicher Weise regiert. Wo so Natur und Geist als eins erscheinen, da ist die Natur selbst dem Dichter wie ein Freund, wie eine Braut: Rousseau läßt St. Preux in der ‚Neuen Heloise‘ zu Julia sagen: ‚Wir wollen die Natur beseelen, denn sie ist tot ohne das Feuer der Liebe‘ (I, 38, am Ende); Schiller ruft:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie!

Das war die Zeit, von der er später in seinen ‚Idealen‘ spricht:

Wie einst in flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,

Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß:
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur in Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quelle Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Herzens Wiederhall.

Mit dieser Warmherzigkeit und diesem Liebesbedürfnis stand der Jüngling in einer kalten Welt. So liebenswürdig ihn der Flug optimistischer Begeisterung machte und so gern sich Mitgeborene und Gleichgestimmte darum an ihn anschlossen, das Ideal der wahren, völlig verstehenden Freundschaft blieb ihm bis hart an die Schwelle der Mannesjahre unerfüllt, und erst in Körner erstand ihm der ‚Raphael‘, wie er ihn in der Freundschaftsode geträumt hatte. Und wenig früher erst sollte er zum erstenmale die Leidenschaft zu einer Frau wirklich fühlen, die er in den Lauraliedern für ein Phantasiegebilde empfunden hatte. Denn es widerspricht aller innern Wahrscheinlichkeit, daß jene Laura die dreißigjährige Hauptmannswitwe Vischer oder irgend eine der andern Frauen gewesen sei, die der philologische Scharfsinn als ihr Urbild nachzuweisen versucht hat. Laura war eine Gestalt seiner Phantasie; es ging dem von neuen und überwältigenden Gefühlen erfaßten jungen Dichter, wie es Rousseau erging: ‚Ich war trunken von Liebe ohne einen Gegenstand.‘ Die Lieder aber sind darum nicht minder wahrhafte Bekenntnisse seines Seelenzustandes.

Überall um sich sucht der Dichter nach menschlich wahren und warmen Gefühlen, überall findet er in der Wirklichkeit ihren Mangel. Und ihrem Wachsen und Wirken, dem Siege der ‚Menschlichkeit‘ stellen sich die Zustände der Welt entgegen. Diese Zustände aber erscheinen dem Karlsschüler, dem armseligen, getäuschten Regimentsarzt, dem in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Dichter ganz naturgemäß unter der ihm beständig vor Augen stehenden Form: Fürstentyrannei, Unterdrückung jedes freien und edeln Strebens, Verachtung des Gefühls und des Rechtes der Menschen. Damit betreten wir das Hauptgebiet, auf dem sich Schillers Jugenddichtungen bewegen: der Widerstand, der Kampf gegen die brutalen, der Natur entfremdeten Anschauungen des damaligen Absolutismus und seines vielgestaltigen Gefolges.

Herzog Karl Eugen und die Anschauungswelt, die in ihm gipfelte, haben außerordentlichen Einfluß auf Schillers Jugenddichtungen ausgeübt.

Wechselnd waren die Stimmungen, mit denen der Dichter die Gestalt dieses Fürsten betrachtete. Die der Abneigung und gar des Hasses wog vor. Daneben aber verfehlte doch auch das Glänzende und Prächtige der Erscheinung nicht

seinen Eindruck auf das Gemüt des für alles Stolze und Hoheitsvolle empfänglichen Jünglings. Kuno Fischer macht die ansprechende Bemerkung, daß Schiller die unvergleichliche Kunst in der Darstellung der Fürsten nicht ohne die häufige Anschauung Karls besessen haben würde. „Woher gewann er, der Sohn eines Dorfbarbiers, der es in einem abenteuerlichen Lebensgange vom Feldscher zum Hauptmann gebracht hatte, eine solche sichere und eingelebte Anschauung, ich möchte sagen Fühlung fürstlichen Wesens, wenn nicht Herzog Karl, ein Meister in der fürstlichen Kunst des Repräsentierens, ihm zum Modell gedient hätte?“

Von den ersten Kinderjahren an hatte der Herzog in Schillers Leben eine große Rolle gespielt. In den Gesprächen am Familientisch des Hauptmanns Schiller, in dessen Schicksale er so oft eingriff, hatte Karl Eugen einen breiten Platz, und so bildete sich schon in den Kindern eine vergrößernde Vorstellung von ihm. Und als sie nun in Ludwigsburg ihn von Angesicht zu Angesicht selber schauen durften, umgeben von seinem glänzenden Hofstaat, in dem Nimbus militärischer Macht und sinnberückenden Kunstprunkes, da mochte der arme dürftige Knabe in ihm wohl einen „Erdengott“ sehen. Dann ließ sich dieser Erdengott jahrelang zu den Söhnen des Staubes leutselig herab und affektierte jene Väterlichkeit, von der wir früher berichtet haben. In der Anstalt drehte sich alles um ihn, er war und blieb, anwesend oder abwesend, der Mittelpunkt des Lebens für jeden Schüler. Sein Lob und seine Strafe waren wie Sonnenschein und Regen. Und endlich griff er hemmend und enttäuschend in das Leben Schillers ein.

Kein Wunder, daß dieses Mannes Spuren überall in den Jugendwerken des Dichters zu finden sind: kleine, flüchtige Spuren und breite, tiefeingedrückte. Das Fest zu Beginn des Fiesco ist ein Abglanz der Feste in Ludwigsburg, deren bewundernder Zeuge der kleine Fritz so oft gewesen war. Im zweiten Akte der Räuber sagt Karl Moor: „Diesen Rubin zog ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd zu den Füßen seines Fürsten niederwarf. Er hatte sich aus dem Pöbelstaub zu seinem ersten Günstlinge emporgeschmeichelt. Der Fall seines Nachbarn war seiner Hoheit Schemel.“ Jedermann muß hier eine Erinnerung an Montmartin und Rieger sehen, die gewaltigen Günstlinge, deren einer den andern durch eine Intrigue beseitigte. Und sogar in dem kleinen Zuge, daß in Kabale und Liebe die Lady Milford erzählt: „Jetzt führte mein Schicksal Ihren Herzog nach Hamburg“, dürfen wir mit Kuno Fischer eine Anspielung auf die Reise sehen, die Karl Eugen 1781 mit Franziska von Hohenheim bis Hamburg gemacht hatte.

Die breiten, tiefeingedrückten Spuren überwiegen diese flüchtigen bei weitem. Fast alles, wogegen sich die Jugenddichtung Schillers richtet, trägt den Stempel des württembergischen Tyrannen. Mit glühenden Worten richtet sich schon in der Anthologie ein Gedicht gegen ihn: „Die schlimmen Monarchen“ (Hist. krit. Ausgabe I, S. 341 ff.). Der alte Hamletsche Gedanke von der gleichmachenden Gewalt des Todes mischt sich hier mit dem echt Schillerischen von der strafenden und rächenden Gewalt der öffentlichen Meinung und des Dichterwortes. Hekate soll des Gruftgewölbes Riegel lösen, in dem die Fürsten, die schlimmen Monarchen, ruhen.

,Hier das Ufer? Hier in diesen Grotten
Stranden eurer Wünsche stolze Flotten?
Hier — wo eurer Größe Flut sich stößt?'

Und weiter:

,Stolze Pflanzen in so niedren Beeten!
Seht doch! wie mit welken Majestäten
Garstig spaßt der unverschämte Tod!'

Was im Leben das Entzücken und das Glück der Fürsten ausgemacht hat, das läßt der Dichter vorüberziehen: den Krieg mit dem Ruhm und dem Jubelgeschrei des Volkes, die Jagd mit Hörnerklang und Meutebellen, das Karl Eugen so gern gehört hatte:

,Siebenschläfer! — o so hört die hellen
Hörner klingen und die Doggen bellen!
Tausendröhrigt knallt das Jagdenfeur;
Muntre Rosse wiehern nach dem Forste,
Blutig wälzt der Eber seine Stachelborste,
Und — der Sieg ist eu'r!'

Dann naht sich nach Krieg, Sieg und Jagd die Frauenhuld, die einst das Glück der Fürsten ausmachte; aber auch sie vermag nicht die Toten zu erwecken; Glanz und Herrlichkeit der Welt sind vorbei, das Andenken an die schlechten Thaten bleibt lebendig. Wie leeres Theatergepränge erscheint ihm ihr Leben, wie das Theatergepränge, das er einst in Ludwigsburg als Sohn des Hauptmanns Schiller mit angesehen hatte:

,Und ihr rasselt, Gottes Riesenpuppen,
Hoch daher in kindisch stolzen Gruppen,
Gleich dem Gaukler in dem Opernhaus!'

Aber nur die ,Pöbelteufel' spenden Beifall, die Guten haben sich von dem nichtigen Schauspiel abgewendet. Und aus der Fülle der Thaten, denen die Nachwelt flucht, hebt Schiller zwei heraus, die aus der eben vergangenen württembergischen Geschichte berühmt waren: das eine ist die Münzfälschung, mit der Karl Alexander dem Wohlstand seines Volkes schwere Wunden geschlagen hatte:

,Prägt ihr zwar — Hohn ihrem falschen Schalle! —
Euer Bild auf lügende Metalle,
Schnödes Kupfer adelt ihr zu Gold!'

Das andere ist jener Erlaß, in dem Karl Eugen seine bisherigen Sünden bedauerte und ein neues Leben versprach (S. 32). Schiller hat diesen demütigen Worten die Aufrichtigkeit abgesprochen, und es ist ja allerdings wahr, daß die heimtückische Ergreifung und grausame Einkerkerung des unglücklichen Schubart nach und trotz jener Reueanwandlung erfolgt ist. Heftiger konnte ein Dichter seine Ansicht von diesen Dingen nicht äußern, als es Schiller hier gethan hat:

,Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit *lächerlicher Tugend*,
Die — Hanswurst erfand!'

Des Dichters Pflicht aber ist, die schlimmen Monarchen zu strafen: der Lieblings-

gedanke Schillers von der richtenden Sendung des Liedes tritt uns schon hier entgegen:

> ‚Aber zittert für des Liedes Sprache,
> Kühnlich durch den Purpur bohrt der Pfeil der Rache
> Fürstenherzen kalt.'

Der lauteste Protest Schillers gegen Karl Eugen und dessen Welt sind die Räuber. Erinnern wir uns, unter welchen Umständen sie entstanden. Schiller mußte wider Erwarten noch ein Jahr länger in der Akademie bleiben, als sonst üblich war; der Herzog wollte sein ‚Feuer noch etwas dämpfen'. Jetzt regt sich in der jugendlichen Seele Haß gegen die Fesseln und den, der sie ihm angelegt hatte: das Feuer, das der Herzog zu dämpfen glaubte, strömte in eine Dichtung aus. Karl Moor ist Schillers Selbstbekenntnis; er ist der laute Aufschrei des von unerträglichem Zwange gedrückten Jünglings, der sich zu hohen Dingen fähig fühlt und durch Bosheit und Gleichgültigkeit auf niedrige Bahn gedrängt sieht; und weil er die niedrige Bahn verabscheut, so befriedigt er seinen Thatendrang außerhalb aller Bahnen. Karl Moor ist genährt an den Ideen Rousseaus: Gesetze der Menschen und Konventionen sind verwerflich, nur die Natur und was unmittelbar aus ihren Händen hervorgeht, ist groß und edel. ‚Da verrammeln sie sich die gesunde Natur durch abgeschmackte Konventionen.' ‚Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Seculum.' ‚Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze. Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus!' ‚Mein Geist dürstet nach Thaten, mein Atem nach Freiheit.' Und da die bestehende Gesellschaft ihm keinen Platz zum Handeln gewährt, nimmt er ihn sich außerhalb ihrer; und da allenthalben Schlechtigkeit herrscht und die Gerechtigkeit aufgehört hat, wirft er sich zum Rächer und Besserer auf: ‚Wiedervergeltung ist mein Handwerk, Rache mein Gewerbe.' Wir erinnern uns unwillkürlich an Kleists Michael Kohlhaas.

Aber dieser Karl Moor ist trotz aller Entschlossenheit und allem Fanatismus kein in sich geschlossener Charakter. Die wechselnden Stimmungen, die in Schillers weltunkundiger Seele damals auf- und abwogten, erscheinen uns auch in dem dichterischen Abbild. Eine Sehnsucht nach irdischem Glück, die wiederum doch nur in den Grenzen und durch die Mittel der bestehenden Gesellschaft zu befriedigen ist, folgt dem wilden bis zur Grausamkeit steigenden Aufbrausen des Thatendranges; es kommen Augenblicke, da der gewaltige Räuber weich wird, da ihm die Folgen seines Handelns in ihrer Furchtbarkeit aufdämmern und da gegen die Bilder des Mordens und Brennens die Bilder des Liebesglücks und des Heimatfriedens in seiner Seele emporsteigen. Aber diese Bilder können sich nie erfüllen; zwischen ihnen und der Wirklichkeit stehen die Handlungen Karl Moors. Da verdüstert sich sein Sinn; der Zweifel an der sittlichen Berechtigung seines Handelns und die Unmöglichkeit stillen Glückes werfen ihn einen Augenblick in Verzweiflung. Es erscheint ihm alles schal und nichtig, und nur der Tod, die Verneinung alles Daseins, hat noch Wert. Der Thatendrang scheint er-

loschen, inneres und äußeres Elend lasten auf ihm: da geht durch seine Seele der Gedanke, die Welt zu verlassen, freiwillig aus ihr zu scheiden. Aber das gewaltige Persönlichkeitsgefühl rettet ihn vor dieser furchtsamen Handlung: ‚Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden!‘ Was da kommt, ist einerlei; der Mensch trägt den Maßstab der Dinge in sich: ‚Ich bin mein Himmel und meine Hölle‘, sagt er an einer andern Stelle. Er fährt fort ein ‚erhabener Verbrecher‘ zu sein, und, als er schließlich sich dem innern und äußern Zwang der Dinge beugt, da spricht noch aus der letzten Handlung ein unausrottbares Bewußtsein eigenen Wertes und eigener Größe.

Alle diese Gefühle haben in Schillers Brust gelebt und sind durch die äußere Lage in ihm erweckt worden. Sein starkes, stolzes Persönlichkeitsgefühl trat in Konflikt mit der gleichmachenden Welt, die ihn umgab; wie oft mag er in unmittelbarer Anwendung auf seine eigene Lage gedacht und gerufen haben: ‚Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze.‘ Und wenn er auch Moors Übertritt zu den gesellschaftsfeindlichen Räubern aus der fremden Erzählung übernahm: auch sein Entschluß war es, außerhalb der ihm durch Erziehung und Verhältnisse gezogenen Grenzen zu wirken und wenigstens dichterisch der entarteten und verknöcherten Welt wie ein Rächer entgegenzutreten: ‚was die Arznei nicht heilt, das heilt das Messer, was das Messer nicht heilt, das heilt das Feuer‘ setzte er vor sein Jugendwerk. Und den erdrückenden Gegensatz zwischen seinem Wollen und der Möglichkeit der Erfüllung hat er schmerzlich empfunden: tiefe Niedergeschlagenheit hat ihn in jener Zeit oft beherrscht, und mehr als einmal verzagte er am Leben: ‚Je mehr ich mich‘, schrieb er 1780 an den Hauptmann von Hoven, ‚dem reiferen Alter nähere, desto mehr wünscht' ich als Kind gestorben zu sein.‘ Und wer die Anthologie durchblättert, stößt nur zu oft auf düstere Bilder des Todes. Aber auch ihn rettete das starke Gefühl der Persönlichkeit, und der Mut des Lebens siegte über den Reiz des Todes.

In den Räubern spiegelt sich am deutlichsten Schillers jugendlich stürmende und schwärmende Seele. Aber auch in den beiden andern Jugendstücken würde dem tiefer eindringenden Leser manche Ähnlichkeit zwischen dem Dichter und seinen Gestalten auffallen. Fiescos Ehrgeiz konnte so nur ein Mann schildern, der dieselbe brennende Leidenschaft in seiner Seele fühlte und der aus eigener Erfahrung wußte, an welchen Abgründen sie vorbeiführt. Doch aber ist der Pulsschlag des Persönlichen in diesem Stücke am schwächsten. Unter dem furchtbaren, ertötenden Druck äußerer Not und Entbehrung entstand es, und dieser Druck raubte sogar der gewaltigen Thatkraft des Dichters die Sammlung, in der allein es möglich ist aus dem Innersten herauszuschöpfen; die Ausstellungen Dalbergs und die mehrmaligen Umarbeitungen dämpften das Feuer der Unmittelbarkeit. Das Publikum mochte das fühlen, und der versagte Beifall hat hier eine tiefere Bedeutung. Auch heute übt der Fiesco lange nicht die Wirkung, deren die Räuber und Luise Millerin auf jede jugendlich gärende Seele sicher sind.

In Kabale und Liebe schlägt der Pulsschlag Friedrich Schillers wieder laut. Das ganze Stück ist ein Protest gegen die durch Konvenienzrücksichten erschlaffte und entartete Gesellschaft. Wie Schiller selbst dem Herzog, so trotzt Ferdinand

dem Vater, der Träger Rousseauischer Ideen von Wahlverwandtschaft und Liebe dem starren Vertreter einer Anschauung, der die starken und reinen Triebe der Natur lächerlich sind und wertlos gegenüber Fürstengunst und Rang und Titel. Alles, was dem Leben Reiz und Wert verleiht, soll Ferdinand hingeben, um den ehrgeizigen Plänen des Vaters zu dienen; um sich einzuordnen in eine Welt, die er selbst verachtet, soll er auf eine andere verzichten, die ihm durch die Liebe eröffnet wird. Und um ihn zu zwingen, spinnt man eine niedrige Verleumdungs-intrigue, so gemein, daß sie uns Heutigen unmöglich scheint. Der Mann, der an dieser Intrigue und dem Elend, das aus ihr erwächst, schuldig ist, trägt einen Namen üblen Klanges aus Schillers Leben: Walter hieß auch jener Garten-inspektor, der — vielleicht aus Amts- und Brotneid gegen seinen Kollegen auf der Solitüde — die Graubündnerische Klage dem Herzog heimtückisch in die Hände spielte. Wie er in den Räubern dem ehrwürdigen Freunde und Lehrer seiner frühen Jugend, dem Pfarrer Moser, ein Ehrendenkmal setzte, so drückte er jetzt wenigstens dem Namen Walter ein Brandmal auf, das für alle seine schwäbischen Landsleute erkennbar war.

So mögen noch manche Züge in dem reichen Bilde aus eigener Anschauung des Dichters stammen. Die Erzählung des Dieners (II, 2), die noch heute jedem Hörer tief ins Herz greift, verdankt ihre rührende und empörende Kraft der bekannten historischen Thatsache, daß deutsche Fürsten, darunter auch ein württembergischer, ihre Landeskinder an fremde Mächte für Geld verhandelten. Freilich an den Truppenverkäufen nach England war Karl Eugen nicht beteiligt, wohl aber hatte er an Holland verkauft, und der eigene Vater Schillers hatte einst in Lorch und Gmünd ‚Subsidien' werben müssen.

Es mag kein Zufall sein, daß Schiller den Kammerdiener diese Dinge gerade der Lady Milford erzählen läßt: der Frauendienst hatte auch dem württembergischen Lande ungeheure Summen gekostet, und manche fremde Sängerin und Tänzerin hatte von dem Herzog Juwelen bekommen, an denen die Thränen des Volkes hingen. An die Stelle jener ephemeren Schönen war dann in Stuttgart Franziska von Hohenheim getreten; sie kannte die Handlungsweise und die Gesinnungen des Herzogs so gut wie die traurige Lage des Volkes. Darum leitete sie den Herzog auf andere, bessere Bahnen, und ihr ganzes Wesen war andauernd von der Stimmung beherrscht, die in der Seele der Lady Milford plötzlich durchbricht und ihr den Ausruf entpreßt: ‚Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen!'

Noch eine andere Gestalt des Dramas hat mit wirklich Erlebtem zu thun. Der lächerliche, verworfene Mensch, der ohne sein Wissen und Wollen in die Intrigue verwebt worden ist, der Hofmarschall von Kalb, trägt den Namen jenes kalten Weltmannes, der einst, um seine Finanzverhältnisse zu verbessern, sich die holdselige Eleonore von Ostheim, Charlottens Schwester, zu freudloser Ehe zusprechen ließ. Schiller hat den Namen ändern wollen, nachdem er Charlotte kennen gelernt hatte, aber sie und ihr Gemahl dachten frei genug, es nicht zuzulassen.

Schon diese kleinen Züge zeigen, wie stark das persönliche Moment in Kabale und Liebe ist; der allgemeine Gedankeninhalt zeigt es noch mehr. Das Stück

ist ein heftiger Schlag gegen die aus dem Absolutismus quellenden Übel: die Bosheit der Höflinge und die Rechtlosigkeit der Bürger. Schwer hatte die Hand des Absolutismus über Schiller selbst gewaltet; wehr- und rechtlos waren er und die Seinen den launenhaften Entschließungen eines Selbstherrschers anheimgefallen. Es mag gezwungen erscheinen, wenn wir Luise Millerin, von der die wirkliche Welt den Geliebten trennt, als eine allegorische Gestaltung der Muse auffassen, von der auch die Welt den Dichter trennen wollte: das aber kann man nicht leugnen, daß die Stimmung und die Anschauungen Ferdinands denen gleichen, die damals die seelische Welt Schillers beherrschten.

Und noch auf eins wollen wir kurz hinweisen. Schiller, der Sohn des guten, festen Bürgertums, tritt hier für das Bürgertum ein; in ihm findet er den guten Kern und stellt ihn in hellen Gegensatz zu den angefaulten höfischen Schichten. Der junge Dichter schöpfte aus dem Leben: aus dem Bürgertum waren bis dahin ihm die guten Menschen entgegengetreten, die er kannte, in Streicher, dem Musikus, hatte er das Bild eines beharrlichen, festen, aufopfernden Freundes kennen gelernt. Karl Moor widerstrebt dem schlechten Geiste der Zeit, aber er stellt sich außerhalb der Gesellschaft: der alte Miller in seiner derben Art ist weniger heroisch, aber er ist fester und einheitlicher, und sein mehr duldender Widerstand ist vernünftiger und auf die Dauer wirksamer, als das titanische, aber schuldaufhäufende Streben des Räubers. Schon sind die Spuren größerer Reife des Dichters in diesem Stück zu bemerken, er hat den Schauplatz des Angriffes verändert; Ferdinand und Luise stehen in der Gesellschaft, und ihr Kampf ist der des Märtyrers. Ihr Tod zerreißt mit einem Male das Gewebe der Lüge. ‚Von mir nicht', ruft der Präsident, auf Wurm zeigend, ‚von mir nicht, Richter der Welt, fordre diese Seelen, von diesem!' ‚Jetzt will ich verloren sein, aber du sollst es mit mir sein' antwortet Wurm. Die Stützen der Gewaltthat und Rechtlosigkeit brechen zusammen. —

Die Zustände und Anschauungen, unter denen er selbst so schwer gelitten hatte, zu geißeln, aber auch zu bessern, war die Absicht des jugendlichen Dramatikers. Noch ist sein Kunstideal nicht gereift; noch ist ihm der moralische Einfluß der Kunst nicht einer ihrer Zwecke, sondern ihr einziger. Ein künstlerisches Selbstbekenntnis aus jenen Jahren hat sich uns erhalten: jene Rede, die er nach seiner Aufnahme in die Kurfürstlich Pfälzische Deutsche Gesellschaft hielt: ‚Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?' Sie prägt die Auffassung, die er damals von seiner Kunst hatte, deutlich aus. Er steht ganz unter dem Einfluß von Sulzers Kunstlehre, die er auch gleich im Eingang erwähnt. Der eigentliche Zweck und Wert der Bühne besteht in der Wirkung, die sie auf die Verbesserung der Sitten ausübt. Er schreibt ihr eine ähnliche Bedeutung für das menschliche Handeln zu wie der Religion; wie diese der ‚verneinenden' Wirksamkeit der Gesetze gegenüber das wirklich sittliche Handeln befördert, so auch die Bühne. Und auch der richtenden Thätigkeit des religiösen Gewissens gleicht die der Bühne. Der Dichter, der einst die Kraniche des Ibykus schreiben sollte, spricht schon hier von der ‚Gerichtsbarkeit der Bühne', die da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endigt. Die Bühne erfüllt diese

Aufgabe, indem sie vorbildlich die Tugend, abschreckend das Laster malt; aber ihre Wirkung geht noch weiter als die der Religion: auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde erachten, Menschenempfindungen zu begleiten, ist die Bühne für unsere Bildung noch geschäftig. Denn sie hält uns den Spiegel vor, in dem wir die menschliche Thorheit erblicken; und die Thorheit ist der häufigste Grund schlechter Thaten — eine erste Andeutung des schönen, später oft variierten Gedankens, daß das intellektuell Falsche die Quelle des sittlich Schlechten ist, daß das Wahre und das Gute eins sind. Sollen wir aus dieser denkwürdigen Abhandlung noch einen Gedanken hervorheben, so ist es der, daß eine deutsche Nationalbühne Schiller als höchstes Ziel des Strebens vorschwebt; aber es scheint ihm nicht, daß wir erst eine Nation werden können, um dann ein national geartetes Schauspiel zu besitzen, sondern die dramatische Dichtung selbst soll eine der Mächte sein, die auf den Geist des Volkes wirken und so eine Nation schaffen. Dazu müßten die Dichter ‚unter sich einig‘ sein und nur ‚Volksgegenstände‘ erzählen. ‚Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? Nichts anderes als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen atmete.‘ Der Einfluß der Theorien vom Nationalen, die geraum zehn Jahre zuvor dem jungen Goethe aus dem Munde Herders wie eine Offenbarung aufgingen, ist hier ganz unverkennbar. Es ist merkwürdig, daß unsere beiden großen Dichter, Goethe wohl noch mehr als Schiller, diese Gedanken im spätern Verlaufe ihrer Entwickelung haben fallen lassen; manche bedauern es, aber sie bedenken nicht, wie unendlich viel wir auf dem Umwege gewonnen haben, den unsere Litteratur gemacht hat, um schließlich doch zu einer nationalen Dichtung zu gelangen.

Diese Abhandlung, die unter der Überschrift ‚Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet‘ in die Werke übergegangen ist, erschien zunächst in der ‚Rheinischen Thalia‘. Schiller gründete diese Zeitschrift, nachdem sich sein Verhältnis zu Dalberg gelöst hatte; er betrat damit den Weg des Journalismus, der schon für manchen bedeutenden Geist ein bedenklicher Abweg geworden ist. Die Not zwang ihn dazu. Er mußte Redakteur und Buchhändler zugleich sein, ‚unzählige Briefe‘ schreiben an bekannte Persönlichkeiten, auf deren Mitarbeit oder Unterstützung er hoffte. Das war ihm zuwider und hemmte seine schöpferische Thätigkeit. Gleichwohl gab er sich der Vorbereitung des Unternehmens mit der Emsigkeit hin, die er stets auf einmal beschlossene neue Dinge verwendete. Er setzte große Hoffnungen auf die Thalia, und ganz sanguinisch berechnete er die finanziellen Erfolge. Aber er mochte doch bald fühlen, daß er zu solcher Thätigkeit nicht geboren war, und mit Freuden übergab er im Frühjahr 1785, nachdem erst ein Heft erschienen war, das Unternehmen an die Buchhandlung von Körners Freund Göschen. Die Thalia bildete, wie wir im achten Kapitel erfahren haben, die Brücke, auf der er nach Leipzig übersiedelte. Auch durch den Inhalt wies das erste Heft in eine neue Periode von Schillers Leben: es brachte den ersten Aufzug des Don Carlos. ‚Die Epoche des Don Carlos‘ könnte man die Jahre aus Schillers Leben nennen, von denen wir nun zu erzählen gedenken.



Zehntes Kapitel.

Leipzig.

Lernen wir zunächst die vier Menschen näher kennen, in deren Mitte Schiller nun leben sollte.

Am 2. Mai 1785 schrieb Körner an Schiller aus Dresden: ‚In einer unaussprechlich seligen Stimmung setze ich mich hin an meinen Schiller zu schreiben. Seit meinem Hiersein ist es die erste ruhige Stunde, in der ich mich ganz dem süßen Gedanken an meine jetzige Lage überlassen habe. Ein Brief von meiner Minna, der eben ankam, hat mein Gefühl noch erhöht. Jetzt fange ich zu leben an. Bisher habe ich nur vegetirt und zuweilen von künftigem Leben geträumt.‘ Auch Körner war an einem wichtigen Wendepunkt seines Lebens angekommen: ein Beruf, ein Weib, ein Freund waren sein eigen geworden. Darin war er weiter als Schiller, der nur das letzte der drei Besitztümer errungen hatte.

Christian Gottfried Körner, geboren 1756, stammte aus einer alten aus Thüringen eingewanderten Familie, deren meiste Glieder dem Predigerstande angehört hatten; sein Vater war Superintendent von Leipzig. Eine überaus strenge Erziehung hatte auch er über sich ergehen lassen müssen; in seinem elterlichen Hause herrschte ein harter Geist übertriebener Frömmigkeit, die für die natürlichen menschlichen Regungen des Knabenherzens kein Verständnis hegte. Dreizehn Jahre alt war er Schüler der Fürstenschule in Grimma geworden, und bis zum sechzehnten gehörte er ihr an. Bei den ausschließlich altklassischen Überlieferungen dieser Schule kann es nicht verwundern, daß der lebhafte, empfängliche junge Mann, als er zur Universität überging, sich zunächst sprachlichen Studien hingab. Aber eine angeborene Neigung zur spekulativen Reflexion, die eine der wesentlichsten Übereinstimmungen in seiner und Schillers Anlage begründete, führte ihn zur Philosophie: ‚Vitam impendere vero wurde mein Wahlspruch.‘ Da er indes dem Wunsche des Vaters gemäß ein Berufsstudium wählen sollte, ergriff er das der Rechtswissenschaften, zunächst ohne großes Interesse. Ein Jahr lang ließ er es wieder fallen und lag in Göttingen den Naturwissenschaften und der Mathematik ob, die gerade dort mit praktischer Tendenz ‚in Anwendung auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen‘ gelehrt wurden. Aber der Vater mahnte zur Beschränkung der ins Vielfältige gehenden Neigungen des Sohnes,

und so erfolgte die Rückkehr nach Leipzig und zur Rechtswissenschaft: rasch folgen Promotion und Habilitation aufeinander. Dann bot sich ‚Gelegenheit zu reisen‘. Als Begleiter eines sächsischen Adligen durchstreifte er Deutschland, England, Holland, die Schweiz und Frankreich: überall mit offenen Augen schauend brachte er eine vielfältige Kenntnis der Menschen und Dinge zurück.

Körner war von einer außerordentlichen Empfänglichkeit: alles interessierte ihn, und sein verknüpfender Sinn liebte es, gewonnene Kenntnisse ins System zu bringen. Aber gerade die Vielseitigkeit seiner Interessen barg die Gefahr der Zersplitterung, und so dürfen wir es als einen für seine Entwickelung heilsamen Umstand betrachten, daß er frühzeitig gezwungen wurde eine Berufslaufbahn einzuschlagen, die jener Gefahr ein Gegengewicht bot. Der Zwang dazu lag nicht in äußerlichem Bedürfnis, denn Körner war durch seine Mutter der Abkömmling eines reichen Leipziger Kaufmannsgeschlechtes. Er schuldete die Ergreifung der Beamtenlaufbahn seinem Verhältnis zu dem jungen Mädchen, dessen kunstfertige Hand Schiller jene Brieftasche gestickt hat.



Christian Gottfried Körner.
Nach einer Zeichnung von Wagener (1790) im Körner-Museum zu Dresden.

Im Jahre 1778 hatte Körner im Hause des Buchhändlers Breitkopf Minna Stock kennen gelernt. Sie war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und reicher Begabung, liebenswürdig und anspruchslos in ihrem Wesen, mit gutem Herzen und klarem Kopf. Christian Gottfried fühlte sich sogleich zu ihr hingezogen, und ein langer Verkehr bekräftigte sein Herz und seine Überlegung darin, daß Minna sein werden müsse.

Die Schwestern Stock — Minna und die etwas ältere Dora — lebten in dürftigen Verhältnissen. Ihr Vater war ein namhafter Kupferstecher gewesen; der junge Goethe hatte nicht nur seinen Unterricht, sondern auch seinen jovialen,

immer zu harmlosem Humor aufgelegten Sinn sehr geschätzt. Aber zu früh für seine Frau und seine Kinder war er (1773) gestorben und hatte sie in dürftiger Lage zurückgelassen, die auch durch den Stiefsohn Endtner, der die Thätigkeit des Vaters fortsetzte, nicht viel gebessert wurde. Im Jahre 1782 starb auch die Mutter, und nun trat Körner mit einem förmlichen Antrage an das verwaiste Mädchen heran. Aber zwischen ihm und ihr stand der Vater Körner; er gab seine Einwilligung zur Heirat nicht; ihm war Minna die Tochter einer unebenbürtigen Familie. Der vornehme, mit reichen Geschlechtern verschwägerte Geistliche wollte die ‚Kupferstechermammsell‘ nicht zur Schwiegertochter. So mußte Körner trachten, sich auf eigene Füße zu stellen. Er erstrebte und erhielt zunächst eine Stellung als Konsistorialadvokat in Leipzig und vertauschte sie bald mit der eines Assessors am Landeskonsistorium zu Dresden. Da starben unerwartet zu Anfang des Jahres 1785 seine beiden Eltern, dem guten Sohne doch zu tiefem Schmerze. Seiner Verbindung mit Minna stand nun nichts mehr im Wege, und nach Ablauf der Trauerzeit sollte die Hochzeit stattfinden.



Minna Stock.
Jugendbildnis.
Nach eigener photographischer Aufnahme der Original-Silberstiftzeichnung von Dora Stock im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig.

Aus glücklicher Stimmung heraus sind die Worte geschrieben, mit denen wir dieses Kapitel eröffnet haben. An diesem Glück des Freundes nahmen mit Schiller auch die beiden andern Menschen teil, die einst ihre Bilder in Minnas Brieftasche gelegt hatten: Huber und Dora. Ludwig Ferdinand Huber, geboren 1762, hatte sich seit langer Zeit mit großer Wärme an Körner angeschlossen, obgleich ihre Naturen sehr verschieden waren. Sohn eines an der Leipziger Universität angestellten Lektors der französischen Sprache, der früher in Paris gelebt und als Übersetzer deutscher Werke eine vielfach anerkannte aber uneinträgliche Thätigkeit ausgeübt hatte, war Huber durch eine dürftige Jugend gegangen. Aber nicht die Dürftigkeit, sondern die Erziehung hat seine Charakterbildung gehemmt. Kein regelmäßiger Unterricht, kein Zwang sich zusammenzunehmen und

sich zu beherrschen, keine Übung im selbständigen Entschließen und Handeln wurde ihm zu teil. Bis in die späten Jünglingsjahre überwachte die Mutter, eine argwöhnische Französin, alle seine Schritte, und wie ein Kind mußte er ihr von all seinem Thun Rechenschaft ablegen. Huber war lebhaften Geistes, lernte auf dem Wege der bloßen Praxis früh das Französische vollständig und das Englische mit erheblicher Sicherheit beherrschen und übte sich im deutschen Stil an Übersetzungen aus beiden Sprachen. Seine Interessen waren sehr vielseitig, aber ihre Bethätigung sprunghaft; geistige Konzentration und ernstes Schaffen waren nicht seine Sache. Liebenswürdig im Verkehr, vermochte er auf alle Stimmungen seiner Umgebung einzugehen, ohne daß er selbst eine feste Grundstimmung des Charakters besaß. Körner sowohl als Schiller haben in späterer Zeit, als der längere Verkehr, der eigene Fortschritt und Hubers Handlungen ihnen den Charakter des Freundes immer gefährdeter zeigten, mit heiligem Ernste an seiner verspäteten Erziehung gearbeitet, aber die Fehler des elterlichen Hauses waren zu wirksam gewesen; ihre Arbeit war vergeblich. Mangel an Selbstbeherrschung, Willfährigkeit gegen die Wünsche eines ungezügelten Herzens haben ihn selbst und mehrere gute Menschen, die seinen Lebensweg kreuzten, unglücklich gemacht. Zu diesen letzteren gehörte auch Dora Stock. Sie war damals seine Braut, und in den überschwenglichen Gefühlen und Hoffnungen des Herzens waren beide glücklich. Aber während Körner mit Aufopferung aller persönlichen Annehmlichkeiten arbeitete, um sich mit seiner Minna fürs Leben vereinigen zu können, ermannte sich Huber nicht zu ähnlichem Entschlusse, und schließlich zerfiel



Ludwig Ferdinand Huber.

Nach eigener photographischer Aufnahme der Original-Silberstiftzeichnung von Dora Stock im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig. Unterschrift aus einem Briefe vom 14. Mai 1790 an Göschen, in demselben Besitz.

das Verlöbnis durch seine Schuld. ‚Tante Dora‘ ist unvermählt im Hause ihrer Schwester gestorben.

Dora war ein vortreffliches Mädchen. Neben der bedächtigern Schwester bildete sie das immer heitere, launige Element des Kreises; die joviale Natur des Vaters war auf sie übergegangen, wie sie auch als ausübende Künstlerin dem Vater ähnlich, wenn auch weit überlegen war. Die kleinen Porträts, mit denen sie sich an der Sendung vom Juni 1784 beteiligte, geben von ihrem feinen Talent nur eine geringe Probe; meisterhafte Werke ihres Pinsels bewahrt das Körnermuseum zu Dresden auf.

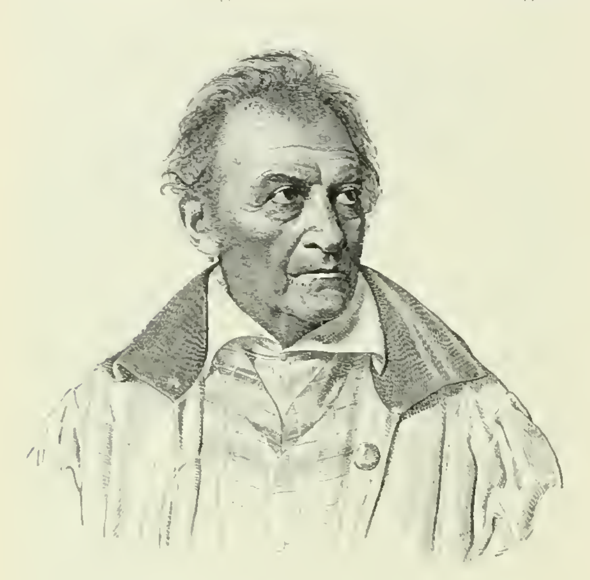
Am 17. April 1785 fuhr Schiller in Leipzig ein. ‚Morast, Schnee und Gewässer‘ hatten die Reise verlangsamt. Im ‚blauen Engel‘, einem angesehenen Gasthof, dem heutigen Russischen Hof, stieg er ab und schrieb sogleich an Huber — denn Körner war durch Berufsgeschäfte in Dresden zurückgehalten — ein Billet. ‚Endlich bin ich hier. Wenige Augenblicke noch, mein Bester, und ich eile in Ihre Arme. Zerstört und zerschlagen von einer Reise, die mir ohne Beispiel ist (denn der Weg zu Euch, meine Lieben, ist schlecht und erbärmlich, wie man von dem erzählt, der zum Himmel führt) bin ich, trotz meines innigsten Wunsches, nicht fähig, jetzt schon bei Ihnen zu sein. Aber ich bin doch mit Euch innerhalb der nämlichen Mauern, und das ist ja unendlich mehr Freude als ich jetzt übersehen kann.‘ Am 18. April wurde er von Huber den ‚beiden Mädchen‘ bekannt gemacht. Er hatte richtig vermutet, daß sein persönlicher Eindruck auf die neuen Freunde nicht der Erwartung entsprechen würde. Sein Wesen war zunächst, unter dem überwältigenden Einfluß des Augenblicks, etwas befangen und mochte wenig zu dem Bilde des kraftgenialischen Jünglings passen, das sich die Schwestern von ihm gemacht hatten. Aber als das Gespräch erst in Fluß kam und seine Züge allmählich das innere Feuer widerstrahlten, da gewann er bald aller Herzen.



Vermutliches Porträt Hubers.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer Silberstiftzeichnung (von Dora Stock?) im Körner-Museum zu Dresden.

Zunächst wohnte Schiller in der Stadt, auf der Hainstraße, im sogenannten

Kleinen Joachimsthal; zu seiner Freude fand er im selben Hause seine Freundin Sophie Albrecht wieder, die damals durch ihre Kunst nach Sachsen geführt worden war. Schon einmal hatte er eine große Stadt gesehen, Frankfurt; aber den vorteilhaften Eindruck, den etwa zwei Jahrzehnte vor ihm Goethe von Leipzig empfangen hatte, empfing auch er. Die alte Pleißestadt war für jene Zeit, trotzdem die Festungswälle sie noch umzogen, schön und groß gebaut, und wenn auch die innern Straßen eng waren und Licht und Luft noch mehr mangelten als heutzutage, so entschädigten dafür prächtige Plätze und schattige Promenaden. Und drinnen auf dem Markt und in den benachbarten Straßen wogte das Treiben der Messe, ein neuer und interessanter Anblick für Schiller, auch wenn er es sich, nach den Beschreibungen, die man ihm ‚im Reich‘ davon gemacht hatte, noch gewaltiger vorgestellt hatte. Gleich in der ersten Woche machte er allerlei interessante Bekanntschaften. Huber führte ihn seinem sprachgewandten Vater zu. Flüchtig wohl nur war die Begegnung mit dem geistvollen Akademiedirektor Oeser, dessen Name in Goethes Lebensgeschichte mit tiefern Zügen eingeschrieben ist, mit dem unermüdlichen Jugendschriftsteller Weiße, mit dem Musikdirektor Hille, mit dem reformierten Prediger Zollikofer. In nähern Verkehr



Johann Christian Reinhart.
(Nach einem Stich von Küchler.)

trat er mit einigen Mitgliedern der Secondaschen Schauspielertruppe, so mit dem Direktor selbst und dem sehr bedeutenden Schauspieler Reinecke. Eine Art Geistesverwandten fand er an dem hoffnungsvollen Dichter Johann Friedrich Jünger, der mit dem Maler Reinhart und dem Buchhändler Göschen zu dem Verkehrskreise Körners gehörte. Der begabte Reinhart, von dem wir an späterer Stelle ein sehr gerühmtes Porträt des Dichters veröffentlichen werden, ist Schiller aus jenen Tagen lieb geblieben. Auch die üppigere Leipziger Geselligkeit lernte er kennen, Kaufmannshäuser, wo man gut tafelte und nach dem Souper sein Spielchen machte; aber es scheint nicht, daß aus diesen Kreisen irgend jemand anders mit dem Dichter der Räuber in intimern Verkehr trat als der biedere bildungsfreundliche Steinguthändler Kunze. Mit diesem Manne, zu dem die Familie Körner schon alte Beziehungen hatte, bildete sich eine Art Freundschaft heraus. Ein besonderes Vergnügen gewährte es Schiller, das berühmte Richtersche Kaffeehaus auf der Katharinenstraße

zu besuchen, wo sich die Leipziger Gesellschaft traf und in buntem Durcheinander Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Schauspieler, Buchhändler, Meßfremde sich die Nachmittagsstunden vertrieben. Daß der Dichter der Räuber hier der Gegenstand vielfacher Neugier war, kann nicht verwundern. Vielen wollte es gar nicht zu Kopfe, daß ein Mensch, der die Räuber geschrieben hatte, wie andere Muttersöhne aussah. Hohe Stiefeln und Hetzpeitsche hatte man erwartet, und man fand einen sanften Mann von angenehmen freundlichen Manieren. Trotzdem aber gehörte er zu den Merkwürdigkeiten der Ostermesse; er wurde von einem ‚fatalen Schwarm‘ sogenannter Schriftsteller aus dem Reich als Kollege begrüßt, die ‚wie Geschmeißfliegen‘ ihn ‚umsumsten‘, ihn ‚wie ein Wundertier angafften und sich obendrein gar, einiger vollgekleckster Bogen wegen, als Kollegen aufwarfen‘. Der dehnbare Begriff der Kollegialität wurde ihm in noch ergötzlicherer Weise klar, als der Inhaber eines Hundetheaters sich standhaft weigerte, von dem Dichter der Räuber das Eintrittsgeld anzunehmen, und dem ‚Kunstverwandten‘ für die Dauer seines Aufenthalts ein Freibillet anbot!



Steinguthändler Kunze.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes von Emma Körner im Körner-Museum zu Dresden (gemalt nach A. Graff).

Aus dem zerstreuenden Leben, in dem man, wie Schiller selbst meldet, doch niemand ganz genießen konnte, sehnte er sich bald hinweg; er wandte sich ganz dem Körnerschen Kreise zu. Neue Lebenslust und neue Hoffnungen schwellten seine Seele. Das herzliche, fast geschwisterliche Interesse, das Huber und die beiden Mädchen ihm entgegenbrachten, verscheuchte auch den letzten Rest von Mißmut und Trübsinn, den er aus den Mannheimer Wirren mit nach Sachsen hinübergenommen haben mochte. Aus diesem neuerwachten Lebensgefühl erklärt sich auch eine etwas sonderbare Thatsache, die in diesem Zusammenhange erwähnt werden mag. Schiller schrieb an seinen Mannheimer Freund Schwan und hielt in aller Form um Margarete an. Alles um ihn liebte, Huber und Körner sahen der Ehe entgegen; was der Dichter so lange ersehnt hatte wie ein Eden auf Erden, ein ruhiges gesichertes bürgerliches Dasein, das winkte Körnern in greifbare Nähe. Von solchem Dasein aus die Schwingen zu dichterischem Schaffen zu regen, war ein oft ausgesprochener Wunsch Schillers. Nun hatte er die Reise nach Leipzig mit Götz gemacht, und in den langen Stunden der Postfahrt war es ihm klar geworden, daß Margarete Schwan diesen ihr ur-

sprünglich zugedachten Mann nicht liebte. Der Abschied von ihr stand ihm noch vor der Seele, es war ein Abschied gewesen mit dem ausdrücklichen Wunsche des Wiedersehens. Die nächste Zukunft sollte nun der Vollendung medizinischer Studien gehören, und vielleicht dachte sich Schiller mit der ihm eigenen Selbsttäuschung in diesen Dingen als demnächstigen praktizierenden Arzt. So sollten Beruf und Ehe die beiden Pfeiler einer neuen Existenz werden. Gleichwohl war jene Werbung ein unbesonnener Schritt; wir wissen nicht genau, wie der Brief in Mannheim aufgenommen worden ist, wohl aber wissen wir, daß er keine Folgen gehabt hat. Vater Schwan hat auf den Rand des Blattes eine Bemerkung geschrieben, deren thatsächlicher Inhalt allerdings wohl irrig ist, die aber in dem Schlußsatze das Richtige trifft: ‚Glücklich wäre Schiller mit meiner Tochter nicht gewesen.‘ Es scheint uns, daß eine Antwort überhaupt nicht erfolgt ist. Man kannte dort Schiller hinlänglich, um seine plötzlichen phantastischen Wallungen richtig zu beurteilen. Wir, die wir das ganze Leben Schillers überschauen, können Margarete Schwan mit Charlotte von Lengefeld vergleichen; und wir dürfen es als eine segensreiche Fügung preisen, daß der große Dichter einer Frau vorbehalten blieb, die ihm den ganzen Segen einer glücklichen Ehe bringen konnte.

Mit Körner scheint Schiller über diesen Brief überhaupt nicht gesprochen zu haben: die einzige Stelle, an der er ihm gegenüber Margarete erwähnt (I, 104) legt diese Vermutung sehr nahe. Er fühlte wohl, daß der gesetztere Freund weder den Augenblick noch den Gegenstand seiner Werbung gebilligt haben würde.

Anfang Mai 1785 vertauschte Schiller die Enge und den Lärm der Stadt mit der ländlichen Frische und Stille des Dorfes Gohlis. Eine Viertelmeile von Leipzig entfernt, mit der Stadt durch einen ‚sehr angenehmen Weg‘ durch das ‚Rosenthal‘ verbunden, bot Gohlis damals alle Vorteile des Landlebens. Heute hat die Großstadt sich bis in den einst anmutigen Ort eingedrängt; vielstöckige Häuser und das Rollen der Straßenbahn haben seinen idyllischen Charakter fast ganz verschwinden lassen. Nur das Schloß und hier und da ein altes Haus, ein Spaliergarten deuten noch auf jene ältere Zeit hin, da Gohlis Sommerfrische war. Hier schlugen Leipziger Bürger schon im Frühling ihren Wohnsitz auf, um erst im Herbst wieder in die Stadt überzusiedeln; und selbst wer den Tag über in Leipzig beschäftigt war, liebte es, wenigstens eine Laube und eine bescheidene Schlafstätte in Gohlis sein zu nennen. So zogen auch die Schwestern Stock hinaus; ihr Stiefbruder besaß dort ein Häuschen. Huber mietete sich in der Nachbarschaft ein; Schiller selbst bezog weiter abwärts, auch an der Hauptstraße, zwei winzige Zimmer in einem kleinen Häuschen des Gutsbesitzers Schneider. Hunderte von Fremden besuchen jahraus jahrein diese Stätte, in der nach allerdings wohl nicht zutreffender Überlieferung das Lied an die Freude gedichtet sein soll, und alle staunen mitleidig über die Dürftigkeit der Umgebung, in der hier Schiller gelebt hat. Es ist ein Dachstübchen mit zwei kleinen Fensterchen, daneben eine Schlafkammer von denkbar geringstem Umfang. Die Wände waren und sind ‚einfach weiß gekalkt‘; ‚ohne viel Geräte‘ war sein Zimmer nach des

Dichters eigenem Bericht: ein kleiner Tisch, ein Spiegel und einige Stühle, das war alles. Die Thüren waren so niedrig, daß der hochgewachsene Mann sich bücken mußte, um einzutreten.

Von dem Leben, das der Dichter in Gohlis zunächst führte, ist einiges überliefert. Der Vormittag gehörte der Arbeit. Soweit wir sehen, kam die Medizin hierbei nicht in Betracht; die Sehnsucht nach freier schöpferischer Thätigkeit war stärker als der Vorsatz wissenschaftlichen Studiums. Don Carlos trat



Das Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig.
Nach einer Originalphotographie von F. Thiele in Leipzig.

wieder in den Vordergrund; in langen Stunden weltentrückten Sinnens stieg jetzt vor seinem Geiste die neue Gestaltung des Stoffes, eine Ideenwelt auf, die sich über die Bauerbacher und Mannheimer Pläne hoch erhob. Die noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lebendige Volksüberlieferung bietet uns das Bild eines oft in Gedanken verlorenen, für die Außenwelt unzugänglichen Dichters. Der Ortsrichter, der die Fremdenliste von Gohlis aufnehmen sollte, trat einst an die Laube Schillers heran und bat unterthänigst um den Namen des Fremden; erst nach mehrmaligem Fragen erhielt er die kurze, zerstreut herausgestoßene Antwort: ‚Rat Schiller‘, worauf der biedere Mann, den Stand nach bestem Dafürhalten ergänzend, in sein Buch schrieb: ‚Rattschiller Handlungsdiener.‘

Ein Leipziger Bürger, vielleicht der Sohn von Schillers Hauswirt, hat gerichtlich folgende Erinnerung niedergelegt: ‚Schiller stand damals sehr frühzeitig auf, schon um drei oder vier Uhr, und pflegte dann ins Freie, weit hinaus in die Felder zu gehen. Dabei mußte ich ihm mit der Wasserflasche und dem Glase folgen. Sein Weg führte gewöhnlich in die Felder nach der Hallischen Straße zu, in denen er kreuz und quer umherirrte. Bei diesen frühen Spaziergängen war Schiller leicht angezogen, mit dem Schlafrocke bekleidet und mit unbedecktem Halse. Um fünf oder sechs Uhr kehrte er gewöhnlich zurück in sein Zimmer, dessen Fußboden von den vielerlei Papieren, die er umherwarf, oft ganz bedeckt war.‘ Derselbe Gewährsmann berichtete: ‚Schiller war stets sehr freundlich und human, er sah blaß von Gesicht aus und hatte viele Sommersprossen, rötliches Haar und war sehr lang. Er rauchte nicht, aber schnupfte sehr stark.‘ Der Nachmittag gehörte den Freunden, mit denen er in der ‚Wasserschenke‘ gespeist hatte; Spaziergänge nach Möckern, Entritzsch, im vielbesungenen, dichterfreundlichen Rosenthal knüpften die neue Freundschaft fester. Des Abends kamen Bekannte aus der Stadt, da wurde gelesen, gesungen, musiziert; auch Kartenspiel und Kegelschieben wurden nicht verschmäht. Daß Schiller bei diesen lustigen Zusammenkünften auch ‚mit dem Becher nicht hinter den anderen zurückblieb‘ wird uns ausdrücklich berichtet. Ein gern gesehenes Mitglied dieses Kreises war der Buchhändler Göschen, der mit Körner durch Freundschaft und durch gemeinsame geschäftliche Unternehmungen verbunden war, ein Mann von guter Bildung und weitem Bildungstrieb. Als Buchhändler entfaltete er eine außerordentliche Betriebsamkeit, und er begrüßte die neue Beziehung zu Schiller mit großer Freude. Auch dieser durfte, als Schwan mehr und mehr aus seinem Gesichtskreise verschwand, sich der Anknüpfung mit einem Verleger freuen, dem eben damals die Ehre wurde, die erste Gesamtausgabe von Goethes Schriften herausgeben zu dürfen. Aber auch persönlich wurde ihm Göschen, ein braver, feingestimmter Charakter, bald lieb, und dieser fühlte sich wiederum zu dem Menschen Schiller mächtig hingezogen. So wurden sie Stubengenossen in Gohlis. Göschen erinnert sich dieser Zeit mit Dank und Freude: ‚Wir haben alle Schiller viel zu verdanken, und in der Stunde des Todes werd ich mich seiner mit Freude erinnern. Ich habe mit ihm ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichste Achtung und Freundschaft eingeflößt.‘

Die Hauptperson dieses Kreises aber, Christian Gottfried Körner, hatte bisher nur in sehnsüchtigen Gedanken in Gohlis weilen können. Berufsgeschäfte hielten ihn in der Hauptstadt zurück. Aber als Vorbereitung der bevorstehenden Zusammenkunft gingen Briefe hin und her, in denen sich die beiden Freunde über wichtige Fragen ihrer bisherigen Entwickelung aussprachen. ‚An einen Freund, der mich noch nicht ganz kennt, schreibe ich gern von mir selbst, damit er weiß, was er sich von mir zu versprechen hat, und ich des Redens darüber bei jedem einzelnen Falle überhoben sein kann.‘ Und nun gibt er einen Überblick über sein geistiges Werden und einen Einblick in seine geistige Art. Klar und ruhig ist Körners Selbstprüfung; er weiß, daß ihm die Konzentration des Interesses und des Wollens lange gefehlt hat, daß er Zeit verschwendet hat, und

er sehnt sich danach, etwas zu thun, ,wodurch man einen Theil seiner Schulden dem Glücke abträgt'. Nach Thätigkeit, nach praktisch-nützlicher Wirksamkeit geht sein Streben. Um ganz glücklich zu sein, muß er so viel Gutes um sich her gewirkt haben, als seine Kräfte zulassen. Und er ist gewiß, daß er es können wird, ,wenn ich meinen Schiller an der Seite habe. Einer wird den Anderen anfeuern, einer sich vor dem Anderen schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideal nicht erschlaffen soll. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber einer sieht mit Freuden die Fortschritte des Anderen.' Mit gleichen Gefühlen und Vorsätzen antwortet Schiller; es geht etwas wie der Frühlingswind neuerwachten Lebens durch seine Worte. ,Glück zu, Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will.'



Georg Joachim Göschen.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Ölgemäldes im Deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig (gemalt nach einem Originale im Besitz von Frau Regierungsrat Anna Wahle in Dresden).

,Einzeln können wir nichts.' Er preist den Freund, daß er im Besitze des Glückes nicht erschlafft, daß sein Thaten- und Arbeitsdrang sich in dem Augenblicke neu belebt, da er bei andern sich zu verlieren pflegt. Die Begeisterungsfähigkeit des Freundes nennt er das beste Geschenk des Himmels. Tausende von Menschen gleichen der Pflanze, die nur vegetiert, dem Uhrwerk, das nur aufgezogen wird. ,Sehen Sie, bester Freund, — unsere Seele ist für etwas Höheres da als blos den uniformen Takt der Maschine zu halten.' Die ,Momente des Genius und der Begeisterung' heben sie empor über den gemeinen Gang der Dinge. ,Nemo unquam vir magnus fuit sine aliquo afflatu divino.' Gemeinsam diese Begeisterung zu pflegen, ihre Früchte zu brechen, soll die Aufgabe der Freunde sein.

Körner antwortet noch einmal. ,Den wärmsten brüderlichsten Händedruck für Ihren letzten seelenvollen Brief, lieber Schiller.' Und wie von selbst drängt sich ihm dem Manne gegenüber, der ihn verstand und der so sehr dem hochstrebenden Fluge seiner eigenen Natur entsprach, das brüderliche Du auf die

Lippe. ‚Das Sie ist mir zuwider. Wir sind Brüder durch Wahl, mehr als wir es durch Geburt sein könnten.‘

So nahte die erste Begegnung heran. Am 1. Juli 1785 trafen sie auf dem Gute Kahnsdorf, zwischen Leipzig und Dresden, das der verwandten Familie Ernesti gehörte, zusammen. Huber und die Schwestern waren mitgekommen. Wir wissen von dieser ersten Begegnung keine Einzelheit; nur das eine ist uns überliefert, daß die Erwartungen, die der Briefwechsel hervorgerufen hatte, sich beiden bestätigten: in einem von herzlichster Zuneigung getragenen Gespräche wurden die Vorsätze mündlich bekräftigt und der Freundschaftsbund besiegelt. In gehobener Stimmung reisten Schiller und Huber am nächsten Tage nach Leipzig zurück, während Minna mit Dora den Bräutigam noch einige Stunden auf dem Wege nach Dresden begleitete. Es war der 2. Juli, Körners Geburtstag. Schiller hat am folgenden Tage dem Freunde die Rückreise geschildert.

‚Bester Freund, der zweite Julius wird mir unvergeßlich bleiben, so lange ich lebe. Gäbe es Geister, die uns dienstbar sind und unsere Gefühle und Stimmungen durch eine sympathische Magie übertragen, du hättest die Stunde zwischen halb acht und halb neun Vormittags in der süßesten Ahnung empfinden müssen. Ich weiß nicht mehr, wie wir eigentlich darauf kamen, von Entwürfen für die Zukunft zu reden. Mein Herz wurde warm. Es war nicht Schwärmerei, — philosophisch feste Gewißheit war's, was ich in der herrlichen Perspektive der Zeit vor mir liegen sah. Mit weicher Beschämung, die nicht niederdrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaunen meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selbst zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen. Mein Gefühl war beredt und theilte sich den Andern elektrisch mit. O wie schön und wie göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf ihrem Wege zur Gottheit begegnen! Du warst bis jetzt noch mit keiner Sylbe genannt worden, und doch las ich in Huber's Augen deinen Namen — und unwillkürlich trat er auf meinen Mund. Unsere Augen begegneten sich, und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, getreu zu bleiben dem Entschluß dieses Augenblicks — sich wechselsweise fortzureißen zum Ziele, sich zu mahnen und aufzuraffen, einer den andern, und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden ... Unsere Unterredung hatte diese Wendung genommen, als wir ausstiegen, um unterwegs ein Frühstück einzunehmen. Wir fanden Wein in der Schenke. Deine Gesundheit wurde getrunken. Stillschweigend sahen wir uns an, unsere Stimmung war feierliche Andacht — ich dachte mir die Einsetzung des Abendmahls: dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß. Ich hörte die Orgel gehen und stand vor dem Altar. Jetzt erst fiel's uns auf die Seele, daß heute dein Geburtstag war. Ohne es zu wissen, haben wir ihn heilig gefeiert.‘

— ‚Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß, aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein dir Freude geben, mein Theuerster, so ist deine Glückseligkeit vollkommen.‘

Die mehr geschäftlichen Angelegenheiten scheinen bei der ersten persönlichen Begegnung nicht berührt worden zu sein. Aber es mußte eine Aussprache auch darüber herbeigeführt werden. Für Schiller war es Notwendigkeit, auch seine äußere Lage dem Freunde zu unterbreiten. Seine Mittel neigten sich zum Ende. Die Reise von Mannheim hatte mehr gekostet als veranschlagt war. Der langerwartete Ertrag des ersten Heftes der Thalia kam noch immer nicht; das zweite Heft war noch nicht einmal fertig. Schiller fragte bei Körner an, ob er bereit sei, in dem Göschenschen Verlage, an dem ja Körner beteiligt war, ihm eine Art Selbstverlag zu neuen Schriften zu ermöglichen. Zugleich verhehlt er dem Freunde seine finanzielle Lage nicht: ‚ich für meinen Teil bin jetzt ganz auf dem Sande.‘ Offen, wie das Bekenntnis Schillers, war Körners Antwort; es spricht sich in seinen Worten das ganze Zartgefühl dieses seltenen Mannes aus; wir würden es Großmut nennen, wenn das Verhältnis völlig gleicher Freundschaft diese Benennung zuließe.

‚Über die Geldangelegenheiten müssen wir uns einmal ganz verständigen. Du hast noch eine gewisse Bedenklichkeit mir deine Bedürfnisse zu entdecken. Warum sagtest du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? warum schriebst du mir nicht gleich, wie viel du brauchst. Kommt es bloß darauf an, einige kurrente Ausgaben zu bestreiten, so ist vielleicht das hinreichend, was ich hier beilege, bis ich in vierzehn Tagen in Leipzig bin. Ich würde gleich mehr schicken, wenn ich nicht hier noch allerlei Handwerksleute zu bezahlen und erst in Leipzig wieder Geld zu empfangen hätte. Aber sobald du im mindesten in Verlegenheit bist, so schreibe mit der ersten Post und bestimme die Summe. Rath kann ich allemal schaffen. Wenn ich noch so reich wäre, und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brod arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen.‘

Und um jede Empfindlichkeit zu vermeiden, bietet er ihm das Geld in Form eines Darlehns, als Vorschuß auf die bei Göschen zu veröffentlichenden Schriften.

Die Antwort des Empfängers war des Gebers würdig.

‚Du hast recht, lieber Körner, wenn du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, die ich hatte dir meine Verlegenheit zu gestehen. Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsere Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringen kann. Mir hat das Schicksal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, dir gab es auch noch die Macht, es zu *können*.‘ ‚Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in seine Glücksgüter setzen als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen: Derjenige Mensch, der gegen deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen dein Schicksal sein. Warum sollte er dir Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er dir jene vergab?‘

Und wie Körner seinen Brief begonnen hatte mit einem begeisterten Ausruf an das Schicksal, das ihm in diesem Punkte seiner Entwickelung einen Freund zugeführt hatte, mit dem er die höchste Seligkeit gemeinsamen Strebens zu sittlicher Vollkommenheit genießen könne, so endet Schiller den seinen mit einem ähnlichen aus der Fülle des Herzens quellenden Bekenntnis:

‚Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei dir und durch dich getraue ich mir dieses zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist.‘ ‚Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören.‘ ‚Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst du sanft darauf schlafen.‘

Körners Antwort auf diesen Brief lautete:

‚So ists recht, daß die Geldangelegenheit ganz unter uns durch Briefe abgethan ist. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinandersetzung darüber bedürfen wird. Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Es sollte mir weh thun, wenn du mir zutrauen könntest, daß ich einen Wert auf Handlungen legte, die Leuten von unserer Art bloß natürlich sind. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältnissen eben das von dir erwartet hätte. Ich hoffe also nicht, daß du das jemals in Anschlag bringen wirst, wenn von dem, was wir einander sind, die Rede ist. Lebe wohl jetzt wir sehen uns bald.‘

Wir haben diese Briefe in größern Auszügen hier eingeschaltet, weil sie ein für allemal die sittliche Grundlage des Freundschaftsverhältnisses kennzeichnen: es sind Ideale, die diesen Bund zusammenhalten; und man kann auch von Körner sagen, daß hinter ihm in wesenlosem Scheine das alles bändigende Gemeine lag.

Am 7. August 1785 feierte Körner seine Hochzeit mit Minna Stock. Der Freundeskreis und die Familie sammelte sich am Nachmittag um die Beglückten zu einem einfachen Feste. Schiller hatte schon am frühen Morgen sein Hochzeitsgeschenk, ein Paar Urnen, die ihm wohl der sachverständige Kunze hatte aussuchen helfen, gesandt, dazu einen herzlichen Brief, ein begeistertes Gedicht und eine sinnreiche Paramythie:

‚Heute vor fünftausend Jahren hatte Zeus die unsterblichen Götter auf dem Olympus bewirthet. Als man sich niedersetzte, entstand ein Rangstreit unter drei Töchtern Jupiter's. Die Tugend wollte der Liebe vorangehen, die Liebe der Tugend nicht weichen, und die Freundschaft behauptete ihren Rang vor Beiden. Der ganze Himmel kam in Bewegung, und die streitenden Göttinnen zogen sich vor den Thron des Saturnius. Es gilt nur Ein Adel auf dem Olympus, rief Kronos' Sohn, und nur ein Gesetz, wonach man die Götter richtet. Der ist der Erste, der die glücklichsten Menschen macht. — Ich habe gewonnen! rief triumphirend die Liebe. Selbst meine Schwester, die Tugend, kann ihren Lieblingen keine größere Belohnung bieten, als mich; und ob ich Wonne verbreite, das beantworte Jupiter und alle anwesenden unsterblichen Götter! — Und wie lange bestehen deine Entzückungen? unterbrach sie ernsthaft die Tugend. Wen ich mit der unverwundbaren Aegide beschütze, verlacht selbst das furchtbare Fatum, dem auch sogar die Unsterblichen huldigen. Wenn du mit dem Beispiel der Götter prahlst, so kann ich es auch: der Sohn des Saturnius ist sterblich, sobald er nicht tugendhaft ist. — Die Freundschaft stand von ferne und schwieg. — Und du kein Wort? rief Jupiter. Was wirst du deinen Lieblingen Großes bieten? — Nichts von dem allem, antwortete die Göttin, und wischte verstohlen eine Thräne von der erröthenden Wange. Mich lassen sie stehen, wenn sie glücklich sind, aber suchen mich auf, wenn sie leiden. — Versöhnt euch, meine Kinder, sprach jetzt der Göttervater. Euer Streit ist der schönste, den Zeus je geschlichtet hat; aber keine hat ihn verloren. Meine männliche Tochter, die Tugend, wird ihre Schwester Liebe Standhaftigkeit lehren,

und die Liebe keinen Günstling beglücken, den nicht die Tugend ihr zugeführt hat. Aber zwischen euch beide trete die Freundschaft und hafte mir für die Ewigkeit dieses Bundes.'

So war nun Körner in den Hafen eingelaufen. Ein behaglich eingerichtetes Heim empfing ihn in Dresden. Der erste Gast des neuen Hausstandes wurde Schiller. Es war schon früher verabredet, daß er nach Dresden übersiedeln sollte. Auch Huber hatte Aussichten, in der Residenz eine Anstellung zu finden, und beide wollten, wenn sich diese Aussicht verwirklichte, zusammen abreisen. Aber Schillers Ungeduld wartete diesen Augenblick nicht ab. In Gohlis duldete es ihn nicht mehr. Trübe, regnerische Tage fesselten ihn ans Zimmer. Und die unfreiwillige Zimmerhaft konnte er zur Arbeit nicht verwenden, denn auf der Rückkehr von Hubertusburg, wohin er das Ehepaar und Dora begleitet hatte, war er mit dem Pferde gestürzt und hatte sich die Hand so gequetscht, daß er wochenlang die Feder nicht halten konnte. Noch am 6. September wurde ihm das Schreiben sauer. Auf Schritt und Tritt entbehrte er den gewohnten Verkehr mit Minna und Dora. Dazu kamen aus Dresden Briefe, die das ganze Behagen häuslichen Lebens wiederspiegelten. So entschloß er sich rasch: am 11. September nahm er mit Sophie Albrechts Gemahl Extrapost nach Dresden, und nachts um zwölf Uhr rollte der Wagen über die Elbbrücke. Ein beglückendes Leben winkte dem Dichter und Menschen.





Elftes Kapitel.

Dresden.

Zum erstenmale seit dem Verlassen des Elternhauses sollte wieder ein warmes, behagliches Familienleben den Vielverschlagenen umfangen. Wie ein Bruder wurde er erwartet, wie ein Bruder aufgenommen. Es ist, als ob diese Stimmung der Heimatlichkeit, mit der er dem Körnerschen Hause nahte, sich gar auf die Landschaft übertrug, die ihn empfing. Als er zum erstenmale die Elbe mit ihren rebenbedeckten Hügeln erblickte, schrie er laut auf. Er glaubte die heimischen Fluren von Marbach zu sehen. ‚Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht sie mir dreifach theuer.‘

Spät in der Nacht langte er in Dresden-Altstadt an. Am folgenden Morgen schickte er in die Neustadt und ließ anfragen, wann er ‚alle drei allein beisammen finde‘, und bald darauf erschien er auf dem Kohlenmarkte in Körners Stadtwohnung. ‚Die Freude unseres Wiedersehens‘, schreibt er an Huber, ‚war himmlisch.‘ Die Wärme und das Behagen einer glücklichen Häuslichkeit umfingen ihn. Bei Tisch wurde fleißig des fünften gedacht, Hubers, der ja noch in Leipzig hatte zurückbleiben müssen, und seine Gesundheit wurde in feurigem Rheinwein getrunken. Gegen Abend fuhr man auf Körners Landgut. Es war ein schön an der Elbe gelegener, großer Weinberg. An seinem Fuße lag das Wohnhaus, unmittelbar dahinter erstreckte sich ein ‚niedlicher, kleiner Garten‘, und oben auf der Höhe stand noch ein kleines Weinbergshäuschen. Von hier aus schweifte das Auge über die benachbarten Rebenhügel, an denen es von ‚Landhäußchen und Gütern wimmelte‘, über den breiten schiffsbelebten Strom in das jenseitige Hügelland. Der erste Abend war ihm ‚ein Vorgeschmack von allen folgenden‘. ‚Während daß Dorchen und Minna auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche.‘ Pläne gemeinsamer Thätigkeit tauchten vor ihren Seelen auf, und wohl hatten diese ersten Tage neuen Lebens das Recht, mehr Entwürfe entstehen zu sehen, als die Zukunft erfüllen konnte. Am Abend wurde er von allen ‚in Prozession‘ auf sein Zimmer geleitet, wo Minnas Hausfrauensinn alles zu seiner Bequemlichkeit bereitet hatte. Mit dem seligen Gefühl, wieder ein Familienglied zu sein, schlief er ein, und am nächsten

Morgen weckte ihn das Klavierspiel der Frauen. ‚Du glaubst nicht, wie mich das belebte.‘ ‚Eben sind sie aus meinem Zimmer gegangen, um mich diesen Brief an dich schreiben zu lassen. Er ist fertig und du hast die kurze Geschichte meines Hierseins bis auf diesen Augenblick wo ich mich unterschreibe deinen



Minna Körner, geb. Stock.
Nach einer Originalphotographie des Pastellgemäldes von Dora Stock im Körner-Museum zu Dresden.

glücklichen Freund Schiller.‘ Der Dichter, der nach seiner Eigenart bisher so gern in eine goldige Zukunft seine Blicke schweifen ließ, um traurige Gegenwart darüber zu vergessen, lebt ganz in dem Glücksgefühl des Augenblickes: ‚ich kenne keine andere Besorgnis mehr als die Furcht vor dem allgemeinen Loos der zerstörenden Zeit.‘

Noch einige schöne Herbstwochen verflossen den Freunden am lieblichen Elbufer; dann trieb sie der nahende Winter in die Stadt. Nahe dem Körnerschen

Hause, unmittelbar am Japanischen Garten, in dem Hause des Gärtners Fleischmann, bezog Schiller ein Zimmer; sein Stubengenosse wurde bald Huber, der nun seine diplomatische Laufbahn in der Residenz beginnen sollte. Zu Huber fühlte sich Schiller damals noch besonders hingezogen. Während er in Körner eine seiner eigenen überlegene Reife des Urteils, das gesetzte männliche Wesen, eine innere Harmonie und Festigkeit verehrte, sah er in Hubers noch gärender Art manche Züge seines eigenen Wesens wieder. Huber hatte etwas Schwankendes, Unstetes in seinem Denken und in seinen Unternehmungen, und indem Schiller



Körners Wohnhaus und Weinbergshäuschen in Loschwitz bei Dresden.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Gemäldes im Körner-Museum zu Dresden.

dies als das Zeichen einer noch suchenden Entwickelung auffaßte, während es doch ein dauernder Mangel der Grundanlage war, glaubte er in Huber einen Mitstrebenden zu sittlicher Vervollkommnung gefunden zu haben. ‚Das Knabenjahr unseres Geistes‘, so schrieb er ihm Anfang Oktober, ‚wird jetzo aus sein. Laß unsere Herzen sich jetzo männlich anschließen an einander, wenig schwärmen und viel empfinden, wenig projektieren und desto fruchtbarer handeln.‘

Aber es lag in der Natur der Dinge, daß der stillwirkende Einfluß Körners doch bald mächtiger wurde als der Hubers. Eine gewisse Befangenheit scheint Schiller in der ersten Zeit des Beisammenlebens schwer überwunden zu haben. Jetzt, da der tägliche, fast stündliche Verkehr ihm zeigte, um wie vieles reifer der Freund war, als die Briefe vermuten ließen, überfiel Schiller in Stunden stiller Beschauung Mißmut; und wir begegnen dem Ausdruck dieses Mißmutes

gerade in den ersten Briefen nach der Übersiedelung in die Stadt. Er mochte Körners Lebensgang mit seinem eigenen vergleichen; bei aller geistigen Regsamkeit und bei all seinem weiten Bildungstrieb hatte Körner doch ein praktisches Lebensziel nie aus den Augen verloren, und nun hatte er es erreicht. Seine Zukunft lag gesichert vor ihm. Eltern, Erziehung und ursprüngliche Anlage hatten ihn zu diesem Erfolge geführt. Schiller, wenig jünger, hatte noch nirgends Wurzel geschlagen, nicht einmal ein festes Ziel im bürgerlichen Sinne hatte er vor Augen. In jeder Stunde sah er eine beglückende Häuslichkeit vor sich, und er selbst, so



Das Weinberghäuschen in Loschwitz.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Gemäldes im Körner-Museum zu Dresden.

empfänglich für die Reize eines behaglichen Heims und für die zarte Fürsorge einer Frau, durfte kaum je ein ähnliches Glück erhoffen. Aber auch Vergleiche rein geistiger Natur drängten sich dem Dichter auf. In seinem Innern gärten noch die Ideen. Körner hatte viel von außen empfangen, und wenn es sein geistiger Besitz geworden war, so hatte er es einem frühzeitig entwickelten Vermögen begriffsmäßiger Scheidung zu verdanken; eine Rezeptivität ohne Kampf hatte ihm Ruhe und Sicherheit gegeben. Bei Schiller kam alles aus dem Innern; dem, was von außen auf ihn einwirkte, brachte er eine strömende Fülle eigener Gedanken entgegen, und noch war die Zeit nicht gekommen, da diesen Strom ein ebenes, beruhigendes Bett umfing. Noch sprudelte und gärte alles in ihm, und noch fehlte jene innere und höhere Einheit, zu der tiefe Naturen sich aus dem Widerspruch der Gedanken emporarbeiten.

Das deutlicher werdende Gefühl dieses Unterschiedes bedrückte ihn zunächst. „Meine Seele ist beklemmt.“ Der dithyrambische Schwung, der ihn in den ersten Tagen in Loschwitz getragen und ihm das aufjauchzende „Lied an die Freude“ entlockt hatte, macht einer Verstimmung Platz. Aber lange konnte sie nicht dauern; dafür sorgten die Frauen, dafür sorgte besonders Körner selbst.

Man hat die Dresdener Zeit in Schillers Leben als die Periode der Selbstverständigung bezeichnet: diese Bezeichnung trifft das Richtige. Jede solche Selbstverständigung bringt Augenblicke des Zweifels, der zaghaften und verdüsterten Stimmung mit sich. Einem ihn völlig verstehenden Freunde hatte Schiller bis dahin sich nicht erschließen können; und doch zeigen uns die Jugendbriefe an Reinwald, an Christophine, an Dalberg, wie stark sein Bedürfnis war, über seine innere Entwickelung, über die höchsten Fragen des Lebens, die jeden werdenden Mann bewegen, sich zu äußern. Dazu bot ihm der Verkehr mit Körner reichliche und ernsthafteste Gelegenheit. In den langen Winterabenden dehnte sich das Gespräch über alle Gebiete der innern Welt aus, und die Klarheit und Schärfe von Körners Verstand übte heilsame Wirkung auf Schiller. Was damals zwischen den Freunden erörtert worden ist, das lehrt uns im allgemeinen die Reife, mit der Schiller am Schluß der Dresdener Epoche dastand; aber auch greifbar Besonderes ist uns überliefert. Die „Philosophischen Briefe“ legen Zeugnis davon ab; sie enthalten den Abschluß einer überwundenen und ihm selbst nun klar werdenden Entwickelung, wie sie die Keime einer neuen andeuten. Diese Briefe sind nicht, wie ältere Biographen gemeint haben, sämtlich von Schiller; die beiden Schreibenden heißen Julius und Raphael. Jener nur ist der Dichter, dieser ist Körner. Freilich sind der Briefe des Raphael an Julius nur wenige, denn Körner wurde es, nach eigenem Geständnis, schwer, etwas zu Papier zu bringen. Aber in denen des Julius werden die Gedanken Raphaels wiedergegeben, und erst an sie knüpft sich die Erörterung. „Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Überzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen“, wollen „einige Revolutionen und Epochen des Denkens“ in diesen Briefen zur Darstellung bringen. Im dritten Heft der Thalia, 1786, erschienen die Briefe, dazu im siebenten Hefte eine Fortsetzung Körners; darüber hinaus sind sie nicht geführt worden; sie bilden kein abgeschlossenes Ganze. Nicht streng wissenschaftlich abgeleitet und verknüpft treten uns die Gedanken entgegen; es liegt ein Schimmer der poetisch-intuitiven Erfassung darüber, die wir später in den philosophischen Gedichten Schillers bewundern. Den kindlich naiven Glauben der Jugend hat Raphael seinem Julius geraubt; er hat ihn hingewiesen auf eine Weltbetrachtung, deren Grundlage nicht poetisches Fühlen ist, sondern klar schauende Vernunft; und um im Lichte dieser Vernunft die vergangene Entwickelung beurteilen, an sie anknüpfend den Freund zu reinerer Höhe erheben zu können, fordert Raphael von Julius ein zusammenfassendes Bekenntnis dessen, was er in früheren Epochen über Gott und die Welt gedacht hat. Da sendet ihm der jüngere Freund ein Schriftstück, das in der That aus früherer Zeit, vermutlich noch aus der Karls-

schule stammt: die „Theosophie des Julius“; und das ganze Schriftstück, ein merkwürdiges Dokument für den, der Schillers philosophische Entwickelung genauer ergründen will, wird dem Briefwechsel einverleibt. Über diesen Standpunkt hebt Raphael in dem letzten Briefe den Freund weit hinaus, und schon wirft er ihm den fruchtbarsten Gedanken entgegen, den die philosophische Entwickelung der neuern Zeit erzeugt hat, den, daß aller Erkenntnis notwendige Vorbedingung eine Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntnis selbst ist. Körner kannte den großen Mann schon, der mit dieser Forderung eine neue Epoche unserer geistigen Entwickelung eingeleitet hat: Immanuel Kant, und mehr als einmal ist in Dresden die Aufforderung an Schiller herangetreten, die „Kritik der reinen Vernunft“, die fünf Jahre zuvor erschienen war, zu studieren. Er hat damals dieser Aufforderung noch nicht Folge geleistet. Erst einige Jahre später treten Kants Schriften in das Leben unseres großen Dichters bereichernd und befruchtend ein. Körner aber stand schon in diesen Gedankenkreisen, und unwillkürlich bereitete sich unter seiner Einwirkung auch Schillers Geist für sie vor.

Der Einfluß des gereiften Freundes spiegelt sich am deutlichsten wieder in der großen Dichtung, deren Vollendung das hauptsächlichste Resultat des Dresdener Aufenthaltes ist: im Don Carlos. Kein anderes Werk Schillers trägt in sich selbst so deutliche Spuren der fortschreitenden Entwickelung seines Schöpfers, die Entstehung keines andern erstreckt sich freilich auch über so lange Zeit wie dieses. Fünf Jahre lang hat es den Gegenstand gebildet, zu dem der Dichter aus allen Zerstreuungen des Verkehrs oder andern Studien immer wieder zurückkehrte. Wir haben die Anfänge des Stückes beobachtet, als wir die Bauerbacher Zeit schilderten; jener erste, mit fester Hand aufgebaute Entwurf (vgl. S. 124 ff.) und briefliche Äußerungen an Reinwald zeigen uns, was dem Dichter damals vorschwebte, als er in Wald und Wiesen schwärmend seinen Don Carlos „auf dem Busen trug“. Noch ist von dem Ideengehalt des Gedichtes, wie es uns heute vorliegt, wenig zu spüren. Wie er den Stoff einem Buche entnommen hatte, dessen Verfasser lediglich an der romanhaften Entwickelung eines Liebeskonfliktes Gefallen fand (Abbé St. Réal, Dom Carlos, nouvelle historique et galante), so enthält auch Schillers erster Entwurf nicht viel mehr als diesen Liebeskonflikt mit den Hindernissen und den treibenden Einflüssen, die seine Entwickelung erfordert. Mit der lyrischen Stimmung, die ihn selbst in der Bauerbacher Einsamkeit umfing, will er die Hauptgestalt erfüllen; träumerisch, zerstreut und melancholisch geht sein Carlos umher, wie Hamlet, auf den Schiller in einem Briefe eigens Bezug nimmt; erst mit den Hindernissen der Liebe wächst sein Temperament zu feurigerm Empfinden an. Auch eine Tendenz sollte der Don Carlos haben. Gegen den Absolutismus und seine übeln Einflüsse auf Staat und Gesellschaft hatten sich die ersten Jugendstücke gerichtet; nun sollte die Inquisition, der religiöse Fanatismus, eine andere Verkleidung desselben Feindes, an die Reihe kommen. „Ich will es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandthaten fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will, und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer

Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.' Diese Tendenz, deren Notwendigkeit dem Dichter in Mannheim, da er die Macht der Jesuiten aus unmittelbarer Nähe schaute, nur noch deutlicher wurde, ist in dem Stücke noch heute zu spüren; aber sie ist nicht die beherrschende geblieben. Ganz allmählich wurde sie von einer andern beiseite geschoben: der Dichter, der bisher nur verneinende Kritik geübt hatte und auch in dem neuen Stücke zunächst nur angreifend und zerstörend vorgehen wollte, trat in den Bannkreis Körners. Eine reichere Weltbildung, gewonnen durch vielfältige Anschauung des wirklichen Lebens und durch kühle ruhige Reflexion, wirkte aus dem Munde des Freundes auf den himmelstürmenden Dichter ein. Gerade durch Körners Einfluß wurde Schiller einem ernsthaften Studium der Geschichte zugeführt; und aus ihr erwuchs ihm eine Ansicht der Dinge, die der bisherigen auf Rousseauischen Voraussetzungen beruhenden nicht mehr entsprach. Daß auch die Geschichte organisch weiterschreitet, begann er zu erkennen; daß die Zeitalter reifen müssen und Ideale sich nur allmählich verwirklichen, ging ihm ein. Die Verurteilung des bestehenden Schlechten ist nur eine, nur die geringere Aufgabe dessen, der die Menschheit fördern will: die andere höhere ist, ein Ideal aufzustellen, das dem werdenden Neuen als Richtungspunkt dienen kann. So tritt an die Stelle von Feuer und Eisen, mit dem der Dichter der Räuber die Welt hatte heilen wollen, das mildere lebenweckende Sonnenlicht, eine geistigere Form der Freiheit. Keine bloße Verneinung mehr, die zornig das Seiende verwirft: ein aus der Liebe zur Menschheit quellender Trieb heißt den Dichter aufbauen, wo er zerstört hat.

Der Träger der Gedankenwelt, die Schiller als Hoffnung und Begeisterung dem finstern Tyrannen gegenüberstellt, ist der Marquis Posa. Allmählich wuchs diese merkwürdige Gestalt, die in jenem Entwurf nur die herkömmliche Rolle des Vertrauten spielt, in das Interesse des Dichters hinein, und Don Carlos selbst verblaßte neben ihr. Schiller selbst hat einmal gesagt, daß Don Carlos darum sein Interesse nicht habe fesseln können, weil er ihm selbst zu sehr an Jahren vorausgeeilt sei. Der stürmisch feurige Jüngling, der nur schwärmt und weiter nichts als den unbestimmten Drang seines Herzens der Etikette des Hofes entgegenzustellen hat, konnte des Dichters Seele nicht länger erfüllen. Ähnlich wie Schiller seinem Freunde Huber ankündigte, daß nun das Knabenjahr ihres Geistes vorüber sei, läßt er den Don Carlos fallen, um den bestimmtern und höhern Idealen Posas sich zuzuwenden.

Aus geistigen Quellen leitete Körner allen Fortschritt der Menschheit ab. Geistig ist das Mittel, das Posa dem König Philipp vorschlägt zur Beglückung der Völker. Den Besten jener Zeit erschien als höchstes Gut, das aller andern Güter erste Bedingung enthielt, die Gedankenfreiheit; und die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts waren noch weit genug von jenem Gute entfernt, um sich für den Kern von Posas Ideen, auch wenn sie mit weniger glänzender Rhetorik vorgetragen worden wären, zu begeistern; selbst uns Heutige noch, die wir besitzen, was jene erstrebt haben, reißt das gewaltige Pathos jener Empfindung hin. Tausende von jungen Deutschen begeistern sich an den kühnen und stolzen

Worten des Marquis, und solange deutscher Idealismus in der Jugend lebt, werden die Herzen an der Gestalt hangen, die Schiller zum Propheten der Geistesfreiheit gemacht hat.

Aber der Marquis ist nicht nur Prophet eines Ideals, dem das Jahrhundert nicht reif war, er ist auch der Märtyrer dieses Ideales. Er redet nicht nur, er handelt. Der tödliche Schuß durchs Gitter gibt erst der Volkstümlichkeit, die der großen Scene vor Philipp entsprang, die rechte Weihe. Er stirbt für eine Idee, und er stirbt für einen Freund. Beides entsprach dem hohen Schwunge, den in der Körnerzeit die Seele Schillers nahm. Wir finden in dem Briefwechsel des Julius mit Raphael eine merkwürdige Stelle: ‚— ich fühle es lebhaft‘, schreibt Julius, ‚daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. — Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit demselben umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe .... Und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?‘ So schöpft auch hier der Dichter aus dem Leben, und die Antriebe einer hohen, auf geistige Ziele gerichteten Freundschaft, die er in der Wirklichkeit erlebte, geben der ersonnenen Gestalt ihren Schwung.

Streben, Fortschritt, Befreiung, Vervollkommnung, so klingt es aus dem Don Carlos uns entgegen; und des Dichters eigenes Hinausschreiten über das ‚Knabenjahr des Geistes‘ spiegelt die Dichtung wieder.

Wir können eine andere Dichtung, deren bedeutendste Teile auch noch in Dresden entstanden sind, als ein Gegenstück zu dem Don Carlos auffassen. Durchgedrungen zu einer selbständigen, abgeklärten Lebens- und Weltanschauung, die die Gewähr neuen Fortschrittes in sich selbst trug, schuf Schiller den Marquis Posa, den Herold geistiger Freiheit. Aber dem selbst erlebenden, selbst ringenden Dichter blieben die Abgründe nicht verborgen, an denen der Weg zur Freiheit vorbeiführt. Das Ineinanderspielen von rein geistigem Erkennen und von sittlichen Forderungen hat er an sich selbst erfahren. Wie nun, wenn innere Anlage und äußere Umstände das Streben scheitern lassen, wenn der Flug des Geistes und des Willens erlahmt? Nichts ist natürlicher, als daß den in die Tiefe der eigenen Seele schauenden Mann auch dieses Problem ergriff. Er hat es künstlerisch gefaßt in seinem ersten und einzigen Roman, dem ‚Geisterseher‘. Denn so sehr der Kern dieses Meisterwerkes der Erzählungskunst und seinen Erfindung lediglich eine merkwürdige Begebenheit zu sein scheint, und so ausschließlich das Werk von den Zeitgenossen gerade nach dieser Seite gewürdigt worden ist — dem schärfer Blickenden kann es nicht verborgen sein, daß ein tiefes psychologisches Interesse der Handlung zu Grunde liegt und zu Grunde liegen sollte. Kein Zeuge meldet uns, was an langen Abenden, die oft bis über Mitternacht sich ausdehnten, zwischen den beiden Freunden verhandelt worden ist, in welche Fernen und Tiefen sich die vielverknüpfenden Gespräche erstreckt haben; aber auch wenn wir keine Andeutungen von ihnen selbst hätten, würden

wir mit Sicherheit annehmen dürfen, daß gerade die Entwickelung, die beide genommen hatten, einen der fesselndsten Gegenstände jener Gespräche bildete. Und zum Verständnis solcher Entwickelung rechnet nur der Oberflächliche lediglich mit den eingetretenen Wendungen, das große Gebiet dessen, was hätte sein und werden können, zieht jeden feinern Kopf unwiderstehlich an. Darum halten wir für den psychologischen Kern des Geistersehers — von dem später entstandenen und eingeschobenen philosophischen Gesprächen sehen wir hier ab — den Versuch, eine Geistes- und Charakterentwickelung zu schildern, die durch äußere und innere Einflüsse nicht zur Freiheit, sondern zur Knechtschaft, nicht zur sittlichen Erhebung, sondern zu Verzweiflung und Mutlosigkeit getrieben wird. Denn so ist doch der Prinz geartet, daß er den einstürmenden und einschleichenden Einflüssen nicht die besiegende Anlage zur sittlichen Geschlossenheit und zu geistiger Herrschaft entgegensetzen kann. Und mit solcher Kunst, mit so ergreifender Wahrheit hat Schiller das Spiel und Gegenspiel von äußerm Geschehen und innerm Erleben dargestellt, daß niemand zweifeln darf, er habe hier in den eigenen Busen gegriffen, aus eigenem Blute geschöpft.

So haben wir, was Schiller in Dresden Bedeutendes geschaffen hat, in Beziehung zu seinem Leben gesetzt, und, wenn auch nur andeutungsweise, gezeigt, wie sich auch in diesen Werken jene Züge des ‚Bekenntnisses‘ im Goethischen Sinne finden lassen.

Dem poetischen Schaffen ist die Dresdener Periode nicht günstig gewesen. Nur der Don Carlos ist zum Abschlusse gelangt. Und auch dieser ist mit langen Unterbrechungen und nicht ohne ernste Nötigungen zustande gekommen: erst im Jahre 1787 erschien er vollständig. Das andere ist Bruchstück geblieben. Auch darin prägt sich der Charakter eines Überganges aus, den die Dresdener Zeit in Schillers Leben trägt. Die durchaus vorherrschende Reflexion, die philosophische und wissenschaftliche Wandlung drängen den poetischen Trieb zurück. So ist denn (abgesehen von dem Lied an die Freude, von dem unten die Rede sein wird), was wir sonst aus jener Zeit besitzen, Bruchstück, oder es sind kurze Versuche ohne tiefere Bedeutung, zum Teil noch alte Entwürfe, notdürftig ausgeführt. Ein Bruchstück, zu dessen Ergänzung Schiller nicht einmal Aufzeichnungen hinterlassen hat, ist ‚der versöhnte Menschenfeind‘. Daß das alte Thema des Misanthropen Schiller schon lange beschäftigte, wissen wir aus frühern Kapiteln. In Briefstellen der Bauerbacher Zeit, nach den herben Erfahrungen mit Karl Eugen und Dalberg, zeigt sich seine Seele weltflüchtigen Anwandlungen zugänglich. Und später rühmt er Dalberg gegenüber den Shakespearischen Timon. In Dresden hat er einige Scenen ausgeführt; aber gemäß den bessern Erfahrungen, die er mittlerweile an Welt und Menschen gemacht hatte, sollte auch das alte Thema einen versöhnenden Abschluß finden; darauf deutet der Titel des Stückes unwidersprechlich hin. In denselben Gedankenkreis schlägt auch die vortreffliche kleine Erzählung ein: ‚Der Verbrecher aus verlorener Ehre‘ (aus Infamie, hieß es in der ersten Ausgabe). Man meint, daß eine zu Beginn des Jahrhunderts in Schwaben sich abspielende wirkliche Begebenheit mit dem Sohne des Sonnenwirtes Schwan der Erzählung zu Grunde liegt; Schiller hat die Begebenheit

sicherlich schon als Knabe aus dem Munde Abels erfahren. Aber die psycho-logisch-sociale Begründung hat er selbst in die Geschichte hineingetragen. Auch sie ist ein alter Vorwurf: der fehlende, irrende, aber von der Gesellschaft nicht verstandene und rücksichtslos verstoßene Mensch bricht mit der Gesellschaft und lehnt sich gewaltthätig gegen sie auf. Wir brauchen nur an den Räuber Moor und in gewissem Sinne auch an Michael Kohlhaas zu erinnern, um den Charakter dieser Erzählung zu bezeichnen.

Die Vorarbeiten zum Don Carlos haben für Schiller eine Bedeutung erlangt, die sich über den Abschluß der Dichtung hinauserstreckte: sie haben ihm die geschichtlichen Studien lieb gemacht. Mit schwärmerischen Worten preist er dem Freunde die Befriedigung, die ihm aus der Beschäftigung mit der Geschichte erwuchs. ‚Zehen Jahre hintereinander‘ hätte er ihr obliegen mögen. Das ausgehende sechzehnte Jahrhundert fesselte ihn besonders; den Dichter der Freiheit zog der Abfall der Niederlande besonders an: der Kampf, den er so oft in seinen Dichtungen feiert, der Kampf zwischen Tyrannei und Menschenrechten hatte sich hier in einer typischen Form abgespielt; und beide Parteien hatten Männer aufzuweisen, die dem Beobachter menschlichen Herzens und menschlichen Handelns tiefes Interesse abgewinnen mochten. Die ‚niederländische Rebellion‘ zu schreiben, hat er schon in Dresden den Plan gefaßt; die Ausführung freilich gehört der Weimarer Zeit an. Auch der Stoff seines andern größern Geschichtswerkes trat ihm in Dresden schon nahe: ‚Täglich‘, so schreibt er an Körner, als dieser in Leipzig abwesend war, ‚täglich wird mir die Geschichte theurer. Ich habe diese Woche eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationen-Elends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer gingen aus dieser Nacht hervor!‘ In Dresden ist er aber doch auf dem historischen Gebiete lediglich empfangend gewesen; denn die beiden Aufsätze ‚Philipp der Zweite, König von Spanien‘ und ‚Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig im Jahre 1618‘ sind nur Übersetzungen aus dem Französischen, beide zu rein äußerlichen Zwecken angefertigt, jener für die Thalia, dieser für eine Sammlung der merkwürdigsten Verschwörungen, die er mit Reinwald, Huber und andern herauszugeben gedachte.

Von all den Studien fand er täglich Erholung in dem Hause Körners. Jeden Abend und fast jeden Mittag brachte er hier zu, empfangen wie ein Bruder. An allen kleinen häuslichen Sorgen nahm er den Anteil eines mit starkem Familiensinn ausgestatteten Hausfreundes. Die vorübergehenden Trennungen, wenn Körners nach Leipzig oder Zerbst reisten, waren ihm sehr unangenehm, so war ihm der tägliche Verkehr ans Herz gewachsen. ‚Nun, liebe Kinder, seid ihr alle beisammen bis auf mich, und ich dächte, ihr solltet mich wenigstens ein bischen vermissen, wenigstens aus dem angenehmen Rausch eures Wiedersehens einen Blick auf meinen Jammerstand werfen.

‚mir graut vor dem Gedanken
auf dem Kohlenmarkt allein zu sein. Ich bin
allein.‘ Carlos. II. Akt. 3ter Auftritt.‘

Und ein andermal schreibt er: ‚O lieben Kinder, wie sehr sehne ich mich nach Euch. Wie sehr verstimmt mich diese freudelose Einsamkeit. In einer Wüste wollt ich mirs noch eher gefallen lassen, dort hätte ich wenigstens mehr Raum, Euch in Gedanken um mich her zu versammeln. Möchtet Ihr so vergnügt sein als ich es nicht bin.‘

Es sind uns einige deutliche Zeichen der Stimmung erhalten, in der sich Schiller im Körnerschen Hause befand. Das eine ist jenes berühmte ‚Lied an die Freude‘, ein mächtiger Wiederhall der ersten Begeisterung, in die ihn der Eintritt in Körners Kreis und Haus versetzte, voll des stürmischen Optimismus, der einen Grundzug von Schillers Wesen bildete und nun nach langer Hemmung mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbrechen durfte. Man hat die Entstehung des Gedichtes lange in die Gohliser Zeit gesetzt, aber mancherlei Gründe, die ausdrückliche Versicherung von Schillers Witwe, insbesondere der Umstand, daß erst in Dresden der engere Kreis Körners — er selbst, Schiller, Huber und die beiden Frauen — vollzählig zusammentrat, sprechen doch dafür, daß es in Dresden entstanden ist (vgl. Urlichs, Charlotte von Schiller Bd. I. S. 113). Das Gedicht ist als Gesellschaftslied gedacht und als solches nicht nur damals, sondern noch lange Zeit später oft gesungen worden; die Form erinnert an die des Siegesfestes, das Schiller ja zu ähnlichem Zwecke bestimmte. Auf die Rede des einzelnen antwortet der Chor, hier wie dort in derselben Verschränkung der Reime sprechend, hier wie dort dem Gedanken eine allgemeinere Richtung gebend. In dem Lied an die Freude geht diese allgemeine Richtung dreimal auf den göttlichen Urheber der Dinge, den Vater der Freude. Die Freude, die ‚Sympathie‘ beherrscht die Welt; sie ist die ‚starke Feder in der ewigen Natur‘, sie ‚treibt die Räder in der großen Weltenuhr‘. Ihr huldigen alle, die andern Menschen menschlich angehören; mit ganz bestimmter persönlicher Beziehung sagt Schiller:

> Wem der große Wurf gelungen,
>   Eines Freundes Freund zu sein;
> Wer ein holdes Weib errungen,
>   Mische seinen Jubel ein!
> Ja — wer auch nur eine Seele
>   Sein nennt auf dem Erdenrund!
> Und wer's nie gekonnt, der stehle
>   Weinend sich aus diesem Bund!

Und das gleich dem Weine, ‚dessen Schaum zum Himmel sprützt‘, überschäumende Gefühl der Freude bindet die Menschen in allgemeiner Liebe aneinander: ‚seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!‘ Aber es erhebt auch zu den guten Vorsätzen, deren Erfüllung von jeher des Menschen Tugend und Glück ausgemacht hat:

> Ewigkeit geschwornen Eiden,
> Wahrheit gegen Freund und Feind,
> Männerstolz vor Königsthronen,
> Brüder, gält' es Gut und Blut.
> Dem Verdienste seine Kronen,
> Untergang der Lügenbrut!

Es geht ein dithyrambischer Schwung durch dieses Lied; es ist wie das Aufjauchzen einer hochgestimmten Seele, die lange in Fesseln und Zwang hat schmachten müssen und nun endlich das befreiende Wort findet. Aber fast scheint das Wort nicht ausreichend für die Macht des Gefühles; erst getragen von den Tönen Beethovens macht das Lied den ganzen Eindruck, dessen es fähig ist.

Ganz anderer Art sind die übrigen Zeugnisse für den Geist des Zusammenlebens in Körners Hause. Dem Dithyrambus gegenüber, der selbst für so begeisterungsfähige Seelen unmöglich eine dauernde Stimmung sein kann, stehen überlieferte Zeichen des Humors und des harmlos heiteren Scherzes, der das tägliche Leben offenbar recht häufig würzte. Schon in den Briefen, die er Körner nach Leipzig nachsendet, klingt ein lustiger Ton, die natürliche Fortsetzung des täglichen Gespräches an. ‚Im Ernst, ich bins nachgerade überdrüssig in meiner eigenen Gesellschaft zu sein. Man kann mir ohnehin nicht nachsagen, daß ich ein Spaßmacher oder, wie es unsere Weiberchen heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht.‘ Oder er kleidet seine Klage in Verse aus Heinses Laïdion:

Und ich Armer muß allein
Trauern und verlassen sein,
Blicken nach den Sphären!
Will mich keine Charitin,
Muse, Nymphe, Schäferin,
Will mich keine hören?

Drollige Verse liebte er auch selbst zu machen. Ein freundliches Geschick hat uns ein kleines Gedicht erhalten, das Schiller in der Zeit der Arbeit am Don Carlos geschrieben hat und in dem er sich in sehr launiger Klage über das störende Gebaren der Waschfrauen vor seinem Fenster beschwert. Körners waren auf einen Tag verreist. Unten im Sommerhause wurde gebaut; Schiller hatte sich oben in dem kleinen Weinberghäuschen niedergelassen; hier traf ihn das jammervolle Geschick:

Unterthänigstes Promemoria an die Consistorialrath Körner'sche weibliche Waschdeputation in Loschwitz, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
  Die Tabaksdose ledig,
Mein Magen leer — der Himmel sei
  Dem Trauerspiele gnädig!

Ich kratze mit dem Federkiel
  Auf den gewalkten Lumpen;
Wer kann Empfindung und Gefühl
  Aus hohlem Herzen pumpen?

Feur soll ich gießen auf's Papier
Mit angefrornem Finger? —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
So wärm' auch deinen Jünger!

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
Es plärrt die Küchenzofe —
Und mich — mich ruft das Flügelthier
Nach König Philipp's Hofe.

Ich steige muthig auf das Roß;
In wenigen Sekunden
Seh' ich Madrid — am Königsschloß
Hab' ich es angebunden.

Ich eile durch die Galerie
Und — siehe da! — belausche
Die junge Fürstin Eboli
In süßem Liebesrausche.

Jetzt sinkt sie an des Prinzen Brust
Mit wonnevollem Schauer,
In ihren Augen Götterlust,
Doch in den seinen Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph!
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle.

Und weg ist Traum und Feerei!
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
Beim Hemderwaschen holen!

Gegeben
in unserm jammervollen
Lager ohnweit dem Keller.

F. Schiller,
Haus- und Wirthschaftsdichter.

Die Wasch- und Scheuertage bildeten auch unter weniger ungewöhnlichen Umständen sein Entsetzen. Mehr als einmal kehrt die Klage wieder über Minnas allzu gestrenges Reinemachen. ‚Bei deiner Zurückkunft', schreibt er an Huber, ‚wirst du wenig gethan finden, wenn es nicht deine gescheuerte Stube ist, womit ich zum Erbarmen von Dorchen und Minna gequält werde.'

Auch einen dramatischen Scherz des ‚Wirtschaftsdichters' besitzen wir noch, eine leicht hingeworfene Scene burlesken Inhaltes, aus der uns von neuem ersichtlich wird, daß in Schiller eine stark komische Ader pulste. Die kleine Scene heißt: ‚Körners Vormittag' oder mit einem andern, von dem ersten Herausgeber geschaffenen Titel: ‚Ich habe mich rasieren lassen.' Der Oberkonsistorialrat Körner steht in Schlafrock und Pantoffeln am Schreibtisch und freut sich auf die gute Benutzung der Vormittagsstunden bis zum Beginn der Konsistorialsitzung. Er läßt sich rasieren; Gottlieb, der Diener, macht Seife. Aber währenddessen

(Faksimile des Originals, früher im Besitz
des † Hofrat Friedrich Förster in Berlin, jetzt verschollen.)

Unterthänigstes
Pro Memoria an die Consi-
storialrath Körnerische weibliche
Waschdeputation in
eingereicht Loschwiz
von einem niedergeschlagenen
Trauerspieldichter.



Bittschrift.

Dumm ist mein Kopf und schwer wie Blei,
die Tobacksdose ledig
Mein Magen leer — der Himmel sei
dem Trauerspiele gnädig.

—

Ich kratze mit dem Federkiel
auf den gewalkten Lumpen;
wer kann Empfindung und Gefühl
aus hohlem Herzen pumpen?

—

Feuer soll ich gießen aufs Papier
mit angefrornem Finger? — —
O Phöbus, hassest du Geschmier,
so wärm auch deine Sänger.

—

Die Wäsche klatscht vor meiner Thür,
es scharrt die Küchenzofe —
und mich — mich ruft das Flügelthier
nach König Philipps Hof.

—

Ich steige mutig auf das Roß;
in wenigen Sekunden
seh ich Madrid — am Königsschloß
hab ich es angebunden.

Ich eile durch die Gallerie
und — sieh da! — belausche
die junge Fürstin Eboli
in süßem Liebesrausche.

—

Jezt sinkt sie an des Prinzen Brust,
mit wonnevollem Schauer,
in ihren Augen Götterlust,
doch in den seinen, Trauer.

Schon ruft das schöne Weib Triumph
schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen nassen Strumpf
geworfen in die Welle.

—

Und weg ist Traum und Feerei,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
beim Hemderwaschen holen

gegeben
in unserm jammervollen
Lager
ohnweit dem Keller.

F. Schiller
Haus- und Wirthschafts Dichter

kommen Freunde, Bekannte, Kaufleute, Handwerker u. s. w. und halten ihn auf, und über all den Besuchen, die Körner mit gutmütiger Zerstreutheit empfängt, kommt er gar nicht ins Konsistorium; die Zeit der Sitzung verstreicht, und er muß sich für heute nachträglich entschuldigen lassen. Das wirkliche Resultat des Vormittags faßt er schließlich traurig in die Worte zusammen: ‚Ich habe mich rasieren lassen!‘ Schiller kennzeichnet in drastischer Weise Körners Eigenart; gleich im Beginn versetzt er seiner Schwerfälligkeit in schriftstellerischen Dingen einen Schlag. Er selbst kommt, um den versprochenen neuen Brief des Raphael abzuholen:

Körner: Auf meinem Schreibtisch liegt, was ich gemacht habe.

Schiller (sucht, liest): ‚Ein Glück, wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches —. — —‘ Wo geht's denn fort?

Körner: Das ist alles.

Schiller: Ach du lieber Gott, da bin ich wieder angeführt.

Dann tritt Minna auf, die nicht sanft mit dem poetischen Freunde umspringt:

Da steht er wieder und hält meinen Mann auf. Sieht er denn nicht, daß er ins Konsistorium muß? Hanswurst!

Schiller: ‚Nu! nu! Ich sage nur —‘

Körner (sucht die erzürnte Gattin zu beruhigen): ‚Bis ruhig, Miezchen. Ich habe noch Zeit genug.‘

Nun kommen die Besuche. In vierfacher Verkleidung spielt Schiller die meisten dieser Fremden. Im Personenverzeichnis beschreibt er sich; zuerst kommt er als ‚Seifenbekannter‘ in ‚Schuh und Strümpfen‘ und bietet neue Noten an; dann als Madame Wolf, die ihren eben abgezogenen Wein verkaufen möchte, im ‚Weiberrock mit Salope und Haube‘; darauf als Schuhmacher, um dem Rat Körner neue Stiefeln anzumessen; und endlich im schwarzen Rock als cand. theol., der Körner seine Dissertation ‚De transsubstantiatione‘ überreichen möchte. Dazwischen treten andere auf: Huber will seine Abhandlung über Rienzi vorlesen; der Sekretär Haase bringt die neuesten politischen Merkwürdigkeiten; Graf Schönburg will Geld leihen; der Musiker Bellmann will Klaviere stimmen; Dora verlangt neues Wirtschaftsgeld; Professor Becker von der Ritterakademie bringt in süffisantem Tone die Nachricht, daß Adelung nach Dresden berufen sei, und schließlich ertönt noch die Freudenkunde, daß Freund Kunze aus Leipzig angekommen sei. So geht der Vormittag vorüber, ohne daß Körner zum Schreiben, zum Anziehen, geschweige denn zum Konsistorium gekommen wäre. — Der Schwank, der leider in die Werke nicht aufgenommen ist, hat ein doppeltes Interesse: er gewährt uns trotz der komischen Übertreibung einen Einblick in Körners häusliches Leben, und er bietet uns die seltene Gelegenheit, Schiller als Komiker zu beobachten.

Auch zum Pinsel hat Schiller in jener Zeit einmal gegriffen, allerdings mit weit weniger Glück. Er hat einzelne humoristische Scenen entworfen, die offenbar keinen andern Zweck haben sollten als die vorübergehende Erheiterung des engsten Kreises. Man hat diese Zeichnungen, die selbst den elementarsten Regeln der Kunst nicht genügen, aufgefunden und in vollständiger Nachbildung herausgegeben. Der Titel ist: ‚Avanturen des neuen Telemachs oder Leben

und Exsertionen Koerners etc. in schönen illuminierten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann. Rom 1786.' Man muß bei der Beurteilung solcher Zeichnungen berücksichtigen, daß sie dem Augenblick entspringen und nur für den Augenblick und die zunächst Beteiligten eine komische Wirkung haben können. Uns sind die Situationen nicht mehr genug bekannt, und es geht uns darum die drastische Wirkung verloren. Selbst die von Huber verfaßten kurzen Erklärungen vermögen die Wirkung der Bilder nicht



Körner über dem Kant einschlafend. Humoristische Handzeichnung Schillers.
Aus den ‚Avantüren des neuen Telemachs'.

zu beleben. Körner wird uns in verschiedenen, zum Teil der Wirklichkeit entnommenen Lebenslagen vorgeführt; bald steht er vor der Bude eines Marktschreiers, um allerlei Mittel zu kaufen, die ‚allen Wirtschafts- und anderen Klagen seiner Familie und der ganzen Menschheit' abhelfen sollen; eine Gruppe von fünf Zeichnungen ist überschrieben: ‚Körners Familienleben.' Figur 1 stellt Körner dar ‚wie er über den Kant einschläft', Figur 2 ‚ist der berühmte Dichter, Körners adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben' (auf dem Kopfe stehend; offenbar meint Schiller sich selbst); ein drittes Bildchen stellt eine ‚zärtliche Umarmung' zwischen Huber und Dora dar. Wir bringen die Nachbildung der Tafel ‚Herkules-Körner'. Die beigedruckte Erklärung Hubers wird für das Verständnis des Kunstwerkes ausreichen. Die ganze Sammlung trägt den Charakter der heute so genannten Bierzeitung. Damit mag der Beurteilung der Weg gewiesen sein.



Körner auf der Reise. Humoristische Handzeichnung Schillers.
Aus den ‚Avantüren des neuen Telemachs'.

Der gesellige Verkehr des Körnerschen Hauses war nicht ausgedehnt. Im Sommer, in der Villeggiatur zu Loschwitz, lebten sie meist unter sich; nur Sonntags erschien dieser oder jener Dresdener Bekannte. Spaziergänge in die Umgegend, besonders Kahnfahrten auf dem breiten Strome waren



Humoristische Handzeichnung Schillers. Körner am Scheidewege.
Aus den „Avantüren des neuen Telemachs".
(Erklärung umstehend.)

Hercules-Körner.

Hier ist fürgestellet Körner wie er zwischen den 2 Präsidenten, Wurmb und Bertepsch steht. Beide machen ihm die grösten Versprechungen und suchen ihn an sich zu reissen. Aber er entscheidet sich für keine von beiden Seiten, und geht grade auf einen Brief seiner Minna zu, den die Hand eines Postillons ihm aus einem Fenster reicht.

NB. Es war ein vortreflicher Einfall unsers Künstlers das Porträt der Schreiberinn auf dem Aermel des Briefträgers anzubringen.

NB. Beide Präsidenten sind Porträts, vorzüglich sind ihre Röke nach der Natur.

Schillers Liebhaberei. Gern ließ er sich auch einmal übersetzen, um in dem gegenüberliegenden Blasewitz im Hause des Herrn Segadin ein paar Stündchen zu verplaudern. Die Tochter des Hauses, Auguste, zog ihn besonders an, ein lustiges, naives, zu neckischem Scherzwort stets aufgelegtes Mädchen. Ihren Vornamen mit dem für jeden seiner Dresdener Bekannten durchsichtigen Zusatz hat er in der Gustel von Blasewitz unsterblich gemacht. Sie hat sich später mit einem Senator Renner in Dresden verheiratet und hat als dessen Witwe noch bis 1856 gelebt. Wir sind in der Lage, ihr im Körnermuseum in Dresden aufbewahrtes Bildnis unsern Lesern mitzuteilen.

In den Wintermonaten öffnete sich das Haus auf dem Kohlenmarkte einer ausgewählten kleinen Gesellschaft. Im allgemeinen sagte der Ton der Dresdener Welt weder Körner selbst noch Schiller zu. Im Vergleich mit dem regsamen Leipzig sah es in der Residenz recht traurig aus. Geistige Interessen herrschten nur in ganz wenigen Kreisen; dagegen waren Klatsch und Kleinlichkeit um so verbreiteter. Körner hat sich stets aus Dresden weggesehnt und würde mit Vergnügen in dem kleinen Weimar oder Jena eine Stellung angenommen haben, wären seine Bemühungen darum von Erfolg gewesen. Immerhin aber war es Körner möglich gewesen, einen einigermaßen anregenden Kreis um sich zu versammeln. Der Musiker Naumann, ganz besonders der hochbedeutende Porträtmaler Graff, dem wir das herrliche Bildnis Schillers verdanken, der Geschichtschreiber Archenholtz, der schon genannte Gymnasialprofessor Becker, ein Mann von erheblichen Kenntnissen, aber auch von stark entwickelter Selbstschätzung, waren die angesehensten Männer dieses Kreises, dem sich wohl auch vorübergehend Anwesende anschlossen.



Gustel von Blasewitz.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals (eingerahmte Silhouette) im Körner-Museum zu Dresden.

Mit geteilten Empfindungen hat Schiller in diesem Kreise auch seinen alten Freund und Gönner, den Hofkammerrat Schwan, auftauchen sehen. In Begleitung seiner beiden Töchter reiste der bildungsbeflissene Mann Ostern 1786 nach Leipzig, um an der berühmten Buchhändlermesse teilzunehmen. Von da machte er einen Abstecher nach Dresden. Über den Grund dieses Abstechers sind wir im unklaren. Beck schrieb, Schwan habe lediglich Schiller besuchen wollen. Es dauerte aber nach Schwans Ankunft fast zwei Tage, ehe die beiden Männer zusammentrafen. Ob die Werbung um Margarete von ihnen berührt worden ist, weiß man nicht. Schiller hatte jene Anwandlung längst überwunden. Es wurde ihm nicht schwer, den unbefangenen Ton der Mannheimer Zeit wieder anzuschlagen. Er führte Vater und Töchter in den Sehens-

würdigkeiten Dresdens umher, und alle drei waren höchst befriedigt von der Liebenswürdigkeit ihres Cicerone; auch Schiller mochte mit Genugthuung ihnen seine neuen Freunde vorstellen und ihnen das Gefühl geben, daß er doch einen wackeren Schritt ins Leben weitergethan habe. So schieden sie als gute Freunde, und noch in späten Jahren hat Schwan die schönen Wochen gerühmt, die er im Verkehr mit Schiller in Dresden hatte verbringen dürfen. Von Sachsen reiste er dann nach Weimar; wie konnte auch ein so gewichtiger Buchhändler die große Werkstatt der deutschen Litteratur unbesucht lassen! Schon seit längerer Zeit war er mit Wieland in Beziehungen gewesen. Jetzt sollte ihm ein Brief, den Schiller ihm an den mächtigen Herausgeber des Merkur mitgab, Anlaß sein, die Beziehungen weiterzuspinnen.



Anton Graff.
Nach einem Stiche von Schellenberg.

Alle Umstände waren geeignet, Schiller den Aufenthalt in Dresden lieb und angenehm zu machen. Und er hat, das ist sicher, viele glückliche Tage hier verlebt, glücklichere als bis dahin irgendwo anders. Doch es war auch manches, was ihn bedrückte und was ihn weiter trieb. Körners Gastfreundschaft war die eines Bruders. Aber selbst im Hause eines Bruders dauernd Gast zu sein, würde jedem strebenden Mann peinlich sein. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß Schiller dieses Gefühl auch ausgesprochen, und ebensowenig zweifelhaft, daß Körner es verstanden hat. Indes, auch abgesehen von diesem Gefühl, das die Herzlichkeit Körners und der Zartsinn Minnas schließlich überwinden konnten, lag in Schiller selbst der Trieb, auf eigenen Füßen zu stehen. Als er nach Leipzig ging, war der alte Plan in ihm noch lebendig, die medizinischen Studien abzuschließen; seine Tage sollten dem Arzt, dem Dichter und dem Freunde gehören. Aber dieser Plan war eine Illusion. Der Freund und der Dichter ließen den Arzt nicht aufkommen, und medizinischer Beschäftigungen wird in Leipzig und Dresden nicht mit einem Worte gedacht.



Schiller im 28. Lebensjahre von Anton Graff.
Photographie des Ölgemäldes im Körner-Museum zu Dresden.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Andere Pläne lösten sich ab. Ebenfalls bei seiner Übersiedelung nach Leipzig hatte er den Vorsatz, über kurz oder lang Weimar aufzusuchen. Karl August hatte ihm den Ratstitel verliehen und ihn in einem Billet, aus dem persönliche Anteilnahme zu sprechen schien, aufgefordert, von Zeit zu Zeit ‚etwas aus der Welt, die er bewohne, vernehmen zu lassen'. Er spricht öfters von ‚seinem Herzog', dem er diese und jene Rücksicht schuldig sei; ja es scheint, daß Karl August sich sogar für das Zustandekommen eines Verlöbnisses mit Margarete Schwan interessiert habe. Weimar schwebte auch dem Dichter des Don Carlos stets als der Hafen vor, in den er nach stürmischen Fahrten einmal einlaufen würde. Er mochte gar in dem hochsinnigen Herzog einen Fürsten sehen, der den Idealen Posas entsprach.

Aber von Weimar aus geschah nichts, was Schiller einen unmittelbaren Anlaß zur Übersiedelung hätte geben können. So kam es, daß er auf eine andere Anregung sich sehr weit einließ.



Friedrich Ludwig Schröder.
Nach einem Stich von K. M. Ernst.

Als der Don Carlos dem Abschluß entgegenging, konnte Schiller doch der Versuchung nicht widerstehen, die neue Schöpfung, obgleich er sie selbst als für die Bühne nicht geeignet bezeichnet hatte, den Theatern zuzuführen. Mehrere Schauspieldirektoren nahmen das Stück an. Auch der größte unter ihnen, Schröder, der bis vor kurzem dem Wiener Theater vorgestanden hatte und nun das Hamburger leitete, warf sein Auge auf das neue Werk des Dichters, den er früher einmal in einem Briefe an Dalberg als das ‚größte jetzt lebende dramatische Talent' bezeichnet hatte. Schiller hörte durch Beck von Schröders Interesse für das Stück und that den ersten Schritt der Annäherung. Der Briefwechsel ist uns erhalten. Rasch und freudig ergreift Schröder die Gelegenheit. ‚Ich wünsche nichts so sehr, als mich mit Ihnen zu verbinden — mit Ihnen, der allein meine Ideen realisieren kann.' Er will Schiller sogar nach Hamburg ziehen: ‚Sind Sie frei? Können Sie Dresden gegen Hamburg vertauschen? Und unter welchen Bedingungen?' Und um seiner Anfrage Nachdruck zu verschaffen, versichert er, daß die Hamburger Bühnenverhältnisse mit den Mannheimern, die Schiller in unangenehmer Erinnerung standen, ‚nicht im mindesten sympathisierten'.

Wer kann ermessen, welchen Weg die Entwickelung des deutschen Theaters genommen hätte, wenn diese Verbindung zwischen dem größten dramatischen Dichter und dem größten Schauspieler der damaligen Zeit zustande gekommen wäre, wenn dieselbe Stätte, von der einst Lessings kritischer Weckruf durch Deutschland er-

schallt war, nun der Schauplatz eines großartigen Ineinanderspiels von Dichter und Dramaturg geworden wäre! Und wer kann ermessen, welchen ganz andern Weg die Entwickelung Schillers genommen hätte, wenn er dem Rufe Schröders gefolgt wäre! Es hat nicht sein sollen. Und so sehr man es bedauern mag um der Entwickelung unseres Schauspiels willen, wir können nicht anders, als dankbar dafür sein. Denn höher als jene mögliche Entwickelung muß der Deutsche die Begegnung Schillers mit Goethe anschlagen, die nur eintreten konnte, wenn Schiller seinem ursprünglichen Plane, nach Thüringen zu gehen, treu blieb.



Schiller im sechsundzwanzigsten Lebensjahre.
Nach einer Zeichnung von Dora Stock aus dem Jahre 1785. Unterschrift aus einem Briefe an Kunze aus Dresden vom 24. Juli 1786.

Über die Gründe, die Schiller schließlich bewogen haben, das gewiß vorteilhafte Anerbieten Schröders abzulehnen, hat man manche Vermutungen aufgestellt. Daß er sich dem Herzog von Weimar verpflichtet fühle, ist nur ein Vorwand Schillers selbst gewesen. Es ist wohl am einfachsten, das in ihm lebende richtige Gefühl einer größern Bestimmung zur Erklärung heranzuziehen. Gewiß haben ihn überdies, trotz Schröders beruhigender Worte, auch die recht übeln Erfahrungen, die er in Mannheim mit den Theatermenschen gemacht hatte, stark beeinflußt.

Jedenfalls ist diese Unterhandlung mit Schröder ein Zeichen dafür, daß Schiller ernstlich einen Wechsel des Aufenthaltes erwog und wünschte. Schon aus Briefen, die vor dieser Unterhandlung liegen, klingt uns der Wunsch entgegen. Mitunter sogar, zumal in Abwesenheit Körners, ergriff ihn eine düstere Stimmung: in ihm kämpften das deutliche Gefühl, daß keine Gewalt der Freundschaft seinem dauernden Aufenthalt in Dresden natürliche Berechtigung gewähren konnte, und der Schmerz über die Notwendigkeit der Entfernung. „Ich bedarf einer

Krisis', schrieb er an Huber, 'die Natur bereitet eine Zerstörung um neu zu gebären.' Und daß solche Stimmungen, zu denen auch körperliche Ursachen mitgewirkt haben mögen, zu Stunden sogar in Gegenwart Körners und seiner Frau hervorbrachen, deuten uns einige Briefstellen ganz unzweifelhaft an. In der That stand zu Ende des Jahres 1786 der Entschluß fest, gegen das Frühjahr wenigstens einige Monate Dresden zu verlassen. Und Körner ist diesem Plane, so unendlich schwer gerade ihm eine Trennung von Schiller werden mußte, nicht entgegengetreten; die tiefere Notwendigkeit eines Wechsels war ihm nicht verborgen. Schiller wollte auf dem Gute der Frau von Kalb, auf Kalbsrieth in Thüringen, jene Monate zubringen. Denn Frau von Kalb hielt sich dort auf und hatte ihn eingeladen.

Aber aus diesem Besuche wurde nichts. Ein unvorhergesehenes Ereignis trat dazwischen; ein Ereignis von der Art, wie er es in Mannheim hatte erleben müssen: die letzte tiefe Erschütterung seines Wesens, nach und durch deren Überwindung erst endgültig der in sich gefestigte Mann ausreifte.



Marie Henriette Elisabeth von Arnim.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Pastellbildes aus dem Nachlaß der Gräfin Kunheim geb. Arnim, jetzt im Besitz der Frau Rittergutsbesitzer von Reibnitz in Geißeln bei Mißwalde.

Auf einem Maskenball zu Beginn des Jahres 1787 trat ein junges Mädchen an Schiller heran. Sie war als Zigeunerin gekleidet und gab vor, im Besitze der wahrsagenden Fähigkeiten ihres Stammes zu sein. Und während sie dem zukunftsfreudigen Dichter die üblichen fabelhaften Glückszufälle prophezeite, hatte dieser Gelegenheit, das außerordentlich schöne Gesicht und die liebreizende Gestalt des Mädchens zu betrachten. Wie von magischer Gewalt umstrickt, konnte er sich von ihrem Anblick nicht lösen. Eine heftige Leidenschaft flammte in seiner Seele auf. Das junge Mädchen war Marie Henriette Elisabeth von Arnim. Ihre Mutter war die Witwe eines Offiziers, durch ihr auffälliges Benehmen in Dresden unvorteilhaft bekannt. Ohne Vermögen, war sie doch mit Leidenschaft dem gesellschaftlichen Treiben ergeben, in dem sie neben eigenem Vergnügen

auch noch die Möglichkeit suchte, ihre Tochter an den Mann zu bringen. Ganz Dresden wußte, daß sie zu letzterem Zwecke recht bedenkliche Mittel gebrauchte.

Körners waren aufs peinlichste überrascht, als sie Schillers schwärmerische Erzählung des Maskenballabenteuers hörten. Vergeblich versuchten sie, weitere Begegnungen zu hintertreiben. Im Hause der gemeinsamen Freundin Sophie Albrecht traf er Henriette öfter; Frau von Arnim, deren Scharfblick Schillers Stimmung gegen ihre Tochter nicht entging, suchte ihn geflissentlich heranzuziehen. Der junge Dichter, schon jetzt bekannt und vielgenannt, erschien ihr als ein nicht von vornherein abzuweisender Bewerber. Es dauerte nur kurze Zeit, bis er auch in dem Arnimschen Hause verkehrte. Die wachsende Leidenschaft raubte ihm jede Ruhe. Alle Arbeiten blieben liegen. Die geringen Ersparnisse des Redakteurs der Thalia gingen in Bouquets, Schmucksachen, ja, wenn einige Berichterstatter recht haben, sogar in baren Geldgeschenken auf. Man erzählt sich, daß die Mutter, die gern mehrere Eisen im Feuer hatte, zu gleicher Zeit noch andere Bewerber begünstigte. Minna Körner hatte sogar in Erfahrung gebracht, daß an den Abenden, an denen vor dem Fenster der Arnimschen Wohnung ein Licht brannte zum Zeichen, daß Schiller nicht empfangen werden könnte, ein Graf Waldstein oder gar ein bekannter Bankier die glücklichen Gäste seien, daß man also ihn zum besten habe. Aber es verfing nicht. Schiller war ganz in den Banden Henriettes. Es scheint, daß das Mädchen allerdings auch zu ihm eine tiefere Neigung hegte, und vieles deutet darauf hin, daß sie auch manche geistige Berührungspunkte mit ihm hatte.

Gleichwohl wäre eine Verbindung mit dieser zweifelhaften Familie ein großes Unglück für Schiller gewesen. Körner und die beiden Frauen hielten es für ihre heilige Pflicht, diesem Unglück vorzubeugen. Als die Arnims im April 1787 einige Tage verreisten, drang Körner in ihn, Dresden zu verlassen und in der stillen Thaleinsamkeit des einige Stunden entfernten Tharandt sich auf sich selbst zu besinnen. Er folgte. Und hier, in fremder Umgebung, auf sich selbst angewiesen, hat Schiller mit seiner Leidenschaft gerungen. Noch wurde er ihrer nicht ganz Herr. Aber die Fesseln lockerten sich. Es kam zu einem Briefwechsel zwischen ihm und Henriette, der schon die ersten Zeichen der Selbstbesinnung enthält. Auch Huber, dessen Bedeutung für Schiller sich in den letzten Monaten sehr verringert hatte, that das Seine, um ihn aus der Lethargie zu befreien. Er mahnte ihn an große Vorsätze und große Pflichten. Allmählich brach der Entschluß durch, sich aufzuraffen. In einem Stammbuchblatt für Henriette vom 2. Mai spürt man schon einen kühlern Ton. Er überwand die Leidenschaft. Aber herb, wie damals in Mannheim, war auch dieser Kampf.

Seine Freunde fürchteten jeden Augenblick einen Rückfall, und in ernstlicher Sorge um seine Zukunft drangen sie jetzt selbst in ihn, Dresden auf längere Zeit zu verlassen.

Frau von Kalb hatte ihn schon mehreremal eingeladen, nach Weimar zu kommen, wo sie den Sommer zubringen wollte. Auch Frau von Wolzogen hatte den Wunsch geäußert, den einstigen Schützling wiederzusehen. In Meiningen lebte

ihm die geliebte Schwester Christophine als Reinwalds Gattin. So wies manches ihn nach Thüringen, auch wenn der alte Plan, in den Bannkreis Weimars seinen Fuß zu setzen, nicht mehr in seinem Herzen gelebt hätte.

Der Abschied von Körner und den Seinen war schmerzlich. Aber sie wie er standen unter dem klaren Bewußtsein der Notwendigkeit. Niemand von ihnen dachte an einen Abschied für immer; nur eine Weile, wie zur Heilung, sollte der Freund gehen.

Aber als am 20. Juli Schiller aus dem Thore fuhr, schloß die Dresdener Epoche endgültig ab. Bald leuchteten neue Sterne auf, dem Wandernden andere Wege erhellend. Freilich verblaßten vor ihnen die alten Sterne nicht. Was Körner dem Dichter und dem Menschen Schiller gewesen war, das blieb er ihm bis an seinen Tod, auch als an die Stelle des lebendigen Wortes die Feder und der Buchstabe traten. —





Zwölftes Kapitel.

Eintritt in Weimar.

Seitdem nacheinander Wieland, Goethe und Herder sich in Weimar niedergelassen hatten, war die unscheinbare thüringische Stadt der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden. Die beiden andern großen Klassiker, Klopstock und Lessing, standen fern; Mittelpunkt eines größern litterarischen Kreises zu bleiben, hatte jener nicht vermocht, es zu werden, hatte dieser nicht beabsichtigt. Wieland war als Lehrer des Fürsten gekommen; eben dieser Fürst hatte den jugendlich schäumenden Goethe in seine Hauptstadt geführt; und Goethe wiederum zog den verehrten ältern Freund Herder herbei.

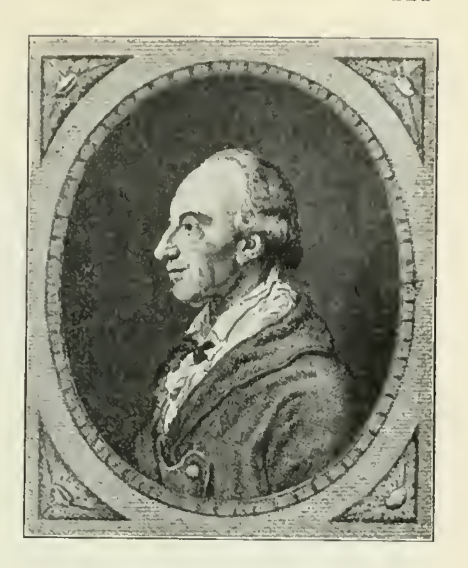
Noch aber lag Weimars eigentliche Glanzzeit in der Zukunft: erst Goethes und Schillers Zusammenwirken hat sie heraufgeführt.

Als Schiller (am 22. Juli 1787) Weimar betrat, war es still und verwaist. Goethe und Karl August waren des kraftgenialischen Treibens müde geworden; seit der Schweizer Reise hatten sie ‚tolles Zeug' zu treiben aufgehört und in Selbstbesinnung und Selbstbeschauung ernsten Dingen sich zugewendet. Der Dichter war Staatsmann geworden, nicht ohne schwere Bedrückung seines poetischen Gewissens. Und eben dies Gewissen, die Besorgnis, über all den Geschäften und auch wohl über den Herzenswirren der letzten Jahre seiner Lebensaufgabe entfremdet zu werden, hatten ihn hinausgetrieben. Seit fast einem Jahr etwa weilte er in dem Lande alter Sehnsucht, in Italien. Der Herzog aber suchte dem Bedürfnis größerer Wirksamkeit zu genügen, und kurz bevor Schiller nach Weimar kam, war er nach Potsdam gefahren, preußische Kriegsdienste begehrend. In Naumburg kreuzten sich ihre Wege, ohne daß sie sich sahen.

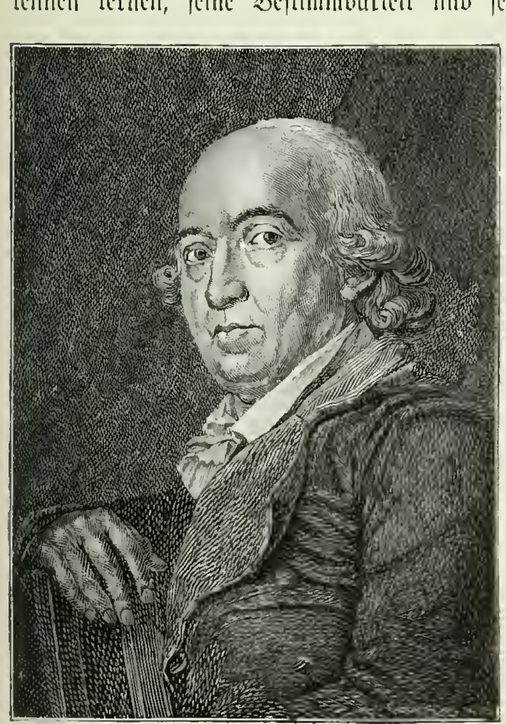
So fehlten die beiden Fürsten. Aber die Spannung, mit der Friedrich Schiller die Musenstadt betrat, war darum nicht viel geringer. Es blieb noch so manche wertvolle Anknüpfung möglich.

Der Dichter des Don Carlos durfte voraussetzen, daß er der litterarischen Welt nicht mehr ganz unbekannt sein würde. Mit Wieland, dem einflußreichen Herausgeber des ‚Merkur', stand er schon lange in Beziehung. Seine Vermittelung

war ihm gewiß. Darum galt sein erster Besuch ihm. Durch ein ‚Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen‘ gelangte er zu ihm. ‚Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft.‘ Der Dichter des Oberon mochte für den Dichter des Carlos, der Anhänger französischer Zierlichkeit für den kraftvollen Stürmer keine sonderliche Sympathie gehabt haben; Schillers Persönlichkeit, die Macht seines Gespräches gewannen ihn schnell. Auch merkte Wieland bald, daß Schillers junge Kraft, die sich überdies auch in der prosaischen Darstellung als geschickt erwiesen hatte, für den Merkur zu verwenden sein würde. Freilich mußte auch Schiller im weitern Fortschritt des Verkehrs die von allen getadelte Seite von Wielands Wesen kennen lernen, seine Bestimmbarkeit und seinen Wankelmut, unter denen alle zu leiden hatten, die mit ihm verkehrten; ja einige Wochen hindurch, nachdem Wieland erfahren hatte, daß der bei Hofe gelesene Don Carlos dort wenig gefallen hatte, wurde das Verhältnis merklich kühl. Als aber dann Wieland die ersten Teile des Abfalls der Niederlande kennen lernte, war er ganz entzückt; ‚er umarmte mich schwärmerisch und erklärte, daß ich keinen vor mir haben würde in der Geschichte‘. Er zog Schiller in seine Familie, vielleicht nicht ohne den Nebengedanken, an ihm einen Schwiegersohn zu gewinnen für eine seiner zahlreichen Töchter; große Pläne litterarischer Art hoffte er durch den jungen Historiker zu verwirklichen, und Schiller schrieb im Ernst an Körner, daß er sich schon als ‚präsumtiven Erben‘ des Merkur betrachte. Freilich, die litterarischen Pläne



Christoph Martin Wieland.
Gemalt von J. E. Heinsius. Gestochen von J. Hurt 1788.



Johann Gottfried Herder.
Kreidezeichnung nach dem Leben von Bury, während eines längern Besuches im Hause Herders aufgenommen. Original im Besitz der Familie des Enkels, Wirkl. Geh. Rats Stichling †, zu Weimar.

waren ihm annehmbarer als die familiären. Die guten, aber einfältigen und hausbackenen Töchter Wielands waren seinem Herzen ungefährlich.

Auch mit dem ersten Besuche bei dem vornehm zurückhaltenden Herder hatte



Amalie.

Herzogin Anna Amalia von Weimar.

Nach dem im 7. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft mitgeteilten Lichtdrucke. Das Original, um 1780 von einem unbekannten Künstler gemalt, befindet sich im Witthums-Palais zu Weimar. — Unterschrift eines Briefes aus Tiefurt v. 29. Aug. 1783 an den Maler Oeser zu Leipzig. Aus der Kestnerschen Autographensammlung in Hannover.

Schiller Anlaß, zufrieden zu sein. Freilich nicht wie ein alter Bekannter wurde er bei dem Generalsuperintendenten aufgenommen: ‚ich muß ihm erstaunlich fremd seyn, denn er fragte mich ob ich verheurathet wäre. Überhaupt ging er mit mir

um, wie mit einem Menschen, von dem er nichts weiter weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen.' Aber Herder war doch ,erstaunlich höflich', unterhielt sich angelegentlich mit Schiller über dessen Jugendgeschichte, über Schubart, über Karl Eugen, den er ,mit Tirannenhaß haßte'. Auch über die Weimarer Gesellschaft gab er nützliche Winke; ,mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung' sprach er von Goethe. Im Lauf der ersten Wochen schon trat Schiller Herder viel näher und hatte auch die Freude, den Don Carlos von ihm gelesen und gelobt zu hören.



Herzogin Anna Amalia im Alter.
Gemalt von Jagemann, gestochen von Steinle. (Verkleinert.)

Daß er im Schatten Goethes wandelte, merkte er auf Schritt und Tritt. Auch abwesend herrschte der Gewaltige in diesen Kreisen. Nicht ohne Unbehagen empfand Schiller diese Herrschaft. Die ausschließliche Verehrung der Natur, der Naturwissenschaft, der Einzelerscheinung, des Dinges, ,ein bis zur Affektion getriebenes Attachement an die Natur und eine Resignation in seine fünf Sinne' schien ihm Goethe und seine ,Sekte' zu bezeichnen; von jeher zu spekulativer, philosophischer Erfassung der Welt geneigt und darin eben noch durch Körners Einfluß bestärkt, konnte er an jener Richtung keinen Gefallen finden. Aber er berichtet doch an Körner auch die vielen Stimmen, die ihm das Lob des Menschen Goethe gesungen, die ihm Goethes hellen klaren Geist, seine Liebenswürdigkeit, seine Geschäftstüchtigkeit gefeiert hatten; und mit warmem Interesse nimmt er an der Vorlesung des ersten Iphigenienentwurfes durch Corona Schröter teil. Auch einer persönlichen Huldigung für den großen Abwesenden wohnte er bei: den 28. August feierte er in kleiner Gesellschaft in Goethes Garten: ,schwerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe; aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.'

Zum Hofe bahnte ihm seine Freundin Charlotte von Kalb den Weg. Sie war der erste Anlaß zu seiner Übersiedelung nach Weimar gewesen. Besorgt



Friedrich Hildebrand Freiherr von Einsiedel.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes auf Schloß Tiefurt im Besitz Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Weimar.

um ihre Augen, deren Schwäche mehr und mehr zunahm, hatte sich Charlotte in die Behandlung des berühmten Arztes Hufeland in Weimar gegeben. In Schillers Seele war die Leidenschaft für sie erloschen; was in jenem Mannheimer Kampfe noch nicht überwunden war, das hatte die Zeit und der Einfluß der Dresdener Beziehungen besiegt. Aber die auf tiefem gegenseitigem Verständnis beruhende Freundschaft war geblieben; und wenn je wieder die Gefühle von ehedem auftauchen wollten, so war das Gegengewicht jener Freundschaft und einer vorgeschrittenen Reife mächtig genug, sie zurückzudrängen. Schiller fand übrigens zu seinem Bedauern Charlotte nicht unverändert vor; Züge zunehmender Kränklichkeit machten sich auf ihrem Antlitz bemerkbar, und ihr von jeher leicht erregbares Wesen stand mehr als damals unter dem Einfluß von Stimmungen und nervösen Anwandlungen. Aber ihre geistige Richtung war die alte geblieben; empfänglich für alles Edle und Schöne, den Dichter bis in die leisen Regungen des Herzens verstehend, wird sie von Schiller nicht ohne Übertreibung eine ‚große Seele' genannt.

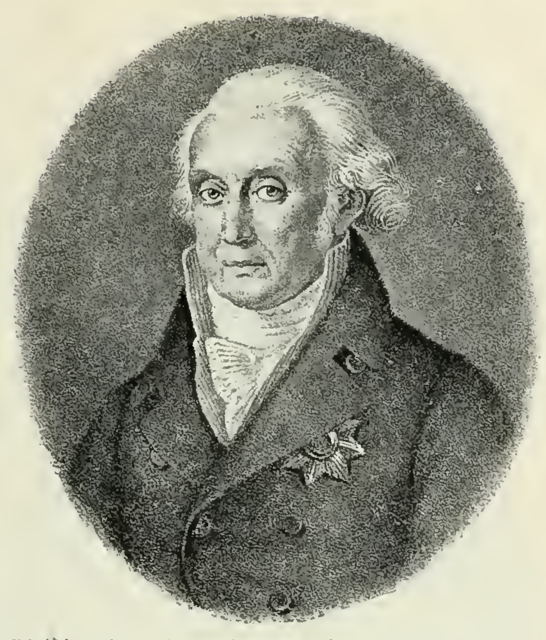
Charlottens Gemahl, der in zweibrückenschen Diensten eine erfreuliche Karriere sich erschließen sah, wurde erst in einigen Monaten erwartet; und der Plan war, daß dann beide mit Schiller nach Dresden zu Körners fahren wollten.



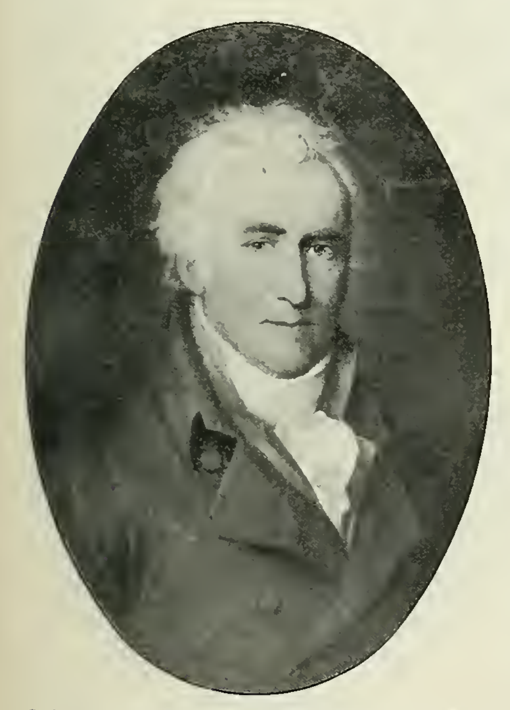
Karl Ludwig von Knebel.
Nach einem zeitgenössischen Bilde gezeichnet von Ries.

Schillers Verhältnis zu Charlotte wurde in Weimar bald bekannt und allenthalben mit Achtung beurteilt; man pflegte sie stets zusammen einzuladen,

in bürgerlichen wie in adligen Kreisen. Sie war ihm die Führerin in den Beziehungen zum Hofe. Ihre große Kenntnis der gesellschaftlichen Gebräuche wurde ihm ebenso nützlich, wie ihre ausgedehnte Bekanntschaft mit allen, die sich um die Herzogin-Witwe Anna Amalia scharten. Denn diese Frau bildete, nicht nur in der Abwesenheit Karl Augusts, den fürstlichen Mittelpunkt des litterarisch-gesellschaftlichen Lebens. Sie war eine Frau von höchster geistiger Fähigkeit: als Regentin-Witwe hatte sie, Friedrichs des Großen Nichte, den Staat durch gefährliche Verhältnisse glücklich geführt; ihre Söhne Karl August und Konstantin hatte sie vortrefflich erzogen und mit sicherm Blick die Männer gewählt, die ihr dabei halfen, Wieland, Knebel, den Grafen Görtz. Nachdem diese beiden Aufgaben rühmlich erfüllt waren, widmete sie sich ganz ihren künstlerischen und litterarischen Neigungen und bildete um sich einen Verein bedeutender Menschen. Dem Hofceremoniell abhold, aber auf den fein abgestimmten Ton leichter und freier Geselligkeit viel gebend, verstand sie es, Leben und Anregung um sich zu verbreiten. Der Musik widmete sie verständnisvolle Pflege; der bildenden Kunst stand sie selbst ausübend nahe; in stillen Stunden erging sie sich unter des feinsinnigen Jagemann Führung in den anmutigen Gebreiten italienischer Litteratur. Am liebsten aber sah sie um sich die poetische Kunst alle Geselligkeit verklären. Ihre größte Freude waren jene theatralischen Darstellungen, zu denen ihr Kreis Stoff und Schau-



Christian Gottlob von Voigt (Weimarischer Geheimrat).



Friedrich Justin Bertuch (Weimarischer Legationsrat).
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz der Familie Froriep in Weimar.



Johann Joachim Christoph Bode.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer Büste in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar.

spieler stellte, und die im Weimarer Schlosse, in Ettersburg, im Tiefurter Parke stattfanden. Sie lebte und webte in poetischer Stimmung; und was Weimar damals war, verdankte es zu großem Teile dieser feinsinnigen und hochsinnigen Fürstin.

Zu ihr wurde Schiller auch geführt. Charlottens stille Vermittelung hatte sogar bewirkt, daß man seinem ersten Besuch mit einer Einladung zuvorkam. In dem Tiefurter Schlosse empfing ihn die Herzogin. Sie war freundlich zu ihm, und Wieland versicherte ihm nachher, daß er sie erobert habe. Amalias unzertrennliche Freundin, das bekannte Fräulein von Göchhausen, ‚Thusnelda‘, wie man sie allgemein hieß, ‚regalierte‘ ihn sogar mit einer Rose. Der erste Eindruck, den Schiller von der Herzogin-Witwe erhielt, war nicht günstig, wie er denn überhaupt dem Hofe mit nicht ganz freundlichen Vorurteilen entgegengekommen ist. Die Folgezeit hat das geändert.

Aber nicht nur die ‚Götter‘, auch die ‚Götzendiener‘ (wie er sich einmal selbst im Scherze ausdrückt) lernte er kennen. Der Kreis interessanter Menschen ist zu groß, als daß wir ihn hier auch nur einigermaßen genauer schildern könnten. Da war der originelle Kammerherr von Einsiedel, liebenswürdig, gescheit, voll drolliger Eigenart, dem z. B. das Bier so zuwider war, daß er nicht einmal das Wort je geschrieben oder gesprochen zu haben versicherte; er suchte Schillers Umgang, beide befanden sich wohl dabei. Da war der Major von Knebel, der feinsinnige und würdige Erzieher des Prinzen Konstantin, eine durch und durch harmonische Persönlichkeit; auch er kam Schiller mit gewinnender Freundlichkeit entgegen. Besondern Eindruck machte der Geh.



Friedrich Wilhelm Gotter.
Nach einem gleichzeitigen Stiche.

Rat Voigt, ein wissenschaftlich tief gebildeter und biederer Mann, auf ihn; dieser, so schreibt er an Körner, könne sein heftiges Bedürfnis nach einem vertrauten Freunde stillen. Da war ferner Bertuch, der erfinderische Kopf, der erste Übersetzer des Don Quixote; er hatte mit Wieland und Schütz die Idee der Jenaischen Litteraturzeitung, der nachmals einflußreichsten Zeitschrift, ausgeheckt und versuchte nun auch Schiller in allerlei ‚Commercespekulationen' hineinzuziehen. Recht befreundet war Schiller auch mit Bode, der einst als Begleiter der Gräfin Bernstorff nach Weimar gekommen war und sich sowohl durch seine geschickten Übersetzungen ausländischer Klassiker als durch seine humanitären Bestrebungen bekannt gemacht hat. Auch der Verfasser des ‚schwarzen Mannes', Gotter, kam oft von Gotha nach Weimar; bei der Herzogin wohlgelitten, las der ganz in französisch regelrechtem Geschmack befangene Mann den Don Carlos ihr vor und trug wohl auch durch sein abfälliges Urteil dazu bei, daß die Meinung der Herzogin von dieser Dichtung nicht günstig war. Schiller weist in seinem Briefe an Körner unwiderleglich nach, daß Gotter den Carlos überhaupt nicht verstanden hatte, und wir müssen ihm beipflichten, wenn er meint, daß Gotter bei seinem platten und eigenrichtigen Urteil die Dichtung gar nicht zu verstehen im stande war. Er war ein trauriger Philister, obwohl er sich für ein großes Licht hielt.



Nach einer Originalphotographie des Selbstporträts in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Unterschrift nach einer Vorlage im Besitz des Herrn † W. Künzel in Leipzig.

Die Weimarer Frauenwelt trat Schiller auch in einigen ihrer besten Vertreterinnen näher. Frau von Stein schätzte er hoch; er nennt sie ‚eine wahrhaftig eigene interessante Person', ‚ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit' liegen in ihrem Wesen. Ihre Schwester Frau von Imhoff nahm sich Schillers gleich bei seiner Ankunft an und besorgte ihm sogar seine erste Wohnung. Wie-

lands Gattin war zwar nicht bedeutend und konnte keine große Rolle außerhalb des Hauses spielen; doch war sie das vortreffliche Beispiel einer hingebenden, zurücktretenden, nur in dem Glück ihres Mannes lebenden Hausfrau. Für solche Frauen hatte Schiller viel Verständnis und viel Achtung. Es sei noch der berühmten Schauspielerin Corona Schröter Erwähnung gethan, mit der Schiller oft zusammentraf und auf die sein Freund Körner seine Aufmerksamkeit sehr gespannt hatte: sie war damals nicht mehr jung, und die schönen Züge, die unser Bild zeigt, waren schon im Verblühen. Ihre Kunst aber übte sie noch immer mit Meisterschaft aus; wir erzählten schon, wie sie Schiller für Goethes Iphigenie gewann.



Charlotte von Stein.
Nach dem Porträt von Karl Freiherr von Imhoff.

Der Kreis der Bekannten erfuhr eine erwünschte Erweiterung durch die Beziehungen zu Jena. Im Spätsommer 1787 reiste Schiller mit Charlotte und der Tochter Wielands, die mit dem Jenenser Professor Reinhold verheiratet war, auf einige Tage nach der alten Universitätsstadt. Er war Gast des Reinholdischen Hauses. Reinhold hatte vor kurzem erst seinen Lehrstuhl erhalten; nach einer etwas abenteuerlichen Entwickelung — er war Katholik und sogar Noviz des Jesuitenordens gewesen — versenkte er sich in die Kantische Philosophie und wurde deren eifriger Apostel. Im Verkehr noch schüchtern und ungeschickt, von kränklichem Aussehen, ohne die Kunst des belebenden Gespräches, weit mehr Verstandes- als Gemütsmensch, obwohl er das letztere scheinen wollte, machte er auf Schiller zunächst keinen sonderlichen Eindruck; doch vermittelte nähere Bekanntschaft größere Wertschätzung. Die andern Leuchten der Universität lernte Schiller auch flüchtig kennen, den

Juristen Hufeland und den Theologen Grießbach, mit denen er später in engeres Verhältnis trat. Ganz besonderes Interesse hatte für ihn zunächst die Bekanntschaft mit Schütz, dem Herausgeber der Jenaischen Litteraturzeitung. Er ließ sich in ‚der Litteratur' d. h. dem Hause herumführen, wo sie redigiert wurde, und wo die ungeheueren nach den Verlegern geordneten Haufen von Büchern, die des Richters harrten, sein berechtigtes Staunen erweckten. 120 Schriftsteller arbeiteten an diesem ‚Tribunal' mit. Es dauerte nicht lange, da bekam auch Friedrich Schiller den Mitarbeiterkontrakt zur Unterschrift zugeschickt.

Jena selbst gefiel ihm gut. Die Stadt war besser gebaut als Weimar. Er nennt wohl die Sitten der Studenten gegen früher ‚um sehr viel gebessert'; Einzelheiten aber, die er berichtet, wie z. B. daß die jungen Herren ihr Waschwasser nach der summarischen Warnung ‚Kopf weg!' einfach auf die Straße schütteten, beweisen entweder, daß es ‚früher' unbeschreibliche Zustände gewesen sein müssen, oder aber, daß der Dichter die Gegenwart recht milde beurteilte. Beneidenswert erschien ihm die völlige Unabhängigkeit der Professoren von allen Regierungseinflüssen. Man machte ihm den Vorschlag, nach Jena überzusiedeln und nach einer Professur zu streben, was ihm nicht wohl fehlschlagen könne. Schiller aber hatte zunächst nicht Lust, darauf einzugehen; er wollte versuchen, sich die Unabhängigkeit einstweilen durch schriftstellerische Thätigkeit zu gewinnen. Ein Lehramt würde ihn von dieser zu sehr abgehalten haben.

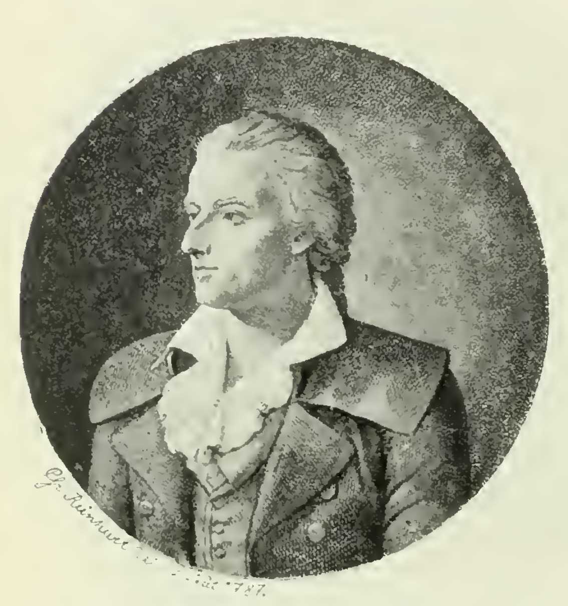


Charlotte von Stein.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer Originalzeichnung vom Jahre 1796 von Dora Stock im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm

So wurde Schiller überall wohl empfangen, und auch an Zeichen einer gewissen Volkstümlichkeit in andern Schichten fehlte es ihm nicht. Er berichtet an Körner eine recht charakteristische Begegnung:

‚Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie Euch ganz hersetzen kann. Es wird an meiner Thür geklopft. ‚Herein.' Und herein tritt eine

kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt. ‚Habe ich nicht das Glück,‘ sagt die Figur, ‚den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen!‘ ‚Der bin ich, ja.‘ ‚Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme.‘ ‚Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?‘ ‚Ich werde nicht das Glück haben Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpius.‘ ‚Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.‘ ‚Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.‘ Damit empfahl sich die Figur und ich schreibe weiter.‘ (Vulpius war der Bruder von Goethes nachmaliger Frau, ein emsiger Fabrikant von Leihbibliotheksromanen.)



Schiller. Gemalt von Joh. Chr. Reinhart 1787.
Nach einer Photographie des Stichs von C. Küchler. (Das Originalgemälde aufzufinden, ist der Verlagshandlung nicht gelungen.)

Ende August 1787 schrieb Schiller an Huber: ‚Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage.‘ Er hat sich mit den ‚Weimarer Riesen‘ vergleichen können und darüber das Gefühl bekommen, daß seine eigenen Kräfte nicht unzulänglich waren. Er faßt den Entschluß, emsig zu arbeiten. Er verschließt sich nicht der Erkenntnis, daß seine Bildung lückenhaft und vielfach nur aus zufälligen Elementen zusammengesetzt sei. Eine Vertiefung in die Geschichte, die er schon in Dresden begonnen hatte, mußte das beste Mittel einer allgemeinern Bildung sein. Nachdem die erste Flut der neuen Bekanntschaften und der Gesellschaften vorübergerauscht war, zog er sich zurück, um in der Stille zu arbeiten. Weimar war auch dazu der rechte Ort. Er sagt es selbst, daß hier ‚jeder nach seiner Weise privatisieren kann, ohne damit aufzufallen‘. Er freut sich der Behaglichkeit seines Zimmers, wo er die Abende bei Thee und Pfeife gemütlich zubringt und ‚sich's gar herrlich arbeiten läßt‘. Empfangen und Schaffen wechseln förderlich ab. Für die Litteraturzeitung schrieb er kleine Recensionen; für Wielands Merkur begann er die ‚Briefe über Don Carlos‘. Die Hauptthätigkeit aber gehörte dem Abfall der Niederlande, der ‚Rebellion der Niederlande‘, wie er es damals nannte. Im Winter 1787/88 reifte der größte Teil des denkwürdigen Geschichtswerkes heran. Entsprungen aus den Vorarbeiten zu Don Carlos trägt es das Gepräge dieser Dichtung: der Kampf eines von politischem und mehr noch von geistigem Druck geknechteten Volkes gegen die Tyrannen ist sein Thema. Und durch die Darstellung weht der warme

Hauch der persönlichen Anteilnahme, der diesem Werke eine größere und verdientere Ausbreitung verschaffte, als sie einem bloß gelehrten Buche zu teil geworden wäre.

Von diesem Mittelpunkte aus breiteten sich seine bloß aufnehmenden Studien in die Geschichte des deutschen Reiches und der andern Länder aus, Verfassung und Kultur beschäftigten ihn gleichermaßen; Pütters Abriß der deutschen Reichsverfassung, Montesquieus Esprit des lois, Voltaires Essai sur les moeurs et l'esprit des nations sind einige Büchertitel, die die Weite seines Interessenkreises und die Art dieses Interesses selbst bezeichnen. Er hatte sich, wie er in jener Zeit an einen befreundeten Buchhändler schreibt, ‚für die Geschichte bestimmt'.

Aber auch in das Altertum lenkte er damals seine Schritte. Die Welt Griechenlands war ihm bis dahin fast ganz fremd gewesen. Wieland, in dessen Schriften sich die heitere Seite des griechischen Geistes spiegelte, ließ es nicht an Anregungen fehlen. Die Tiefe und die Schönheit der griechischen Mythologie besonders zog ihn an. Zwar haben wir für diese Studien aus der ersten Zeit des Weimarer Aufenthaltes keine unmittelbaren Belege; wohl aber können wir auf sie einen untrüglichen Rückschluß thun aus dem Gedichte, in dem er den Untergang jener schönen poetischen Weltauffassung beklagt, aus den ‚Göttern Griechenlands'. Das Gedicht erschien im Märzhefte des ‚Deutschen Merkur' und erregte außerordentliches Aufsehen, begeisterten Beifall und heftiges Mißfallen. Manche empfanden den Vergleich des phantasievollen Polytheismus mit dem Monotheismus als eine Verletzung dieses, und es fehlte nicht an Stimmen, die den Verfasser deswegen tadelten, ja schmähten. Für uns Heutigen ist dieser Gesichtspunkt durch Schillers weitere Entwickelung erledigt; für uns hat das Gedicht — abgesehen von dem außerordentlichen Fortschritt, den seine Form bezeichnet — andere Bedeutung. Es ist das erste Zeugnis für das Verhältnis, in das Schiller zum Griechentum trat. Jeder höher Gebildete muß einmal Stellung nehmen zu den geistigen Mächten des Altertums. Schiller faßt diese Mächte, wie das nicht anders zu erwarten war, unter dem ästhetischen Gesichtspunkte. Das muß man festhalten, um dem schönen Gedichte gerecht zu werden und um nicht in den Fehler jener ersten Kritiker zu verfallen, die ihm eine religiöse Tendenz unterschoben.

So ging in all den wissenschaftlichen Studien doch die Poesie nicht leer aus.

Ein freundliches Geschick aber fügte es, daß nun die Wirklichkeit selbst sich ihm zur Poesie erheben sollte.

Zum erstenmale naht sich ihm die wahre Liebe und verklärt ihm Leben und Wesen.



Dreizehntes Kapitel.

Charlotte von Lengefeld.

An einem trüben Dezembertage des Jahres 1787 ritten zwei Reiter durch die Neue Gasse in Rudolstadt ein. Als sie vor dem Hause der verwitweten Frau Oberforstmeister von Lengefeld vorbeikamen, verhüllte der eine, wie zum Scherze, mit dem Mantel das Gesicht. Aber die am Fenster sitzenden Damen hatten ihn schon erkannt. Es war Wilhelm von Wolzogen. Sein Begleiter war Schiller. Sie kamen von Meiningen und Bauerbach. Schiller hatte hier seine mütterliche Beschützerin aus den Jahren des Sturms besucht, oft wiederholter Einladung folgend. Und zugleich hatte er seine geliebte Schwester Christophine, nun Reinwalds Gattin, wiedergesehen und in ihrem Anblick ein Stück Jugend und Heimat wieder in sich aufleben lassen. In Meiningen hatte er den Herzog kennen gelernt und die Gohliser Bekanntschaft mit dem Maler Reinhart erneuert, der hier das von uns mitgeteilte Porträt Schillers anfertigte. Dann hatte Wilhelm von Wolzogen ihn vermocht, den Rückweg mit ihm über Rudolstadt zu nehmen, um in dem verwandten Hause der Lengefelds vorzusprechen.

Dieser zufällige Weg wurde für Schiller der Weg zum Glück. Wie oft hatte er, stürmisch oder sehnsüchtig, nach irdischem Glück verlangt: jetzt nahte es sich dem Ahnungslosen durch höhere Fügung.

Charlotte von Lengefeld hat den Anspruch auf unser höchstes Interesse als die Lebensgenossin Schillers; daß sie zugleich eine der trefflichsten, edelsten Frauen gewesen ist, die auf deutscher Erde gewandelt haben, muß jenen Anspruch noch erhöhen.

Alt und tüchtig war das Geschlecht derer von Lengefeld. In wichtigen Stellungen hatten Charlottens Vorfahren den rudolstädtischen Fürsten treu gedient. Ihr Großvater war Oberforstmeister und Landeshauptmann gewesen; und auch ihr Vater hatte an der Spitze des ausgedehnten Forstwesens gestanden. Trotz mancher Krankheit und eines körperlichen Gebrechens hatte der ernste und strenge Mann seinen Dienst stets trefflich erfüllt und so groß war sein Ansehen in seinem Fache, daß Friedrich der Große ihn im Jahre 1763 nach Leipzig beschied und ihn durch wahrhaft glänzende Anerbietungen als obersten Leiter des gesamten preußischen Forstwesens in seinen Dienst zu ziehen suchte. Er blieb seinem Fürsten treu; aber er und die Seinen vergaßen das Vertrauen des

großen Königs nicht. So wurde denn Rudolstadt die Heimat der beiden Töchter, die seiner im Jahre 1761 mit Luise Juliane Friderike von Wurmb aus Wolframshausen geschlossenen Ehe entsprossen. Karoline und Charlotte hießen die Töchter, jene 1763, diese 1766 geboren. Nicht in glänzenden, aber in gediegenen Verhältnissen wuchsen die beiden Mädchen auf. Der Vater legte gleiches Gewicht auf treffliche Ausbildung ihrer körperlichen Gewandtheit, wie auf die Schulung ihres Verstandes, in der er ein sicherndes Gegengewicht gegen das in der beschaulichen Einsamkeit eines stillen Bergthales leicht auswuchernde Phantasieleben sah. Die Mutter teilte mit ihrem Manne eine ernste und würdige Auffassung des Lebens, die bei beiden auf dem Boden christlicher Frömmigkeit erwuchs. Mit zunehmendem Alter und zunehmender Verantwortlichkeit trat eine gewisse übertriebene Rücksicht auf die Konvenienzen der Gesellschaft in ihr hervor; und mehr als einmal muß die ‚chère mère‘, wie sie ganz allgemein genannt wurde, in den Briefen gutmütige Scherze darüber hören. Die strenge Gewissenhaftigkeit aber, mit der sie die ihr wertvoll scheinenden Formen beobachtete, äußerte sich in jeder ihrer Thätigkeiten. Als Erzieherin der rudolstädtischen Prinzessinnen und später als Oberhofmeisterin erwarb sie sich Verdienste, die durch die Anhänglichkeit ihrer Zöglinge und die Verehrung des Hofes belohnt wurden. Und mit derselben Gewissenhaftigkeit und Würde leitete sie, nachdem im Jahre 1776 der treffliche Vater zu früh dahingerafft worden war, die Erziehung der eigenen Töchter. Karoline, die älteste, war selbständigen Wesens, ungemein begabt, von hellem Verstande und reichster Phantasie. Früh traten Verehrer an sie heran, und ein junger Bekannter, Herr von Beulwitz, erschien der Mutter als erwünschter Freier. Von gutem Herzen und von gutem Verstande, hätte er



Wilhelm von Wolzogen.
(Aus späterer Zeit.)
Nach einer Photographie eines Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Hans von Wolzogen und der Freifrau Hildegard von Stockhorner geb. von Wolzogen auf Schloß Kalbsrieth.

jedes andere Mädchen glücklich machen können; Karoline aber, in der mehr und mehr jene schöngeistigen und phantastischen Vorstellungen des vorigen Jahrhunderts von Wahlverwandtschaft und Seelenfreundschaft Platz griffen, fand an ihm nicht ihr Genüge, und ihre Ehe trug leider den Keim der später erfolgten Lösung von Anfang an in sich.

Charlotte war der älteren Schwester im Grunde unähnlich, obgleich die geschwisterliche Liebe in beiden zur tiefsten Freundschaft geworden ist. Sie trug in sich die Anlage zum Frieden und zum Genügen; während Karolinens heißer Ehrgeiz darauf ging, selbst etwas vorzustellen und einer anspruchsvolleren Subjektivität Geltung zu verschaffen, war es Charlottens freundliche Neigung, um sich her Glück und Behagen zu verbreiten; während Karolinens nachgelassene Schriften selbständige, abgerundete, förmliche Bücher aufweisen, wie den Roman ‚Agnes von Lilien' und das treffliche Leben Schillers, sind die Aufzeichnungen Charlottens kunstlos, aphoristisch, meist dem Gedächtnis des hochverehrten Vaters und des geliebten Gatten gewidmet; und während sich in dem Antlitz Karolinens etwas wie trotziges Bewußtsein eigenen Wertes ausprägt, liegt über den Zügen Charlottens die warme, freundliche Ruhe derer, die da lieben und geliebt werden.



Luise Juliane Friderike von Lengefeld,
geb. von Wurmb, die ‚chère mère'.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer mit Aquarellfarben gemalten Zeichnung, des einzigen überlieferten Bildes, im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Neben der Mutter übte auf Charlotte von Lengefeld den größten Einfluß Frau von Stein, Goethes berühmte Freundin, aus. Von Kochberg aus, dem Gute ihres Gatten, eine Meile von Rudolstadt gelegen, war sie in beständiger Beziehung mit der Rudolstädter Gesellschaft, und Bande enger Freundschaft schlossen sich zwischen ihr und der chère mère. Hier in Kochberg weilte Charlotte oft lange Wochen, hier sah sie auch Goethe, der an ihr und ihren Schicksalen ‚von Kindheit auf' innigen Anteil genommen zu haben versichert und selbst von Italien aus sie grüßen ließ. Frau von Stein nahm Charlotte öfters mit nach Weimar und führte sie an den Hof; wie sie selbst einst Hofdame der Herzogin Amalia gewesen war, so nahm sie, von der dankbaren Mutter unterstützt, für Charlotte eine Stellung als Hofdame bei der Herzogin Luise in Aussicht. Die Herzogin billigte den Plan, nachdem Frau von Stein ihr den feinen Sinn, die reiche Begabung und auch die poetische Empfänglich-

keit des jungen Mädchens gerühmt hatte. So wurde die Folgezeit (von 1782 an) unter der Rücksicht auf diesen Plan verwendet. Vor allen Dingen gehörte zu der künftigen Stellung sichere Beherrschung der französischen Sprache. In der gewohnten Umgebung konnte Charlotte diese Fertigkeit nicht erlangen; ein erhaltener Brief eines wohlwollenden biderben Onkels, der sich im Jahre 1772 ‚ungemein freute, daß die Möpsgens so schön französisch lernen‘, ändert an dieser Gewißheit nicht viel.



Karl Christoph von Lengefeld, Charlottes Vater.

Nach eigener photographischer Aufnahme eines (verblichenen) Ölgemäldes von J. W. C. Morgenstern 1773 im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Darum beschloß die Mutter, mit Charlotte längere Zeit in der französischen Schweiz zu verweilen. Karoline und ihr damaliger Verlobter zogen mit.

Im April 1783 fuhr man ab. In Stuttgart rastete man einige Tage. Henriette von Wolzogen, eine Cousine der Mutter, führte sie auch beim Vater Schiller auf der Solitüde ein. Christophine hat dort ihre zukünftige Schwägerin gesehen; noch im hohen Alter erzählte sie mit Vergnügen, wie lieblich Charlotte damals ausgesehen hatte: ‚eine schöne Figur in einem reizend kleidenden himmelblauen Jäckelchen.‘ Dann ging es mit allerlei interessanten Stationen, von denen sie selbst in ihrem Tagebuch erzählt, nach Vevey. Hier blieben sie fast ein ganzes Jahr; Charlottens lebhafter Geist und liebenswürdiges Wesen machten sie zu dem Mittelpunkt eines angeregten Kreises. Im Mai 1784 traten sie die Rückreise an, über Zürich, Olten, Basel, wo sie überall kürzere Besuche bei Berühmtheiten, wie Lavater, oder bei Bekannten machten, ging es ins Elsaß; in Colmar wurde Pfeffel besucht. In Speyer machten sie Frau von Laroche eine Aufwartung. Und auf der Durchreise in Mannheim verfehlten sie nicht, dem Dichter der Räuber ihre Karte zu schicken, um die Grüße von der Solitüde und von Wolzogens auszurichten. Wir haben früher gehört, daß Schiller die

Damen noch in aller Eile gesehen hat, ohne daß er irgendwelchen besonderen Eindruck von ihnen erhielt. Oft hat Charlotte später über die Kälte dieser ersten Begegnung gescherzt.

In dem stillen Rudolstadt verarbeitete Charlotte den Sommer über die Eindrücke der Reise, setzte ihre französischen Studien fort und nahm daneben die ihr schon aus früherer Zeit wert gewordene Lektüre englischer Dichter und



Karoline von Wolzogen, geb. von Lengefeld.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Erzähler wieder auf. Die Erinnerung an die wechselnden und farbenreichen Bilder der Reise, an das heitere Leben in der französischen Schweiz mußte über manche stille, eintönige Stunde, über manchen Druck des altmodisch engen Lebens in der weltentrückten kleinen Stadt, zu der noch nicht einmal eine Kunststraße führte, hinweghelfen. Freilich trug Charlotte diese Zurückgezogenheit leichter als ihre Schwester; Einsamkeit und stille Beschauung waren ihrem Sinne gemäßer, und bei dem tiefen Naturgefühl, das sie vom Vater ererbt hatte, gab

ihr der Anblick der heimatlichen Berge und Wiesen und Wälder schöne Befriedigung, während in dem Herzen Karolinens die Sehnsucht nach dem Genfer See oft die Freude am Gegenwärtigen verdarb.

In Weimar, Jena und Kochberg verweilte Charlotte öfters, wenn Frau von Stein drängte, das Rudolstädter Stillleben zu unterbrechen und die Beziehungen zum herzoglichen Hofe nicht einschlafen zu lassen. Die meisten hervorragenden Personen des Weimarischen Kreises lernte sie so kennen; Goethe, der Freund ihrer Beschützerin, fuhr sie sogar im Schlitten. Überall war sie beliebt. Karl August bewies ihr oft die lebhafteste Teilnahme.



Karoline von Wolzogen.
Nach eigener photographischer Aufnahme einer Elfenbein-Miniatur im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Aus den Beziehungen zu diesen Kreisen sollte Lottens erste schmerzliche Herzenserfahrung erwachsen. Im Jahre 1786 lernte sie einen bei Frau von Stein eingeführten Freund des Majors Knebel, den englischen Kapitän Heron, kennen. Es war ein feingebildeter, allen geistigen Interessen zugewendeter Mann; männlicher Ernst und gewinnende Herzensfreundlichkeit sprachen aus seinen Zügen. Er fühlte sich schon bei der ersten Begegnung zu Charlotte hingezogen, und eine tiefe Neigung entwickelte sich rasch bei öfterem Sehen. Charlottens Gefühle entsprachen den seinen. Die erste Liebe wachte in ihrem Herzen auf. Aber diese Liebe war auf beiden Seiten hoffnungslos. Heron mußte in derselben Stunde, in der er seinem Gefühle Ausdruck verleihen durfte, ihr erklären, daß Ehre und Vaterland ihn nach Ostindien riefen und daß beide Rücksichten eine Verbindung unmöglich machen würden. Er reiste ab, und wir fühlen den Kampf zwischen Neigung und Pflicht in dem letzten Briefe nachzittern, den er ihr von Rotterdam aus schrieb. So bald heilte die Wunde in Charlottens Herz nicht. Das Tagebuch jener Zeit, in dem sie dann und wann ihre Gedanken und Stimmungen niederschrieb, enthält recht trübe Seiten; und selbst nach einem Jahre noch schrieb sie: ‚O warum ist doch unser Geist in so enge Schranken gebannt, warum können wir nicht die Winde durchschneiden, die Meere in einem Augenblick übersliegen, daß das Herz die Nähe einer freundschaftlichen Seele deutlich fühlen könnte. So wallen wir immer in einer ängstigenden Ungewißheit. Wenn wir vergessen könnten!‘ Und daran schließt sie, mit vielsagendem Übergang ins Englische, den Vers: 't is sure the hardest science to forget!

So war die herrschende Stimmung Charlottens wehmütig, als Friedrich Schiller zum erstenmal in ihren Kreis trat. Karoline berichtet von dem Abend des 6. Dezember 1787, den er im Lengefeldischen Hause verbrachte: ‚Schiller fühlte sich wohl und frei in unserem Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben, galt



Karoline von Wolzogen.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Körner-Museum zu Dresden.



Charlotte von Lengefeld.
Jugend-Silhouette.
1784 an eine Freundin in der Schweiz geschickt. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

uns das Geistige mehr als alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme, nicht befangen von kritischen Urteilen und Vorurteilen, nur der eigenen Richtung unserer Natur folgend. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen. Wir kannten seinen Don Carlos noch nicht. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit schien es ihm am Herzen zu liegen, daß wir ihn kennen lernten. Ich erinnere mich nicht, daß unsere Gespräche noch etwas anderes aus der Welt seiner Dichtung berührten, die Briefe des Julius an Raphael und die auf diese sich beziehenden Gedichte der Anthologie ausgenommen. Der Gedanke, sich unserer Familie anzuschließen, schien schon an jenem Abend in ihm aufzudämmern, und zu unsrer Freude sprach er beim Abschied den Plan aus, den nächsten Sommer in unserm schönen Thale zu verleben.' Mehr als Sympathie hat freilich in Charlottens Herz diese Begegnung zunächst nicht geweckt. Dazu haftete ihre Seele noch zu sehr an der schmerzlichen Erinnerung; und noch im Januar 1788 muß ihr Frau von Stein ermunternd zurufen: ‚Verjagen Sie die trüben Wolken aus Ihrer Seele.'

Eben um diese Wolken zu verjagen, beschlossen Frau von Stein und die Mutter, Charlotte die Wintergeselligkeit in Weimar mitmachen zu lassen. Ende Januar kam sie hin und wohnte mit ihrer Freundin, Friederike von Holleben, der späteren Frau von Gleichen, in dem Hause der Frau von Imhoff an der Esplanade, in demselben Hause, in dem Schiller bald nach seiner Ankunft einige Zeit gewohnt hatte. Schiller wußte darum und suchte eine Begegnung. Denn, was Karoline in den obigen Worten andeutet, war der Fall: jener 6. Dezember stand lebhaft in seiner Erinnerung.



Deckel von Schillers Schnupftabacksdose mit der Silhouette seiner Frau.
Nach eigener photographischer Aufnahme der aus Holz geschnitzten Originaldose im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

So heißt es in einem am 20. Dezember an Henriette von Wolzogen geschriebenen Briefe: es wurde mir ‚so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Notwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen und, sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein.‘ Und zur selben Zeit, da er in Weimar in stiller Arbeit und mit neuen Plänen lebte, ging oft durch sein Herz der Wunsch nach einer Häuslichkeit, nach einem weiblichen Wesen, das in Freundschaft und Fürsorge des Tages Werke, Sorgen und Hoffnungen mit ihm teilte. Solche Wünsche waren schon oft in ihm aufgetaucht; und gerade nun er aus dem Körnerschen Hause wieder in die öde Junggesellenbude versetzt war, regte sich sein angeborener häuslicher Sinn aufs neue. ‚Ich bedarf eines Mediums‘, so schrieb er an Körner, ‚durch das ich die anderen Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein isolierter fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigentum besessen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz.‘



Charlotte von Schiller, geb. von Lengefeld.
1791 gezeichnet von Charlotte von Stein unter der Leitung des Malers Lips. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Seines Herzens Wünsche sollten durch Charlotte gestillt werden. Rasch war die Beziehung wieder angeknüpft. Schiller verkehrte im Imhoffschen Hause, und schon in diesen ersten Tagen der Bekanntschaft erwuchs auch in Charlottens Herzen die Neigung zu ihm. Wir sind über das Werden und Wachsen dieser Neigung, über all die schönen Regungen und Stimmungen, die dieses Verhältnis in zwei edlen Seelen erweckte, genau unterrichtet durch eines der köstlichsten Bücher unserer Litteratur, das jeder Deutsche lesen und besitzen sollte. Es führt den Titel ‚Schiller und Lotte‘ und enthält den Briefwechsel zwischen unserem großen Dichter und seiner Gattin von den ersten Anfängen ihrer Bekanntschaft bis ins Jahr 1804. Zum Verständnis der Einzelheiten

sind zugleich einige Briefe an und von Frau von Lengefeld und Karoline mit abgedruckt und Erläuterungen des aufs genaueste unterrichteten Herausgebers eingestreut.

Schon in Weimar beginnt dieser Briefwechsel. Selbst durch die Förmlichkeit kurzer Billets, die nur zufällige und dürftige Ergänzungen zum persönlichen Verkehr sind, schimmert etwas durch von dem warmen Gefühl, das sie für einander empfinden. ‚Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster', schreibt Schiller, ‚und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag.' Sie gibt ihm ihr Album, und er schreibt sich ein; es sind die Verse, die unter der Überschrift ‚Einer Freundin ins Stammbuch' in die Werke übergegangen sind. Auf der Rückseite des Blattes standen — es ist schwer an einen Zufall zu glauben — Verse von Charlotte von Kalb, die mit den Zeilen begannen:



H. Heron
Nach eigener photographischer Aufnahme eines (verblichenen) Ölgemäldes vom Jahre 1787 im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Da nimm die Hand! am Lebensufer blühen
Uns spät noch Blümchen, und kein bittrer Schmerz
Soll unsern Glanz mit Wolken überziehen,
Nichts trüben unser Herz.

Lotte dankt ihm für sein Gedicht; die Zeilen sollen ihr immer ‚als Zeichen seines Andenkens wert sein'. ‚Daß ich Sie nicht so oft sehen kann, als ich's wünsche, thut mir leid!' Schon ist der Plan zwischen ihnen besprochen, daß Schiller den Sommer in oder bei Rudolstadt zubringen soll. ‚Ich dachte eben, ehe ich Ihr Billet erhielt, daran, daß es doch mir so lieb sein würde, daß Sie manchen schönen Morgen, manchen stillen Abend mit uns der schönen Natur sich freuen würden, und Sie durch Ihre Gesellschaft uns so viel Freude machen könnten.' Als sie im April nach Rudolstadt zurück muß, schreibt sie: ‚Leben Sie wohl! recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie meiner, ich wünsche, daß es oft geschähe.' Schiller antwortet noch am selben Tage mit wachsender Herzlichkeit. Das ‚gnädige Fräulein' des ersten Briefes paßt schon nicht mehr. ‚Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen.' ‚Sie wollen also, daß ich an Sie denken soll; dieses würde geschehen sein, auch wenn Sie es mir verboten hätten. Meine Phantasie soll so unermüdet seyn, mir Ihr Bild vorzuführen, als wenn sie in den acht Jahren, daß



Charlotte Schiller, geb. von Lengefeld, von Ludovike Simanowiz.
Photographie des Ölgemaldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig



ich sie den Musen verdingt habe, sich nur für dieses Bild geübt hätte. Ich werde Sie an jedem schönen Tage unter freiem Himmel wandeln sehen, und an jedem trüben auf Ihrem Zimmer — vielleicht denken Sie dann auch meiner.' Und immer wieder schiebt er den Schluß des Briefes hinaus, um dem Lebewohl neuen Ausdruck zu geben. ‚Leben Sie also recht wohl, bestes Fräulein, erinnern Sie sich manchmal und gern daran, daß hier jemand ist, der es unter die schönsten Zufälle seines Lebens zählt, Sie gekannt zu haben. Noch einmal, leben Sie recht glücklich.' Und als sie wirklich abgereist ist, da fühlt er sich vereinsamt. Er lebt und webt in der Sehnsucht nach dem Sommer. ‚Man sollte lieber nie zusammengeraten — oder nie mehr getrennt werden.'

So hatte Schiller schon bei dem Beginn dieser Bekanntschaft das sichere Gefühl, daß dieses Mädchen für ihn und er für sie bestimmt sei. Nicht Leidenschaft, sondern ruhige Freude erweckt die aufkeimende Liebe in seiner Seele; nicht lähmend und zerrüttend, wie frühere Verhältnisse eines stürmischeren Alters, wirkt diese Neigung auf ihn. Freundlich und beseligend weben die Gedanken an Charlotte in ihm, und neuen Mut zur Arbeit flößen sie ihm ein. Er fühlt, daß es sich hier endlich um sein Lebensglück handeln kann. ‚Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz.' Die Worte jenes Briefes an Körner enthalten die Grundstimmung der nächsten Jahre.



Das Schillerhaus in Volkstädt.
Nach Wurzbach von Tannenbergs Schillerbuch.

Noch lange sollte es währen, bis ihm diese Sehnsucht erfüllt werden konnte. Aber die Zeit bis dahin brachte ihm schon des inneren Glückes mehr, als er je hatte hoffen dürfen. Und wie einst Wirrsal und Unglück läuternd auf den Jüngling gewirkt hatten, so wirkt jetzt auf den Mann läuternd und erhebend das Glück.

Dieses Glück beginnt mit einem lieblichen Idyll, mit dem Aufenthalt Schillers in der Nähe von Rudolstadt. Lotte hatte es übernommen, dem Freunde eine stille Wohnung für den Sommer auszuwählen. Nach vielem Suchen fand sie sie in dem Hause des Kantors Unbehaun in dem Dörfchen Volkstädt. Die Gegend war ganz ländlich. Gegen Norden sah man das schöne hochragende Schloß, darunter die Häuser von Rudolstadt. In dem anmutigen Thal, von sanft ansteigenden waldigen Bergen umsäumt, schlängelt sich die Saale durch

grüne Wiesen, Gärten und Kornfelder. Ein Fußpfad längs des Flusses führte in einer halben Stunde nach Rudolstadt; täglich ging Schiller, zumeist nach Vollendung der Arbeit des Tages, diesen Pfad entlang, um in der Gesellschaft der Lengefeldschen Familie auszuruhen, und wenn einmal vorübergehendes Unwohlsein oder schlechtes Wetter ihn an sein Zimmer fesselten, dann wanderten Boten hin und her und trugen ‚thalauf thalab‘ die liebenswürdigen kleinen Briefchen, die uns als reizvolle Zeugen jener Tage erhalten sind. ‚In unserem Hause‘, erzählt Karoline, ‚begann für Schiller ein neues Leben. Lange hatte er den Reiz eines freien freundschaftlichen Umgangs entbehrt; uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst, philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklangs unter uns noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeevisite unserem genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt, und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommen sahen, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserem inneren Sinne. Hoher Ernst und anmutige geistreiche Leichtigkeit des offenen reinen Gemüts waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen



Die Schillerhöhe bei Rudolstadt.
Nach einer Photographie.

des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Bande der Erde abfallen und die sich in einem reinern leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute. Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle; Schiller wurde ruhiger, klarer; seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmutiger; sein Geist den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter.'

Schiller selbst begann den Verkehr mit ähnlichen Empfindungen. Nach dem ersten längeren Zusammensein mit den Schwestern schreibt er an Lotte, daß Rudolstadt ihm sein werde, was der Hain der Diana dem umgetriebenen Orest gewesen sei, den Muttermord und die Eumeniden abgerechnet. Es ist wahr, den Frieden seiner Seele hat er hier erlangt. Der rastlose Mann, der bisher dauernde Bindung an irgend einer Stätte unwillkürlich vermieden hatte, naht sich der endgültigen Entscheidung.

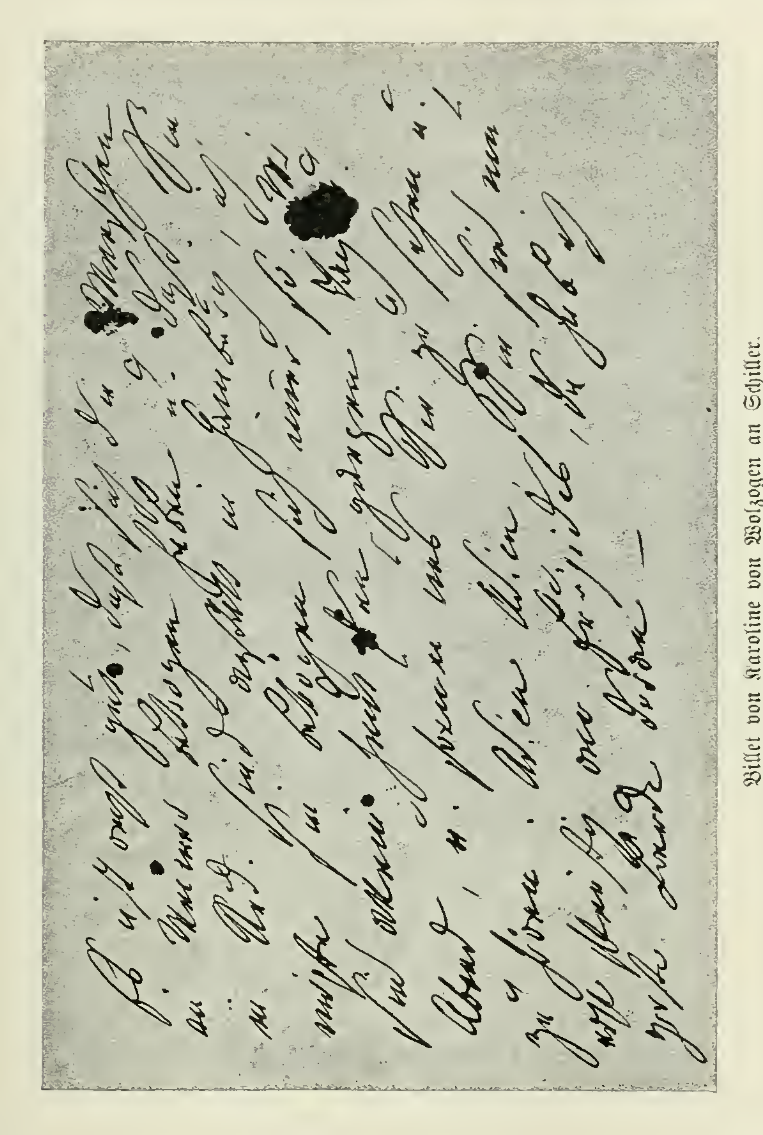
In Weimar hatte Schiller viel Freundlichkeit erfahren, aber niemand war er nahe genug gekommen, um in vertrauendem Gespräche ihm sein Innerstes zu enthüllen. Selbst von Charlotte von Kalb begann ihn die zunehmende krankhafte Reizbarkeit ihres Wesens zu trennen. Im Verkehr mit den Lengefeldischen Schwestern findet er in reichem Maße die Erfüllung seines Freundschaftsbedürfnisses: Vertrauen und Verständnis. Hier erging er sich in rückhaltsloser Betrachtung über sein Leben und über seine Entwickelung, über seine Zukunft und seine Dichtung. Und was er in der stillen Klause zu Volkstädt von Tag zu Tage schuf, das fand beratendes und ermunterndes Gehör. In die Weite der Bildung strebend, befruchteten die Schwestern sein ganzes Gedankenleben, und der weit überlegene Mann erkennt dankbar diese Förderung an. Er erfährt an sich die wunderbare Wirkung dessen, was von alters her in jenem thüringischen Lande als des Lebensglückes Träger gepriesen worden war: Frühling und Frauen, Natur und Liebe. Auf langen Streifereien durch Wald und Berg und Auen, auf ländlicher Rast in den lieblichen Dörfern der Umgegend lernte er von neuem schätzen, daß das Wertvollste, was wir haben, nicht Bücher und einsame große Gedanken, sondern die lebendige warme Teilnahme gleichgestimmter Menschen ist. Wir fühlen aus den Briefen, wie diese Teilnahme stetig wächst, wie jeder Tag, jede Stunde die Sicherheit und den Mut des Vertrauens fördert. ‚Bin ich bey Ihnen,' so schreibt Schiller, ‚so fühle ich nur, daß mir wohl ist und ich genieße es mehr still, als daß ich es mitteilen könnte.' Und Lotte, als sie einige Tage bei Frau von Stein in Kochberg verweilen muß, schreibt: ‚Ich sah nach den schönen Bergen von Rudolstadt hinüber, und grüßte Sie im Geist gar herzlich.' Einmal breitet Schiller seiner Freundin den Zustand seiner Seele aus, mit schmerzlichen Rückblicken auf manche Stunde seiner Vergangenheit, und schließt: ‚Ich wollte, daß ich Ihnen meine ganze Seele übertragen könnte. Es läßt sich gar wenig sagen, aber schreiben noch weniger.' Mehr als einmal hat er schon in diesem Sommer das Geständnis der Liebe auf den Lippen gehabt; eines Tages war zwischen Karoline und der chère mère ein recht erregter Auftritt vorgefallen;

Lotte war darüber unglücklich, und als die Schwester hinausgegangen war, klagte sie Schiller ihren Kummer. Er sprach ihr in seiner ruhig freundlichen Weise Trost zu; da geschah es, daß Lotte in der Bewegung ihres dankbaren Herzens seine Hand ergriff. Und es wäre jetzt zu einer Erklärung gekommen, wenn

Erste Seite eines Billets Schillers an Charlotte von Lengefeld vom 30. Mai 1788.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

nicht plötzlich Karoline ins Zimmer zurückgekehrt wäre. Daß Schiller mit diesem Geständnis zurückhielt, hatte auch weniger zufällige Gründe. Was konnte er Charlotten bieten? Noch war er im bürgerlichen Sinne nichts. Seine Einkünfte waren gering und überdies lediglich von seinem Fleiß und günstigen Erfolgen abhängig. Daher mag es auch kommen, daß die Mutter nicht ohne Sorge die Freundschaft der Tochter mit Schiller wachsen sah; mehr als einmal trieb sie

Lotten hinaus nach Kochberg, nach Weimar, nach Jena, und es scheint, daß sie Frau von Stein ihres Herzens Sorglichkeiten mitgeteilt hat. Frau von Stein jedoch sah Lottens Neigung gern wachsen, denn sie schätzte Schiller hoch; und sie that das Ihre, um die Sorgen der chère mère auf andere Weise zu heben,



Billet von Karoline von Wolzogen an Schiller.
(Rudolstadt, Oktober 1788.)
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

indem sie die Berufung Schillers nach Jena bei der weimarischen Regierung zuerst anregte.

Die kurzen Trennungen trugen nur dazu bei, beiden deutlicher zu machen, was sie für einander fühlten. Und die Gemeinsamkeit des Lebens, im kleinen und im großen, allein und in der Gesellschaft, ließ diese Gefühle immer tiefere Wurzeln schlagen. Vor allem die Gemeinsamkeit geistiger Beschäftigungen. Was

Schiller so oft ersehnt hatte, das Glück, eine weibliche Seele ‚für sich zu bilden‘, wurde ihm hier zu teil. Mit freudig erregtem Sinne las er mit den Schwestern an den stillen schönen Sommerabenden den großen Dichter, der alles einfach Menschlichen Inbegriff ist: Homer. Eben erst war er selbst dem klassischen Altertum nahe getreten; die ‚Götter Griechenlands‘ zitterten noch in seiner Seele nach, und Lotte nahm das ‚liebliche‘ Gedicht in den ‚düsteren Wäldern‘ von Kochberg auf einsamem Spaziergang in sich auf. Vor wenigen Jahren (1781) war Vossens Odysseeübersetzung erschienen, und in dieser würdigen Form trat nun das ewige Lied der Abenteuer und des Heimwehs vor die Seelen des Dichters und seiner Freundinnen. Sie waren ganz hingenommen von der schönen Welt, die sich hier erschloß: hätten wir auch nicht die ausdrücklichen Zeugnisse Schillers dafür, wir würden es aus dem launigen Niederschlage dieser Lektüre in den flüchtigen Briefchen merken. ‚Wie haben Sie heute Nacht in Ihrem zierlichen Bette geschlafen? Und hat der süße Schlaf ihre lieben holden Augenlider besucht? Sagen Sie mirs in ein paar geflügelten Worten‘. Und auch nach Karoline erkundigte er sich in einem frühen Billet, ob sie noch im ‚wohlgeglätteten‘ Bette liege oder schon auf sei. Und Lotte unterstreicht dankend in der Antwort die ‚geflügelten‘ Worte. Ein andermal spricht sie von der ‚rosenfingrigen Eos‘.

Homer war nicht die einzige Brücke zum Griechentum. Plutarch, den Schiller seit den Tagen der Karlsschule verehrte und von dem er einst als armer Regimentsmedikus eine teuere Übersetzung gekauft hatte, bildete oft Gegenstand der Lektüre und des Gesprächs; einige Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides und später die Übersetzung griechischer Tragiker (Théâtre des Grecs) vom Père Brumoy traten dazu. Schiller hat noch in Rudolstadt die Iphigenie in Aulis zu übersetzen begonnen, und der Gedanke, die griechische Tragödie in größerem Umfange den Deutschen bekannt zu machen, hat ihn noch in späteren Jahren (1793) beschäftigt. In dieser Bekanntschaft mit dem griechischen Theater liegt ein wichtiger Antrieb der Entwickelung Schillers; sein Stil sowohl, als die Art, wie er den dramatischen Plan aufbaut, haben daran gewonnen, und, obgleich er zunächst an den wortreichen Euripides geriet, ist sein eigenes Geständnis doch wahr, daß er daraus ‚mehr Simplicität in Plan und Stil lernte‘. Freilich, der griechischen Sprache selbst hat Schiller stets recht fremd gegenübergestanden; jener erste Unterricht bei Jahn in Ludwigsburg reichte zum Verständnis der Klassiker nicht aus. So nahm er denn neben der französischen Bearbeitung noch die lateinische des Josua Barnes zur Hand: ‚ich mußte mein Original mir erraten, oder vielmehr, ich mußte mir eins erschaffen.‘

Manche andere litterarische Beschäftigung füllte die traulichen Abendstunden; und wenn die Schwestern mit sicherem Geschmack ratend und ermunternd das Entstehen der ‚Niederländischen Rebellion‘ begleiteten, so hatte Schiller selbst auch mitunter zu raten und zu ermuntern: Lotte liebte es, aus dem Ossian zu übersetzen, an dessen empfindsamen Klängen sie von jeher Wohlgefallen empfunden hatte. Auch an prosaischere Aufgaben wagte sie sich; wie der Hauptmann Schiller auf der Solitüde, so hat auch der Oberforstmeister von Lengefeld Schriften über

die Baumzucht geschrieben: den Nachlaß des Vaters ordnete und überarbeitete die dankbare Tochter.

Oft wurde das Idyll auf Stunden oder Tage unterbrochen durch die Ansprüche der Gesellschaft. Die Häuser Beulwitz und Lengefeld pflegten einen ausgedehnten Verkehr. Zwar deutet Karoline an, daß oft das Beste an den Besuchen der Augenblick gewesen sei, wo sie wieder fortgingen; aber es spricht hier etwas von der schöngeistigen Ausschließlichkeit mit, an der Karoline Gefallen fand. In Wirklichkeit waren es tüchtige und interessante Menschen, die den engen Kreis erweiterten. Da kam Knebel, der liebenswürdige Freund Goethes, der trotz



Zeichnung des Prinzen Ludwig Friedrich von Schwarzburg zu Schillers Geisterseher.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

(„Würden sie die Person erkennen, wenn sie sie vor sich sähen?" — „Ohne Zweifel." — Hier schlug der Sizilianer seinen Mantel zurük, und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt. — „Ist es diese?" — Der Prinz trat mit Schreken zurük. — Vgl. Historisch-Kritische Ausgabe. IV. S. 203.)

seines reifen Alters eine stille Neigung zu Lotten in seinem Herzen trug und einst sogar an Herons Stelle treten zu können vergeblich gehofft hatte. Von Erfurt kam der Theologe Bellermann, von Gotha der Philologe Zacharias Becker. Oft auf kurze Stunden sprach, von dem benachbarten Kochberg mit eigenem Wagen hereinfahrend, Frau von Stein vor. Auch Rudolstadt stellte seine Leute. Der originelle, aber eitle Minister von Ketelhodt hatte eine Art Schwärmerei für Schiller und zeigte sie ihm durch Einladungen zu ausgedehnten Diners oder dadurch, daß er seinen Burschen auf der Straße aufgriff und mit Wein für den Volkstädter Sommerfrischler belud. Eine liebenswürdige, frische Erscheinung war der spätere Erbprinz und Fürst Ludwig Friedrich (geb. 1767), der in der ungezwungensten Weise in dem Kreise verkehrte und in seinem gleichzeitig

geführten Tagebuche uns manche wertvolle Nachricht über Schiller hinterlassen hat. Die Zeichnung zum Geisterseher, die wir unseren Lesern mitteilen, zeigt des jungen Fürsten kunstreiche Hand und sein Interesse für den Dichter. Auch Beulwitz, obgleich sein Verhältnis zu Karoline ganz erkaltet war, spielte als Gesellschafter in größerem Kreise keine ungeschickte Rolle, und Schiller schätzte seine Kenntnisse und sein Gespräch. Es herrschte ein einfach fröhlicher Ton in dieser Gesellschaft. Im Beulwitzischen Garten wurde Komödie gespielt; leichte, harmlose französische Stücke, wie der ‚Fou raisonnable‘ von Poisson oder ‚L'Ecossaise‘ von Voltaire erheiterten die Zuhörer, und ehe man auseinander ging, wurden Gesellschaftslieder angestimmt, wie ‚Rosen auf den Weg gestreut‘ oder auch wohl, Schiller zu Ehren, das Lied an die Freude! Selbst an der ländlichen Kirmes und dem Vogelschießen nahmen die Herren und Damen teil, und Schiller mußte es sich gefallen lassen, daß der regierende Fürst ihn durch feierliches Diplom zum Mitglied der Rudolstädter Schützengilde ernannte.

Hatten die meisten dieser Beziehungen und auch der auswärtigen Besuche nur unterhaltenden Wert für Schiller, so machte ihm doch eine Erscheinung das Herz höher schlagen: am 7. September 1788 erschien Goethe in dem Beulwitzischen Hause. Der Besuch war von Frau von Stein herbeigeführt: es war ein Ausflug von Kochberg aus; mit Goethe kamen Frau von Schardt, Frau Herder und Frau von Stein selbst. Schiller war durch Lotte auf den Besuch vorbereitet worden.

Wir wollen es einem späteren Zusammenhange aufbewahren, zu sagen, auf welcher Staffel seiner Entwickelung Goethe stand, als er zum erstenmale den Mann vor sich sah, der einst mit ihm seine Hand an den Ruhmeskranz zu legen bestimmt war. Schiller hatte nach seinem eigenen Geständnis ‚eine in der That große Idee‘ von Goethe, und die erste Begegnung hat diese Idee nicht vermindert. Eine eigentliche Bekanntschaft wurde durch das flüchtige Beisammensein nicht angebahnt. Die Gesellschaft war dazu zu groß, und Goethe selbst, an dem es gewesen wäre, einen ersten leutseligen Schritt zu thun, that diesen Schritt nicht. Er war von bewundernden, ‚auf seinen Umgang eifersüchtigen Menschen‘ umgeben, und wenn er mit Schiller gesprochen hat, so sind es nur ganz allgemeine Worte gewesen. Am nächsten Posttag berichtete Schiller seinem Körner ausführlich über den Gewaltigen. ‚Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse.‘ Alles lauschte seinen Erzählungen von Italiens Land und Leuten, worüber er einige der menschlich interessanten Beobachtungen mitteilte, die wir in der ‚Italienischen Reise‘ ausführlicher wieder-

finden. Die Art, wie Goethe dachte und sich ausdrückte, ließ in dem nachdenklichen Schiller das deutliche Bewußtsein von der Unähnlichkeit ihrer Naturen erwachsen. ‚Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt, er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige. unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.' Dieses Gefühl der Unähnlichkeit verschärfte sich in den nächsten Monaten zu dem des Gegensatzes und sogar des tiefen Unbehagens. Nachdem die Verhandlungen wegen des Jenaer Lehrstuhls abgeschlossen waren und Schiller öfters zu dem Staatsbeamten Goethe Beziehungen gehabt hatte, in denen das Geschäftliche den Ton angab, schrieb er an Körner: ‚Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl wie große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben ...... Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke ...... Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.'

Bei solcher Stimmung ist es nicht zu verwundern, daß auch Schillers Verhalten bei jener ersten Begegnung den Wünschen der Schwestern nicht entsprach; ‚wir hatten,' sagt Karoline, ‚von unserem Freunde mehr Wärme in seinen Äußerungen' erwartet. Es mag für Karoline und Lotte schmerzlich gewesen sein, diese Kluft zwischen den zwei verehrten Männern wahrzunehmen, denn sie ‚liebten Goethe wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet'. So mochte es nur geringen Trost gewähren, daß Goethe wenigstens das Heft des Merkur, das die Götter Griechenlands enthielt und in dem er mit Interesse geblättert hatte, mitnahm. Sehnsüchtige Erinnerung an das eben verlassene Italien war damals Goethes herrschende Stimmung: verwandte Sehnsucht nach einer versunkenen Welt der Schönheit schlug ihm aus den ‚Göttern Griechenlands' entgegen. Aber es war doch nur ein rasch verklingendes Anschlagen desselben Tones, und Schillers sonstiges Verhalten zu Goethes Wirken und Gedankenwelt war nicht danach angethan, etwa erwachende Sympathien zu pflegen: wenige Tage nach jener ersten Zusammenkunft erschien in der ‚Allgemeinen Litteratur-Zeitung' (20. September 1788) die bekannte Rezension von Goethes Egmont, in der Schiller mit offenen Worten in die rückhaltslose Anerkennung einzelner Scenen ebenso rückhaltslosen Tadel gegen einige dramatische Hauptsachen, wie den Charakter des Egmont und den Schluß, den ‚Salto mortale in die Opernwelt'

mischte. Das ruhige Bewußtsein eigener Unabhängigkeit und Bedeutung spricht aus diesem denkwürdigen Aufsatz.

Goethes Besuch war nur eine kurze Unterbrechung des Idylls. Im ruhigen täglichen Austausch von Gedanken und Stimmungen wob sich das Band der Zuneigung fester und fester. Noch bevor der Sommer vorbei war und das schlechte Wetter, das er sich gleichwohl zum Vorwand nahm, eintrat, war Schiller von Volkstädt nach Rudolstadt selbst übergesiedelt. Er wohnte in der Nähe der Schwestern, konnte wohl auch ihre Häuser liegen sehen, aber Bäume und Wirtshausschilder versperrten ihm den Anblick der Fenster. Er wünscht sich



Das Lengefeldsche Haus in Rudolstadt.
Nach einer Photographie.

Spiegel in seinem Zimmer anbringen zu können, so daß ihm Lottens Bild gerade vor dem Schreibtisch zu stehen käme. Rheumatische Schmerzen und allerlei kleine Leiden halten ihn zu Hause. Seine Phantasie trägt ihn hinüber in die Neue Gasse: ‚Ich sehe Sie im Geist, ganz traulich und einsam zusammen bei Tische sitzen, das Dudnchen (die Katze Tonton) auf dem Schoos.‘

Mit dem eintretenden Herbst hatte Schiller ursprünglich wieder nach Weimar zurückgehen wollen. Aber der Zauber der Gegenwart hielt ihn gefangen: erst im November reiste er ab; und auch da vielleicht war es nicht sein Entschluß allein, der ihn wegtrieb. Die Trennung wirft ihre dunklen Schatten lange voraus. ‚Trennung ist traurig, aber es ist doch besser sich zu kennen, Anteil an einander zu nehmen, als so in der Welt zu leben, ohne etwas von einander zu wissen,‘ schreibt Lotte. ‚Ich meine immer, ich müsse das Schicksal zwingen, das mich aus

Ich muß Ihnen. u. sollte es nur zwei worte sein, doch
meinen warmen Glückwunsch sagen u. Freude. Es ist ein
Tag heute. der mir willkommen ist, denn er gab uns einen
Freund, den ich schätze, u. dessen Freundschaft mir einen
schönen Glanz um mein Dasein wob. Werden Sie die
lieblichen Blüthe unsrer Freundschaft immer schön blühen,
u. kein rauher Hauch sie verwehen. Ich kann nichts mehr
sagen es sind so viele Leute die auf mich warten
adieu, adieu. Wir sehn uns bald. Ich freute mich schon
heut beim erwachen daß Sie noch mit uns sind.

Lotte.

Billet von Charlotte von Lengefeld zu Schillers Geburtstag 1788.
Nach Wurzbach von Tannenbergs Schillerbuch. (Das Original aufzufinden, ist der Verlagshandlung nicht gelungen.)

Ihrem Zirkel reißen will,' schreibt Schiller; und ein andermal: ‚Heute war noch ein schöner Sommertag — es war der letzte freundliche Blick eines lieben Freundes, der von uns scheiden will. Anstatt mich zu erheitern, hat er Traurigkeit in mir zurückgelassen, er hat mich auch an eine Trennung erinnert, die mir bald bevorsteht. Er ist hin, dieser schöne Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm!' Und die Wehmut macht die Worte vertraulicher, herzlicher. Das ‚Gnädige Fräulein' der ersten Weimarer Briefe, das sich schon früh zum ‚liebsten Fräulein' gemildert hatte, macht jetzt sogar einmal einem ‚freundlichen Lolochen' Platz. ‚Dank Ihnen für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Teilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen. Lassen Sie uns der schönen Hoffnung uns freuen, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben. Diese Vorstellung habe ich mir früher von unserer Freundschaft gebildet, und jeder neue Tag hat ihr mehr Licht und Gewißheit bei mir gegeben' (Schiller an Lotte). Zum Geburtstag des Freundes antwortet Lotte: ‚Es ist ein Tag heute, der mir willkommen ist, denn er gab uns einen Freund, den ich schäze, und dessen Freundschaft einen schönen Glanz um mein Dasein webt. Lassen Sie die liebliche Blüte unserer Freundschaft immer schöner blühen, und kein rauher Hauch sie verwehn!' Endlich wurde der Abschiedstag festgesetzt. Karoline erzählt, daß die Schwestern selbst gewünscht hätten, daß ‚Schiller nicht länger einen lebhafteren, wissenschaftlichen Umgang und litterarischen Verkehr entbehre'. Dringendere Veranlassung zum Abschiede gab die chère mère. Auch sie hatte Schiller lieb gewonnen, wie er denn die Herzen aller gewann, denen er näher trat; aber sie hatte, wie wir wissen, doch manche Bedenklichkeiten, und, wie sie schon früher Lotte auf Tage von Rudolstadt weggeschickt hatte, so ergriff sie nun die erwünschte Gelegenheit, die Töchter zu deren Freundin Karoline von Dacheröden, die Tochter des dortigen Präsidenten, nach Erfurt zu schicken. Am 12. November wurde die Reise angetreten. In Billets vom 11. nahmen die Freunde voneinander Abschied; Lotte und Karoline schickten Schiller eine Vase, das in jener Zeit beliebte Symbol treuen Gedenkens, wie es einst der Dichter seinem Körner zur Hochzeit dargebracht hatte. ‚Sie haben mir den Rudolstädter Sommer in dieser Vase mitgegeben.' Und Lotte antwortet: ‚Noch sehen wir einerlei Gegenstände, die nehmlichen Berge, die Sie umschließen, umgeben auch uns. Und morgen soll dies alles nicht mehr so sein? Mögen Sie immer gute und frohe Geister umschweben, und die Welt in einen schönen Glanz Sie einhüllen, lieber Freund!' Und noch als er schon den Reisewagen, der die Freundinnen aufnehmen soll, in die Neue Gasse einbiegen sieht, sendet er einen letzten Gruß: ‚Denken Sie oft meiner und lassen Sie mich Ihnen nahe seyn im Geiste.' Wir fühlen, es ist die Sprache der Liebe.

Öde und trüb erschien ihm Weimar, das er am nämlichen Tage aufsuchte. Schon am 13. sendet er einen langen Brief nach Erfurt, der Klagen voll um verrauschte Freuden. Aber es war doch gut, daß er zurückgekehrt war. Karoline hatte recht: er mußte wieder in die litterarische Welt eintreten, das Leben mußte ihn wieder haben.

Einen neuen Antrieb brachte er aus Rudolstadt mit in das Leben: den Ausblick auf die Hand eines geliebten Weibes. Noch zwar war kein deutliches

Wort von Liebe und Ehe gefallen, aber desto deutlicher lebte das Gefühl der Zusammengehörigkeit in beider Herzen. Und eine beredte Sprache klang auch aus dem vielfältigen Interesse heraus, das Charlotte und ihre Schwester an den Aussichten und der Zukunft des Freundes nahmen. Seine schriftstellerischen Pläne wurden wohl zunächst um ihres Inhaltes willen besprochen und gefördert, doch aber fehlte es auch nicht an eingehender Erörterung ihres mehr äußerlichen Erfolges. Auch eine Professur in Jena war in stillen Stunden besprochen worden, und besonders Karoline schenkte dieser Aussicht großes Interesse. Dann tauchten wohl auch ältere Pläne auf: selbst der medizinischen Studien, die in Leipzig und Dresden schon endgültig aufgegeben schienen, wurde wieder gedacht, und die Schwestern mußten sich Stellen aus Hallers Physiologie vorlesen lassen. Mitunter stiegen selbst die alten dramaturgischen Pläne wieder empor, eine Verbindung mit Schröder; aber die Schwestern konnten sich weder mit dem Theaterleben noch besonders mit einer Übersiedelung des Freundes nach Hamburg befreunden, und sie hatten leichtes Spiel, ihm Hamburg auszureden.

Die Jenenser Professur schien allen das Annehmbarste. Schon einmal war Schiller der Gedanke daran nahe gelegt worden, als er zum erstenmal die alte Musenstadt an der Saale betrat. Damals hatte er ihm wenig verlockend geschienen; wenigstens wollte er erst noch versuchen, in schriftstellerischer Unabhängigkeit auch die wirtschaftliche zu finden. Und auch jetzt war er nach Weimar zurückgegangen mit der Absicht, durch die Feder allein sich emporzubringen. Die Aussichten dazu schienen nicht ungünstig. Wieland hatte ihm schon nach Rudolstadt sehr liebenswürdige Briefe geschrieben; jetzt bot er in einer mündlichen Besprechung dem jungen Freunde die umfangreichste Mitarbeit mit hohem Honorar, 500 Thaler für 24 Bogen, an. Neue Projekte gärten in Schillers Kopf: die Thalia sollte zur Messe 1789 in drei Heften auf einmal erscheinen; eine periodische ‚Sammlung historischer Memoires‘ sollte ins Leben gerufen werden. Dazu trat emsigste Arbeit an andern Aufgaben. Er ging wenig aus; die langen Winterabende gehörten dem einsamen Zimmer, das ihm der Thee und die lange Pfeife behaglich machten. Die Übersetzungen aus griechischen Tragikern wurden fortgesetzt, Scenen aus den Phönizierinnen und die ganze Iphigenie in Aulis wurden verdeutscht; danach sollte sogar der ‚Agamemnon‘ des Äschylus an die Reihe kommen. Und auch selbständige, dichterische Schöpfungen schwebten ihm vor. Ein Epos, zu dem die erste Anregung von Körner ausgegangen war, sollte Friedrich den Großen, an dem ja das Lengefeldische Haus mit so großer Verehrung hing, zum Mittelpunkte haben und wie in einem Spiegel die ganze moderne Zeit auffangen, ‚unsre Sitten, der feinste Duft unsrer Philosophie, unsre Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz, alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Einheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. f. anschaulich leben.‘ Der Plan dieser ‚Friedericiade‘ hat ihn bis ins Jahr 1791 beschäftigt und machte dann einem anderen Platz, in dem Gustav Adolf den Mittelpunkt bilden sollte. Aber auch aus diesem wurde nichts. Den Epiker verdrängte der Dramatiker, und an die Stelle des Schwedenkönigs trat Wallenstein.

So strebt der dichterische Trieb wieder empor, nachdem die Beschäftigung mit der Geschichtswissenschaft ihn lange niedergehalten hatte. Freilich nur auf kurze Zeit erklingt die Stimme des Dichters; das Leben sollte ihn bald noch einmal in die bloße Wissenschaft zurückwerfen. Aber ein Gedicht gibt uns Zeugnis von dem, was damals in der Seele Schillers keimte: ‚Die Künstler.‘ Wollte man den Fortschritt der Kunstform und der Gedanken bloß aus den Gedichten beurteilen, die uns gedruckt vorliegen, so ständen ‚die Künstler‘ unvermittelt da; in Sprache und Gedanken tragen sie einen andern Stempel als alles Bisherige. Was die Vergleichung der Symptome nicht erklärt, das erklärt das Leben. Der Dichter des Sturms und Dranges, des Kampfes und Ringens hat in diesem einen Jahre einen außerordentlichen Fortschritt gemacht; zwei große Einflüsse haben auf ihn gewirkt: die stille formschöne Welt des Altertums ist zum erstenmale seinem Gemüte aufgegangen; und mit ihr zugleich hat der hochgebildete Weimarische Kreis, Männer und Frauen, ihn in seine Schule genommen. ‚Schiller wurde ruhiger, klarer‘, sagt Karoline von jener Zeit. Ruhe und Klarheit treten an die Stelle der Unruhe und einer phantastischen Weltansicht. Bisher hatte er gekämpft; allem, was er geschrieben hatte, war ein stark polemischer Ton beigemischt; er kämpft gegen Tyrannen, gegen Unnatur, gegen Beschränktheit; er sehnt sich nach der griechischen Götterwelt und bekämpft seinem Phantasiebild zu Gefallen eine Weltanschauung, die nicht weniger sein Phantasiebild war. Diese unmittelbare Polemik hört auf; von dem, was schlecht ist in der Gegenwart und was unwiederbringlich ist in der Vergangenheit, richtet sich sein Blick auf das wahrhaft Seiende, auf das Schöpferische, und der Ausblick in die Zukunft ist goldig. Derselbe Dichter, der vor acht Jahren mit seinem Moor das ‚tintenkleckſende Säkulum‘ verwünscht hatte, sieht nun Licht, wo er bisher nur Schatten gesehen hat. Schön steht der Mensch an des Jahrhunderts Neige, ‚der reifste Sohn der Zeit, frei durch Vernunft, stark durch Gesetze.‘ Ein erhöhtes Bewußtsein dichterischer Sendung spricht aus dem Gedicht; nicht mehr die unmittelbare Besserung socialer Zustände, nicht mehr die Gedankenfreiheit beschäftigt ihn; höher hinauf zu reineren Quellen irdischen Glückes streift sein Geist: die Kunst ist die hohe Trägerin und Fördrerin jedes Fortschrittes, sie allein ist imstande, die beiden gewaltigen Mächte des Lebens, das Wahre und das Gute, im menschlichen Herzen wirksam zu machen; sie hat das gethan, und was wir sind, verdanken wir ihr; sie wird das thun, und ins Unendliche fortschreitend, wird sie für und für das menschlich Beschränkte an die Ewigkeit, an das Göttliche knüpfen.

Das Gedicht ist ein Bekenntnis, ein Zeugnis der ästhetischen Anschauungen, zu denen Schiller damals unter dem Einfluß der Antike und unter dem einer höheren gesellschaftlichen und menschlichen Kultur vorgedrungen war: es ist das erste Glied in der reichen Entwickelung, die seine Ästhetik in den nächsten Jahren nehmen sollte.

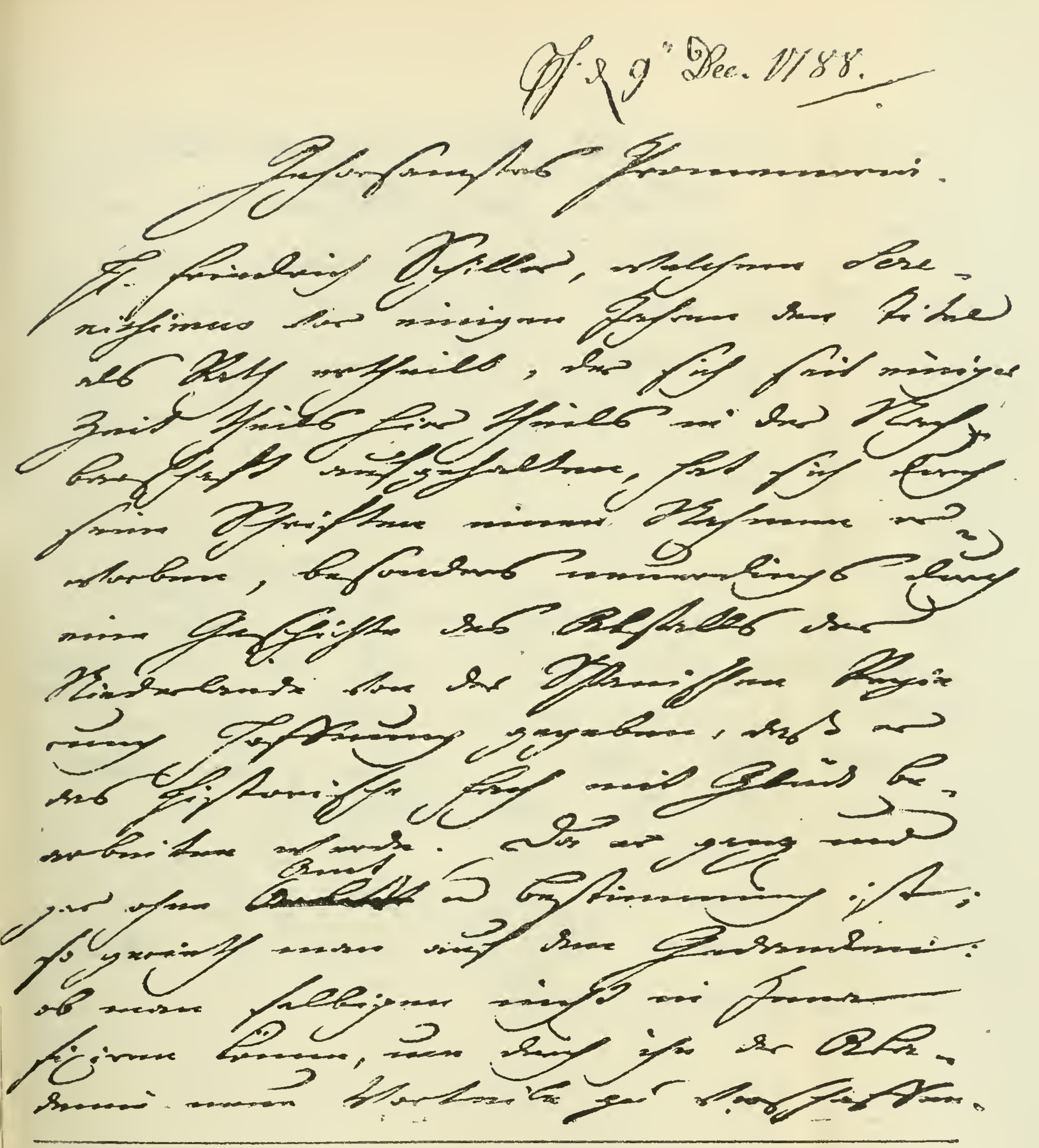
Mit unendlichem Fleiße hat Schiller an diesem philosophischen Gedichte gefeilt. Bald streicht er lange Strophen, bald setzt er neue zu, immer an dem Geschriebenen zugleich bessernd bis in die kleinsten Einzelheiten des Ausdrucks

und der Form. Überall hört er dankbar auf den Rat der Freunde. Den ersten Entwurf liest er den Rudolstädter Freundinnen vor; dann, nachdem ein vorläufiger Abschluß erlangt ist, wandert das Gedicht nach Dresden; das alte Ansehen Körners als spekulativen Kopfes wird ausgenutzt; der Freund sendet ein eingehendes Gutachten, das wieder lebhafte Erörterungen nach sich zieht. Auch Wieland gibt wertvolle Ratschläge, ja der herrschende Gedanke, daß wissenschaftliche und sittliche Kultur sich doch wieder in einem Höheren, in der Kunst, auflösen, ist einer Anregung Wielands entsprungen. Und noch ein anderer wirkte, ohne es selbst zu wissen, an dem Gedicht mit; alle Abneigung, die Schiller damals gegen Goethe hatte oder zu haben vorgab, hinderte nicht, daß ihm an dem günstigen Urteil des großen Mannes viel gelegen war. ‚Goethe', so heißt es in einem Brief an Körner, ‚hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurteilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.'

Die ‚Künstler' erschienen erst im Märzhefte des Deutschen Merkur. Nicht sie haben die Aufmerksamkeit Goethes auf Schiller gelenkt, sondern ein Werk, daß mit der künstlerischen Entwickelung seines Verfassers weniger zu thun hat: der Abfall der Niederlande. Im Oktober 1788 war das Fragment als Buch erschienen und hatte allenthalben viel Beifall gefunden, ja Aufsehen gemacht. Die Auffassung des anziehenden Stoffes war ebenso neu wie seine Darstellung. Die beherrschende Idee, die überall durchleuchtet und deren deutliche Erscheinung Schillers besondere Sorge gewesen ist, erinnert an die des Don Carlos, wie das ganze Werk aus den Vorstudien zu dieser Dichtung entstanden ist. Daß gegen Tyrannei ein Kampf gewagt werden muß, und daß die sittliche Forderung der Freiheit in der Geschichte stets Erfüllung findet, das ist der ideelle Kern. ‚Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht,' heißt es in der Einleitung, ‚und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Armen eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor

der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein freundliches Gefühl seiner selbst zu erwecken, und ein neues, unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache, und ausrichten mögen durch Vereinigung.' Man muß bedenken, daß dieses Buch im Jahre vor der französischen Revolution erschien und daß die freiheitlichen Gedanken, erzeugt durch den Mißbrauch fürstlicher Gewalt, auch in Deutschland in allen Gauen umgingen. Und zu dem Reize, den der Stoff und die Tendenz auf die breite Masse der Gebildeten ausübten, kam nun ein bis dahin noch nicht geschauter Glanz der Darstellung. Es ist wahr, daß Schillers wissenschaftliche Genauigkeit und historische Methode vor der heutigen Kritik nicht ganz bestehen, obgleich beide viel besser sind, als sie eine Zeitlang in den Augen mancher ‚Forscher' erschienen; sorgfältige Untersuchungen haben erwiesen, daß sich der Wortführer dieser Forscher selbst durch bedenkliche Ungenauigkeiten bloßgestellt hat. Daß Schiller sehr daran gelegen gewesen ist, nur unanfechtbar Glaubwürdiges aus den besten Quellen zu ermitteln, beweist sein von ihm selbst geäußertes Bedauern darüber, daß die ersten Quellen ihm nicht überall zugänglich gewesen seien. Thatsächlich sind denn auch die widerlegten Mitteilungen nur gering an Zahl und noch geringer an Bedeutung. Viel wichtiger aber als das einzelne Faktum erschien Schiller die Idee. Er verstand unter der geschichtlichen Wahrheit eben mehr als die ‚Kärrner', er wollte den Zusammenhang, auch den psychologischen Zusammenhang der Geschehnisse, darlegen. Hier aber berühren sich Historiker und Dichter, hier erhebt sich jener zu diesem. Und wenn das deutsche Volk dem ‚Abfall der Niederlande' seinen Beifall zollte, so that es das in dem richtigen Gefühle, daß hier ein tieferer Geist sich an Dinge machte, die jedes Menschen Gemütswelt erregten und noch heute erregen. Die wenigen deutschen Geschichtschreiber, denen das Volk seine Neigung zugewendet hat, sind durchweg solche, die an die Dinge das tiefere Bedürfnis psychologischer Deutung hinangebracht und in diesem Sinne gewissermaßen als Dichter ihrem Stoffe gegenübergetreten sind. Ein sinnverwandter deutscher Historiker, Schlosser, hat (in der ‚Geschichte des 18. Jahrhunderts') über Schiller als Geschichtschreiber ein sehr wahres Urteil gefällt: ‚Schiller hat sich der Geschichte bedient, um die ganz verflachten Ansichten des bürgerlichen Lebens zu veredeln, Sinn für Aufopferung für die größten Wohlthaten des Lebens, für Freiheit und Religion zu wecken und eine poetische Betrachtung realer Verhältnisse der starren juristischen und rechtshistorischen der deutschen Reichsgeschichten entgegenzusetzen.'

Der ‚Abfall der Niederlande' ist der Anlaß einer unerwarteten Wendung in Schillers Leben geworden. Der Zufall wollte es, daß im Herbst 1788 der Historiker Eichhorn einem Rufe nach Göttingen gefolgt war und dadurch das geschichtliche Fach in Jena seinen Vertreter verloren hatte. Es war eine außerordentliche Professur, als solche trotz ihrer Bestimmung für die Geschichte doch nur die allgemeine amtliche Bezeichnung ‚für Philosophie' tragend. Regelmäßiges Gehalt war mit der Stelle nicht verbunden. Wir haben schon erwähnt, daß in dem Rudolstädter Kreise öfters die Stellung eines Universitätsprofessors für Schiller als erwünscht besprochen worden war. Karoline und Lotte hielten sie



Pr. d. 9. Dec. 1788.

Gehorsamstes Promemoria.

H. Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist; so gerieth man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie einen Vortheil zu verschaffen.

„Gehorsamstes Promemoria“ Goethes an das geheime Consilium Karl Augusts über die Anstellung Schillers als Professor der Geschichte in Jena.

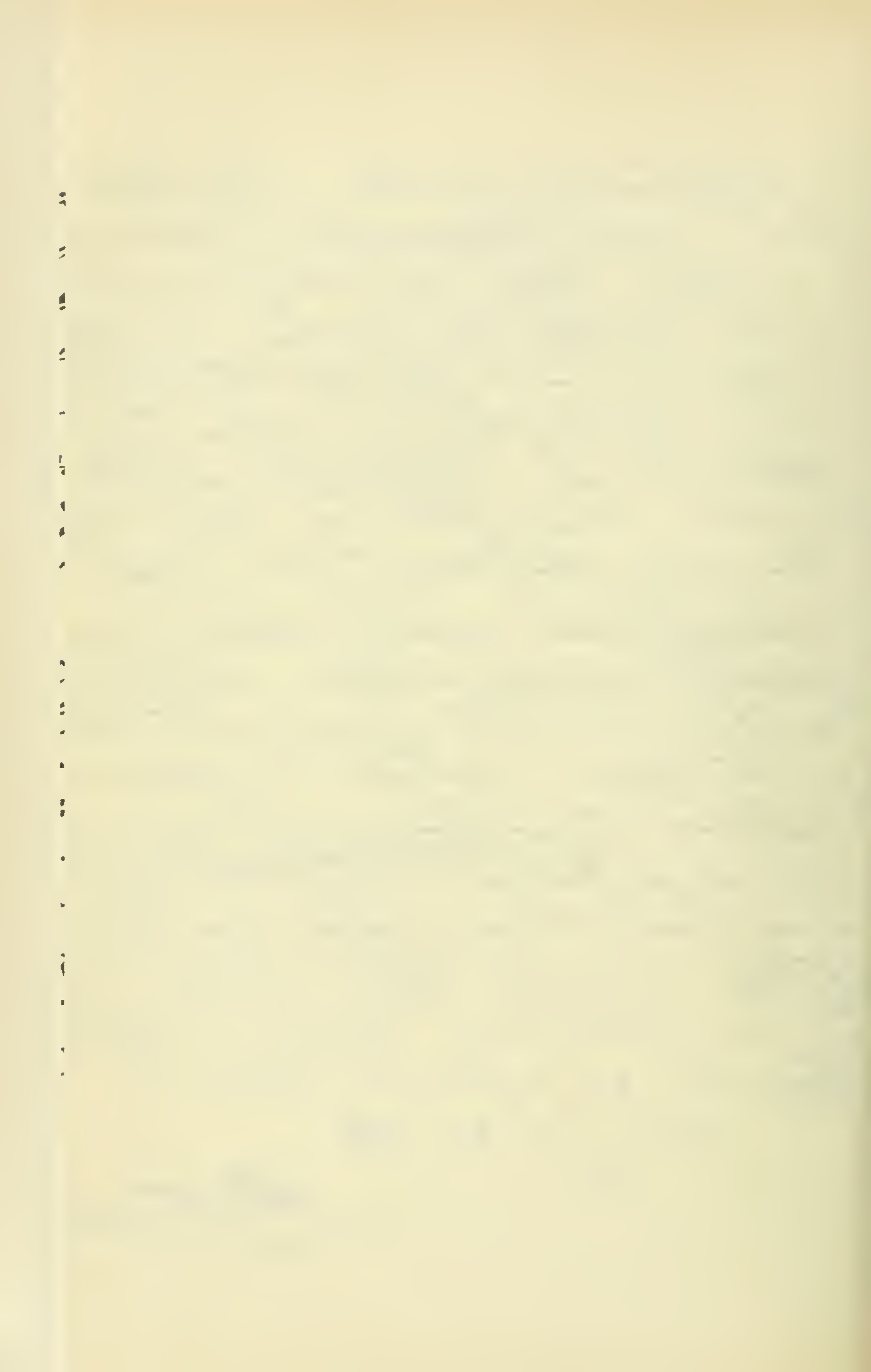
Datiert Weimar den 9. Dezember 1788. Genaue Nachbildung der in Hirzels Goethesammlung auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig aufbewahrten Handschrift.

Es wird dem Prinzen dieses keinen
Bruch der Seiten des Thronerben
und des Lebenswerks Verpflichtungen
geschildert, seine Erziehung ist ernst-
haft und gottesfürchtig und man kann glau-
ben, daß er auch jungen Leuten guten
Einfluß haben würde.
In diesen Rücksichten hat man ihn
gewählt und er hat seine Erklärung
dahin gegeben: daß er nur nicht so
ordentliche Hochschule aus der Fremde
Akademie angenommen hat, sich also
entschließen können, wenn auch sol-
che Wunsch ihm eine Anstalt bes-
ser würde werden sollte. Es würde
hinsichtlich in den Geschäften besser
zu setzen und in dieser Sache der Aka-
demie nützlich zu sein.

Unterzeichneter hat hierauf, da
es die Gothaische Gelegenheit gab den Eich-
hornischen Posten zu besetzen, sowohl
mit Serenissimo nostro et Gothano
als auch mit H. Geh. R. v. Franken-
berg die Einleitung getroffen und der
Gedanke ist durchgängig gebilligt
worden, besonders da diese Acquisi-
tion ohne Aufwand zu machen ist.
Serenissimus noster haben darauf dem
Unterzeichneten befohlen
die Sache an Orte gehörig einzuleiten
zu bringen, welches er hiermit
befolget und zugleich diese Angelegen-
heit zu geneigter Beförderung
empfiehlt, damit mehrgedachter Rat
Schiller noch vor Ostern seine Anstellung
und Einrichtung machen und sich als
Magister qualificieren könne.

W. d. 9 Dec. 88.

JWGoethe



für einzig erstrebenswert, und Schiller selbst, dem der Eintritt in geregelte bürgerliche Verhältnisse lange vorschwebte, schloß sich gern ihrer Auffassung an, ohne daß damals die Universität Jena ernstlich hätte in Betracht kommen können. Wir müssen annehmen, daß beide Schwestern nun angesichts der Jenaischen Vakanz ihrer Freundin in Kochberg den Wunsch unterbreitet haben, daß Schiller die Stelle angetragen werden möchte; Frau von Stein hat wohl durch Karl August die Angelegenheit zur Erwägung Goethes gebracht, und dieser hat, weniger aus Interesse für Schiller als aus Gefälligkeit gegen seine Freundin, die erste Anregung an den entscheidenden Stellen gegeben. Auf seine Veranlassung ging der Geheime Rat Voigt zu Schiller, um ihn zu sondieren. Schiller, überrascht dem ersten Antrieb folgend, sagte zu. Am selben Tage ging die Nachricht an Karl August, der damals gerade in Gotha war. In seiner Begleitung befand sich Goethe. Es wurde sofort mit den andern thüringischen Höfen verhandelt (Gotha, Coburg, Meiningen), die mit Weimar gemeinsam die Stelle zu besetzen hatten. Am 9. Dezember brachte Goethe die Angelegenheit an das Weimarische ‚Geheime Consilium', und am 15. erhielt Schiller durch Goethe das Reskript der Regierung zugeschickt, das ihn anwies, sich auf die Übernahme der Professur einzurichten. Das alles geschah so rasch, daß Schiller sich über die ganze Tragweite des Schrittes erst nachher klar wurde. Sein Plan war ja gewesen, sich durch schriftstellerische Arbeit die Unabhängigkeit zu verdienen; diesen Plan aufzugeben, war unmöglich, denn die Weimarische Regierung hatte ja ‚diese Acquisition ohne besonderen Aufwand' gemacht; die Übernahme der Professur sollte ihm im Gegenteil durch allerlei Sportelgebühren und Diplome — er mußte sogar die Magisterwürde erst noch erwerben, d. h. erkaufen — noch viel Geld kosten. Wie aber sollte er mit der unabweislichen litterarischen Arbeit die Vorbereitungen auf die Vorlesungen vereinigen? Das weite Gebiet der Universalgeschichte war ihm fast fremd. ‚Mancher Student,' schreibt er, ‚weiß vielleicht schon mehr Geschichte als der Herr Professor.' ‚Ich bin in dem schrecklichsten Drange, wie ich neben den vielen vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst notwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann!' ‚Rathe mir! Hilf mir!' ruft er seinem Körner zu. ‚Ich wollte mich prügeln lassen, wenn ich Dich nur auf vierundzwanzig Stunden hier haben könnte!' Selbst Goethes vernünftig herablassendes Trostwort ‚Docendo discitur' that keine Wirkung. Noch andere unliebsame Folgen drängten sich ihm auf; die Wiederholung der Volkstädter Villeggiatur im Sommer 1789 war nun nicht möglich; und er hatte sich so darauf gefreut! ‚Die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit sind dahin!' schreibt er an Lengefelds. Fast will es ihn bedünken, als ob die Stellung als Professor, als Beamter, gar nicht zu dem Freunde der beiden Damen passe: ‚Aber werden Sie mir nun auch noch gut bleiben, wenn ich ein so pedantischer Mensch werde und am Joch des gemeinen Besten ziehe?' Die Schwestern blieben ihm gut. Ihnen war diese Entscheidung hoch willkommen gewesen. Nun war doch ein neuer Grund für die Zukunft gelegt. ‚Der Gedanke,' schreibt Lotte, ‚daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude und macht mich so ruhig.' Nun

konnte er doch nicht mehr nach Dresden, nach Hamburg übersiedeln; nun war er an die Scholle gebannt; ‚und dann können wir so oft von Ihnen hören! wenn nehmlich der ernsthafte Herr Professor sich noch zu uns herunterlassen will!‘ Lotte zweifelt nicht, daß dem Freunde auch ‚seine Geschäfte‘ lieb werden, hofft aber, daß die Poesie nicht darunter leiden werde: ‚dies wäre nun freilich nicht angenehm für uns andere, die nun doch einmal nicht Kollegia hören können.‘ Die zukünftige Frau Professor findet Gefallen an dem neuen Titel: ‚Leben Sie wohl für jetzt, Herr Professor, es macht mir so einen Spaß Sie so zu nennen.‘ Schiller selbst fand sich, nachdem die erste Überraschung und Bedenklichkeit vorüber waren, in die neue Lage: es gehe ihm, meint er, wie Sancho Pansa im Don Quixote: ‚wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren wie ein Daus!‘

So waren denn die Würfel gefallen. Wohl ist die Jenaische Geschichtsprofessur nur eine Episode in Schillers Leben gewesen; und wenn man die Lehrthätigkeit allein betrachtet, kann diese Episode nicht einmal wichtig genannt werden. Aber wir dürfen doch mit vollem Rechte von hier an einen neuen Abschnitt in Schillers Leben beginnen. Der Irrende, der Unstete fand nun eine dauernde Stätte; die erzwungene Freiheit hat ein Ende; der Dichter, der die großen Formen menschlichen Daseins durchleben soll, weil dies des Dichters Pflicht ist, lernt des bürgerlichen Amtes Bürden und Reize kennen; der Flüchtling, hinter dem der alten Heimat Grenzen verschlossen waren, findet eine neue Heimat.



v. Lengefeldsches Siegel. Nach einem Originalabdruck eines aus Schillers Familie überlieferten Petschaftes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Demnach
und [illegible]
E. M[illegible]
Zeit über
dass ich
nicht mo[illegible]
zu brin[illegible]
sich entsch[illegible]
Sachen [illegible]

Demnach Vorzeiger dieses, Joh. Heinr. Schuldheiss aus Rudolstadt gebürtig, bey mir Ein Jahr und 6. Monate als Laquai gedienet, und sich diese Zeit über fleissig, treu und ordentlich verhalten, so, dass ich mit seinen Diensten und guter Aufführung recht wohl zufrieden gewesen, ihn auch dieserwegen länger behalten hätte. Weil aber derselbe sich entschlossen, sein Glück weiter in der Welt zu suchen, und mich deshalb um die Entlassung seiner Dienste geziemend ersucht. So habe nicht entgegen seyn, sondern ihm hiermit den Abschied ertheilen, zugleich aber auch alle hohe und niedere Militair- und Civil-Bediente respective dienst- und freundlich ersuchen wollen, obenbemeldeten Schuldheiss nicht nur aller Orten ungehindert pass- und repassiren, sondern auch seines guten Verhaltens wegen allen geneigten Willen zu erweisen, und zu gnädiger hochgeneigter und gütiger Beförderung empfohlen seyn zu lassen; welches ich gegen einen Jeden nach Standesgebühr zu erwiedern bereit und willig bin. Urkundlich habe diesen Abschied eigenhändig unterschrieben, und mit meinem angebohrnen Petschaft besiegelt. So geschehen, Rudolstadt, den 7ten Julij 1791.

Sr. Herzogl. Durchl.
zu Sachsen Weimar
bestallter
Hofrath und Professor
Fr. d. Schiller

Dienstzeugnis Schillers für seinen aus Rudolstadt gebürtigen Diener.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals in der Fürstlichen Bibliothek zu Rudolstadt.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Drittes Buch.

Neue Heimat.



„Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein."
Goethe über Schiller.
(Gespräche mit Eckermann, 11. September 1828.)





Vierzehntes Kapitel.

Amt und Liebe.

‚Ich muß Euch doch ein schönes neues Jahr wünschen, aber für jetzt nur in Prosa. Verlängere Euch der Himmel das, was Ihr bisher Gutes genossen habt, und helfe Euch vom Schlimmen! Mit 1788 hat meine bisherige weltbürgerische Lebensart ein Ende, und ich werde in diesem als ein unnützer Diener des Staats erscheinen.‘ So schrieb Schiller zu Neujahr 1789 an Körner, Minna und Dora. Der Dresdener Freund war damals, als Schiller in Dresden zuerst mit Eifer sich auf geschichtliche Studien warf, nicht erbaut davon gewesen. Er, der einst alles, was Shakespeare übriggelassen, als das Feld seines Freundes bezeichnet hatte, wollte nicht, daß er sich der Poesie entfremdete. Aber als aus diesen Studien die bürgerliche Stellung erwuchs, da änderte Körner seine Meinung, er kannte seinen Freund zu gut, als daß er nicht mit Freuden einen Schritt begrüßt hätte, der schließlich doch zu einiger bürgerlicher Sicherheit und damit zu der Vorbedingung ruhiger und gesammelter Arbeit führen mußte. Er hatte freilich nicht erwartet, daß das neue Amt so ganz und gar ohne Entgelt bekleidet werden sollte, und darum riet er, als er es erfuhr, Schiller dringend, diese Enttäuschung nicht so leichten Kaufes hinzunehmen: ‚— — soviel muß ich Dir doch sagen, daß Jena an Dir und Du nicht an dem Professortitel eine Acquisition machst. An Deiner Stelle würde ich wenigstens merken lassen, daß ich das fühlte.‘

Wir erzählten schon, wie Schiller seinen vielseitigen Freund um Hilfe anrief, als unter dem ersten Eindruck des Ereignisses die Sorge in ihm erwachte, wie er den Anforderungen des neuen Amtes gerecht werden könnte. Körner spielte gern die Rolle des fürsorglichen Beraters und zählte alsbald eine Reihe allgemeiner geschichtlicher Werke auf, die ‚zur allgemeinen Übersicht ausreichen würden‘, Fergusons Geschichte der Römer, Mensels Geschichte von Frankreich, Gillies griechische Geschichte, Pütters deutsche Staatsverfassung und andere. Der stillen Beschäftigung mit diesen Büchern, die ihm den allgemeineren Zusammenhang der historischen Welt erschlossen, gehörten die nächsten Wochen; dem energischen Arbeiter erwuchsen bald fruchtbare Anregungen und Freuden aus ihr: ‚im ganzen freue ich mich doch auf dieses unendliche Feld, das durchzuwandern ist, und die

deutsche Geschichte besonders will ich in der Folge ganz aus ihren Quellen studieren.' Auch die notwendigen litterarischen Arbeiten nahmen eine Wendung zur Geschichte: gerade in diesen Wochen wird die Sammlung historischer Memoiren eifriger betrieben. Die bevorstehende Thätigkeit beherrschte seine Gedanken so, daß er den Anregungen der weimarischen Gesellschaft fast ganz aus dem Wege ging; auch der Besuch von Goethes Freund, dem kunstverständigen Moritz, mit dem er schon in Gohlis zusammengetroffen war, vermag ihm nur vorübergehendes Interesse abzugewinnen.

Der Frühling nahte. Im März fuhr er auf einige Tage nach Jena hinüber, um die ersten Vorbereitungen zu seiner Einrichtung zu treffen. Er hatte dort mehrere hilfsbereite Freunde. Reinhold kannte er schon von früher, ebenso Hufeland und Schütz. Dieser besorgte ihm auch ein Logis. Nachdem das Nötigste erledigt war, machte er einen Abstecher nach Rudolstadt und verlebte einige Stunden mit Lotte und Karoline, die nun allein waren, denn die chère mère hatte mittlerweile eine Stelle als Erzieherin der rudolstädtischen Prinzessinnen angenommen.

Endlich rückte der Tag der Übersiedelung heran. Alle Formalitäten waren mittlerweile erfüllt: das Magisterdiplom erlangt und der Professoreneid unterzeichnet. Wir setzen den letzteren im Auszuge hierher: Ego Fridericus Schiller juro: 1. quod puram Evangelii doctrinam congruentem cum tribus symbolis et augustana confessione velim amplecti, profiteri atque etiam propagare, pro modo meae vocationis. 2. Quod velim gratus esse erga fundatores hujus Academiae, Serenissimos duces Saxoniae. 3. Quod velim reverentiam et gratitudinem praestare Magnifico Prorectori et ceteris Professoribus et obedire honestis legibus. 4. Quod velim in contumaciam hujus Academiae nec alibi petere gradum Magisterii, nec studia philosophica deserere; sed ea ornare et provehere, quantum Deo adjutore possum, etiam me memorem hujus beneficii et gratum huic academiae ostendere omni loco et tempore.

Vimariae, XXX April MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller.

Am 11. Mai langte Schiller in Jena an. Wenige Tage darauf trug er sich eigenhändig in die Matrikel der philosophischen Fakultät ein. Am 26. Mai hielt er seine erste Vorlesung. Es war ein Ereignis, das ungemein viel ‚Geräusch' machte. Mochten Regierung und Fakultät in Schiller nur den Historiker, den Verfasser des Abfalls der Niederlande sehen, die akademische Jugend erinnerte sich, daß ihr neuer Professor der Dichter der Räuber war, und daß eins ihrer Lieblingslieder ‚Ein freies Leben führen wir' aus seinem Kopfe entsprungen war. Und dazu hatten die besseren Elemente der im allgemeinen noch etwas rüden Studentenschaft den Dichter der Räuber schon weiter verfolgt; man wußte vom Don Carlos, vom Geisterseher, vom Lied an die Freude, von den Göttern Griechenlands. So strömten denn die Kommilitonen, je nach Bildung und Charakter aus Neugier oder aus höherem Interesse, am Abend des 26. Mai zu der ersten Vorlesung des Weimarischen Rates Professor Dr. Friedrich Schiller. Ein Kollegiengebäude gab es nicht. Die Professoren

cloinit. Anno 1787 in autumno jussu Ser. Nutritorum per celeb. Eichhorn h. T. prorectorem professor philosophiae extraord. anno 1792 per celeb. D. Theol. Schmid. h. T. prorectorem Professor ordinarius honorarius in acad. Jenensi renunciatus est.

20) Fridericus Schiller Marbaco — Wirtembergicus, a Serenissimis Almae Jenensis Nutritoribus anno 1789 Prof. Philos. extraordinarius designatus, acceptisque sub Decanatu Clar. Succow summis in philosophia honoribus, lectionum philosophicarum Mense Maj. ejusdem anni, Prorectore tum temporis magnifico Illustr. de Schellwitz, initium fecit.

21.) Aug. Jo. Georg. Car. Batsch, Jenensis; anno 1786 jussu Serenissimi Vinariensium Ducis post annum 1782. Secunda vice Scientias

Eigenhändige Eintragung Schillers in die Universitätsmatrikel zu Jena.

Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals in der Universitätsbibliothek zu Jena.

lasen in ihren Wohnungen oder in ermieteten Räumen. Schiller hatte selbst kein Auditorium, aber Reinhold, der freundliche Schwiegersohn Wielands, räumte ihm das seine ein. Es faßte achtzig ‚sitzende Menschen', im ganzen etwa hundert Personen. Schiller hatte zwar eine größere Beteiligung vorausgesetzt, aber er wollte diese Voraussetzung nicht durch die Wahl eines größeren Saales andeuten, denn, so schreibt er an Körner, ‚Du kennst ja meine Bescheidenheit'. ‚Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward es aufgenommen. Nun gabs das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Grießbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Was ists denn, was giebts denn? hieß es überall. Da rief man denn: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe. Grießbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal, und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich wars am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte noch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören.'

Die Antrittsvorlesung machte viel Eindruck; man sprach an dem Abend überall in der Stadt davon und, was nie einem neuen Professor widerfuhr, die

Ehre einer ‚Nachtmusik‘ wurde Schiller zu teil; die Studentenschaft versammelte sich vor seinem Fenster, und dreimal scholl ein urkräftiges Vivat hinauf. Am anderen Tage war das Auditorium wieder ebenso voll, und wenn nun auch mit dem weiteren Eindringen in den Gegenstand — er las Einleitung in die Universalgeschichte — der Schwarm geringer wurde, und die bloß Neugierigen sich in ihre Fachstudien oder in ihre Bierstuben zurückzogen, so durfte Schiller doch mit der Zahl derer, die aushielten, wohl zufrieden sein; leider hatte er, da die Vorlesung publice, also unentgeltlich, gehalten wurde, von der Zahl keinen weiteren Vorteil als die Genugthuung. In den folgenden Semestern waren seine Hörer nicht so zahlreich; einmal hatte Schiller den Anschlag nicht rechtzeitig machen lassen, mehreremale kollidierte die Stunde mit der des populär sprechenden Professors Loder; auch gehörten ja seine Vorlesungen nicht in das Gebiet der eigentlichen Brotstudien, auf die damals wie heute die große Masse der Studenten sich beschränkte.



Carl Leonhard Reinhold.

Schiller konnte zunächst der akademischen Thätigkeit keinen rechten Geschmack abgewinnen. Er empfand zwischen sich und dem Auditorium eine Art Schranke; dem zum Gespräch, zum Austausch der Gedanken so vorzüglich beanlagten Mann widerstrebte die bloß einseitige Mitteilung, und dazu kam das wohl berechtigte Gefühl, daß der eigentliche Sinn seiner Worte nicht überall richtig aufgefaßt wurde. ‚Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen; fast mit der Überzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall, noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen.‘ Eigentliches Gefallen hat Schiller an der akademischen Thätigkeit nie gewonnen, aber er hat doch die eine Seite an ihr, daß er selbst zu eingehenden Studien angeregt wurde, stets dankbar empfunden, und er nahm mit Freude wahr, daß das docendo discitur, das er einst aus Goethes Munde ungläubig angehört hatte, doch einen guten Sinn hatte. Wer die Werke durchblättert, findet eine Fülle zum Teil meisterhaft geschriebener kleiner historischer Aufsätze, die als Späne abgefallen sind bei der Vorbereitung auf die Vorlesungen und die, wenn sie

auch nur kleine Ausschnitte sind, doch durch die weiten Ausblicke zeigen, welchen Einfluß die universalgeschichtlichen Studien auf den Verfasser gehabt haben. So entstanden nacheinander die Abhandlungen ‚über die erste Menschengesellschaft, nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde‘, über ‚die Sendung Moses‘, über ‚Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter‘, die ‚Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.‘ und einige andere, die wir hier nicht besonders aufzählen. Aber von all den kleineren Abhandlungen, die der akademischen Thätigkeit entsprangen, steht am höchsten die, mit der er diese Thätigkeit begonnen hat, die treffliche Rede: ‚Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?‘ Sie verdient immer wieder gelesen zu werden; weite Gesichtspunkte, glänzende Gedanken, vornehme Form, Schwung der Sprache und des sittlich-wissenschaftlichen Geistes vereinigen sich in diesem kleinen Meisterwerke. Es mußte dem neuen Professor daran liegen, vor der Welt zu bekennen, wie er zu der Wissenschaft überhaupt stehe. Darum eröffnet eine Äußerung darüber seine Rede. Den ‚Brotgelehrten‘ stellt er dem ‚philosophischen Kopfe‘ gegenüber. Jener, in dem engen Kreise seiner Lebensstellung und seiner persönlichen Bedürfnisse befangen, sieht in der Wissenschaft nur ein Mittel zu Zwecken, die in jenen engen Kreisen liegen und die eine Entwürdigung der Wissenschaft bedeuten: ‚er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet, er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.‘ Der philosophische Kopf sucht das Band der Wissenschaften, wo der Brotgelehrte ihre Vereinzelung geflissentlich hütet; der philosophische Kopf findet den Lohn seines Thuns in der Erweiterung seines Gedankenkreises, in der tieferen Erkenntnis der Wahrheit, gegen die ihm alle äußerlichen Zwecke verächtlich dünken; ‚seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut.‘ ‚Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkte des Ganzen; und so weit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.‘ Den tieferen Zusammenhang der Dinge und des Wissens ahnen und erkennen zu machen, das sah Schiller als die Aufgabe des akademischen Lehrers an. Und so trägt er an den Begriff und die Darstellung der Universalgeschichte diesen Gesichtspunkt heran. Die Entwickelung der Menschheit bis zum gegenwärtigen Augenblicke ist ein Aufsteigen, eine beständige Vervollkommnung gewesen. Wie früher in den ‚Künstlern‘, wie später im ‚Spaziergang‘, sieht er in dem Gange der Geschichte diese folgerechte Entwickelung und stellt dem barbarischen Urzustande den Menschen an des Jahrhunderts Neige gegenüber, und, mit überraschender Wendung sich unmittelbar an seine Zuhörer richtend, wirft er die Frage hin, welche Reihe von Entwickelungen habe ablaufen müssen, um zu ermöglichen, daß ‚wir uns in diesem

Augenblicke hier zusammenfanden'. So ist die Erklärung der Gegenwart, das Bewußtwerden ihrer geschichtlichen Voraussetzungen der Zweck der Universalgeschichte. Wenn hierfür die Kategorien von Ursache und Wirkung noch ausreichend sind, so führt doch dieser Gedankengang unmittelbar an das große Problem der Geschichtsphilosophie heran, das damals wie heute die ‚philosophischen Köpfe' bewegte: dürfen wir an die Stelle jener Kategorien die andern: ‚Mittel und Absicht' setzen? Es ist eine der wichtigsten Fragen, eine Gewissensfrage für jeden. Sie hatte gerade in den Jahrzehnten vorher die besten Geister bewegt, Historiker, Philosophen, Theologen; Iselin, Schlözer, Johannes von Müller, Voltaire, Condorcet, Herder und Kant waren ihr nachgegangen. Schiller ist nicht geneigt, einer teleologischen Betrachtung unmittelbar recht zu geben; es sind in der Reihe der uns bekannten Geschehnisse zu viele Lücken; und selbst die vorhandene Kenntnis bietet ebenso viele Fakta, die jene Auffassung zu widerlegen, als solche, die sie zu bestätigen scheinen. Noch kann die Zeit für den Beweis der göttlichen Weltordnung aus der Geschichte nicht gekommen sein, er ist erst ‚in den spätesten Zeiten' möglich. Aber was Schillers wissenschaftliche Vorsicht nicht erlaubt zu behaupten, das ist sein künstlerisches Gefühl zuzulassen geneigt: ‚diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Seligkeit anzubieten hat.' Und schon jetzt scheint es ihm ein würdiges Unternehmen, der später möglichen teleologischen Geschichtsbehandlung vorzuarbeiten: ‚Wichtig wird ihm (dem Forscher) auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.' So weht durch die Rede das schöne Pathos des Menschen, der an den Fortschritt glaubt, der mit Dank im Herzen sich an die Vorwelt gebunden und den kommenden Geschlechtern sittlich verpflichtet fühlt. Die herrlichen Schlußworte mögen auch hier stehen, damit junge Deutsche sie lesen: ‚Ein edles Verlangen muß in uns erglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit, Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienste ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.'

Das waren Töne, wie sie auf den Kathedern damals nicht angeschlagen zu werden pflegten; und die deutsche Jugend hätte nicht deutsche Jugend sein müssen, wenn sie einem solchen Manne nicht jubelnd beigefallen wäre. Schiller fühlte sich doch durch diesen Erfolg gehoben, und als nun auch die übrigen Verhältnisse seine Erwartungen übertrafen, da wandelte sich das zögernde Mißtrauen, das er Jena entgegengebracht hatte, in Behagen um. Ein Teil der jenaischen Professoren kam ihm sehr freundlich entgegen und ließ es ihn ver-

gessen, daß ein andrer Teil — meist Brotgelehrte im Sinne der Antrittsrede — mit neidischen Augen auf ihn sah. Der Theologe Grießbach ließ es nicht bei der Einräumung des Auditoriums bewenden; Schiller hat in diesem Hause viel verkehrt. Die Frau war gut und hausbacken und suchte den jungen Professor in manchen Dingen etwas zu bevormunden; dazu liebte sie es, sich nicht ohne eine gewisse neugierige Unbefangenheit auch um die privateren Verhältnisse ihres Schützlings zu bekümmern; besonders schien es ihr am Herzen zu liegen, daß der Hausfreund ihr auch bald eine Hausfreundin zuführe, und sie ließ es nicht an Vorschlägen fehlen, ohne daß Schiller es für angebracht hielt, sie über sein Verhältnis zu Lengefelds aufzuklären. Diese Versuche und ihre Form scheinen Schiller mehr als einmal verstimmt zu haben, denn es finden sich in den Briefen an Lotte recht abfällige Urteile über Frau Grießbach, die aus einem uns unbekannten Grunde in dem Briefwechsel als die ‚Frau mit dem Lorbeerkranz' oder auch kurzweg als ‚der Lorbeerkranz' bezeichnet wird. Später hat sich das Verhältnis gebessert, und besonders Lotte hat unter der wohl etwas geschmacklosen Hülle das tüchtige und liebenswürdige Wesen sehr geschätzt. Die biedere Frau Kirchenrätin hat sich in allen Kümmernissen und schweren Stunden, in Krankheit und Sorge als eine treue, opfermütige Freundin erwiesen.



Johann Jakob Grießbach.

Noch ein anderes Haus ist im Laufe der Zeit Schiller lieb geworden, das seines jüngeren schwäbischen Landsmannes Paulus, der vor kurzem ein akademisches Lehramt übernommen hatte. Mit Reinhold, Hufeland und Schütz bahnte sich auch ein annehmbarer, wenn auch nicht sehr lebhafter Verkehr an. ‚Einige unter den Professoren interessieren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben,' schreibt Schiller gleich im Anfang seines Aufenthaltes an Lotte. Noch manches andere machte ihm das Dasein in Jena behaglich. Er hatte bisher nicht das Gefühl gekannt, einem Ganzen, einer Körperschaft anzugehören: jetzt empfindet der Professor die Annehmlichkeit solcher Zugehörigkeit. ‚Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Angelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses, für mich neue Vergnügen.' Seine Wohnung gefiel ihm ungemein. Das Haus, in dessen Innerem allerdings vieles umgebaut worden ist, steht noch, es ist Nummer 26

der kleinen engen Jenergasse, ein großes Gebäude, dessen sämtliche Stockwerke Studentenwohnungen enthielten, und das nach den beiden ‚Demoiselles‘ Schramm, die es besaßen und bewirtschafteten, die ‚Schrammei‘ genannt wurde. Bis etwa 1840 haben die beiden Schwestern, die nach Schillers Zeugnis ‚sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig waren‘, hier gewaltet, und manche mündliche Überlieferung über ihren berühmten Mieter verdankt man ihnen. Schiller bewohnte die vorderen Zimmer des ersten Stocks; ‚es sind drei Piecen, die in einander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und alles entweder ganz neu oder gut konserviert. — — Meubles habe ich reichlich und



Schillers erstes Wohnhaus in Jena. (Die „Schrammei“ — Nr. 26 der Jenergasse.)
Nach eigener photographischer Aufnahme.

schön: zwei Sophas, Spieltisch, drei Kommoden und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsch ausgeschlagen.‘ Nach eigener Bestellung hatte er sich eine ‚Schreibkommode‘ machen lassen, sein ‚wichtigstes Möbel‘, wonach er lange getrachtet hatte. Den Mittagstisch hatte er bei den Schramms selber, um zwei Groschen, während er in Weimar deren vier hatte bezahlen müssen, und dazu in größerer, belebter Gesellschaft.

So erklärt sich denn das Behagen Schillers, das in den Briefen der ersten Zeit aus Jena oft anklingt. ‚Von meiner hiesigen Existenz kann ich nichts anderes als Gutes schreiben: es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf den Händen, mein Humor ist gut; auch bin ich geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bessern Anstrich.‘

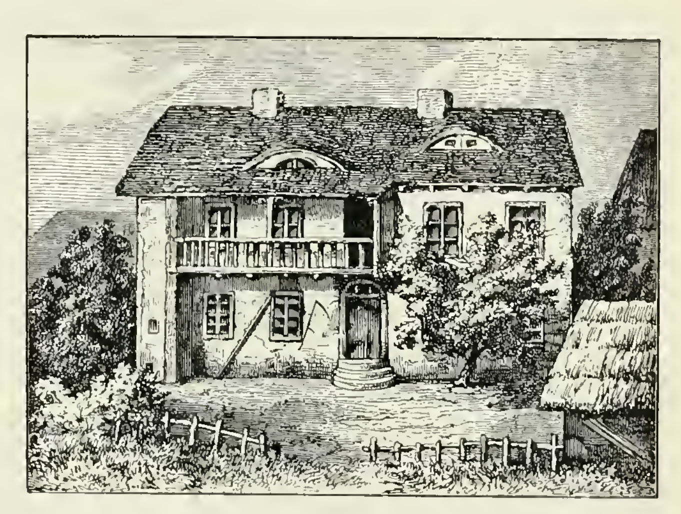
Aber als die ersten aufregenden Tage vorübergerauscht waren, und die regelmäßige Arbeit wieder begann, da tauchten, beseligend und beunruhigend, die sehnenden Gedanken wieder empor. Er fühlte die Einsamkeit und ihren Unfrieden. Dem Manne fehlte Frauenliebe. Thalaufwärts nach Rudolstadt schwärmten ihm die Gedanken. Die Ferne verklärte und umwob ihm Lotte mit einem idealen Schimmer, gegen den ihm alle Menschen seiner Umgebung schal und gleichgültig vorkommen mußten; und wie es uns allen in jener Lebensepoche geht, so erging es auch Schiller: er sah die Welt nur mit dem parteiischen Auge des Liebenden, und bald nach jenen ersten Ausdrücken anfänglichen Behagens deuten seine Briefe auf das Mißbehagen unerfüllter Sehnsucht. ‚Je lebendiger Sie vor meiner Phantasie dastehen,‘ schreibt er nach Rudolstadt, ‚desto mehr erschöpft sich meine Toleranz gegen die mich hier umgebenden Geschöpfe, desto weniger kann ich mich mit meiner Einsamkeit aussöhnen.‘ Pläne des Zusammenseins wurden geschmiedet. Karoline und Lotte wollten in dem Dorfe Lobeda bei Jena, in dem ihnen eine Freundin wohnte, Sommeraufenthalt nehmen: aber sie mußten der chère mère zuliebe, die das Gerede der Menschen scheute, den idyllischen Plan aufgeben. Dann, Anfang Juli, verweilen die Schwestern selbst einen Tag in Jena, auf der Reise zu ihrer Freundin Karoline von Dacheröden begriffen. Aber das Grießbachsche Haus, dem sie selbst seit lange befreundet waren und in dem sie absteigen mußten, war nicht der Ort zu traulicher Aussprache. Der ‚Lorbeerkranz‘ machte seine Ansprüche geltend, und so sahen sich die Liebenden nur in großer Abendgesellschaft, nur beobachtet von andern.

Die Sehnsucht Schillers fand keine Erfüllung; der Mißmut darüber steigerte die Leidenschaft. Das Bild des Zusammenlebens mit Lotte steigt mit unwiderstehlicher Deutlichkeit in Schillers Seele auf und nimmt mit um so größerer Gewalt seinen ganzen Sinn gefangen, je spärlicher die Gegenwart Gelegenheit zur Aussprache von Angesicht zu Angesicht bietet. Die Gemütslage Schillers drängte mit Gewalt einem befreienden Wort, einer Entscheidung entgegen. Lottens Gefühle bewegten sich in ähnlichen Geleisen. Auch ihr war der verlorene Abend, die Enttäuschung schmerzlich: ‚Den unheimlichen Abend werde ich so bald nicht vergessen . . . . . . Wenn ich Ihnen je Unrecht gethan und mich an Ihnen versündigt hätte, so wäre dieser Abend eine Vergeltung des strafenden Himmels gewesen, und ich hätte gewiß für alle Sünden gebüßt.‘

Der Hochsommer 1789 sollte die Entscheidung bringen.

Die Schwestern Lengefeld hatten mit ihrer Freundin Karoline von Dacheröden verabredet, einige Wochen des Sommers in dem damals vielbesuchten Bade Lauchstädt, nicht weit von Halle, zuzubringen. Diese Karoline von Dacheröden, die nun auch in Schillers Leben eine Rolle spielen sollte, war die Tochter des Kammerpräsidenten in Erfurt, eine außerordentlich begabte Dame, voll Laune, Witz und emfindsamer Stimmung. Sie hatte sich an die Lengefeldischen Schwestern eng angeschlossen und trug auch Schiller bei der später erfolgenden Bekanntschaft die wärmste Sympathie entgegen. Wie Lotte war auch Karoline Dacheröden umworben, wenngleich ihr eigenes Herz von Liebe damals

noch nicht berührt war. Zwei Bewerber waren in Aussicht genommen; beide kamen in jenen Tagen hoffnungsvoll auf das Dacherödensche Gut Burgörner. Es waren der Sohn der Sophie de la Roche, ein guter und intelligenter junger Mann, und Wilhelm von Humboldt, Alexanders Bruder. Er war von Karolinens Berliner Bekannten, unter denen geistreiche Frauen, wie Henriette Herz, die erste Rolle spielten, vorgeschlagen worden, und als er selbst kam, war sein Sieg über den Nebenbuhler bald entschieden. In dem Verhältnis Schillers zu Lotte war die Frage beängstigend, wie sich die chère mère zu ihm verhalten würde: in dem Karolinens zu Humboldt spielte der alte Kammerpräsident eine ähnliche Rolle. Wie Frau von Lengefeld stets nur chère mère genannt wurde, so heißt der Präsident in den Briefen des Kreises nur ‚Papa‘, und wenn man nach Karolinens sinnreicher Erfindung mit dem Geheimzeichen □ jene meinte, so bezeichnete ein △ diesen. So knüpfte eine ähnliche Herzenslage die Frauen aneinander, und wie Karoline Lottens Freundin wurde, so hat sie die erste Anregung zu einer Männerfreundschaft vornehmster Art gegeben: zu der zwischen Schiller und Humboldt. Die Führung in diesem Kreise, der, nach der Anschauung der Zeit sich im Besitze besonderer geistiger Bedürfnisse und ästhetischer Anschauungen glaubend, die beiden Karolinen, Lotte, dazu den Koadjutor von Dalberg in Erfurt, Schiller und etwas später auch Humboldt umfaßte, lag in den Händen der Karoline von Beulwitz. Sie, selbst unbefriedigt von ihrer Ehe mit einem Manne, der trotz schätzenswertester Eigenschaften doch nicht für voll angesehen und in den Briefen wohl gar als ‚ours‘ bezeichnet wurde, empfand die Neigung, glücklichere Ehen zu stiften, und wo sie Seelenverwandtschaft wahrnahm, festere Bande zu knüpfen. So groß war ihr Ansehen, daß die beiden Bewerber um Karoline Dacheröden sich förmlich bei ihr vorstellen mußten, bevor sie weitere Schritte wagen durften. Und was sie der Freundin in dieser Weise war, das wollte sie erst recht der Schwester werden. Sie fühlte, daß etwas geschehen mußte; Lottens Gefühle waren ihr seit lange bekannt, und sie, die alle Briefe Schillers las, konnte über dessen eigene Stimmung nicht im unklaren sein. Im Juli schreibt er nach Lauchstädt über jenen verlorenen Abend bei Griesbachs: ‚Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich



Das Schillerhaus in Lauchstädt.
Nach Wurzbach von Tannenbergs Schillerbuch.

nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh.' Und bedeutsam fügt er hinzu: ‚So oft ist mir dies schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hinderungen anklagen.' Die Trennung von den Lieben wurde ihm unerträglich. ‚So nah und doch so fern!' Endlich hielt es ihn nicht länger in Jena. Am 2. August bricht er auf nach Lauchstädt. In seinem jenaischen Kreise hatte er eine Zusammenkunft mit Körner in Leipzig als Grund für die plötzliche Abreise angegeben. Diese Zusammenkunft erfolgte auch, aber ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, daß von Jena nach Leipzig der gerade Weg nicht über Lauchstädt führt. Am ersten und einzigen Tage dieses Aufenthaltes in Lauchstädt kam es zu einer Erklärung, die Schillers Lebensglück entschied. Wir sind merkwürdigerweise über den Hergang von Schillers Verlobung nicht genau unterrichtet. Karoline berichtet: ‚Die Erklärung erfolgte in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein muß. Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand.' Ganz so kann es nicht gewesen sein. Nach den erhaltenen Briefen scheint es vielmehr, daß Schiller in einem Gespräche mit Karoline aus dem Munde dieser die Versicherung erhielt, daß Lotte ihn liebe. Aus diesen Briefen, denkwürdig durch den Anlaß, der sie hervorrief, wie durch die Stimmung, die aus ihnen spricht, setzen wir die wichtigsten Stellen hierher. Der eine scheint auf der Reise nach Leipzig, die Schiller gleich nach jener Unterredung antrat, geschrieben zu sein, der andere ist noch am Abend desselben Tages in Leipzig geschrieben, nach dem Wiedersehen mit Körner.

‚Ist es wahr, theuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammen lebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unserer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles Übrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Theuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschiehts um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seelen ist ein schönes und ein unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen. — Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auflegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Caroline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O versichern Sie mir dieses, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsere Herzen schon längst. Lassen

Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts, nichts die freie Mitteilung unserer Seelen stören. — Leben Sie wohl, theuerste Lotte. Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblicke Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wie viel habe ich Ihnen noch zu sagen? — Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner anderen Gestalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde.'

Diesem Schreiben stürmt das andere nach.

,Dieser heutige Tag ist der erste, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich sein ist, als heute. Ein einziger Tag verspricht mir die Erfüllung der zwei einzigen Wünsche, die mich glücklich machen können. Liebste theuerste Freundinnen, ich verlaße eben meinen Körner — meinen und gewiß auch den Ihrigen — und in der ersten Freude unsers Wiedersehns war es mir unmöglich, ihm etwas zu verschweigen, was ganz meine Seele beschäftigte. Ich habe ihm gesagt, daß ich hoffe — bis zur Gewißheit hoffe, von Ihnen unzertrennlich zu bleiben. In seiner Seele habe ich meine Freude gelesen, ich habe ihn mit mir glücklich gemacht. O ich weiß nicht wie mir ist. Mein Blut ist in Bewegung.'

Und in stürmischer Hoffnung den oft erwogenen Gedanken einer Übersiedelung Körners nach Jena aufgreifend, sieht er seine Zukunft in dem goldigen Schimmer der Liebe und Freundschaft:

,Welche schöne himmlische Aussicht liegt vor mir! Welche göttliche Tage werden wir einander schenken! Wie selig wird sich mein Wesen in diesem Zirkel entfalten! O ich fühle in diesem Augenblicke, daß ich keines der Gefühle verloren habe, die ich dunkel in mir ahndete. Ich fühle, daß eine Seele in mir lebt, fähig für alles was schön und gut ist. Ich habe mich selbst wieder gefunden, und ich lege Werth auf mein Wesen, weil ich es Ihnen widmen will.'

Noch einmal bittet er um Nachricht, um Bestätigung seines Glückes. Noch mißtraut er einer Hoffnung, einer Freude, von der er noch gar keine Erfahrung habe. ,Lassen Sie meine Freude bald auch von dieser Furcht rein sein.' Es ist die Sprache des Glückes, des Liebesglückes. Nicht heiß und leidenschaftlich, wie es Mannes Art ist, sondern fast schüchtern antwortet Lotte am 5. August:

,Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen; und aus meinem Herzen geantwortet. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehn. — Für heute nichts mehr, Freitag sehn wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehn! und Sie Lieber in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Adieu! ewig Ihre treue Lotte.'

Am 7. August kamen Karoline und Lotte nach Leipzig und machten hier die Bekanntschaft Körners, Minnas und Doras. So rasch und begeistert, wie Schiller in seinem überströmenden Glücksgefühl geglaubt hatte, schlossen sich indes Körner und die Seinen nicht an die Schwestern Lengefeld an. Körner selbst scheint es — und nicht ohne Recht — peinlich empfunden zu haben, daß der Freund ihn erst jetzt, nach vollendeter Thatsache, in ein Verhältnis einweihte, das sich seit so langer Zeit angebahnt hatte, und wir finden in der That keine

befriedigende Erklärung für dieses Geheimhalten. Schiller, der sonst in allem das lebendige Bedürfnis rückhaltloser freundschaftlicher Mitteilung empfand, war in diesen Dingen stets scheu gewesen; so hatten früher die nächsten Freunde kaum Genaueres über seine Beziehungen zu Charlotte von Wolzogen, zu Margarete Schwan, zu Henriette von Arnim erfahren. Körner hatte in der That eine peinliche Empfindung, die auch nicht ganz wich, als er und die Seinen acht Tage lang mit Schiller in Jena selbst zusammen waren. Erst nach mehreren Monaten verwand er es und that selbst den ersten Schritt zur Herstellung der alten Offenheit und Herzlichkeit durch ein ehrliches wohlgemeintes Wort: ‚Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft; aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir.‘ Und Schiller antwortete darauf mit den schönen Worten, die aller wahren Freundschaft tiefstes Wesen bezeichnen: ‚Das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist.‘ ‚Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir, und ich ebenso wenig.‘

Auch Charlotte und Karoline gewannen nicht so schnell die Neigung des Körnerschen Kreises. Minna und Dora, trefflich und bieder, hatten doch zu lange in den etwas hausbackenen Anschauungen der Leipziger und besonders der Dresdener Kreise gelebt, um schnell in diese in einer andern gesellschaftlichen und Stimmungswelt aufgewachsenen Wesen sich zu finden; und wie es den Frauen ging, so mochte es Körner selbst auch gehen, obgleich er sein zurückhaltendes Urteil über Lotte mit der Unmöglichkeit erklärt, nach eintägigem Zusammensein irgend jemand genauer zu erkennen. Aber die Braut und die Gattin des Freundes sollte ihm viel werden wie er ihr; und als die Trauung bevorstand, da sandte Körner einen ‚fröhlichen Zuruf,‘ der mit den Worten schloß: ‚Lebe wohl, und such's Deiner Gattin anschaulich zu machen, was ich ihr sein muß, sobald sie Deinen Namen führt.‘

Schiller war auf der Rückreise von Leipzig, da Körners erst etwas später nach Jena kommen wollten, einige Tage in Lauchstädt geblieben, das Glück des neuen Verhältnisses mit vollen Zügen zu genießen. Nun kam auch die Zukunft, die Frage der Ehe zur Sprache. Noch konnte er, aus Gründen, die wir kennen, nicht daran denken, einen eigenen Herd zu begründen. Die Einnahmen aus Vorlesungen und Schriften waren ungewiß, und von regelmäßigem Gehalt hatte Karl August bisher nichts verlauten lassen. Man beschloß, solange nicht festere Aussichten sich boten, der chère mère das Verlöbnis vorzuenthalten, ‚um ihr unnötige Sorge zu ersparen,‘ mittlerweile aber alle Möglichkeiten einer sicheren Grundlage wirtschaftlicher Selbständigkeit ins Auge zu fassen. Es gab ja Menschen genug, die sich für Schiller interessierten, und in dem sanguinischen Sinn des Liebenden schien mancher als hilfsfähig, der nur hilfsbereit war. Dazu gehörte besonders der Reichsfreiherr von Dalberg, Bruder des Mannheimer Intendanten, Koadjutor des Erzbischofs von Mainz, Statthalter in Erfurt. Man pflegt von diesem merkwürdigen Manne in weiteren Kreisen nichts anderes zu wissen, als die bedenkliche Rolle, die er in trauriger Zeit als Rheinbundfürst Napoleon gegenüber gespielt hat. Es ist wahr, die Schwäche, oder sagen wir lieber die

Verblendung, die ihn in die Arme des Kaisers trieb, ist für weite Gebiete des Reiches, für das Reich selber unheilvoll geworden. Man vergißt aber leicht, wie rege und eifrig die Bemühungen Dalbergs gewesen sind, ehe Napoleon in die deutschen Geschicke eingriff, den schwer kranken Reichskörper zu gesunden, und daß er erst nach dem Fehlschlagen mancher patriotischer Unternehmungen das Schicksal so vieler bedeutender Menschen teilte, dem Zauber des genialen Franzosen zu erliegen. Aber unabhängig von diesem bedauernswerten, aus Mangel an politischer Einsicht und durchaus nicht aus vaterlandsloser Gesinnung hervorgegangenen Geschick, stehen die Verdienste da, die sich Dalberg um das geistige und wirtschaftliche Leben unseres Vaterlandes erworben hat. Sein Geist strebte in die Weite der Bildung: Sprachen, Litteratur, Geschichte, Physik, die Rechte hatte er in empfänglicher Jugend studiert; weite Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Niederlande hatten ihn gebildet. Als er vom Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph zum Statthalter in Erfurt ernannt war, da entfaltete er eine ungemein segensreiche Thätigkeit; die Erfurter Akademie hob er und unterstützte sie sogar aus eigenen Mitteln; er gestaltete die dortige Universität um; und ähnlich wirkte er in seiner Stellung als Rektor der Universität Würzburg. Ein uneigennütziger Gönner der Wissenschaft und nicht weniger der Kunst, die er selbst auszuüben gelernt hatte; ein versöhnlich ausgleichender Kirchenfürst, der mit gleicher Liebe katholische und evangelische Schulen schützte und förderte; ein Freund der Armen und Verlassenen, denen er aus seinem Besitze mit einer Freigebigkeit und Selbstlosigkeit spendete, die an große mittelalterliche Vorbilder erinnert; so steht er im Gedächtnis derer da, die ihn nicht bloß als Staatsmann kennen. Was er in der politischen Geschichte Deutschlands verdorben hat, das hat er in unserer Kulturgeschichte wieder gut gemacht. Zu den Höfen von Weimar und Gotha stand er in engen Beziehungen; mit Goethe, Herder, Wieland verknüpften ihn Bande freundschaftlicher Zuneigung. Mehr noch als zu ihnen fühlte sich Dalberg zu Schiller hingezogen, mit dem ihn sein Schützling Karoline von Dacheröden bekannt machte.



Karl Theodor Anton Maria Reichsfreiherr von Dalberg.
Gemalt von F. Tischbein. Nach dem Stich von J. G. Müller v. J. 1799.

Der vornehme Herr faßte für Schiller große Verehrung, und es war ihm völlig Ernst mit der Versicherung, den Dichter dermaleinst so stellen zu wollen, daß er ungestört und ohne die niederen Sorgen des Lebens seinen großen Aufgaben nachgehen könnte. Aber die Erfüllung dieser Versicherung konnte erst eintreten, wenn Dalberg den kurfürstlichen Thron von Mainz bestiegen haben würde, wozu er allerdings bestimmt war. Doch noch lebte der damalige Kurfürst. So war die Aussicht für Schiller zunächst zu unbestimmt, als daß er sie auf seine unmittelbar zu fassenden Entschlüsse hätte einwirken lassen dürfen. Aber auch nach der Ehe dauert jene Aussicht fort, und im vertrauten Kreise wurde oft das zukünftige Leben unter dem milden Himmel des Rheins und unter einem Idealfürsten wie Dalberg mit allen Farben der Phantasie ausgeschmückt.

Fürs erste mußte man sich an andere Aussichten halten.

Die Herbstferien brachte Schiller in Rudolstadt zu, nachdem er gegen den Schluß des Semesters seine Arbeit verdoppelt und ‚ganze Jahrhunderte hinter sich hatte zurückfliegen' lassen. Wieder wie im Vorjahre beherbergte ihn das Haus des Volkstädter Kantors, und wieder teilte sich Arbeit und Liebe in seine Zeit. Alles drehte sich um die Aussichten zur Festigung der Existenz, denn das war nun einmal der Entschluß Schillers und der Schwestern, nicht vor die Mutter zu treten, bevor die Zukunft wenigstens einigermaßen vor den Wechselfällen des litterarischen Erfolges und der Gesundheit sichergestellt war. In den stillen Vor- und Nachmittagsstunden, während die Mutter oben auf dem Schlosse ihres Amtes waltete, das Schiller launig mit seiner Professur zu vergleichen liebte, wurden in der Neuen Gasse tausenderlei Pläne ausgeheckt und aufgegeben. ‚Städte, Länder und Verhältnisse mit wohlgesinnten Menschen,' sagt Karoline, die fortwährend Anteil nahm wie an eigener Sache, ‚lagen immer bereit. Die Phantasie durfte, wie Aladdins Zauberlampe, nur gescheuert werden, und sie schüttete ihre reichsten Schätze vor uns aus.' Aber von all diesen Projekten schöner Stunden blieb doch nur eins dauerhaft und möglich: durch die Fortsetzung des jetzigen Verhältnisses zur jenaischen Universität den Grund für die Zukunft zu legen. Karl August sollte seinem Professor, dessen Dienste die thüringischen Höfe bis jetzt unentgeltlich angenommen hatten, ein Gehalt geben. Man wußte, daß eine solche Bitte nicht vergeblich sein würde, obgleich allen die augenblickliche Beschränktheit seiner Mittel bekannt war. Noch aber hielt man den Augenblick nicht für gekommen.

So nahm denn Schiller einstweilen noch in dem alten Verhältnis seine Lehrthätigkeit wieder auf. Nicht so angenehm wie das vorige begann das neue Semester. Wir erwähnten schon, daß die Zahl der Zuhörer aus äußeren Gründen, die zu vermeiden Schiller möglich gewesen wäre, sehr gering war. Dazu kam eine andere Verdrießlichkeit, die Schiller das Leben in Jena fast völlig verleidete. Er hatte sich auf dem Titelblatt seiner gedruckten Antrittsrede als Professor der Geschichte bezeichnet und damit gänzlich arglos einen Kollegen, der diesen Titel wirklich führte, während Schiller mit der allgemeinen Bezeichnung ‚Professor der Philosophie' angestellt worden war, tödlich beleidigt. Der Mann hieß Heinrich. Kein Mensch würde ihn heute noch nennen, wenn

er nicht seinen Namen auf diese ergötzliche Weise verewigt hätte. Er protestierte gegen Schillers angemaßten Titel, brachte die Sache vor den akademischen Senat und ließ sogar durch einen Akademiediener in einem Buchladen die Ankündigung von Schillers Antrittsrede von der Wand reißen! ‚Mit solchen Menschen habe ich zu thun‘, ruft Schiller dem Dresdener Freunde zu. Die Angelegenheit, so kleinlich und unbedeutend sie war, machte ihm viel Verdruß; es scheint, als ob auch andere Professoren, die sich vielleicht durch seine Unterscheidung des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes getroffen fühlten, Heinrichs Partei ergriffen und dem überlegenen und darum scheel angesehenen Kollegen noch mehr Schwierigkeiten bereiteten. Zu solchen Vorkommnissen, die ihn persönlich berührten, kamen Bedenken anderer Art. Mehr als einmal taucht in den Briefen Schillers die Besorgnis auf, ob Lotte sich in dem Kreis der Jenaer Frauen wohl fühlen werde. So wie er selbst nicht ohne den gelegentlichen Verkehr mit einigen ihm zusagenden Männern leben könne, müsse er doch auch für seine Frau wünschen, daß sie einige Frauen finde, mit denen sie sich verstehe. Er hielt von dem ‚jenaischen Frauenzimmer‘ nicht viel; die Professorengattinnen waren meist recht unbedeutend, ihre geistige Bildung war nicht ausreichend, um sie über die kleinlichen Dinge des täglichen Lebens und die durch die engen Verhältnisse nahegelegte Neigung zum Klatsch zu erheben. Dazu kam noch, daß Schiller mehrfach unter den Männern wie unter den Frauen eine starke Abneigung gegen alles, was adlig war, bemerkt hatte. Das lag in der Zeit. Auch in Weimar herrschte eine schroffe Trennung gewisser bürgerlicher Kreise von dem Adel, ohne daß diesem daran alle Schuld beigemessen werden konnte.

Alle diese Umstände ließen in Schiller den Wunsch immer noch wieder lebendig werden, Jena gegen einen andern Ort zu vertauschen. Er spricht in den Briefen jener Tage davon, in Wien oder ‚im Preußischen‘ Anknüpfungen zu suchen, ja sogar Mannheim, das enttäuschungsreiche, taucht wieder vor ihm auf. Als Ausfluß seiner damaligen Stimmung sind diese Äußerungen merkwürdig; thatsächliche Folgen haben sie nicht gehabt und konnten sie nicht haben. Und als ihm auch Dalberg in einem übrigens höchst schmeichelhaften Briefe (Mitte November 1789) auf seine Anfrage mitteilte, daß er augenblicklich zu seiner Anstellung in Mainz nichts thun könnte, daß eben alles von dem Mainzer Kurfürsten abhänge, da mußte sich Schiller in den Gedanken finden, in Jena zu bleiben. Auch von Karoline und Lotte wurde dies als das Richtige angesehen, und ganz besonders scheint auch der Vater, der alte Schiller auf der Solitüde, dem die Ernennung des Sohnes zum Professor nach langer, trüber Zeit ein freudig begrüßter Lichtblick gewesen war, zum Verbleiben in Jena geraten zu haben.

Seinem Körner teilte er die Einzelheiten seiner ökonomischen Erwägungen mit. Der Brief vom 24. Dezember 1789 ist ein betrübender Beweis dafür, wie sehr der Mangel an äußeren Glücksgütern auf unserem großen Dichter gelastet hat, und ein erhebender Beweis dafür, mit welchem Mute, mit welcher zähen Thatkraft, mit welchem Riesenfleiße er diese Last zu tragen und abzuschütteln gewillt war. Alles hing an 200 Thalern, die er vom Herzog Karl August als Gehalt erwartete. Kam diese Summe zu dem hinzu, was er

durch Vorlesungen und litterarische Arbeit erwerben konnte, so war die Ehe möglich. Schlug der Herzog die Bitte ab, so wollte Schiller die Fortsetzung des Abfalls der Niederlande als ‚anständigen Grund‘ benutzen, um sich zunächst auf ein Jahr beurlauben zu lassen, und ganz seiner schriftstellerischen Thätigkeit in Rudolstadt leben, wo an die Ermöglichung eines eigenen Haushaltes aus mancherlei Gründen schon eher zu denken war.

Das Verlöbnis Schillers mit Lotte sollte der chère mère geheim bleiben. Aber das Geheimnis liegt in solchen Dingen nicht immer in der Macht derer, die an seiner Wahrung am meisten interessiert sind. Man wußte, daß Schiller in Volkstädt und Rudolstadt gewesen war, und welche Magnete ihn dorthin gezogen hatten; man sah ihn jetzt im Winter oft zu Pferde nach Weimar kommen, um die Lengefeldischen Schwestern, die Gäste der Frau von Imhoff, zu sehen; und die geschäftige Neugier der von ihm kalt behandelten jenaischen Damenwelt drohte hinter den Sachverhalt zu kommen. So erwogen die Liebenden, ob es nicht besser sein würde, der Mutter sich zu entdecken, und man beschloß, dies zu thun, damit sie nicht auf Umwegen erführe, was nach gutem Brauch und kindlicher Pflicht eine Mutter nur von den Nächstbeteiligten erfahren soll. Es war auch wohl zu wagen. Frau von Stein, die, nachdem sie einmal Lottens festen Entschluß, den Professor Schiller zum Mann zu nehmen, erkannt hatte, nun mit Feuereifer die Angelegenheiten ihres Schützlings förderte, hatte ihnen schon mitgeteilt, daß der Herzog die Verbindung billige und daß er ‚Lottchen‘ seine alte Gewogenheit bewahre; ja er wies sogar ein Wort von ‚Pension‘, das die Stein fallen ließ, nicht ganz ab.

Am 15. Dezember hatten Lotte und Karoline der Mutter von Erfurt aus, wohl unter dem ermunternden Beistande ihrer Freundin Dacheröden, das Geständnis gemacht, daß Schiller die Hand nach ihrer Tochter ausstrecke, und Lotte hatte ihr mit dieser Thatsache zugleich ihre Gefühle ausgebreitet: sie berichtet es Schiller selbst: ‚Ich habe ihr gesagt, wie das Glück meines Lebens nur an dem Gedanken hängt, für Dich in der Welt zu sein, mein liebster, und dies alles wird tiefen Eindruck auf sie machen.‘

Es machte in der That einen tiefen Eindruck auf die brave und gewissenhafte Frau. Ihre Antwort hat sich erhalten: sie ist an Karoline, als an die älteste Tochter und die Führerin des Briefwechsels gerichtet: ‚Dein heutiger Brief, meine Karoline, hat mich so erschüttert und überrascht, daß ich nicht im Stande bin, eine einzige Zeile darauf zu antworten.‘ Aber Lottchen soll versichert sein, daß nach wie vor auf ihrer Wohlfahrt der Mutter Glückseligkeit beruhe. Sie legt ihre Angelegenheit in Gottes Hand, der den richtigen Rat schon bringen werde. Nachdem die Mutter in diesem Sinne geantwortet hatte, durfte nun auch Schiller selbst die Werbung wagen. Am 18. Dezember 1789 sandte er den entscheidenden Brief ab. Es ist der Werbungsbrief Schillers, ein wichtiger, merkwürdiger, schöner Brief, darum setze ich ihn in seinem ganzen Wortlaute hierher:

‚Wie lange und wie oft, seit mehr als einem Jahre, gnädige Frau, habe ich mit mir selbst gestritten, ob ich es wagen soll Ihnen zu gestehen, was ich jetzt nicht mehr

Ja ich will Ihnen das beste und liebste
waß ich noch zu geben habe meine gute
Lottchen geben. Die Liebe meiner Tochter
zu Ihnen, und Ihr edles Herz bürgt mir
für das Glük meines Kindes, und dieses
allein suche ich. Verzeihen Sie aber die
Besorgniß und der Pflicht einer Mutter ist.
es möglich Lottchen mit Ihnen, nicht ein glän-
zendes Glük, sondern nur ein gutes Auskom-
men zu verschaffen? können Sie mich hier
beruhigen so nenne ich Sie mit Freuden
Sohn. Wäre ich reicher könte ich Ihnen mit

Frau von Lengefeld an Schiller.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originalbriefes im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

meiner Tochter ein ansehnliches Vermögen
geben wie gern würde ich Ihnen da zeigen
daß Verdienst, und ein Herz so wie ich mir
das Ihrige denke die schäzbahrsten Dinge
der Welt für mich sind. Da aber mein Vermögen
nicht hinreichend ist um Ihnen mit meiner
Tochter ein gutes Schicksal zu machen, so
müßen Sie mir meine Frage vergeben.
~~Meiner~~ Mit wahrer Ergebenheit und aufrichtiger
Freundschaft nenne ich mich Ihre treue Freundin

von Lengefeld geb.
von Wurmb.

zurückhalten kann. Ich muß Sie bitten, verehrungswürdigste Freundinn, sich jetzt alles gegenwärtig zu machen, was je in Ihrem gütigen Herzen für mich sprach; ich selbst muß mir jedes Ihrer Worte zurückrufen, worinn ich Wohlgefallen für mich zu erkennen glaubte, um in diesem Augenblicke Muth und Hoffnung zu fassen. Es gab Augenblicke, unvergeßlich sind sie meinem Herzen, wo Sie mich vergessen ließen, daß ich ein Fremdling in Ihrem Hause sey, ja wo Sie unter Ihren Kindern auch mich zu zählen schienen. Was Sie damals ohne Bedeutung sagten, was nur eine vorübergehende Bewegung Ihres Herzens Ihnen eingab — wie tief ergriff es mein Herz, wo lange schon kein andrer Wunsch lebte, als Ihr Sohn genannt zu werden. Sie haben es in Ihrer Gewalt, jene Äußerungen in volle selige Wahrheit für mich zu verwandeln.

Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in Ihre Hände. Ich liebe Lottchen — ach! wie oft war dieses Geständnis auf meinen Lippen, es kann Ihnen nicht entgangen seyn. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottchens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Ihr schönes, edles Herz habe ich durchschaut. In so vielen froh durchlebten Stunden hat sich ihre zarte sanfte Seele in allen Gestalten mir gezeigt. Im stillen, innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeuginn waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens. Mit jedem Tage wuchs die Gewißheit in mir, daß ich durch Lottchen allein glücklich werden kann. Hätte ich diesen Eindruck vielleicht bekämpfen sollen, da ich noch nicht vorhersehen konnte, ob Lottchen auch die meine werden kann? Ich hab es versucht, ich habe mir einen Zwang vorgeschrieben, der mir viele Leiden gekostet hat; aber es ist nicht möglich, seine höchste Glückseligkeit zu fliehen, gegen die laute Stimme des Herzens zu streiten. Alles, was meine Hoffnung niederschlagen könnte, habe ich in diesem langen Jahre, wo diese Leidenschaft in mir kämpfte, geprüft und gewogen, aber mein Herz hat es widerlegt. Kann Lottchen glücklich werden durch meine innige ewige Liebe und kann ich Sie, Verehrungswürdigste, lebendig davon überzeugen, so ist nichts mehr, was gegen das höchste Glück meines Lebens in Anschlag kommen kann. Ich habe nichts zu fürchten, als die zärtliche Bekümmernis der Mutter um das Glück ihrer Tochter, und glücklich wird sie durch mich seyn, wenn Liebe glücklich machen kann. Und daß dieses ist, habe ich in Lottchens Herzen gelesen.

Wollen Sie, theureste Mutter, — o laßen Sie mich bei diesem Namen Sie nennen, der die Gefühle meines Herzens und meine Hoffnungen gegen Sie ausspricht — wollen Sie das theuerste, was Sie haben, meiner Liebe anvertrauen? meine Wünsche durch Ihre Billigung in Wirklichkeit verwandeln, wenn es auch die Wünsche Ihrer Tochter sind, wenn wir uns beide in dieser Bitte vereinigen? Ich werde Ihnen mehr zu danken haben, als ich einem Menschen danken kann. Sie werden glücklich seyn in der Glückseligkeit Ihrer Kinder. Unsre Dankbarkeit wird geschäftig seyn, Ihr Leben zu verschönern, und Ihnen das Geschenk der Liebe durch Liebe zu erstatten.

Ich erlaube mir keine weitre Erklärung, bis Sie über die Wünsche meines Herzens entschieden haben werden. Steht nur in Ihrer Seele meinem Glücke nichts entgegen, so werden keine Hindernisse von außen ihm im Wege stehen. Mit welcher Unruhe und Sehnsucht erwarte ich von Ihnen den Ausspruch über mein ganzes Glück! Aber Liebe allein wird Sie leiten, und darauf gründe ich frohe Hoffnungen. Ewig der Ihrige mit der innigsten Ehrfurcht und Liebe.‘

Frau von Lengefeld entschied sich. Als sorgfältige, vorsichtige Mutter will sie die wirtschaftliche Seite in der Zukunft ihrer Tochter noch aufgeklärt wissen; aber der Entschluß selbst, ihm Lotte zu geben, steht nichtsdestoweniger fest. Die Antwort Schillers atmet das jubelnde Glücksgefühl des Mannes, der das letzte Hindernis vor seinen höchsten Wünschen weggeräumt sieht, und zugleich klingt daraus jene Gewissenhaftigkeit hervor, die man der Rücksicht auf die Ruhe anderer schuldet. Die chère mère lehnte den Plan, in Rudolstadt zu leben und die

Beziehungen zu Jena zu lösen, ab. Am 23. Dezember schrieb Schiller an den Herzog. Einige Tage darauf reiste er nach Weimar, um mit der Braut und Schwägerin den Jahreswechsel zu begehen. Karl August hörte von seiner Anwesenheit, ließ ihn zu sich bescheiden und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen; dann setzte er mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte hinzu, daß 200 Thaler ‚alles sei, was er könne'. Schiller erwiderte, daß dies ‚alles sei, was er von ihm haben wolle'. Und nun schwand die Verlegenheit des Herzogs; er erkundigte sich mit Lebhaftigkeit nach der Heirat, und am folgenden Tage erschien er in dem bei Frau von Stein versammelten Kreise der Glücklichen und äußerte mit einer gewissen Selbstironie, er gebe doch das Beste zu der Heirat, das Geld.

So war wiederum eine wichtige Entscheidung in Schillers Leben gefallen, vielleicht die wichtigste. Von einem guten und verständigen Weibe geliebt zu werden und es zu lieben; der Entschluß und die Möglichkeit, die Pfade des Lebens mit einem solchen Weibe zu wandeln — wahrlich, eine Fülle des Glückes breitet sich über dies viel beunruhigte Menschenleben aus. Und wie Schiller es tief empfand, so auch Lotte. Mit warmen Worten, wie sie einem guten einfachen Herzen und einem frommen Sinne entspringen, wendet sie sich nach der Entscheidung an die neue Mutter, die nun drüben in Schwaben ihr lebte und die mit klopfendem Herzen die willkommene Kunde von dem getreuen Sohne schon erfahren hatte. ‚Ob Ihnen gleich die Züge meiner Hand fremd sind, so ist es mein Herz doch gewiß nicht, wenn Sie den Brief Ihres Sohnes, meines theuren Geliebten, gelesen haben. Liebe Mutter! Mit wahrer kindlicher Liebe gebe ich Ihnen diesen Namen, und wünsche mir herzlich, Sie selbst zu sehen. Ich möchte von Ihnen gekannt seyn, damit Sie klarer fühlen könnten, wie ich meinen Schiller liebe, und es der süßeste Gedanke meiner Seele ist, für ihn zu leben, zu seinem Glück, seiner Freude etwas beitragen zu können. Ein gutes Schicksal hat uns zusammengebracht, hat unsre Herzen verbunden, und ein neues schönes Leben zeigt mir die Zukunft.' Und zum Schluß heißt es: ‚Leben Sie nun wohl, meine theuersten Eltern. Ich erbitte mir noch einmal Ihre Liebe, Ihren Segen zu unserer Verbindung. Die lieben Schwestern umarme ich herzlich und bitte sie, mich gern als ihre Schwester zu lieben.'

Kein geschriebenes Wort meldet uns, welche Gefühle beim Lesen dieses Briefes die Herzen der beiden Alten erfüllten. Aber es bedarf keines geschriebenen Wortes. Sie hatten es an sich erfahren, was eine glückliche Ehe dem deutschen Mann und der deutschen Frau bedeutet. Und jetzt nahte dieses Erdenglück dem geliebten Kinde.



Jena d. 22. Xbr. 89

Meinen innigsten unaussprechlichsten Dank, verehrungswürdigste theuerste Mutter, für die ganze Glückseligkeit meines Lebens, die Sie in Lottchen mir gaben. Wie kann ich mit Worten dafür danken? Meine Seele ist tief bewegt und zu sehr, um Ihnen mit aller Fassung jezt zu schreiben. Aber ich kann in diesem Augenblick der Freude nicht schweigen, und ich mußte die Fülle meines Herzens gegen Sie ausströmen. O wie erhöhen Sie noch das Geschenk, das Sie mir geben, durch die Art, womit Sie es thun! Dieses großmüthige Vertrauen, womit Sie mir Lottchens Glück übergeben, vermehrt es meine grenzenlose Verpflichtung gegen Sie! Glauben Sie, daß ich es fühle, was Sie mir anver-trauen, und, was es Sie kosten mußte, alle Ihre Aussichten für Lottchens Glückseligkeit auf meine Liebe allein ein-zuschränken. Aber ich fühle es nicht weniger lebhaft, daß Sie nie, nie Ursache finden werden, dieses Vertrauen zu be-reuen.

Ein glänzendes äußeres Glück kann ich ihr weder für jezt noch fürs künftige anbieten, ob ich gleich einige Gründe habe zu hoffen, daß ich in 4, 5 Jahren in den Stand gesezt seyn werde, ihr ein angenehmes Leben zu verschaffen.

Schiller an Frau von Lengefeld.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originalbriefes im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Sie wissen, worauf aber meine Aussichten beruhen, bloß auf meinem eigenen Fleiß. Ich habe keine Hilfsmittel, die Sie nicht längst schon kennen, aber mein Fleiß ist auch hinreichend, und ein sorgenfreyes Daseyn uns außen zu verschaffen.

Mit achthundert Rthlr. können wir in Jena leidlich gut auskommen; wir könnten es mit etwas weniger, wenn man sich in den ersten Jahren gleich zu helfen wüßte. Dreyhundert Rthlr. sind mir eine sichere Einnahme von Vorlesungen, die mit jedem Jahre steigen wird, so wie ich mehr Stunden darauf verwenden kann. 150 bis 200 Rthlr kann mir der Herzog, da ich ein Jahr umsonst gedient habe nicht versagen. Da er dieses Geld aus seiner Schatulle geben muß, so wird er freilich etwas hart daran kommen, aber meinem und Lottchens Glück wird er dieses kleine Opfer gewiß bringen. Neben diesen 400 bis 500 rthl bleibt mir die ganze Einnahme von Schriften, welche bisher meine einzige Ressource gewesen ist, und welche sich mit jedem Jahre verbessert, da die Arbeiten mir leichter werden, und man sie mir auch immer besser bezahlt. Ehe ich nach Jena kam hatte ich bey fehr weniger Fleiß daß alle 2 Jahre zwischen 8 und 900 rh. mir

erworben. Eben dieses kann ich auch noch jetzt, und ohne mich anzustrengen; dabey habe ich keinen einzigen Glücksfall gerechnet, durch den ich es noch einmal so hoch bringen könnte. Ein solcher Glücksfall wäre es, wenn meine Unternehmung mit den Memoires einschlüge, welche mir einen fortlaufenden jährlichen Gehalt von 400 Rthr. sichert, fast ohne alle eigne Arbeit. Aber ich ~~rechne~~ bringe jetzt nichts in Anschlag, worüber das Glück erst entscheiden muß. Sie sehen aus dem bisherigen, daß mir mein Verhältniß mit der hiesigen Academie (im fall der Herzog nur etwas weniges für mich thut) 400 rh. – und meine Schriften eben soviel eintragen; und mit 800 rh. können wir leben.

Ich läugne nicht, daß mir das Jahr 1790 merklich schwerer werden wird, als alle folgenden, weil ich in diesem Jahre alles das erst herausarbeiten muß, was nachher für immer gethan ist. Folgte ich bloß der Klugheit, so würde ich in diesem Jahre noch an keine Vereinigung mit Lottchen denken. Aber wie kann ich dieses ganze Jahr von meiner Glückseligkeit verlieren? Ich darf und will es Ihnen nicht beschreiben, meine theuerste Mutter, wie schmerzlich mir schon das Vergangene durch meine Trennung von allem, was ich liebe, geworden ist. Selbst zu meinem Fleiße ist es eine wesentliche Bedingung, daß mein Herz genießt, und in meiner Vereinigung mit Lottchen werden

mir aber meine Beschäftigungen leichter werden. Dieses sichern Sie. Ich brauche nichts hinzuzusetzen.

Was ich Ihnen hier vorgelegt habe, gilt nur von den ersten Jahren. Ich bin nicht ohne Aussichten, und ein Ruf auf eine andre Academie wird mein Gehalt in Jena verbessern. Wenn ich mich selbst erst in dem neuen Fache, das ich mir gewählt, mehr vollendet habe, so kann ~~ich auch vortheilhaft~~ es mir ohnehin nicht leicht fehlen. Ich mag Ihnen nur Lottchen nicht zu weit wegführen, ich bin selbst zu sehr an Ihr ganzes Haus gebunden, sonst würde ich in Jena mein Glück nicht aufsuchen. Ich lege Ihnen diesen Brief von dem Coadjutor bey, der alles für mich thun wird, sobald er kann, und dieses letzte kann jeden Tag geschehen.

Morgen schreibe ich an den Herzog v. Weimar und werde Ihnen höchstens in 8 Tagen decisiv schreiben können, ob und was er für mich thun wird. Vertröstet er mich auf das Jahr 1791, so lege ich Ihnen einen neuen Vorschlag, bloß für das Jahr 1790, vor, der Ihnen vielleicht nicht mißfallen wird, und den der Herzog auch gewiß gern genehmigt.

Wie viel, Theuerste verehrungswürdigste, hätte Ihnen mein dankbares Herz noch zu sagen, aber es werden schöne Stunden kommen, wo es sich gegen Sie ganz entfalten wird. Mit innigster dankbarster Verehrung u. Liebe ewig der Ihrige Schiller.



Fünfzehntes Kapitel.

Erfüllte Hoffnungen.

Schillers ‚Glocke‘ ist nicht zum wenigsten darum eine seiner volkstümlichsten Dichtungen, weil darin die wichtigste und entscheidendste Epoche des menschlichen Lebens, die Ehe, in der Beleuchtung und mit der tiefen Auffassung gezeichnet wird, wie sie vor andern Völkern dem Deutschen eignet. Das alte, aus dem heilsamen Zwang der Dinge und aus der inneren Anlage des Menschen zugleich entspringende Verhältnis der Geschlechter, seine einfache Größe und Schönheit hat nie ein Dichter so sinnig und wahr dargestellt wie Friedrich Schiller. Das Volk fühlt aus diesen herrlichen Versen heraus, daß der Dichter durch alle diese Stimmungen selbst hindurchgegangen ist, daß der warme Puls des Selbsterlebten und Selbstgefühlten in den Worten schlägt. Auch Goethe hat deutsches Familienleben geschildert, aber das Vorbild der Ehe des Löwenwirtes und der Löwenwirtin empfing er nicht von sich, sondern aus zweiter Hand, von seinen Eltern. Schiller hat die typische Ehe wahrer und schöner erfaßt; er hat es selbst erlebt, ‚das feindliche Leben‘, in das er hinaus mußte, er hat selbst wirken und streben und pflanzen und schaffen müssen; er hat selbst ‚die Räume wachsen, das Haus sich dehnen‘ sehen; und drinnen waltete ihm seine Hausfrau, ‚die Mutter der Kinder‘. Und der berühmte Vers: ‚Wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang,‘ — wem ist sein tiefer Sinn so unmittelbar aufgegangen als dem Gatten der Charlotte von Lengefeld. Nach langem Irren und Suchen, nach Stürmen und Windstillen erscheint ihm die Ehe wie der Ankerplatz, auf dem er zu neuer Fahrt Kraft sammelt und zu dem er von neuer Fahrt zurückkehrt. Sein Leben hat den ersehnten Mittelpunkt gefunden. Freundliche Sterne gehen auf.

Ein milder Vorfrühlingstag des Jahres 1790, der 22. Februar — ein Montag — begann für ihn diese neue Epoche. Am Donnerstag zuvor war er nach Erfurt gefahren, die Braut und die Schwägerin aus dem Dacherödenschen Hause abzuholen. Um allen Festlichkeiten und ‚Überraschungen‘ zu entgehen, hatte man den Freunden nicht von der bevorstehenden Trauung gesprochen; aber der innige Anteil, den alle — der Koadjutor voran — an dem bräutlichen Glück nahmen, erhellte die drei Tage des Erfurter Aufenthaltes. Am Montag

früh fuhren das Brautpaar und Karoline der Mutter entgegen nach Kahla, und abends um fünf Uhr hielt der Wagen vor dem Kirchlein des Dorfes Wenigenjena. Die kleine Gesellschaft trat ein; hinter ihr wurden die Thüren geschlossen, und nun ging die einfache Feier vor sich. Ein kantischer Theologe, der Adjunkt und Privatdozent Schmid, hielt die Traurede. Ohne Gepränge, ganz in der Stille, wie sie es gewünscht hatten, nur in der reichen Seele des Augenblickes Größe empfindend, wurden Friedrich Schiller und Charlotte von Lengefeld für das Leben verbunden.

Dann ging es mit Frau, Mutter und Schwester in die Schrammei, und in traulichem Beisammensein floß der Abend dahin.



Die Kirche in Wenigenjena.
Nach eigener photographischer Aufnahme.

Das Heim, in dem sich die ersten Ehejahre abspielten, war nach heutigen Begriffen dürftig. Den Hauptteil der Wohnung bildeten die drei Zimmer, die Schiller schon als Junggeselle innegehabt hatte und die für ihn allein allerdings mehr als hinreichend gewesen waren; dazu mietete er von den Demoiselles Schramm, die mit dem neugierigen Behagen alter Jungfern den ersten Haushalt in ihrer Studentenkaserne erstehen sahen, noch ein viertes Zimmer. Aus dem Plane, auch Karoline bei sich wohnen zu lassen, wurde nichts, da ein fünftes ins Auge gefaßtes Zimmer noch nicht frei war; so nahm die Schwägerin in dem nahegelegenen Hause des Fräuleins von Seegner Wohnung. Eine eigene ‚Menage' führte das junge Ehepaar zunächst nicht; die Schwestern Schramm besorgten um ein Billiges die Verpflegung. An dem Mittagstisch nahm zeitweilig sogar ein Kreis begabter junger Leute teil, die der Ruf Schillers und die Kantische Philosophie nach Jena gezogen hatten. In dieser Beziehung war es eine er-

weiterte Junggesellenwirtschaft. Bis zum Jahre 1793 hat Schiller es hier ausgehalten; dann bezog er eine andere Wohnung vor dem Thor, nun wurde auch die eigene Menage eingerichtet, und man lebte, wie Schiller selbst sich ausdrückte, ‚mehr en famille'. In den Schillerzimmern der ‚Schrammei' muß es aber trotz dieses provisorischen Gepräges doch ganz gemütlich ausgesehen haben; ‚zwei Sophas und anderthalb Dutzend Sessel' mit rotem Plüschbezug waren für die damalige Zeit ein gewichtiger Schmuck bürgerlicher Räume.

So fehlte eine gewisse Behäbigkeit der Einrichtung nicht. Auch der Hausherr hatte an Behäbigkeit gewonnen: der Herzog von Meiningen hatte dem weimarischen Rat Schiller den Hofratstitel verliehen. Schiller, selbst über den Reiz solcher Dinge erhaben, legte doch um Charlottens willen Gewicht auf diese Rangerhöhung, und wir dürfen, ohne eine falsche Auffassung des Lesers zu fürchten, berichten, daß er selbst den Herzog darum gebeten hatte; ein Zugeständnis an die Vorurteile der Gesellschaft. ‚Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt, und ich ihr sonst gar keine äußerlichen Vorteile dafür anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen und weniger fühlbar zu machen', lautete eine Stelle in dem Brief an den Herzog.



Der Traualtar in der Kirche zu Wenigenjena.
Nach eigener photographischer Aufnahme.

Für Schiller und Lotte hatten diese Äußerlichkeiten keine Bedeutung. Sie lebten in dem stillen Glücke erfüllter Hoffnungen diese erste Zeit dahin. Ein nie gekanntes Gefühl der Ruhe und des Friedens atmen die Briefe, die dem geliebten Freunde in Dresden die ersten Nachrichten aus dem Hause Schiller bringen. ‚Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem

Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende, sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin.' Und ein andermal schreibt er an seine Schwester Christophine: ‚Anstatt alles Erzählens und Versicherns schreibe ich Dir also, daß ich glücklich bin mit meiner Lotte, daß alle meine Wünsche von häuslicher Freude in ihre schönste Erfüllung gegangen sind. Wir führen miteinander das seligste Leben, und ich kenne mich in meiner vorigen Lage nicht mehr.' Auch nach der Solitüde, wo zwei Herzen höher schlugen bei dem Gedanken an den einzigen geliebten Sohn, fliegt die Kunde des Glücks: ‚Ich lebe die glücklichsten Tage, und noch nie war mir so wohl, als wie jetzt in meinem häuslichen Kreise.' Auch in Charlottens Seele geben uns die zahlreichen Briefe, die uns erhalten sind, deutlichen Einblick. Als sie im Hochsommer dem Gatten voraus nach Rudolstadt gereist war, schrieb sie: ‚Wie klar fühle ichs täglich und jetzt, daß nur bei Dir, nur unter Deinen Augen das Leben mir liebliche Blüten geben kann. Arm und leer wäre mein Herz ohne Dich. Mein besseres Leben lebe ich nur bei dir. Ach das Scheiden auf stundenlang thut mir schon weh, und vollends auf Tage!'

So webte um Schillers Haupt der Zauber einer glücklichen Ehe. Die Frau, die ihm dieses Glück bot, verdient den Dank des deutschen Volkes: denn nur auf dem Grunde dieser Ehe konnten die großen Schöpfungen erwachsen, die Kleinode unserer Bildung. Alle andern Einflüsse, selbst der Goethes, reichen nicht heran an das stille, tägliche Walten dieser Frau, die in feinem Verständnis sich ihm erschloß, wenn er Mitteilung begehrte, und mit zartem Sinne zurücktrat, wenn die großen Gedanken sich zum Lichte emporrangen; die ihn hegte und pflegte in den bangen Tagen der Krankheit, und die uns dieses Leben bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit erhalten hat.

Auch die Welt lächelte dem jungen Glück. Briefe voll warmen Anteils kamen von allen Enden. Die jenaische Gesellschaft nahm die Heimlichkeit der Trauung, die gelungene Vereitelung ihrer Überraschungen nicht übel, und die besten Häuser öffneten sich den Neuvermählten. Dem allgemeinen Wohlwollen gegenüber kamen Leute wie Heinrich, die dem jungen Professor seine Überlegenheit nicht verzeihen konnten, nicht in Betracht. Ein näherer Verkehr spann sich an besonders mit dem Grießbachischen Hause, dessen Herrin, der ‚Lorbeerkranz', alles that, um der jungen Frau die Eingewöhnung leicht zu machen, und mit dem Schwaben Paulus, dessen Frau eine schöne Stimme und eine hervorragende musikalische Begabung hatte und sich darin mit Charlotte begegnete. Mit Reinholds wurde das Verhältnis nicht so vertraut, wie man hätte denken sollen; und sogar als Schiller sich ernsthaft und mühsam in die Philosophie Kants einarbeitete, deren Hauptvertreter doch Reinhold war, kam es nicht zu einem häufigeren Verkehr. Wahrscheinlich hat diese Thatsache ihre harmlose Erklärung in der Unfreiheit und Unvollkommenheit der äußeren Verkehrsformen Reinholds und in der beschränkten Bildung der Frau. Gleichwohl schätzte Schiller den Philosophen sehr hoch, und Karoline erinnerte sich noch spät,

Se
Dru [illegible]
Zudam
allhier
Nachba
erbleib
[illegible]

1790.

1.)

Den 18. Januar ist der Junggeselle, Johann Adam Balthasar Möbius, nachbarlicher Einwohner allhier, weyl. Johann Andreas Möbius, gewesenen Nachbars und Einwohners allhier, nachgelassener ehelich einziger Sohn, mit Jgfr. Anna Maria Conndorfin, weyl. Jacob Georg Conndorfs, gewesenen Nachbars und Einwohners zu Lobeschütz ehelichen jüngern Tochter, nach vorhergegangenen dreymaligen Aufgebot alhier getrauet worden.

2.)

Den 22sten Februar des nachmittags halb 6. Uhren ist Herr Friedrich Schiller, fürstl. Sächß. Meiningischer Hofrath, wie auch fürstl. Sächß. Weimarischer Rath, und Professor der Weltweisheit in Jena, Herrn Johann Friedrich Schillers, Hauptmanns in Herzoglich-Würtembergischen Diensten ehelicher einziger Herr Sohn, mit Fräulein Fräulein Louisa Charlotta Antonetta von Lengefeld, weyl. Herrn Carl Christoph von Lengefelds, fürstl. Schwarzburgisch Rudolstädtischen Jägermeisters und Cammeraths zu Rudolstadt hinterlassenen ehelichen zweiten Fräulein Tochter, nachdem sie des Tags vorher als am Sonntage Invocavit zu Jena einmahl vor allemahl proclamirt auf Concession des Herrn Superint. Oemler allhier in aller Stille getrauet worden.

Es war die erste Trauung des Herrn Collabor. Herrn Adjuncti M. Carl Christian Erhard Schmids.

Eintragung der Verehelichung Schillers im Kirchenbuche zu Wenigenjena.

Nach eigner photographischer Aufnahme.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

daß seine philosophischen Briefe oft den Gesprächsgegenstand in Schillers Hause bildeten. Auch mit Schütz, dem einflußreichen Gründer der Jenaischen Litteraturzeitung, und mit dem Juristen Hufeland bildeten sich engere Beziehungen. Die Fäden nach Weimar rissen daneben nicht ab. Frau Herder hatte ihre und ihres Gatten innige Wünsche zur Hochzeit gesandt, und selbst Vater Wieland verwand den Kummer, in dem ausgezeichneten Schriftsteller einen Schwiegersohn nicht gefunden zu haben. Seine Begeisterung für Schillers publizistische Talente hielt an.



Hochzeitsgeschenk des Koadjutors Dalberg,
eigenes Gemälde, einen Hymen darstellend, der die verschlungenen Anfangsbuchstaben S und L (Schiller und Lengefeld) auf einen Baum schreibt.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Nur ein Mensch konnte es noch nicht verwinden, daß Charlotte von Lengefeld diesen Gatten bekommen hatte: Frau von Kalb. Der Blick auf diese Frau weckt ein peinliches Gefühl. Daß sie in ihrer Ehe das Glück oder wenigstens das, was sie sich unter Glück vorstellte, nicht fand, wissen wir. Das Wiedersehen mit Schiller in Weimar hatte in ihrer Seele die Gefühle von ehedem wieder aufgeweckt, und während Schiller sich harmlos-freundschaftlich zu ihr stellte und sich von ihr in die Hofkreise einführen ließ, keimte in ihrem Herzen, wie es scheint, sogar der Gedanke, diesen Mann zu besitzen. Sie hat den Versuch gemacht, die Fessel ihrer Ehe abzuschütteln, um sich für ihn frei zu machen; aus Gründen, deren Erzählung uns hier zu weit führen würde, kam die Scheidung nicht zustande. Aber mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit wollte sie gleichwohl das Herz und das mitteilende Vertrauen des Freundes besitzen: und indem nun eben in dieses Herz die Liebe zu Lotte von Lengefeld einzog, über die zunächst jede Mitteilung auch den Vertrautesten gegenüber unzulässig war, wurde die Empfindlichkeit der Frau von Kalb geweckt. Daß der lange ausgedehnte

Aufenthalt in Volkstädt einen tieferen Grund hatte, fühlte sie mit den scharfen Sinnen der Eifersucht heraus. Das geschäftige Gerücht breitete überdies die Kunde von dem Verkehr Schillers mit den Lengefelds rasch aus. Wir müssen es wohl den eigenen Worten der unglücklichen Frau glauben, daß nach der Rückkehr von Rudolstadt zwischen ihr und Schiller eine Aussprache über diese Dinge stattgefunden hat. Die Aussprache zog eine tiefe Entfremdung nach sich. Die phantastisch aufgeregte Frau, in der sich damals schon die heftigen Nervenkrisen vorbereiteten, die sie später an den Rand des Wahnsinns gebracht haben, scheint an Schiller Ansprüche gestellt zu haben, deren Erfüllung die eben eingetretene Wendung seines Gemütslebens schlechterdings unmöglich machte. Eine andere Weiblichkeit als diese hatte ihn gefangen genommen; und so tief Charlotte von Kalbs Geist, so eigenartig ihre Weltanschauung sein mochte, ihr ruheloses, unstetes, aufgeregtes Wesen stach zu scharf ab gegen den stillen Frieden, der um Charlotte von Lengefelds liebliche Gestalt wob. Schiller empfand den Bruch schmerzlich, nicht ohne eine Beimischung von Bitterkeit; seine Urteile über Charlotte von Kalb aus dieser Zeit sind heftig, heftiger vielleicht als billig. Im Februar 1790 endlich teilte er ihr mit, daß sein Verhältnis zu Charlotte von Lengefeld zur Ehe führen solle, und daß die Hochzeit bevorstehe. Sie antwortete darauf in einer leidenschaftlich gereizten Form, und Schiller, dem sich unter der grellen Beleuchtung des Augenblicks das wahre Verhältnis vergangener Dinge verschob, urteilte in diesen Tagen über sie in einem Briefe an die Schwestern Lengefeld: ‚Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.' Ein genauer Einblick in diese Abwandlungen des Verhältnisses zwischen Schiller und Charlotte von Kalb ist uns leider nicht möglich; der Briefwechsel ist nicht mehr vorhanden. Sie hat sich vor seiner Hochzeit alle Briefe zurückerbeten, und eigenhändig hat Schiller, als er am 18. Februar 1790 nach Erfurt reiste, um Lotte abzuholen, sie ihr übergeben. Wenige Tage vorher war sie in Weimar mit Schillers Braut zusammengetroffen. Es geschah im Hause der Frau von Stein. Lotte gibt darüber am 11. Februar einen Bericht, der manches ahnen läßt: ‚Wir waren ganz kalt gegeneinander. Sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört, das Gespräch wollte gar nicht fort. Der ganzen Familie fiel es auf, daß sie noch nie so gewesen wäre; sie klagte über den Kopf, sie saß unter uns wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten, und als gehörte sie gar nicht zu uns.' Die Briefe Schillers bewahrte Frau von Kalb zunächst auf. Als einst Frau von Schardt das mit schwarzem Maroquin überzogene Kästchen sah, in dem sie ruhten, rief sie: ‚Thun Sie es weg, so sahen die Särglein aus, worin ich meine Kinder begraben.' ‚Es waren totgeborene Kinder,' fügt Frau von Kalb hinzu. ‚Das Wort hat Gewalt.' Die unglückliche Frau hat damals viel gelitten: die krankhafte Anlage ihres Wesens trug zu den Umständen das Ihrige bei, um sie in einer beständigen nervösen Spannung zu halten. Als sie die Briefe Schillers und ihre eigenen ordnen wollte, da erwachte in ihr mit der Erinnerung der Wunsch, die Zeichen des

Verhältnisses dieses selbst nicht überdauern zu lassen. ‚Inniges,‘ so rief sie aus, ‚kann nur von dem Einen verstanden werden, den Anderen verwandelt es sich in Hohn! Ich ehre uns, wenn ich diese Blätter nun vernichte.‘ Und so übergab sie die Blätter, eines nach dem andern, dem Feuer. ‚Mit Wehmut sah ich weinend nach dieser Opferung,‘ erzählt sie in ihren Memoiren, ‚und wie spät habe ich erkannt, daß es nicht mir, daß es vielen geraubt war.‘

Die Zeit nur konnte die tiefe Wunde heilen, die mehr eine leidenschaftlich verblendete Auffassung der Dinge als die Dinge selbst Charlotte von Kalb geschlagen hatten. Eine Freundschaft wie diese, in tiefstem Grunde doch auf einer verwandten Seelenstimmung beruhend, konnte nicht dauernd vernichtet werden. Charlotte sah das Glück des Freundes, und je mehr ihr hoher Sinn des eigenen Herzens Anwandlungen zu überwinden lernte, desto schmaler wurde die Kluft zwischen ihr und Schiller. Allmählich näherte sie sich wieder, und das von uns mitgeteilte Billet beweist uns, daß im Jahre 1794 schon wieder freundliche Anteilnahme waltete. Als nun gar Charlotte nach der Aufführung des

Nach eigener photographischer Aufnahme der ersten Seite und der Unterschrift des Originalbriefes im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Wallenstein mit warmen Worten dem Dichter sagte, wie sich in ihrer Seele die große Dichtung wiederspiegelte, da war der letzte Groll vollends beseitigt, und wir hören mit Freude die hochsinnigen Worte, mit denen Schiller ihren Brief beantwortete: ‚Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten. Die edle Menschlichkeit spricht aus dem gefühlten Kunstwerk zu einer edlen menschlichen Seele, und die glückliche Jugend des Geistes kehrt zurück ...... Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen wert. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Anteil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin.‘

Die Schicksale der Frau von Kalb, das wollen wir hier einfügen, gestalteten sich ungemein traurig. Nach jahrelanger, aufregender Ungewißheit verlor sie 1804 all ihr Gut; wenige Jahre darauf nahm sich ihr Mann das Leben; denselben traurigen Weg wandelte bald darauf ihr Sohn. Und wie sie einst als Kind und Jungfrau umhergeirrt war, ohne heimatliche Stätte, so weisen auch ihre späteren Jahre traurige Irrfahrten auf; dürftige Handelsgeschäfte und dürftige Gaben guter Menschen fristeten das traurige Dasein. 1820 ging auch der letzte Lichtschimmer ihren lange verdüsterten Augen verloren, und größer und größer wurde ihr Elend. Da bot Prinzessin Marianne von Preußen der Freundin unseres großen Dichters ein stilles Asyl an, eine Wohnung im Königlichen Schlosse zu Berlin, und hier hat sie, zumeist in stiller Einsamkeit, die nur dann und wann durch den Zuspruch bedeutender Männer und Frauen unterbrochen wurde, den Tod erwartet, dem sie mit Ruhe und Freude entgegensah, und der sie am 12. Mai 1843 abrief. Eine unglückliche Erziehung, unglückliche Leidenschaften, seltsamer Mangel an Gleichmaß im geistigen Erfassen und sittlichen Wollen und zumal auch unglückliche äußere Umstände haben diese Frau auf rauhen und dornenvollen Wegen wandeln lassen. Die stille Fassung des Gemütes, die Bürgin jeden irdischen Glückes, ist ihr erst zu teil geworden, als sie ihrer für den Kampf des Lebens nicht mehr bedurfte. ‚Mein Leben wird immer stiller,‘ schrieb sie 1827, ‚aber ich bin so zufrieden. Trübe Gefühle kommen mir nur aus der Vergangenheit; aber so ist das Dasein: schmerzliche Erfahrungen müssen uns reifen und zur geistigen Fähigkeit würdigen; dadurch wird das Licht in der Dunkelheit unserer Tage gegründet, und wir fangen dann erst an zu unterscheiden; in diesem Zustand ist der Gleichmuth vor allem nothwendig, und ohne diese Stimmung übersehen wir vieles und werden von andern bedrängt.‘ Und ein anderes Mal schrieb sie: ‚Nur die Ehrfurcht für das, was wir in uns und anderen Geist nennen, ist das Gute und Erhabene im Leben; daher sind die Affekte als Schranken des Guten und des Lichtes so quälend.‘ Die Affekte als Schranken des Guten und des Lichtes! Tiefer kann niemand deuten, was Leben und Wesen dieser denkwürdigen Frau bestimmt hat.

Nach dieser Abschweifung, die wir dem Gegenstande und dem Leser schuldeten, kehren wir in die ‚Schrammei‘ zurück, wo um den Dichter die friedvolle, lichte Gestalt der andern Charlotte waltete. Heiter und beseligend flossen Schiller die Tage dahin. Als der Frühling kam, zog es Mann und Frau, die ja beide ein tiefes Naturgefühl beseelte, hinaus zu langen Streifereien in der schönen Umgebung Jenas. Manch stiller Winkel, mancher Bergvorsprung, von dem das Auge über die ragenden rötlichen Berge und über die fruchtbaren Gebreite des Saalthales schweifen kann, wurde ihnen lieb, und mehr als einmal spricht Charlotte von ‚unserem Fels‘. ‚Jetzt erst genieße ich,‘ schreibt Schiller an Körner, ‚die schöne Natur ganz und lebe in ihr.‘ Der Hauch des Frühlings gibt auch dem dichterischen Gefühle neuen Antrieb; der so lange nur an die staubige Wissenschaft gebundene Mann möchte die Welt, die schöne Welt wieder in poetischem Spiegel auffangen. ‚Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sichs wieder in meiner Brust.‘

Freilich war die Rückkehr zur Poesie aus äußerlichen Gründen noch nicht möglich: galt es doch zunächst noch, für das unmittelbare Bedürfnis des Tages zu wirken und streben, dem neugegründeten Hausstande die äußere Sicherheit und Festigkeit zu geben, die nun einmal in dieser Welt, wo sich die Dinge hart im Raume stoßen, die Vorbedingung höherer Thätigkeit ist. Aber mit freudigem Mute schaut er über diese Geschäfte hinweg auf die Zeit, da ihm die Wirkung rein wissenschaftlicher Arbeit die Rückkehr zu seinem dichterischen Berufe gestatten werde. ‚Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genusse meines Geistes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück.‘ Und rührend nimmt sich das Geständnis aus, das er in diesem schönen Optimismus seinem Freunde macht: ‚Jetzt da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt; es hat mich zum Ziele gleichsam getragen.‘ Das sagte der Mann, der so bitter mit dem Schicksale hatte ringen, der so manche Ungunst der Dinge hatte über sich ergehen lassen müssen: mit der Bescheidenheit großer Naturen erkennt er, daß das Beste, was wir haben, doch immer aus Fügungen kommt, über die wir keine Macht haben!

Wenige Tage nach der Eheschließung stürzte sich Schiller wiederum in die Arbeit.

Zunächst galt es die akademische Thätigkeit, die Vorbereitung auf das nächste Semester. Er kündigte ein Privatkolleg über Universalgeschichte bis zur Gründung des Frankenreiches und ein öffentliches über die Theorie der Tragödie an (Artis tragicae theoriam illustrabit exemplis quae tragicorum principes tam veteres quam recentiores subministrabunt). Besonders die letztgenannte Vorlesung machte ihm viel Freude; er hatte bei seiner eigenen Lektüre, zumal aber bei der Schaffung seiner Stücke so manche gelegentliche Beobachtungen gemacht, die ihn auf die tieferen Fragen der tragischen Kunst führten, daß es ihm Bedürfnis war, diese Gedanken in inneren Zusammenhang zu setzen. Und die Untersuchungen führten ihn zu neuen Ausblicken: er las den Euripides und

Sophokles, kehrte zu Shakespeare zurück, er drang in die tiefsinnige Kürze der Poetik des Aristoteles ein. Gerade von Aristoteles empfing er nachhaltige Eindrücke und gelangte, wie das seit Lessing in der Zeit lag, durch Vergleiche mit den französischen Tragikern und Theoretikern zu einem eindringenden Verständnis des vielumstrittenen Buches. An diesen Studien, deren Ergebnisse er dann den Studenten in freier Rede, mit der wunderbaren Kunst seines an das Gespräch erinnernden Vortrages vorlegte, nahmen auch Lotte und Karoline teil, und erstere fand sich sogar zu der Eröffnungsvorlesung im Griesbachschen Hause in dem Kabinett neben dem Auditorium ein, hörte den Gemahl reden und nahm dem ‚Lorbeerkranz' die Mühe ab, dem Herrn Hofrat für die Pause zwischen den zwei aufeinanderfolgenden Vorträgen den gewohnten Thee zu bereiten.

Wohl hat Schiller nie wieder so volle Kollegien gehabt, wie jenes erste war, mit dem er seine akademische Thätigkeit eröffnet hatte; der ‚Brodgelehrte' steckte zu sehr auch schon in den Studenten. Aber es war eine um so auserlesenere Schar junger Männer, die sich ihm anschloß. Schiller hat stets warme Teilnahme für die strebende, dem Ideale zugewandte Jugend gehabt, und diese fühlte das. Er zog die besseren, tiefer angelegten Jünglinge in sein Haus. So bildete sich in diesem und den nächsten Jahren ein ständiger Kreis akademischer Bürger, dessen hauptsächliche Mitglieder uns auch dem Namen nach noch bekannt sind. Da war der junge Hardenberg, der nachher unter dem Namen Novalis sich einen würdigen Platz in der ernsten Dichtung erwarb, der Maler Graß, der dem Schillerschen Hause in ferner Zukunft ein treuer Freund geblieben ist, der nachmalige sächsische General von Funk, von Körner empfohlen, damals wegen mißlicher Familienverhältnisse in finanziellen Bedrängnissen, aus denen ihm Schiller durch Übertragung von Übersetzungen für den Buchhändler Manke zu helfen suchte. Von der Schweiz heimkehrend mit seiner Frau, der Enkelin des großen Haller, siedelte sich auf kürzere Zeit der Däne Jens Baggesen in Jena an: angezogen durch Reinholds Vorträge über die Kantische Philosophie und durch Reinhold mit Schiller bekannt gemacht, faßte er für diesen eine schwärmerische Verehrung; er wurde in seinem dänischen Heimatlande ein begeisterter Apostel des deutschen Dichters und seiner Ideen, und hat, wie wir später sehen werden, durch diese warme und thatkräftige persönliche Verehrung glückbringend in Schillers Leben eingegriffen. Eine enge, fast familienhafte Beziehung knüpfte sich zwischen dem Schillerschen Hause und zwei jungen Leuten, die durch Begabung und Charakter gleichermaßen ausgezeichnet waren: Fritz von Stein und Bartholomäus Fischenich. Jener war schon von Rudolstadt her mit Lotte genau bekannt, er war der Sohn von Goethes Freundin, und Goethe selbst hatte bekanntlich seine Erziehung geleitet; dieser war ein junger Rheinländer, ungewöhnlich beanlagt, dazu ein goldenes Herz, treu und hingebend, heiter und tief, bescheiden und freimütig. Zu diesen traten später noch andere akademische Verehrer. Gustav von Adlerskron wurde ein Hausfreund im besten Sinne des Wortes und hat durch aufopfernde Pflege seines verehrten Lehrers in den Tagen der Krankheit gezeigt, wie sehr er Schillers herzliches Vertrauen verdiente. Zwei süddeutsche Männer mögen hier noch

genannt werden, mit denen Schiller später, in der Zeit seiner Rekonvalescenz, genußreiche Stunden des Gespräches über die Kantische Philosophie verbrachte: ein Dr. Erhard aus Nürnberg, den Schiller selbst als einen ‚reichen und umfassenden Kopf‘ bezeichnet hat, und der Baron Herbert, ein Fabrikbesitzer aus Klagenfurt, dem seine geschäftliche Thätigkeit Muße, Mittel und Neigung ließ, sich zu Reinholds Füßen ins Kolleg zu setzen, ‚um sein Denken und Urtheilen durch einen tüchtigen Philosophen läutern zu lassen‘. Schiller kam allen diesen Männern mit dem offenherzigen ungezwungenen Vertrauen entgegen, das ihm so leicht die Herzen gewann; und auch in sein häusliches Leben gewährte er ihnen Einblick in der unbefangenen Weise dessen, der an die reine Auffassung solchen Vertrauens glaubt. Alle, die ich genannt habe, sind dieses Vertrauens würdig gewesen. Nur einem, einem gewissen Göritz, späterem Pfarrer, fehlte der feinere Sinn; er hat nachher in unzarter Weise Einzelheiten aus dem täglichen Leben veröffentlicht, die zwar nicht im geringsten das schöne Bild von Schiller zu beeinträchtigen vermögen, doch aber nach den berechtigten Forderungen gesellschaftlichen Taktes nicht vor das große Publikum gezerrt werden durften. Es spricht aus seinen Berichten der kleinlich eitle Sinn eines Menschen, dem es zu Kopfe steigt, mit den Göttern zu Tisch gesessen zu haben.

Neben der akademischen ging eine ausgedehnte und zeitraubende litterarische Thätigkeit her. Seit dem großen Erfolge des ‚Abfalls der Niederlande‘ war Schillers Entschluß, die nächsten Jahre historischen Studien und Darstellungen zu widmen, entschieden. Hierin sah er das einzige wirksame Mittel, seinem Dasein die vollständige bürgerliche Sicherheit zu geben. Das Versprechen Dalbergs bestand ja immer noch, ihn nach seiner Thronbesteigung in Mainz aller Sorgen zu entheben; aber wir wissen, daß die Erfüllung dieses Versprechens von Umständen abhing, deren Eintritt niemand sicher voraussagen konnte. Auch Körner warnte, nicht zu fest darauf zu rechnen. So wirft sich Schiller mit aller Energie in die historische Schriftstellerei. Es war ein Schritt der Selbstüberwindung, denn ‚es wird mir nicht eher wohl werden, bis ich wieder Verse machen kann.‘ Mitunter entreißt er sich auf einige Stunden der publizistischen Thätigkeit: ‚vor einiger Zeit konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in achtzeiligen Stanzen zu versuchen‘; er übersetzte etwas aus der Äneis; diese Arbeit hat er später in den Tagen erzwungener Ruhe nach der Krankheit wieder aufgenommen.

An Stoffen für die historischen Darstellungen fehlte es nicht. Auf Schritt und Tritt boten sie sich dem entwürfereichen Kopfe. Von manchen kleineren Aufsätzen haben wir schon oben gesprochen. Eine großangelegte ‚Sammlung historischer Memoires‘ rief Schiller bei Mauke in Jena ins Leben. Es war ein Unternehmen nach französischem Muster und sollte in Übersetzung die wichtigsten Denkwürdigkeiten aller Völker und Zeiten enthalten; die Bände erschienen in regelmäßigen Zwischenräumen. Schon im Winter 1788—1789 hatte Schiller den ersten Plan des Unternehmens mit Mauke besprochen. Jetzt, zur Ostermesse 1790, erschien der erste Band. Schiller eröffnete das Unternehmen durch einen ‚Vorbericht‘ und steuerte selbst mehrere allgemein orien-

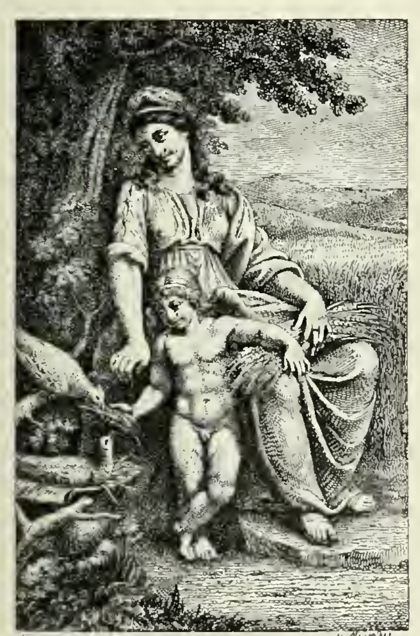

Historischer
CALENDER
für
Damen
für das Jahr 1791
von
Friedrich Schiller
Leipzig
bey G. J. Göschen.

Titel und Titelkupfer nach einem Originaldruck.

tierende Beiträge bei, darunter die treffliche Abhandlung: ‚Universalhistorische Übersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen theilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meynungen und Gebräuche'; der Aufsatz fand geradezu Bewunderung bei dem berufensten Richter dieser Dinge, bei Herder, und Schiller selbst berichtete seinem Körner, der das ‚Philosophieren über Geschichte' noch nicht recht gelten lassen wollte, daß er ‚bei vielen Sensation' machte. Die ‚Memoires' sind noch lange weitergeführt worden, obgleich der buchhändlerische Erfolg nicht den Erwartungen entsprach. Freilich wurde die bloß redaktionelle Thätigkeit, die sie von Schiller verlangte, ihm gleichgültig, als wichtigere eigene Arbeiten sein Interesse in Anspruch nahmen.

Die große, umfassende Arbeit dieser ersten Jahre seiner Ehe gehörte seinem berühmtesten Geschichtswerk, der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Schon seit Jahren hatte ihn der große Krieg interessiert. In der Zeit der Vorarbeiten zum Don Carlos war ihm eine Darstellung der Ereignisse in die Hände gekommen, und schon die erste Äußerung über den Gegenstand vom Frühjahr 1786 deutet mit dem Grunde seines Interesses zugleich die Richtung an, die es nahm: ‚daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist.' Nachdem der Abfall der Niederlande erschienen und durch die jenaische Professur die Wendung zur Geschichte entschieden war, trat er der Aufgabe ernstlich näher. Göschen war bereit, den ‚Aufsatz' in dem ‚historischen Kalender für Damen' erscheinen zu lassen, den im Jahre 1790 Wieland, dann aber 1791 und 1792 Schiller selbst herausgab.

Der unternehmende Verleger bot ihm die große Summe von 400 Thalern, und gerade um diese Zeit mußte ihm eine solche Einnahme doppelt willkommen sein. In drei ungleichen Abteilungen erschien das Werk, 1791, 1792 und 1793. Die Arbeit war groß; im Sommer 1790 kamen Tage, an denen Schiller vierzehn Stunden lesend, schreibend, redend thätig sein mußte. Aber gerade dieser Beschleunigung, die lediglich durch Göschens Drängen hervorgerufen wurde, schreibt Schiller eine gute Wirkung auf den Stil und die Darstellung zu. Der Ton, der durch das neue Geschichtswerk geht, ist ruhiger als der der niederländischen Rebellion. Große Volksleidenschaften und die Erscheinung eines unmittelbaren, elementaren Kampfes gegen Gewaltherrschaft und Unterdrückung fehlten in dieser Epoche. Gleichwohl geht doch die Idee der Freiheit, die nach Goethes Wort allen Schriften Schillers zu Grunde liegt, auch durch diese Geschichte. Die meisterhafte Einleitung, die in großen Zügen, mit künstlerischer Sicherheit die allgemeinen Momente darstellt, die zum Kampfe führten, zeigt das. Er faßt den dreißigjährigen Krieg in seinem unmittelbaren Verhältnis zur Reformation auf. Die ‚Glaubensverbesserung' hat nicht nur die Kirchen, sondern auch die Völker zunächst getrennt; indem sie aber etwas schuf, was über den Gegensatz der Nationen erhaben war, gab sie den Anlaß zu einer Gruppierung der Staaten nach neuem Gesichtspunkt. Das Gefühl einer zusammenhängenden Staatengesellschaft erwuchs aus ihr, und so blutig der Krieg gewesen sein mag, dieses Gefühl hat er nur bestärkt. Der Gegensatz aber, der die Staatengruppen beherrschte, war die Religion. Schiller ist weit entfernt, diesen religiösen oder



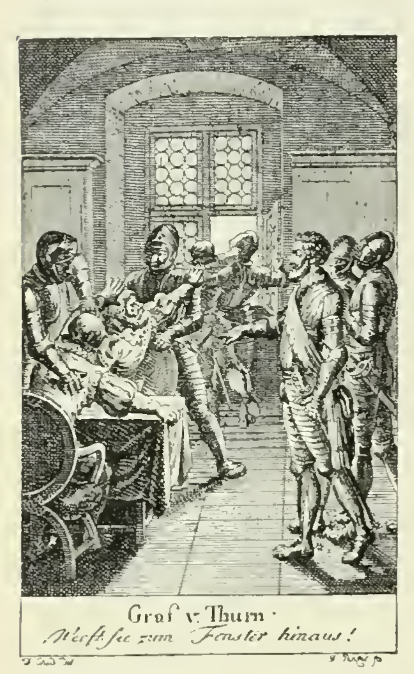


Historisches
TASCHENBUCH
für
Damen
für das Jahr 1793
von
Friedrich Schiller
Leipzig
bey G. J. Göschen.

Titel und Titelkupfer nach einem Originaldruck.

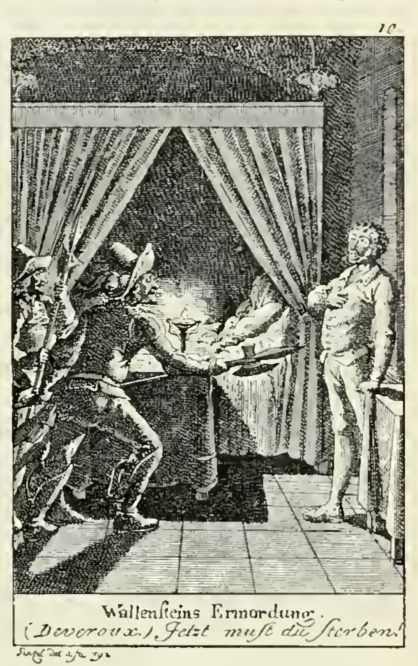
gar konfessionellen Gesichtspunkt als solchen in seine Darstellung zu übertragen; gleichwohl gehört seine Sympathie den Protestanten, nicht um ihrer ‚Meinungen‘ willen, für die sein Herz wenig Neigung empfindet, sondern weil er in ihnen immerhin die Vorkämpfer der Geistesfreiheit, der Gedankenfreiheit sieht; der Kampf um sie ist ihm das Treibende in dieser ganzen Zeit; der Kampf um sie macht ihm die Epoche wert und ordnet auch dieses Werk, das einem äußerlichen Anlaß seine Entstehung verdankt, in den Gang der geistigen Entwickelung des Dichters ein.

Aber neben diesem ethischen Interesse lebt noch ein anderes, ein persönliches; durch dieses ragt der dreißigjährige Krieg weit über den ‚Abfall der Niederlande‘ empor. Es ist die ‚glänzendste Epoche menschlicher Kraft‘. Nicht die kollektive Kraft eines Volkswillens wie in den Niederlanden, sondern die Kraft einzelner genialer, hoch aus dem Schwarme ragender Persönlichkeiten fesselt hier den Blick. In dem dunklen Chaos gärender, verwirrter Verhältnisse leuchtende, beherrschende, gewaltig wollende Gestalten, Männer, die wie Schiller selbst in ihrem Herzen Macht und Willen trugen, das ‚Schicksal zu zwingen‘. Darum haftet Schillers Teilnahme an Gustav Adolf und an Wallenstein. Den größten Teil des Buches nehmen die kurzen Jahre vom Auftreten bis zum Tode dieses ein. Die Darstellung haftet diesen Abschnitten zu, und nachdem der Herzog von Friedland getötet ist, werden die letzten vierzehn Jahre des Krieges in einem einzigen kurzen Buche abgethan. Aber es sind glanzvolle Kapitel, die jene denkwürdigen Männer und Ereignisse behandeln. Wir fühlen, daß hier ein Dichter zu uns spricht, dem es Bedürfnis ist, die Ereignisse künstlerisch zu gruppieren, die einen den andern unterzuordnen und alles auf einige herausragende Gipfelpunkte zuzuführen; dem es Bedürfnis ist, aus den Ereignissen und aus den Tiefen der eigenen Natur die Charaktere zu enträtseln, die er zu schildern hat. Die Sprache ist edel, markig, voll; man spürt auch in ihr den Dichter. Ungehemmt durch Citate und Quellennachweise fließt sie in prächtigem Strome dahin. Nirgends, auch an den Stellen nicht, die sich mit der Erörterung politischer Konstellationen beschäftigen, nimmt man ein Ermatten der Hand wahr; gerade diese kurzen, knappen, scharfen Darlegungen sind meisterhaft gelungen. Wie die Scenen eines Dramas, in denen sich die Peripetie vorbereitet, muten uns diese Stellen an. Dahin gehört besonders die Schilderung des Siegeslaufes, der Gustav Adolf durch Deutschland führt, und die der Umstände, die Wallensteins Rückberufung vorbereiten. Und welche Gewalt



Kupferstich (D. Chodowiecki del., J. Penzel fec.) aus dem Historischen Kalender für Damen 1791.

liegt in der Schilderung der Katastrophen selbst! Kaum je ist in unserer Sprache eine Schlacht so klar, so beweglich, so spannend erzählt worden, wie Schiller die von Lützen erzählt. Wir sehen die Regimenter anprallen, den Kampf auf und ab wogen, wir fühlen die Entscheidung nahen, als die kaiserlichen Pulverwagen in die Luft fliegen und die Wallensteinischen, sich von hinten angegriffen wähnend, sich zur Flucht neigen. Schon atmen wir auf; es bedarf nur noch eines Augenblicks und das blutige Ringen endet; schon teilen wir des Verfassers nicht verhehlte Freude an dem Siege der Schweden — da bricht Pappenheim, ‚der Telamonier des Heeres‘, mit Kürassieren und Dragonern herein, und was wir für das Ende gehalten haben, ist nur eine Pause, eine Wendung gewesen. Die Erzählung vom Tode Pappenheims ist mit der eben vorausgegangenen vom Tode Gustav Adolfs ein Meisterstück. Über diesen Schilderungen des Wirklichen aber erhebt sich dann, gerade an den Stellen, wo sich der beruhigte Leser allgemeine Fragen vorzulegen geneigt ist, die Reflexion Schillers. Es sind nicht mehr die etwas lang ausgeholten und nicht ganz ungekünstelten Betrachtungen des ‚Abfalls der Niederlande‘; scharf, mit wenigen Worten treten die Gedanken hervor, angesichts der erschütternden Ereignisse erscheinen sie wie von selbst. So heißt es von dem Schwedenkönig: ‚Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nicht verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen.‘



Kupferstich (Penzel del. a fec. 1792) aus dem Historischen Taschentuch für Damen 1793.

Nahe verwandt sind der Geschichtschreiber und der Dichter. Dieser leiht jenem die Kunst des Aufbaues und die nachdenkliche Tiefe der Betrachtung. Auch äußerlich berühren sie sich in Schiller. Aus den Vorarbeiten zum Don Carlos erwuchs der ‚Abfall der Niederlande‘; bei den Vorarbeiten zum ‚dreißigjährigen Kriege‘ taucht zuerst, unbestimmt, aber schon mächtig anlockend, der Plan zum Wallenstein auf. Damals führte die Dichtung zur Geschichte, jetzt führt diese zu jener zurück.

Aber ehe die große Schöpfung Gestalt gewann, gingen noch Jahre dahin, Jahre des Aufnehmens und des Reifens, Jahre der Arbeit und der Läuterung, Jahre des Leidens und des Ringens.

Das Jahr 1790 darf man ohne Bedenken das glücklichste in Schillers Leben nennen. Der Zauber einer neuen, schönen Häuslichkeit, die beruhigte Ausübung einer reichen Thätigkeit, die Hoffnung auf eine noch reichere und befriedigendere, das Gefühl, auch körperlich den steigenden Anforderungen der Arbeit gewachsen zu sein, die Aussicht auf ein immer freundlicher werdendes Geschick — das alles schwellte ihm das Herz und gewährte ihm eine glückliche Gegenwart im Vorschein einer glücklichen Zukunft.

Aber jäh endet dieser Zustand. Der Mann, der in so mannigfachen Formen dem alten Gedanken Ausdruck geliehen hat, daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu teil wird, sollte seine herbe Wahrheit an sich selbst erfahren.

Mit schwerem Herzen gehen wir zu der Erzählung der bitteren Prüfungen über, mit denen ein grausames Geschick den großen Mann heimgesucht hat.





Sechzehntes Kapitel.

Hemmnisse.

‚Sorgt für eure Gesundheit; ohne diese kann man nie gut sein.‘ Diese Worte hat Schiller im Mai des Jahres 1791 auf ein Blättchen Papier geschrieben und den sein Schmerzenslager Umstehenden gegeben: die Krankheit hatte ihm die Stimme genommen, und er glaubte sterben zu müssen.

Die Jahre, die ihm noch vergönnt waren, haben bewiesen, daß man auch ohne Gesundheit gut sein kann. Aber nur den starken, gewaltigen Naturen ist es möglich. Was ist das Ringen mit der Unbill des Schicksals, das die ersten drei Jahrzehnte von Schillers Leben erfüllte, gegen den Kampf, den er in den letzten anderthalb Jahrzehnten mit der Krankheit geführt hat! Mit welcher Kraft hat er den zerfallenden Körper in den Dienst seines sittlichen Willens gezwungen, mit welchem siegenden Mute hat er Schmerzen und Sorgen und Müdigkeit überwunden, mit welcher Hoheit hat er bis an die Grenze dessen, was der Mensch überhaupt vermag, den Zwang des Stoffes mißachtet, welcher Glauben an die geistigen Mächte der Welt leuchtet aus des kranken Dichters Lebensführung!

Froh und wohlgemut schloß Schiller das glückliche, ereignisreiche Jahr 1790. Am letzten Dezember fuhr er mit Charlotte nach Erfurt, um die Neujahrstage dort zu verleben. Der Koadjutor hatte sich zu dem jungen Ehepaar als herzlicher Freund gestellt, und wie er nach der Gesellschaft Schillers sich sehnte, so war Schiller von der seinigen eingenommen. Mitten in diese heiteren Tage fällt die erste schwere Erkrankung des Dichters. Während eines Konzertes ergriff ihn ein heftiges Fieber, er mußte sich in einer Sänfte nach Hause tragen lassen. Schiller nennt es selbst ein Katarrhalfieber; wir würden es eine Lungenentzündung nennen. Dazu empfand er heftige Stiche in der Seite. Leider ist weder von ihm noch von dem Arzte diesem Anfall die nötige Pflege und Schonung zuteil geworden. Nachdem das Fieber aufgehört hatte und die Stiche gelinder geworden waren, wagte er die winterliche Reise nach Jena, wo er seine Vorlesungen wieder aufnehmen wollte. Er glaubte so sicher an einen nur vorübergehenden Charakter der Krankheit, daß er Lotte in Weimar bei Frau von Stein zurückließ, bei der er selbst einen Tag verlebte, und dann allein

Jena aufsuchte. Aber schon am übernächsten Tage stellte sich ein neuer Anfall ein, heftiger als der vorige. Am dritten Tage trat Blutspeien dazu. Die damals übliche Behandlung mit Blutegeln, Aderlässen und starken inneren Mitteln brachte seine Kräfte so herunter, daß er sechs Tage lang keine Nahrung aufnehmen konnte, und daß er schon, wenn man ihn vom Bett aufs Sofa trug, Ohnmachten erlitt. ‚Nach dem siebenten Tage wurden meine Umstände sehr bedenklich, daß mir der Mut ganz entfiel.‘ Endlich, nach einer Krise, legten sich die Fieber, aber es dauerte noch acht Tage, ehe er einige Stunden außer Bett zubringen konnte, und er mußte mühselig am Stock sich durchs Zimmer schleppen. Bald nach dem Beginn des zweiten Anfalls hatte er Lotte in einem zart schonenden Billet zu sich gebeten. Sie kam sofort, und nun war er in den besten Händen. Langsam nahmen unter ihrer sorgsamen und geschickten Pflege die Kräfte wieder zu. Der Anteil, den alle Welt an dem Kranken nahm, that ihm wohl. Herzog Karl August schickte ein halbes Dutzend Flaschen Madeira. Die jungen Freunde drängten sich zu den Nachtwachen, und von allen Seiten kamen Zeichen der Liebe, des Bedauerns und der Hilfsbereitschaft. Die Vorlesungen konnte der Kranke unmöglich fortsetzen. Der Arzt gebot Ruhe und Schonung. Leichte Arbeiten, wie die Fortsetzung einer Bearbeitung französischer Memoiren, wechselten mit stiller Geselligkeit und ablenkendem Kartenspiel, zu dem sich seine Studenten und auch das mitleidige Schwesternpaar Schramm erboten. Mit den Kräften wuchs auch der Thätigkeitstrieb; von den leichten Beschäftigungen ging er zu schwereren über. Nun endlich kam der Augenblick, der ihn zu einem tieferen Studium Kants führte. Schon durch Körner war ihm der große Philosoph empfohlen worden; in Jena selbst wehte allenthalben Kantische Luft. Reinhold war ein berühmter und eifriger Apostel der neuen Lehre. Mehrere von Schillers Hausfreunden waren aus weiter Ferne gekommen, um an reiner Quelle die Gedanken des Königsberger Philosophen zu schöpfen. Mit der ‚Kritik der Urteilskraft‘ (erschienen 1790) begann Schiller; merkwürdig genug, da die Voraussetzungen dieses Werkes in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ liegen, und doch natürlich genug, wenn man bedenkt, daß die mehr praktisch ästhetische Tendenz ihn unmittelbar anziehen mußte. Überdies sagt er selbst, daß die ‚Kritik der Vernunft‘ (er meint damit offenbar beide, die der reinen — 1781 — und der praktischen — 1788 —) ihm für den Augenblick wegen seiner ‚wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen‘ noch zu schwer sein würde. Seine Gedanken gehörten ja schon, seitdem er den Studenten die Theorie der Tragödie vorzutragen begonnen hatte, der Ästhetik; jetzt folgt er mit Spannung den lichtvollen Auseinandersetzungen des berühmten Denkers über den Begriff des Schönen, über das Wesen des Geschmacks, über die Zwecke der Kunst. Mit freudiger Genugthuung hört Körner die Nachricht von seines Freundes ‚philosophischer Bekehrung‘; endlich war der stille Kummer beseitigt, den ihm Schillers Zurückhaltung gegen alles, was wissenschaftliche Philosophie war, bereitet hatte; am liebsten hätte er ihm gleich ‚ein paar Bogen philosophica‘ geschickt. Einstweilen hinderte noch Schillers Zustand einen ausführlicheren Briefwechsel über diese Dinge;

später haben sich die Freunde mit behaglicher Breite in schweren Briefpaketen ihre Meinungen mitgeteilt, und dem Dresdener Appellationsrat erwuchsen schöne Stunden aus den Briefen, die er empfing, wie nicht minder aus denen, die er schrieb.

Diese still empfangende Beschäftigung gedachte Schiller in Rudolstadt fortzusetzen. Der Rat seines Arztes, des trefflichen Dr. Starke, und das freundliche Entgegenkommen Karl Augusts, der ihn für das kommende Semester vom Lesen befreite, ermöglichten ihm die Übersiedelung in Lottens Heimat. Hier wehte eine gesundere, ländlichere Luft, hier war ein stillerer, angenehmer Kreis, hier erfrischte ihn die Erinnerung schöner, glücklicher Zeiten. Nachdem er noch in Jena eine lästige Arbeit erledigt hatte, eine Erwiderung der Antwort, die Bürger auf Schillers geistvolle, aber abfällige Kritik seiner Gedichte geschrieben hatte, siedelte er in die kleine Residenz über.

Aber die schönen Hoffnungen auf Ruhe und Genesung sollten sich nicht erfüllen. Schon in seinem ersten Briefe an Körner klagt er, daß die Stiche in der Brust nicht nachlassen. ‚Ich mag es hier niemand sagen, was ich von diesem Umstande denke; aber mir ist, als ob ich diese Beschwerden behalten müßte. Eine Stunde laut zu lesen, wäre mir ganz und gar unmöglich.‘ In den ersten Tagen des Mai stellten sich wieder Anfälle seines Leidens ein, diesmal so furchtbar, daß das Leben in höchster Gefahr schwebte. Zwei Ärzte standen an seinem Bette. Ein heftiger Fieberfrost ergriff ihn. Der Puls schwand. Die Glieder wurden kalt; nur die stärksten Friktionen brachten wieder Leben hinein. Die Atmungswerkzeuge wurden zu übermenschlicher Anstrengung gezwungen, und tief ergreifend war der Anblick des nach Luft ringenden Mannes. Die Ärzte konnten nichts thun, als die heftigen Schmerzen und die zuckenden Bewegungen des Körpers zeitweilig mit Opium stillen. Dann kamen wieder neue Anfälle. ‚Den Dienstag glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen; die Stimme hatte mich schon verlassen, und zitternd konnte ich bloß schreiben, was ich gern noch sagen wollte.‘ Damals schrieb er jene Worte, die wir an den Anfang dieses Kapitels gestellt haben; damals, im Angesicht des Todes, schrieb er auch einige Zeilen an seinen Körner, die er nach der Genesung nicht abschickte, sondern als ein ‚Denkmal dieses traurigen Augenblicks‘ aufbewahrte. Ein rührendes Zeugnis jener Tage hat uns der treue junge Freund, der Livländer Karl Graß, aufbewahrt, der gleich Adlerskron beständig, pflegend und wachend, um den Kranken war. Es findet sich in einem Briefe, den er von Neapel aus im Jahre 1805, nach Schillers Tode, an Charlotte schrieb: ‚Erinnern Sie sich eines Augenblickes, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war. Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Übersetzung des vierten Buchs der Äneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern

umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und eben so leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses, dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch jemand im Zimmer war. Der Ohnmächtige schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ichs wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?' Wie dem Dichter selbst in diesen schweren Stunden zu Mute war, lassen uns seine Worte an Körner vermuten: ‚Ich habe mehr als einmal dem Tod ins Gesicht gesehen, und mein Mut ist dadurch gestärkt worden.' Ein Gedanke nur schnitt dem Todkranken ins Herz: mit seinem Leben das Glück eines andern Menschen zerfallen zu sehen. ‚Alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben.' Die Vorsehung wandte auch diesmal die Gefahr noch ab. Am 23. Mai konnte Lotte der Schwester Christophine mit der Nachricht von jenen Anfällen auch die der fortschreitenden Genesung geben: ‚Heute ist er zum erstenmal wieder mit uns im Garten gewesen', und aus bewegtem Herzen fügt sie hinzu: ‚Es war mir ein tiefes Gefühl des Dankes, daß ihn mir der Himmel wiedergegeben, daß ich mich wieder mit ihm der schönen Welt freuen kann.' Sie war, gleich Karoline, fast unausgesetzt am Krankenlager gewesen; nur wenn die Kraft nicht mehr ausreichte, hatten die beiden Frauen sich von den aus Jena herbeigeeilten Freunden vertreten lassen. Das Wenige, was uns vom Krankenbette Schillers überliefert ist, zeigt uns ein rührendes Bild ernster Fassung und wehmütiger Sehnsucht nach Leben und Gesundheit. Karoline las ihm in den ruhigeren Stunden aus Kant Stellen vor, die auf Unsterblichkeit deuten konnten. ‚Den Lichtstrahl aus der Seele des Weisen,' erzählt Karoline, ‚und den tröstenden Glauben meines Herzens, daß solch ein Wesen in der Blüte seiner Kraft nicht enden, uns nicht für immer entzogen werden könne, nahm er ruhig auf.' ‚Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben,' sagte er, ‚und wirken, so lange wirs vermögen.' Aber die Sehnsucht nach dem Leben löschte diese Ergebung nicht aus; die Augen hoffnungsvoll und heiter zu seinem treuen Weibe und zur Freundin aufschlagend, sagte er einmal: ‚Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben.'

Wieder hörten die Anfälle eine Weile auf. Die Genesung ging langsam, aber ohne erhebliche Unterbrechungen vor sich. Die Lust an geistiger Beschäftigung wachte mächtig wieder auf. Neben der schweren Lektüre des Kant trieb er Leichteres. Karoline berichtet, daß er in den langen, schlaflosen Nächten besonders gern Reisebeschreibungen las, und daß sie in ihren Gesprächen über die ganze bekannte Erde, durch alle Zonen wanderten. ‚Die Länder am Nordpol, wo der Mensch mit allen Elementen um sein Dasein kämpfen muß, waren ihm besonders merkwürdig.' ‚Man bringt doch immer etwas von solch einer Reise um die Erde

zurück,' sagte er. Auch in romantische Fernen der Dichtung schweifte die Phantasie des Genesenden: in dieser Zeit las er Tassos befreites Jerusalem in Heinses Übersetzung. ‚Der Tasso liegt mir in allen Gliedern,' sagte er einst zu den Schwestern, als er während ihrer Abwesenheit das Gedicht zu Ende gelesen hatte.

Endlich, Anfang Juli, waren Schillers Kräfte so weit hergestellt, daß er eine von Körner angeregte und von seinem Arzt lebhaft befürwortete Reise nach Karlsbad antreten konnte. Er hatte in gesunden Tagen für dieses Jahr Reisen geplant, so zu seinem Körner und besonders auch zu den alternden Eltern. Diese Wünsche mußten nun schweigen vor der Notwendigkeit.



Schiller in Karlsbad.
Nach einer späteren Originalzeichnung (1841) seines Freundes, des Malers J. Chr. Reinhard.

Von dem Aufenthalt Schillers in Karlsbad ist uns wenig berichtet. Er lebte still und zurückgezogen, auch den Briefwechsel schränkte er sehr ein: aus der ganzen Zeit des Aufenthaltes ist uns nur ein einziger kurzer Brief erhalten. Wenige neue Bekanntschaften wurden geschlossen. Im ganzen hielt sich der Rekonvalescent an Lotte und Karoline, die ihn begleiteten. Die Zeichnung von Reinhard, Schiller auf dem Esel sitzend, mit der Pfeife im Munde, scheint auf diese Zeit zu deuten. Das Antlitz ist schmal, die Wangen sind eingefallen, die Glieder schmächtig: es ist der Anblick, wenn nicht eines Kranken, so doch eines schwer Angegriffenen. Aber es liegt doch etwas wie Hoffnung und wie Unternehmungslust in diesen Zügen. Und in der That, auch hier an die Heilquellen, in das weltentrückte Stillleben folgten ihm seine Pläne. Hier traten mit dem Entschluß zum Wallenstein auch schon einige bestimmte Umrisse und Anschauungen in seine Seele; in Eger sah er das Haus, in dem Wallenstein ermordet worden war, die alten Bilder, die die ‚Exekution' darstellten, die Partisane, durch die er gefallen war; und in Karlsbad selbst kam er hin und wieder mit österreichischen Offizieren zusammen, unter denen er vielleicht Modelle zu den soldatischen Gestalten seiner Dichtung fand.

Früher, als man beabsichtigt hatte, wurde Karlsbad verlassen. Karolinens Anwesenheit war in Rudolstadt erforderlich. Schiller fühlte sich von der Kur angegriffen, ‚abgestumpft für jeden Genuß der Seele'. Aber die Nachwirkung

war doch erwünscht. Nachdem er kurze Zeit in Jena und Weimar verweilt hatte, ging er, der Einladung Dalbergs folgend, nach Erfurt, um die volle Genesung abzuwarten. Jeden Abend brachten er und Lotte beim Koadjutor zu, der freundschaftlich um ihn bekümmert war. Im Oktober finden wir ihn wieder in Jena. Das Leiden war zwar nicht gehoben, aber die Anfälle wurden doch seltener und weniger heftig; die Arbeitskraft nahm zu, es war ihm möglich, täglich drei bis vier Stunden zu diktieren.

Die Arbeit war sehr notwendig. Noch war die Existenz des Hauses ganz von Schillers fleißiger Feder abhängig. Diesen Zustand hatten die letzten Monate in seiner ganzen erschreckenden Deutlichkeit gezeigt. Wenn Krankheit die Hand zur Unthätigkeit verurteilte, mußten Not und Entbehrung einkehren. Mit dem väterlich freundschaftlichen Dalberg hatten Schiller und Lotte oft über diese Dinge gesprochen, und er hatte dringend empfohlen, den Herzog Karl August nun endlich um eine Gehaltserhöhung anzugehen. Man wußte sehr wohl, daß des Herzogs eigene Geldverhältnisse damals sehr mißlicher Art waren, und machte sich wenig Hoffnung auf Erfolg. Aber das Mögliche mußte doch versucht werden. Karl August lehnte das Gesuch ab; er sei ‚alleweile‘ nicht imstande, es zu erfüllen; aber er schickte Lotte eine namhafte Summe als einmalige Unterstützung.

Nur für den Augenblick konnte solche Gabe helfen. Die Unsicherheit des kommenden Tages wurde dadurch nicht gehoben. Die Reise nach Karlsbad hatte viel gekostet. Die Einnahmen aus den geplanten Schriften blieben aus. Körner bot in hochherziger Freundschaft mit eindringlichen Worten seinen Beistand an, aber Schiller wollte die oft gebrauchte Güte des wackeren Freundes, der damals selbst großen Ausgaben entgegensah, nicht wieder in Anspruch nehmen. So bemächtigten sich Schillers schwere Sorgen, Sorgen, die Goethe nie kennen gelernt hat, und die den hochstrebenden Geist immer wieder in den niederen Dienst des Tages zurückzuziehen drohten. Aber er hob das Haupt mutig empor. Was möglich war durch beständigen Kampf gegen die Krankheit, durch beständige Selbstüberwindung, das hat er gethan. Alle brauchbaren Stunden hat er verwendet, um die mit den Buchhändlern früher verabredeten Arbeiten wenigstens teilweise zu erledigen: eine Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges, Aufsätze für die von Göschen mit neuem Eifer aufgenommene Thalia, Weiterführung der Übersetzung aus dem Virgil; daneben webt in dem Kopf, der soeben den Wallenstein empfangen hatte, wiederum ein episches Gedicht, dessen Mittelpunkt Gustav Adolf sein sollte. So, zwischen harter Arbeit und erquickenden Plänen, zwischen häuslicher Einsamkeit und stillem Verkehr mit wenigen treuen Freunden, zwischen Kranksein und der Hoffnung auf Genesung, kam der Winter heran.

Das Jahr 1791 hatte dunkel und trübe begonnen; ein gütiges Geschick hat dafür gesorgt, daß es hell und sonnig endete.

Wieder stand ein Augenblick bevor, wie jener, da aus Leipzig die Sendung des Körnerschen Kreises ankam; wieder sollte der Dichter erfahren, daß draußen in der Welt Menschen lebten, denen er mit seinem Worte den Sinn für alles Gute und Edle erschlossen hatte; wieder sollte ihm, heilbringend und erfreuend, die Wahrheit nahen, daß die Werke des Guten nicht untergehen.



Siebzehntes Kapitel.

Die dänischen Freunde.

Im Jahre 1790 war, wie wir erzählt haben, in Jena der Däne Jens Baggesen erschienen. Mit seiner jungen Frau, des großen Haller Enkelin, auf der Rückreise von der Schweiz nach Kopenhagen begriffen, wollte er den Mann sehen, dessen Werke seine Seele aufs tiefste ergriffen hatten. Und neben Schiller trieb es ihn zu Reinhold, aus dessen Munde er der Lehre Kants lauschen wollte. Enthusiastisch in seinem ganzen Wesen, sah er in Schiller, Kant und Reinhold weltgeschichtliche Größen, ‚philosophische Messias'. Ein Stammbuchblatt, das ihm Schiller in jenen Tagen schrieb, läßt uns die Gespräche vermuten, die zwischen ihnen geführt wurden. Die Sendung des Dichters ist der Gegenstand jener kurzen Verse; nicht der Historiker, wie es Baggesen etwa geschienen haben mag, ist der wahrhaft Berufene, um dem Verdienst seine Kränze zu flechten:

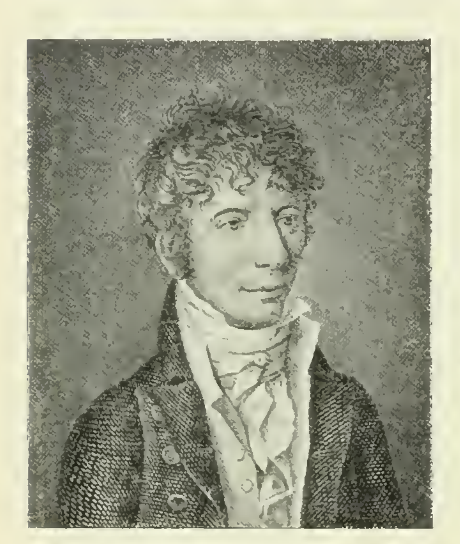
> Der Kronen schönste reicht der Richter
> Der Thaten durch die Hand der Dichter.

Die Persönlichkeit Schillers that es Baggesen vollends an, obgleich der Dichter, damals oft ermüdet und übermäßig beschäftigt, sich nicht so oft mit ihm befassen konnte wie Reinhold.

Nach Dänemark zurückgekehrt stiftete der begeisterte Verehrer Schillers ihm eine Gemeinde; eine Anzahl vornehmer, edeldenkender, geistig bedeutender Männer und Frauen wußte er mit gleicher Flamme zu entzünden; besonders der Don Carlos, das reine menschliche Pathos des Posa thaten Wirkung. Der dänische Staatsminister Graf Ernst von Schimmelmann, ein Deutscher von Geburt, und der Prinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg (unserer gegenwärtigen Kaiserin Urgroßvater) wurden durch Baggesen leidenschaftliche Verehrer des Dichters; und die Gattinnen dieser drei theilten leicht die Gefühle ihrer Männer. Es war eine begeisterungsfreudige Zeit, das Ende des vorigen Jahrhunderts, und es wird uns, die wir unter ganz anderer geistiger Richtung leben, schwer, diese Begeisterungsfreudigkeit richtig aufzufassen. Uns Heutigen ist leicht jede Schwärmerei zuwider; wir glauben fast der warmen Gefühle, die eine gütige Ordnung in der Brust des Deutschen doch stets noch wach hält, uns vor andern schämen zu müssen, und fast nie erblicken wir den natürlichen

Ausbruch dieser Gefühle in Gebärde, Wort und Schrift. Jene Zeit, wärmerer Empfindungen fähig, sah ihren schwärmerischen Ausdruck als natürlich an. Man sang in heiter geselligem Kreise Schillers Lied an die Freude, das manchem modernen Menschen schon als ein übertreibender Dithyrambus erscheint; und noch war es nicht lange her, daß Jünglinge wie reife Männer Klopstockische Oden recitiert und am Totenbette von Klopstocks Cidli geweint hatten. Ein naiver, aber hellsehender Glaube herrschte noch an die Macht des Gemütes, auch wenn man im Zeitalter der ‚Kritik der reinen Vernunft' stand; ja, die Philosophie des Verstandes selbst wurde mit dem Herzen erfaßt.

Die Verehrung des kleinen Kopenhagener Kreises für unsern großen Dichter suchte nach einer äußeren Bezeugung. Im Juni des Jahres 1791 sollte eine von Baggesen ersonnene Schillerfeier stattfinden. Gegenüber der schwedischen Küste, wo der Sund beginnt sich zu verengern, eine Stunde nordwärts von Helsingör und seiner meerbeherrschenden Kronenborg, liegt, lieblich am Ufer hingebreitet, das Dorf Hellebek. Hier wollten sich die Freunde und Freundinnen versammeln; hier sollten das Lied an die Freude und Scenen aus dem Don Carlos vorgelesen werden, und Musik und Reigen sollten die ländlich heitere Feier zu Ehren des Dichters beschließen. Schon waren Baggesen und seine Frau reisefertig und wollten den Grafen und die Gräfin Schimmelmann auf ihrem Landsitze Seelust abholen, da langte ein Billet der letzteren an, in dem es hieß, Schiller sei tot, und die Feier müsse unterbleiben. Das falsche Gerücht von Schillers Tode war damals, kurze Zeit nach seinem schwersten Krankheitsanfall, überall in Deutschland verbreitet. Nachdem die erste schmerzliche Bestürzung vorbei war, eilten die Gatten zu Schimmelmanns, und der Graf empfing sie mit den Worten: ‚Wir haben nach Hellebek gehen wollen, um dort wohlgemut das Lied an die Freude anzustimmen; jetzt wollen wir trotz des Unwetters hinfahren, um es in Wehmut von Ihnen vorlesen zu hören.' Man fuhr nach Hellebek. Der anfangs dunkle und regnerische Himmel hellte sich auf; als man in dem lieblichen Seeort angekommen war, hatte die Sonne vollends gesiegt. Baggesen las das Lied an die Freude. Die Gesellschaft — es hatte sich zu Baggesens und Schimmelmanns noch ein befreundetes Ehepaar gesellt — fiel begeistert ein und sang die Schlußverse der Strophen mit. Musikchöre, die Schimmelmann im Gebüsch verborgen hatte, mischten ihre Klänge ein. Dann trat Baggesen vor und sprach aus vollem Herzen die selbstgefundenen Verse:



Jens Immanuel Baggesen.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde, stimmt mit ein!
Und sein Geist soll uns umschweben,
Hier in Hella's Himmelhain.

Chor

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein,
Seinem Geiste treu zu sein,
Bis zum Wiedersehn dort oben.

Dann traten ländliche Knaben und Mädchen in Schäferkleidung aus dem Gebüsch und führten einen Reigen auf. Man ließ der Feier ihren freudigen Charakter: für diese Menschen konnte Schiller nicht sterben.

Drei Tage verweilte man zusammen am Strande des Meeres, drei Tage lebte und schwärmte man in den Gefühlen und Gedanken, deren großer Apostel Schiller war.

Und daß diese Gefühle kein leerer Schall waren, über den uns Heutigen, kälter Denkenden zu lächeln erlaubt wäre, zeigten die Folgen des Festes.



Baggesens Frau
Sophie geb. Haller.

Baggesen berichtete von der Feier sofort an Reinhold in Jena. Schiller war damals in Karlsbad. Als er zurückkehrte, teilte ihm Reinhold den Brief Baggesens mit; welchen Eindruck die Nachricht von der Feier auf den eben dem Tode wirklich Entronnenen machte, wie sehr ihn das Bewußtsein, Liebe und Verehrung zu genießen bei fremden Menschen, an die kein äußerliches Band ihn knüpfte, aufrichtete, mögen wir aus Reinholds Worten an Baggesen schließen: ‚Ich zweifelte, ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt hat.‘ Reinhold brachte den Abend in Schillers Familienkreis zu. Lotte sagte zu ihm: ‚Wenn Sie Baggesen schreiben, so sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —,‘ weiter konnte sie vor Rührung nicht sprechen. Reinhold aber erwiderte: ‚Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben als was ich jetzt sehe und höre.‘

Der Philosoph erstattete dem dänischen Freunde bald Bericht über das, was er gesehen und gehört hatte. Und in diesen Bericht läßt er ein kräftiges Wörtlein einfließen über die mißliche wirtschaftliche Lage, in der sich Schiller ganz ohne eigenes Verschulden befand, und die Reinhold, der selbst ja nur 200 Thaler Gehalt hatte, mit besonderer Deutlichkeit empfand. Wenn Schiller erkranke, so wisse er nicht, ob er sein Gehalt in die Küche oder in die Apotheke tragen solle. Alles sei gewonnen, so berichtete er, wenn Schiller eine Zeitlang der Sorgen überhoben werde und imstande sei, für seine Gesundheit alles zu thun. Baggesen teilte seinem Freunde Schimmelmann und dieser dem Prinzen von Holstein-Augustenburg Reinholds Meinung mit, und nun zeigten diese beiden Männer, daß ihre Verehrung für den großen Mann auch die Probe der That bestehen konnte.

Am 13. Dezember erhielt Schiller folgenden Brief des Prinzen von Augustenburg und des Grafen Schimmelmann.

Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beyde sind Ihnen unbekannt, aber beyde verehren und lieben Sie. Beyde bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neueren Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Werken stempeln konnte. Sie fanden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, der das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich sehr bald an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied Ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl der guten Menschen, die ihn kennen und lieben.

Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidige uns bey Ihnen gegen den Anschein von unbescheidner Zudringlichkeit! Es entferne jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens. Wir fassen es ab, mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf.

Ihre, durch allzuhastige Anstrengung und Arbeit zerrüttete Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit einer großen Ruhe, wenn sie wiederhergestellt und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll, allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns die Freude gönnen Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern. Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Rthlr. an.

Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht es abzulehnen. Wir wissen dieß zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu seyn, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen e i n e s Erdballs umfassen. Sie haben h i e r nur Menschen, Ihre Brüder vor sich, nicht eitle Größe, die durch einen solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Hochmuth fröhnen

Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe genießen wollen. Hier bey uns würde es Ihnen nicht an Befriedigungen für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich ein großer Handelsplatz ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die einzigen, welche Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste unseres Staates angestellt zu werden, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen.

Doch wir sind nicht so kleineigennützig diese Veränderung Ihres Aufenthalts zu einer Bedingung zu machen. Wir überlassen dieses Ihrer eigenen freyen Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsch muß jede andere Betrachtung nachstehen.

Eine hochherzige Gabe mit vornehmer Gesinnung und edlem Takte geboten! Mit ebenso vornehmer Gesinnung und edlem Takte wußte Schiller diese Gabe anzunehmen. Kein Erzähler kann den Eindruck wiedergeben, den dieser Briefwechsel auf jeden besser angelegten Menschen macht; wir verzichten auf jeden Versuch einer erzählenden Wiedergabe und setzen statt dessen die Briefe in ihrem ganzen Wortlaut hierher.

An Jens Baggesen.

Jena den 16. Dec. (Freitag) 91.

Wie werd ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin, erwarten Sie nicht viel zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen die edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Überzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe.

Ja, mein theurer Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von H. und des Grafen S. mit dankbarem Herzen an — nicht, weil die schöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten und zu seyn, was ich nach dem mir gefallenen Maaß von Kräften leisten und seyn kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichre, Zukunft macht mir bessre Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortrefliche Prinz, der sich von freyen Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden.

Eine sittlich schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zwecks verfehlte, bleibt sie, was sie war. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall ist, werd ich und muß ich Ihnen sagen.

Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor 10 Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anders als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, eh ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hält, aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bey aller geahndeten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes, unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich

die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwey oder drey stille Jahre gegeben, die ich frey von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen, und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unsrer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen, aber es nur



Friedrich Christian Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.
In ganzer Figur gemalt von Anton Graff 1791. Porträtausschnitt nach einem Stich von G. L. Lahde vom Jahre 1796.

einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traum geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfieng, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabey war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum neuen Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu wiederholen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt.

Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst; ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen S. auf mich gehabt hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichen Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommen freye Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unsers Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht verstattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist — und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich in mir zu einer schönen Blüte für die Menschheit entfalten!



Ernst Heinrich Graf von Schimmelmann.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz der gräflichen Familie.

Ich komme auf die zweyte Hälfte Ihres Wunsches — theurer vortrefflicher Freund, warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen als die erste? Unter der Unmöglichkeit, die Reise zu Ihnen sobald als Sie wünschen auszuführen, kann gewiß niemand mehr leiden als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität, das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten — wenn es

hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbads werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer bessern Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Academie zu bezeigen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches seyn kann. Alsdann wird er aber gewiß meinem Wunsch nicht entgegen seyn, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bey Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, gewiß für das weitere sorgen.



Gräfin Schimmelmann.
(Erste Gemahlin des Grafen, starb im 23. Lebensjahre.)
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz der gräflichen Familie.

Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns einander so nahe seyn, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, und meinen halberstorbenen Geist an Ihrem frischen feurigen Genius zu wärmen wird stets ein Bedürfniß meines Herzens seyn. Nie so lang ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne diese Absicht, bei meinem Wiedereintritt ins Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder in etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang in Hellebeck und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren frische nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jenen Vorgang selbst! Es war für den Abgeschiedenen bestimmt und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren.

Verzeihen Sie diesen langen Brief, mein vortreflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zu Eröfnung unserer Correspondenz mag es hingehen, damit Sie mit Einem mal mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich, ganz ohne Präliminarien, von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andre Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuren Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Correspondentin gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwey glänzende Erscheinungen schwebten Sie beyde, schnell doch unvergeßlich an uns vorüber. Die Gestalten sind lang verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick.

Ewig der Ihrige

Schiller.

An den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg und den Grafen Ernst von Schimmelmann.

Jena 19. Dec. (Montag) 91.

Erlauben Sie, Verehrungswürdigste, daß ich zwey edle Namen in Einen, und zwar in Denjenigen zusammenfasse, unter welchem Sie Sich selbst unter Rücksicht meiner vereinigt haben. Der Anlaß bey welchem ich mir diese Freiheit nehme, ist an sich selbst schon eine so überraschende Ausnahme von allem Gewöhnlichen, daß ich das reine idealische Verhältniß, worein Sie zu mir getreten sind, durch jede Rücksicht auf zufällige Unterschiede herabzuwürdigen fürchten müßte.



Gräfin Charlotte Schimmelmann.
(Zweite Gemahlin des Grafen, korrespondierte mit Schiller und Lotte.)
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz der gräflichen Familie.

Zu einer Zeit, wo die Überreste einer angreifenden Krankheit meine Seele umwölkten und mich mit einer finstern, traurigen Zukunft schreckten, reichen Sie mir, wie zwey schützende Genien, die Hand aus den Wolken. Das großmüthige Anerbieten, das Sie mir thun, erfüllt, ja übertrifft meine kühnsten Wünsche. Die Art, mit der Sie es thun, befreyt mich von der Furcht, mich Ihrer Güte unwerth zu zeigen, indem ich diesen Beweis davon annehme. Erröthen müßte ich, wenn ich bei einem solchen Anerbieten an etwas anders denken könnte, als an die schöne Humanität, aus der es entspringt, und an die moralische Absicht, zu der es dienen soll. Rein und edel, wie Sie geben, glaube ich empfangen zu können. Ihr Zweck dabey ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich, selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung, mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege. Ich weiß, meine Verehrtesten, daß nur die Überzeugung, von mir verstanden zu seyn, Ihre Zufriedenheit vollendet; darum und darum allein erlaubte ich mir, dieß zu sagen.

Aber der nahe Antheil, den ein allzupartheyisches Wohlwollen für mich an Ihrer großmüthigen Entschließung hat, der Vorzug, den Sie vor so vielen andern mir ertheilen, mich als das Werkzeug Ihrer schönen Absicht zu denken, die Güte, mit der Sie zu den kleinen Bedürfnissen eines Ihnen so fremden Weltbürgers herabsteigen, legen mir gegen

Sie die persönlichsten Pflichten auf und mischen in meine Ehrfurcht und Bewunderung die Gefühle der innigsten Liebe. Wie stolz machen Sie mich, daß Sie meiner in einem Bunde gedenken, den der edelste aller Zwecke heiligt, den der Enthusiasmus fürs Gute, fürs Große und Schöne geknüpft hat. Aber wie weit ist die Begeisterung, welche in Thaten sich äußert, über diejenige erhaben, die sich darauf einschränken muß, zu Thaten geweckt zu haben. Wahrheit und Tugend mit der siegenden Kraft auszurüsten, wodurch sie Herzen sich unterwürfig machen, ist alles was der Philosoph und der darstellende Künstler vermögen — wie viel anders ists, die Ideale von beiden in einem schönen Leben zu realisiren. Ich muß Ihnen hier mit den Worten des Fiesko antworten, womit er den Stolz eines Künstlers abfertigt: „Sie haben gethan, was ich nur malen konnte!"

Aber, wenn ich es auch vergessen könnte, daß ich selbst der Gegenstand Ihrer Güte bin, daß ich Ihnen die schöne Aussicht zur Vollendung meiner Entwürfe verdanke, so würde dennoch in mir eine Verbindlichkeit von sehr hoher Art gegen Sie übrig bleiben. Eine Erscheinung, wie Sie mir waren, richtet den Glauben an reine und edle Menschheit wieder auf, den so zahlreiche Beispiele vom Gegentheil in der wirklichen Welt niederschlagen. Unaussprechliche Wollust ist es für den Maler der Menschheit, im wirklichen Leben auf Züge desjenigen Bildes zu treffen, das sich in seinem innern verklären und seinen Schilderungen zu Grunde liegen muß. Aber ich fühle, wieviel ich durch Übernehmung der großen Verbindlichkeit verliere, die Sie mir auferlegen. Ich verliere durch sie die süße Freiheit, meiner Bewunderung Sprache zu geben, und eine so uneigennützig schöne Handlungsart mit gleich uneigennützigem Gefühl zu verherrlichen.

Die Möglichkeit, Ihnen denjenigen in Person darzustellen, den Sie Sich so tief verpflichtet haben, wird das Werk Ihrer großmüthigen Unterstützung seyn. Durch diese werde ich mich in den Stand gesetzt sehen, meine Gesundheit allmählig wieder zu gewinnen, und die Beschwerden einer Reise, den Wechsel der Lebensart und des Climas zu ertragen. Gegenwärtig bin ich noch immer den Rückfällen in eine Krankheit ausgesetzt, die mir den Genuß der reinsten Lebensfreuden schmälert, und nur sehr langsam, wie sie kam, wird zu heben seyn. Unter den vielen Entbehrungen, wozu sie mich verurtheilt, ist diese keine der geringsten, daß sie die glückliche Zeit verzögert, wo mich der lebendige Anblick und Umgang mit tausend unzerreißbaren Banden an zwey Herzen fesseln wird, die mich jetzt noch aus unsichtbarer Ferne, wie die Gottheit, beglücken, und, wie diese, meinem Dank unerreichbar sind. In dieser schönen Zukunft zu leben und mit seinen Wünschen und Träumen diesem Zeitpunkte voran zu eilen, wird bis dahin die liebste Beschäftigung seyn

Ihres tief verpflichteten und

ewig dankbaren

Fridr. Schiller.

Nach diesem Briefe wollen unsere Leser noch den Brief Schillers an Körner lesen, den wir ihnen in der Nachbildung mitteilen.

Auch Körner war über diese Wendung erfreut. Der edle Mann, der selbst den Wert des Geldes so gering anschlug gegen den Wert geistiger Güter, antwortete mit den bedeutenden Worten: ‚Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück, — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.'

Von Angesicht zu Angesicht hat Schiller seine beiden Wohlthäter nie gesehen; die weiter gehegte, durch einen Brief der Gräfin Schimmelmann ausdrücklich bestätigte Absicht, nach Dänemark zu reisen, ließ die Krankheit nicht zur Ausführung kommen, so sehr sich auch der Prinz von Holstein danach sehnte; ‚nichts,'

Jena den 10. Dec. 91.

Ich muß Dir unverzüglich schreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen lieber Körner. Das, wornach ich mich schon so lang ich lebe, aufs feurigste gesehnt habe wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los, ich habe die längst gewünschte Unabhängigkeit des Geistes. Heute erhalt ich Briefe aus Koppenhagen vom Prinzen von Augustenburg und vom Grafen von Schimmelmann die mir auf drey Jahr jährlich 1000 Thlr zum Geschenk anbieten, mit völliger Freiheit zu bleiben wo ich bin, bloß um mich von meiner Krankheit völlig zu erholen. Diese Delikatesse und Feinheit mit der der Prinz mir dieses Anerbieten macht könnte mich noch mehr rühren als das Anerbieten selbst. Ich werde Dir die Briefe in 8 oder 10 Tagen schicken. Sie wünschen zwar, daß ich in Koppenhagen leben möchte, und der Prinz schreibt, daß wenn ich dann angestellt seyn wollte, man dazu Rath schaffen würde. Aber dieß geht sobald nicht, da meine Verbindlichkeit gegen den Herzog von W. noch zu neu ist, und noch vieler andern Ursachen wegen. Aber hinreisen werd ich doch wenn es auch erst in 1 oder 2 Jahren geschieht.

Brief Schillers vom 10. Dezember 1791 an Christian Gottfried Körner.

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Besitz der Verlagshandlung.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Wie mir jetzt zu Muthe ist kannst du denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangiren, meine Schulden zu tilgen, und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln, und für die Ewigkeit zu arbeiten. In 3 Jahren kann ich dann entweder in Dänemark eine Versorgung finden, oder es fällt mit M—z etwas vor, und dann bin ich auf Zeitlebens gedeckt.

Aber was detaillire ich dir dieß alles? Sage dir selbst, wie glücklich mein Schicksal ist. Ich kann dir für heute nichts mehr sagen. Deinen Brief, den ich heute erhalte, beantworte ich das nächstemal. Tausend Grüße an Minna und Dorchen, von mir und meiner Lotte. Ewig dein

S.

an 13,

Herrn Appellationsrath
D. Körner
in
fr.
Dresden

so schreibt er, ‚kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.‘ Aber die einmal geknüpften Bande der Zuneigung blieben stark. Der Briefwechsel spann sich weiter, und eins der edelsten Werke Schillerscher Prosa, die ‚Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen‘, ist an den Augustenburger gerichtet. Bis in späte Jahre, weit über Schillers Tod hinaus, blieb die treffliche Gräfin Schimmelmann in brieflichem Verkehr mit Lotte, und aus ihren Worten klingt überall bis zuletzt eine enthusiastische Verehrung des großen Toten hervor.

Auf lange hinaus waren die Sorgen, die schwerlastenden, verscheucht. Das Leben des Dichters gewinnt einen freundlicheren Anblick. Die kleinen Äußerlichkeiten, die zwar das Leben nicht machen, aber die doch soviel darin ausmachen, traten nun in ihr Recht. Mit freierem Sinn konnte Schiller im eigenen Hause die Geselligkeit mit Gleichgesinnten pflegen, die dem Erholungsbedürftigen so wohl that; zumal die strebsamen jungen Männer, von denen wir schon gesprochen haben, waren nun noch öfter um ihn als früher. Und die stillen Gesellschafter, die er bisher immer nur auf Wochen entliehen hatte, jetzt kamen sie als Eigentum in sein Haus: die Bücher. Seine Hauptbeschäftigung gehört dem Kant; wenn er auch drei Jahre darauf verwenden sollte, sein Entschluß steht fest, nicht eher aufzuhören, als bis diese Lehre ganz ergründet sei. Auch seiner Gesundheit widmet er einen Teil des neuen Reichtums, im März kaufte er sich ein Reitpferd, den Gegenstand langjähriger Sehnsucht; die Bewegung, hoffte er, werde ihm gut thun. Leider hörten die körperlichen Schmerzen und Schwächezustände noch nicht auf: die Reise nach Dänemark, die Veränderung der Lebensweise und des Klimas wagt er sich noch nicht zuzutrauen. Aber andere Reisen tauchen vor seiner Seele wie freundliche Bilder auf: nach Dresden zu dem geliebten Freunde, nach Schwaben zu den geliebten Eltern.

Nur die erste dieser Reisen wurde im Jahre 1792 ausgeführt, die andere sollte in der Form einer Übersiedelung auf ein Jahr erst im nächsten erfolgen. Es mag ein rührendes Wiedersehen gewesen sein zwischen den beiden alten Freunden. Wieviel lag zwischen jenen Tagen, da Körner nicht ohne eine leise Verstimmung in Jena bei dem Freunde eingekehrt war, und jetzt, da es sich auch ihm lange gezeigt hatte, daß jene Charlotte von Lengefeld doch die Begründerin von Schillers Lebensglück war; zwischen jenen Tagen, da die äußere Zukunft trotz aller freudigen Erwartungen Schillers so dunkel vor ihm lag, und jetzt, da dieses Dunkel sich so plötzlich und freundlich gelichtet hatte!

Begleitet von dem treuen Hausfreunde Fischenich und einem jungen Dänen, Hornemann, der zu einer Professur an der Kopenhagener Universität bestimmt war und sich besonders an Schiller angeschlossen hatte, zog das Ehepaar Anfang April 1893 nach Dresden. In Leipzig wurde einige Tage Rast gemacht; alte Freunde wurden begrüßt, buchhändlerische Geschäfte erledigt oder verabredet. Körners Haus war geräumig genug, alle zu beherbergen, obgleich es mehr Menschen zählte, als da Schiller Dresden verlassen hatte: im Oktober 1791 war der erste Sohn geboren worden, Theodor Körner. Schiller hatte dem zu so großem Ruhme bestimmten Knäblein schon seinen Segen von Jena aus zu-

gerufen. Glückliche Tage in glücklichem Kreise verlebten die Gäste. Obgleich Körner durch sein neues Amt — er war zum Appellationsrat ernannt worden — stark in Anspruch genommen wurde, blieb doch hinreichend Muße, wieder, wie einst, die Abende mit philosophischem Gespräch zu füllen. Jetzt mußten diese Gespräche Körner noch mehr Befriedigung gewähren als damals, denn die Gedankenkreise, die ihn selbst von jeher am meisten beschäftigt und erfreut hatten, Schiller hatte sie nun auch durchmessen, er hatte den großen Schritt gethan: Kant war ihm nicht mehr fremd. Und in das Gespräch der beiden gereiften Männer mischte sich, bescheiden und doch bedeutungsvoll, die strebende Jugend, der hochbegabte Fischenich und der Landsmann des holsteinischen Prinzen.

Aber das Wiedersehen von Angesicht zu Angesicht brachte Körner nicht bloß Freude; schweren Herzens sah er nun mit eigenen Augen das blasse Antlitz des Freundes, die eingefallenen Wangen und hörte das rasche und laute Atmen seiner Brust. Die schmerzliche Gewißheit drängte sich ihm auf, daß Schiller nicht genesen war, daß die Krankheit nur schlummerte. Und es blieb ihm sogar nicht erspart, einige vorübergehende Anfälle der furchtbaren Krämpfe und Atemnot mit anzusehen.

So schieden sie schweren Herzens voneinander, als die festgesetzte Zeit verronnen war. Was Schiller nicht seiner Gattin, was er niemand zu sagen wagte, das hat er seinem besten Freunde anvertraut: daß ihn diese Krankheit nicht mehr verlassen konnte, daß er ihr verfallen war, daß ihr Gang wohl verlangsamt, aber nicht zum Stehen gebracht werden konnte. Aber was in den Sterblichen Kleinmut zu wecken pflegt, das rief diesen Gewaltigen zu größerem Mute auf. Zwei Zielen strebte er nach, gerade weil die Zeiger schneller rückten: fortzuschreiten im Lernen und Leisten, im Erkennen und Schaffen, war das eine dieser Ziele, das andere aber war: in Liebe zu umfassen die Menschen, die das Leben ihm gegeben hatte.





Achtzehntes Kapitel.

In der alten Heimat.

An all dem Glück und all den Prüfungen des letzten Jahrzehnts hatte niemand innigeren Anteil genommen als die Eltern, die fern in Schwaben an die Scholle des Herzogs gefesselt saßen. Mit deutlich geäußerter, selbständiger Meinung hatte Johann Kaspar Schiller den Weg seines Sohnes verfolgt, mit ergebungsvollem Gebet die Mutter. Seitdem Schiller den Ratstitel von Karl August erhalten hatte, war in des Vaters mißbilligender Ansicht von der Lebensführung Fritzens ein kleiner Umschlag bemerkbar geworden; seitdem aber die Berufung auf den jenaischen Lehrstuhl und die Verbindung mit der vornehmen Familie derer von Lengefeld erfolgt, seitdem der Name Friedrich Schiller durch den Don Carlos, die niederländische Rebellion und den dreißigjährigen Krieg in ganz Deutschland berühmt geworden war, strich der Alte vollends die Segel und bekannte, daß er in jener Zeit des Sturmes und Dranges, in den Oggersheimer, Bauerbacher und Mannheimer Jahren nicht mit dem nötigen Verständnis geurteilt hatte. Zum zweiunddreißigsten Geburtstage des eben von der Krankheit scheinbar genesenen Sohnes, ‚unseres lieben Fritzen‘, schüttet er sein Herz aus: . . . . . . ‚Durch wie viel Umwege hat Gott all dieses an Ihm und uns gethan! Wie viel mußte der liebe Fritz erst leiden, sich öfters in dem härtesten Druck befinden, von seinen Eltern ohne Hülfe, in fremdem Lande einzig sich selbst überlassen, und immer im Zweifel sein, wie er Seine angefangene Rolle in der großen Welt würde fortspielen können. Zwar hat ihm Gott Kräfte gegeben, aus sich selbst heraus zu gehen, aber wie viele Beispiele haben wir nicht, daß gleichwohl auch große Genies lange verkannt, und wenn nicht durch Mißgeschick, wenigstens aus Neid und durch Kabalen Anderer zurück bleiben müssen. Diese Betrachtung hat besonders mir um deswillen Kummer gemacht, weil ich selbst, trotz aller Mühe, die ich mir gegeben, gerade und rechtschaffen zu handeln, so oft verdrängt und zurückgeschreckt worden, und ich muß jetzt zu meiner Demütigung bekennen, daß ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich Ihn zu Erreichung Seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen konnte.‘ Aber er preist die unerforschliche Vorsehung, die, was er nicht vermocht

hat, die Wege des Sohnes so glücklich ebnet. ‚Es ist wahrlich kein Ungefähr, das die Dinge in der Welt regiert, denn aus den Folgen erkennen wir eine weise Leitung eines verborgenen höheren Wesens.‘ Höher aber als alle irdischen Ehren und Erfolge erscheint dem liebenden Vaterherzen das freundliche Geschick, das den Sohn in die Arme einer edlen Gattin geführt hatte: ‚Theuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eines Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie Ihrem lieben Gatten, unserm Sohn, erwiesen, und die Sie auch für uns haben. Gott segne Sie mit aller Fülle seines Segens, lasse unsern lieben Sohn bald und vollkommen wieder gesund werden und schenke ihm noch eine große Anzahl erfreulicher Geburtstage. Den heutigen haben auch wir gefeiert und herzlich gewünscht, daß wir hätten mögen beisammen sein, um uns gemeinschaftlich dabei erfreuen zu können.‘

Vater und Mutter lebten in der Sehnsucht, den geliebten Sohn nach langer Trennung wieder umarmen zu können. Und diese Sehnsucht erwiderte der Sohn. Als er sich verlobte und verheiratete, zitterte die bange Sorge um das Leben seiner Mutter in seiner Seele, zu dem Glanze des Glückes als Nebel sich mischend. Dann, kurz nach der Hochzeit, meldete ihm der Vater, daß die Schwerkranke endlich den Weg der Genesung beschritt, und jubelnd begrüßte er die Kunde: ‚Die Besserung meiner liebsten Mutter war mir eine unaussprechlich freudige Nachricht, und um so mehr, da ich sie kaum mehr hoffte. Auch meine liebe Lotte teilt mit mir aufs innigste diese Freude, und wir beide hoffen nun mehr als je, daß unser herzlicher Wunsch in Erfüllung gehen, und daß wir unsere liebsten Eltern beide gesund und glücklich von Angesicht zu Angesicht sehen werden. Im nächsten Jahre hoffe ich es gewiß und nichts soll uns davon abhalten.‘ Aber die Krankheit ließ auch diese Hoffnung zunächst unerfüllt; und wäre sie nicht gewesen, so wäre schon die Kostspieligkeit der Reise ein unüberwindliches Hindernis gewesen.

Der Brief der dänischen Freunde rückte die Verwirklichung des langgehegten Planes näher. Im Jahre 1793 sollte die Reise nach Schwaben erfolgen. Zuvor aber wollte er wenigstens ein Stück Heimat bei sich begrüßen: die Mutter kam am 11. September 1792 in Jena an. Schiller hatte dazu gedrängt, und in kindlicher Fürsorge trug er zu den großen Kosten, die eine solche Reise damals bereitete, das Hauptsächlichste bei. Und mit der Mutter kam ein lieblicher Gast, die jüngste Schwester Nanette. In dem Gedächtnis des Bruders stand sie nur als ein kleines, herziges Kind von fünf Jahren; so alt war sie, als ihn das Geschick aus Schwaben wegtrieb. Jetzt war sie herangeblüht zur Jungfrau. Ihr ganzes Wesen atmete Anmut. Mit hellem Verstand, lebhafter Phantasie und vortrefflichem Herzen ausgestattet, ähnelte sie in Geist und Charakter dem Bruder, und auch in den Zügen fanden viele diese Ähnlichkeit abgespiegelt. Ohne daß sie bis dahin eine tiefere geistige Bildung genossen hatte, gefiel und fesselte sie doch durch den naiven Ausdruck einer reichen Individualität. Ihr großer Bruder war ihr Idol. Ihm ihr Leben zu widmen, erschien ihr als dessen schönster Zweck. Schon hatte sie in den stillen Lauben der Solitüde seine Gedichte und einzelne Rollen seiner Stücke zu sprechen versucht, und nach

allgemeinem Urteil hatte sie dazu ein glückliches Talent. Schiller selbst dachte daran, dem Schwesterchen ihren Lieblingswunsch, einst auf dem Theater die Dolmetschin des Bruders zu werden, zu erfüllen. Leider vereitelte ein früher Tod alle schönen Pläne: im Jahre 1796 schon entriß dieselbe Krankheit, an der der Bruder zu siechen angefangen hatte, sie der Liebe und Verehrung aller.



Nanette Schiller.
Nach einer Photographie des Ölgemäldes von Ludovike Simanowiz im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Glückliche Tage verlebten die beiden Schwäbinnen im Hause des Sohnes. Mit rührendem Wort gedenkt noch in späten Tagen die Mutter der kindlichen Liebe und Fürsorge, die der Sohn um sie breitete: die einfache Frau empfand mit dankbarem Herzen die Wärme, mit der Schiller jedes menschlich schöne Verhältnis ergriff. Einst, da er, im nächtlichen Dunkel fliehend, die heimische Erde verlassen hatte, war sein letztes Wort gewesen: ‚O meine Mutter.‘ Jetzt, in der neuen Heimat durfte er mit anderm Sinne diese Worte wieder ausrufen. Pochenden Herzens führte er ihr seine Lotte entgegen, und auch der Mutter

Lottens, der chère mère, führte er sie zu. Was in den zehn Tagen, die alle vier in dem Lengefeldischen Hause in Rudolstadt zubrachten, gesprochen und gefühlt worden ist, wir haben keine Kunde davon, aber wir wissen es, denn das einfach Menschliche ist immer selbstverständlich.

Mit der fröhlichen Hoffnung des Wiedersehens nahmen Mutter und Schwester Abschied. Ihr Rückweg führte sie über Meiningen; hier wohnte die älteste Tochter des Hauses Schiller, Christophine, die Gattin des Hofrats Reinwald. Das häusliche Glück, das ihr in Jena entgegenlachte, fand Frau Hauptmann Schiller in Meiningen nicht. Christophine erfüllte mit ruhigem, freudigem Herzen die unsäglich schwere Aufgabe, in das Leben eines kränklichen, vergrämten, verbitterten Sonderlings einigen Sonnenschein zu bringen, und die andere noch viel schwerere, für alles Bemühen nur Undank zu ernten. Es berührt uns peinlich zu hören, daß der im Grunde zu besserer Lebensauffassung befähigte Mann so tief in den Geiz geraten war, daß Mutter Schiller ihm sogar das Essen, das Christophine ihr bereitete, bezahlen mußte!

So waren es denn entgegengesetzte Gefühle, mit denen der Alte auf der Solitüde den Reisebericht der Heimgekehrten vernahm: Kummer über das Schicksal der Tochter, helle Freude über das des Sohnes.

Den Winter 1792 1793 verbrachte Schiller in stiller Thätigkeit. Der letzte Teil des dreißigjährigen Krieges war im Sommer endlich abgeschlossen worden und damit die Bahn vollends frei geworden für philosophische Studien. Besonders die Ästhetik zog ihn mächtig an, und der an Kant geschulte Geist drang jetzt tiefer in die Gebiete ein, die er früher schon durch die Reflexionen über die Tragödie an der Hand eigener Erfahrungen betreten hatte. Aus den Schriften des Königsberger Philosophen flossen Anregungen von unberechenbarer Bedeutung; aber in Schillers nie rastendem Geiste gestalteten sich diese Anregungen doch bald wieder zu selbständigen neuen Gedanken, und ein schöpferischer Drang trieb ihn, diese Gedanken zu eigenen philosophischen Gebilden zu verknüpfen. Auf seinem Zimmer versammelte der Professor wöchentlich vier- bis fünfmal eine Schar von vierundzwanzig jungen Leuten und las ihnen ein Privatissimum über Ästhetik, das ihn zwang, seine eigenen Gedanken zu festen klaren Gruppen zu ordnen. Aus diesen Vorlesungen, die ihm viel Freude bereiteten, erwuchsen einige seiner kleineren philosophischen Aufsätze, über die wir später in größerem Zusammenhange sprechen werden.

Zu der Ausführung der Reise nach Schwaben mahnte Schiller nicht der Trieb seines Herzens allein; neue Anfälle der Krankheit erschienen, und auch die Ärzte glaubten, einen längeren Aufenthalt in dem milderen Klima anraten zu müssen. Er schenkte diesen Ratschlägen gern Gehör. Sehnsucht nach der Heimat ergriff ihn. Die Stätten der Jugend erschienen ihm in rosigem Lichte. Neben den Eltern und Geschwistern tauchten die Gestalten lieber Freunde vor seiner Seele auf. Conz hatte ihn vor kurzem in Jena besucht und gemeinsame Erinnerungen in traulichem Gespräch erneuert. Von Hoven, der als hochangesehener Arzt in Ludwigsburg wirkte, war der schöne Brief eingelaufen, den wir unseren Lesern in getreuer Nachbildung mitteilen, und der uns recht deutlich zeigt, mit

Ludwigsburg. d. 10. Dec. 1792.

Deinen Brief und das Exemplar deiner kleinen prosaischen Schriften, die du demselben beizulegen die Güte hattest, habe ich durch deine Frau Mutter richtig erhalten. Es würde vergebens seyn, wenn ich dir die Freude beschreiben wollte, in die ich dadurch gesezt worden bin. Was ich immer von dir vermuthete, daß du noch eben der warme Freund von mir seyest, der du sonst gewesen warest, davon hat mich dein freundschaftliches Andenken nun völlig überzeugt, und du darfst auch von mir ganz gewiß versichert seyn, daß weder Entfernung noch Zeit je im Stande seyn werden, eine Freundschaft in meinem Herzen auszulöschen, die sich in den Jahren der Jugend gebildet, in reifern Jahren befestigt hat, und durch unsere schon so lange Trennung von einander mir immer theurer geworden ist.

Vermuthlich wird dir deine Frau Mutter gesagt haben, daß ich mich bisher immer bei den Deinigen um Nachrichten von dir erkundigt habe, und die Deinigen sind auch immer so gütig gewesen, mir alles, was mich von dir interessieren kann, (und was wär es, das mich von dir nicht interessirte!) mitzutheilen. Leider erfuhr ich auf diese Art auch deine schon so lange daurende Kränklichkeit, und du kannst dir denken, was ich bei dieser Nachricht empfunden habe! Was fehlt dir denn, Lieber? Ist es denn nicht möglich, deine Gesundheit ganz wieder herzustellen? Dein Herr Vater hat mir zwar manches von deiner Krankheit theils erzählt, theils geschrieben; aber ich muß gestehen, daß er mir zu wenig sagen konnte, um darüber urtheilen zu können. Erfülle doch meinen und der Deinigen Wunsch, und komm nächsten Sommer nach Teinach! Vielleicht vermag der vaterländische Himmel mehr als die Arzneikunst, und deine Freunde mehr, als deine Aerzte!

Brief Friedrich Wilhelm von Hovens vom 10. Dezbr. 1792 an Schiller.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

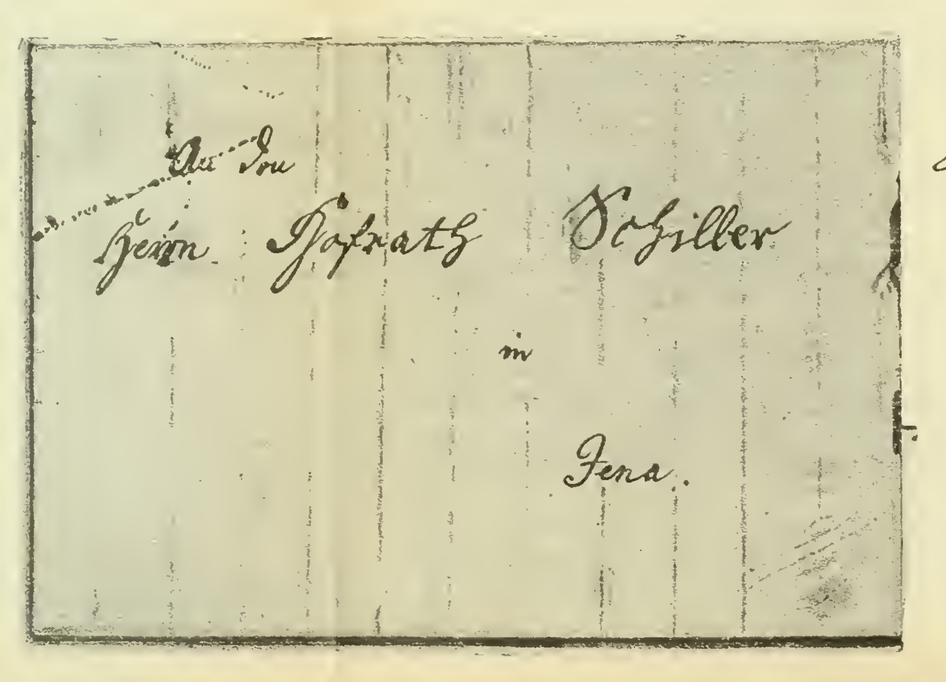
Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Mir geht es, Gott sey dank! in Ludwigsburg immer wohl. Ich bin gesund, ein vergnügter Gatte, ein glücklicher Vater zweyer Kinder, und als Arzt bin ich geehrt und gesucht. Als Schriftsteller — werde ich wohl meine Sachen gemacht haben. Die Menge meiner sich mit jedem Jahr häufenden praktischen Geschäfte wird mir in der Folge immer weniger Zeit zum Schreiben lassen, und etwas Schlechtes schreiben werde ich um so weniger, da es mich sogar ärgert, meinen Versuch über das Wechselfieber, den zwar die medicinischen Bücherrichter nicht unter die schlechten Schriften gerechnet haben, gedruckt zu wissen. Da du diese Kleinigkeit schon gelesen hast, so will ich dir mit keinem Exemplar davon mehr beschwerlich fallen. Besser wird es seyn, du kommst zum Verfasser, erzählst ihm die Geschichte deiner Krankheit, und — wenn er im Stande wäre, dich Deutschland wieder zu geben, welcher schriftstellerische Ruhm käme dem seinigen gleich!

Meine Frau, die dich bloß als Schriftsteller kennt, aber werth ist, dich auch als Menschen zu kennen, läßt sich dir unbekannterweise bestens empfehlen. Deiner Frau Gemahlin, die ich schon deswegen hochschätze, weil sie deine Gemahlin ist, küsse ich die Hand, und dich umarme ich im Geist, drücke dich an mein Herz, und bin ewig

Dein

Freund Hoven.


An den

Herrn Hofrath Schiller

in

Jena.

welcher Liebe die an Schiller hingen, die ihn genauer kannten. Eigentliche Hindernisse standen der Reise nicht im Wege. Karl August bewilligte in freundlichem Briefe einen längeren Urlaub: ‚Die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit ist eines meiner lebhaftesten Anliegen. Möge Ihre vaterländische Luft Ihrer und meiner Hoffnung entsprechen!‘

So wurde denn der Entschluß zur großen Fahrt ‚ins Reich‘ gefaßt. Anfang August reisten Schiller und Lotte ab. Am 8. desselben Monats langten sie in der Reichsstadt Heilbronn an. Hier gedachte Schiller zunächst zu bleiben. Heilbronn lag in nächster Nähe Schwabens, ohne schwäbisch zu sein. Denn Schiller war nicht sicher, wie sich Karl Eugen zu dem flüchtigen Regimentsarzt stellen würde. Man hatte schon die wunderlichsten Willkürlichkeiten erlebt, und es war klug, zu warten, bis Genaueres über die Absichten des Herzogs verlautete.



Das Schillerhaus in Heilbronn (Sülmerstraße 101).
Nach einer Photographie.

Bürgermeister und Rat der ehrwürdigen Stadt erhielten von Schiller ein formvolles Schreiben, das noch heute auf dem Rathause aufbewahrt bleibt und in dem der Dichter um die Aufenthaltserlaubnis bat. Man beschloß der Bitte zu willfahren und durch ‚eine Kanzleiperson dem Herrn Hofrat vergnügten Aufenthalt wünschen zu lassen‘. Der Senator Schübler erhielt diesen Auftrag, ein Mann von weiten Interessen, mit dem Schiller in der Folge auch in Verkehr trat. Er trieb besonders Astronomie und neigte sich sogar zu einer gewissen Anerkennung der Astrologie, was dem Geschichtschreiber des Wallenstein sehr interessant sein mußte.

Den Vater sah Schiller wenige Tage nach seiner Ankunft in Heilbronn; der Herzog hatte ihm erlaubt, den Sohn zu besuchen; ohne der Gefahr zu achten, eilte dann auch Schiller auf schwäbisches Gebiet und umarmte in dem herzoglichen Lustschlosse den Vater und die Mutter, Schwester Luise und Schwester Nanette! Ein seliger Augenblick für alle! Der siebzigjährige Vater war noch in ungebrochener Kraft; ‚kaum sechzig‘, berichtet Schiller an Körner, ‚würde man

ihm geben.‘ Die beständige Thätigkeit, die vom Sohne gepriesene ‚Beschäftigung, die nie ermattet‘, ein echt Schillersches Erbteil, hatte den Alten aufrecht erhalten und die Gebrechen des Alters, wenn sie kamen, gebändigt. Man verabredete, daß Schiller einstweilen noch in Heilbronn bleiben und daß Luise ihm den Haushalt führen sollte: Lotte bedurfte der Vertretung. Denn das Wiedersehen war nicht die einzige Freude für den Hauptmann und die Hauptmännin Schiller: der Sohn durfte ihnen mitteilen, daß sie in kurzem ein Enkelkind auf ihren Armen halten durften. So fügte der Himmel zum gegenwärtigen Glück die Aussicht auf zukünftiges.

Die Eltern redeten dem Sohne zu, mehr in ihre Nähe zu ziehen und zur



Das Schillerhaus in Ludwigsburg.

Das Fischersche (ehemals Emaissche) Haus in der jetzigen Wilhelmstraße.

größeren Sicherheit die förmliche Erlaubnis zur Übersiedelung nach Ludwigsburg vom Herzog zu erbitten. Schiller verstand sich denn auch zu einem Gesuch. Karl Eugen hat es empfangen und gelesen, aber nicht beantwortet. Dagegen berichteten die Stuttgarter Freunde bald, daß er geäußert habe, wenn Schiller komme, so werde er ihn ignorieren. Mehr brauchte es nicht. Am 8. September siedelte Schiller mit den Seinen nach Ludwigsburg über. Hier war er mitten im Lande, in unmittelbarer Nähe seiner Lieben und seiner Freunde.

Hoven sollte bald Gelegenheit haben, Freundesdienste zu leisten: am 14. September wurde Charlotte Mutter eines Knaben. Augenzeugen haben uns den Eindruck berichtet, den dieses Ereignis auf Schiller gemacht hat. Er hatte schon in Jena die Gewißheit der Hoffnung mit Jubel begrüßt, denn nun schien ihm die ‚erlöschende Fackel‘ seines Lebens in einem andern wieder entzündet.

Lect. in Senat. Mart. d. 20. Augusti 1793.

Hochwohlgebohrner Herr
insonders Hochzuverehrender Herr Amtsbürgermeister
und Regierungsrath,

Ich kann Euer Hochwohlgebohren nicht unerwartet seyn, wenn eine Stadt, die unter dem Einfluß einer aufgeklärten Regierung und im Genuß einer anständigen Freiheit blüht, und mit den Reizen einer schönen fruchtbaren Gegend zugleich Kultur der Sitten vereinigt, Fremde herbeyzieht und ihnen den Wunsch einflößt, dieser Wohlthaten eine Zeitlang theilhaftig zu werden. Da ich mich gegenwärtig in diesem Falle befinde, und willens bin, meinen Aufenthalt allhier biß über den Winter zu verlängern, so halte ich es für meine Schuldigkeit, Ew. Hochwohlgebohren gehorsamst davon zu benachrichtigen, und mich

Brief Schillers vom 16. August 1793 an den Bürgermeister von Heilbronn.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Rathausarchiv zu Heilbronn.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

und die meinigen dem Landesherrlichen Schutz eines Hochachtbaren Magistrats zu empfehlen.

Meine Unpäßlichkeit ist Schuld, daß ich diese Pflicht nicht früher und nicht anders als schriftlich erfülle; sobald aber meine Gesundheit es erlaubt, werde ich mir die gnädige Erlaubniß ausbitten, Euer Hochwohlgebohren persönlich meine Ehrfurcht zu bezeugen.

Ich verharre Hochachtungsvoll

Euer Hochwohlgebohren

Heilbronn den 16. August. 1793.

gehorsamster Diener

F Schiller

‚Wünsche mir Glück‘ — ruft er Körner zu — ‚ein kleiner Sohn ist da.‘ Es war ein erhebender Anblick, erzählt Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgeborenen, seinem ‚Goldsohn‘, wie er ihn nannte, zu beobachten. Damals ging das Gefühl durch seine Brust, das er später in einer Votivtafel so schön ausgedrückt hat:

‚Wirke, soviel du willst, du stehest doch ewig allein da.
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft.‘

Und auch der freudige Humor solcher Stunden fehlt nicht; an Schütz in Jena berichtet der glückliche Vater: ‚So viel an mir liegt, soll er ein Federheld werden, damit er den zweiten Teil zu den Werken schreiben kann, die sein Vater anfing und wenn Gott will noch anfangen wird.‘ Freilich ist diese, wohl auch überflüssige Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen, Karl Friedrich Ludwig Schiller wurde kein Schriftsteller, aber doch ein tüchtiger, brauchbarer Mensch; er folgte der von beiden Großvätern ererbten Neigung zur ‚Baumzucht im Großen‘ und wurde Forstmann.

Die Erscheinung des Kindes bildete eine neue Anziehung für die Bewohner der Solitüde. Vater Schiller entnahm schleunigst seinem langjährigen ‚Reißen‘ einen Vorwand, den Herzog um Urlaub anzugehen, um in einem ganz nahe bei Ludwigsburg gelegenen Badeorte Heilung zu suchen. Und der Herzog, der den wahren Grund des Alten wohl durchschaute, gewährte den Urlaub. Mutter Schiller selbst ließ leichtfertig ihre Wirtschaft in Stich, um sich an dem Anblick ‚Karlgens‘ zu ergötzen. Beide Großeltern haben das Knäblein aus der Taufe gehoben. Dann war es ein Gehen und Kommen zwischen Ludwigsburg und der Solitüde, ein Austausch alter Erinnerungen und neuer Hoffnungen. Auch Karoline von Beulwitz, die damals im nahen Gaisburg zum Gebrauche des Cannstatter Bades sich aufhielt und eben nach langwierigen Verhandlungen die ersehnte Scheidung von ihrem Manne durchgesetzt hatte, kam oft herbei.

Die alten Schul- und Akademiefreunde waren glücklich, ihren Schiller wiederzusehen. Von Stuttgart kamen Petersen, der Bibliothekar, herüber, und Dannecker, von Tübingen der reisige Conz; in Ludwigsburg selbst wurde mit Hoven und seiner Frau eifrigster Umgang gepflogen. Auch mit seinem alten Jugendlehrer Jahn trat er wieder in Verkehr; ja er gab für diesen sogar einmal einige Stunden in der Ludwigsburger Lateinschule, auf deren Bänken er selbst einst gesessen hatte. Hoven hat uns den Eindruck aufbewahrt, den Schillers Erscheinung auf ihn machte. Er hatte in seinem Gedächtnis das Bild des stürmischen, äußerlich sich vernachlässigenden Jünglings und war überrascht über die Wandlung, die in dem Jahrzehnt sich vollzogen hatte. ‚Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle der vormaligen Nachlässigkeit war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendete das Interessante seines Anblicks. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes, wie liebevoll

zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz, wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus! Wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität, wie würdig waren selbst seine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden.' Mit tiefem Schmerz nahm der scharfsichtige Arzt wahr, daß die Gesundheit Schillers schwer gefährdet war; einmal sah er sogar einen jener schrecklichen Anfälle mit an, in denen Bewußtsein und Sprache versagten und der Tod unmittelbar bevorzustehen schien. Er fühlte, daß hier auch das gerühmte schwäbische Klima nicht viel helfen konnte. In der That hat sich Schiller während seines Aufenthaltes in der Heimat nicht wohler befunden, als während der jenaischen Rekonvalescenz, und er erzählt selbst von dem ‚Belagerungsgeschütz' der Arzneiflaschen, das sein Bett stets umgab. Daher treten gerade in den Briefen aus der Heimat einige Zeichen tiefer Verstimmung und dunkelen Mißmutes auf. Auch hier, wo er Ruhe und Heilung gesucht hatte, wo ihn lauter Freude und Liebe umgab, auch hier der schleichende Feind! Aber der starke Sinn, der schon andere Prüfungen überstanden hatte, siegte auch hier. Die Arbeit war ihm das Allheilmittel. Wir brauchen nur in dem herrlichen Werke zu blättern, das er hier schrieb, in den Briefen über ästhetische Erziehung, um zu fühlen, welch ein Schwung diese Seele über die traurigen Anwandlungen des Tages erhob.

Ein dänischer Fürst bahnte dem Dichter den Weg nach Schwaben, ein dänischer Fürst bahnte ihm den Weg in ein schönes, fruchtbares Leben. Der deutsche Fürst aber, der das alles hätte thun können und sollen, der aber statt dessen nur Hemmnisse in den Weg des Dichters geworfen hatte, schied von hinnen, ohne sein Unrecht wieder gut gemacht zu haben. Am 24. Oktober 1793 starb Karl Eugen, Herzog von Württemberg. Wohl mag es Schiller eigen ums Herz gewesen sein, als er den Trauerzug in die Ludwigsburger Schloßkirche ziehen sah, und als er später vor dem Grabdenkmal seines ‚Wohlthäters' stand. Hoven berichtet, daß Schiller mit bewegten Worten von dem Hingegangenen zu ihm gesprochen habe. Wir wollen dem Zeugnis des zuverlässigen Mannes den Glauben nicht versagen; mit dem Herzog ging für Schiller ein Stück Jugend zu Grabe, und es ist möglich, daß einen Augenblick in seinem guten und leicht verzeihenden Herzen das Bild des Verstorbenen verklärt stand; aber einem dauernden Gefühle können jene Worte nicht entsprungen sein. Der alte Herodes sei tot, meldete er an Körner; und dieses Wort entsprach besser dem wirklichen Bilde, das seit Jahren in der Seele des Geächteten stand. Allen, die mit dem Herrn zu thun hatten, sei es sehr wohl, jetzt einen Menschen vor sich zu haben, fügte er mit Beziehung auf den neuen Herzog hinzu.

Durch den Tod Karl Eugens war Schiller der letzten Sorge vor Nachstellungen ledig. Nun betrat er auch die Stadt seiner Schmerzen wieder, Stuttgart, um liebe Freunde zu besuchen und die Stätten wiederzusehen, die die Erinnerung mancher Trübsal, aber auch mancher schönen Stunde feurigen Strebens in ihm wachrufen mußten. Zunächst ging er nur auf wenige Tage, nur zu Besuch in die Stadt. Jetzt muß sich die Scene zugetragen haben, die ein ehemaliger Karlsschüler, J. Chr. Fr. Mayer, als Siebzigjähriger erzählt hat: der Besuch Schillers

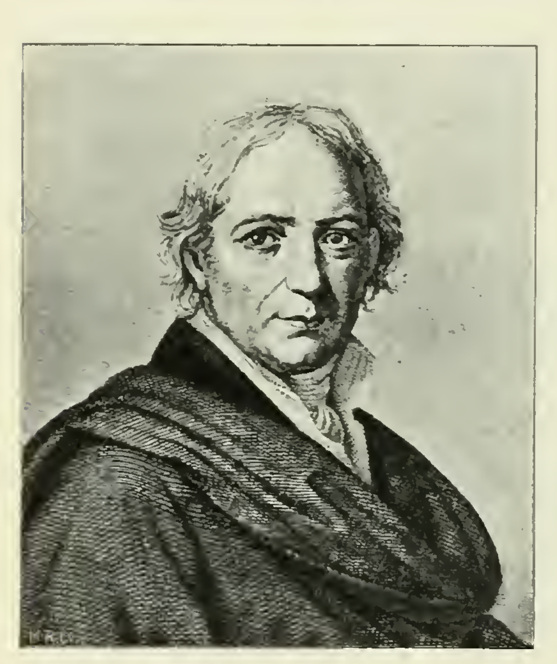
in der Karlsschule. Wie einst Goethe ihm selbst, dem Eleven Schiller, so erschien nun er dem neuen Schülergeschlecht. Ich war Zeuge, so etwa berichtet Mayer, des Enthusiasmus, mit dem er im großen Speisesaal von den 400 Zöglingen begrüßt wurde. Vor jeder Tafel, mit 50 Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch. Schärfer konnte der Umschwung der Zeiten nicht bezeichnet werden! Es war der letzte festliche Tag der ‚Hohen Karlsschule'. Im Februar des nächsten Jahres wurde sie aufgehoben. Der neue Herzog hatte keinen Sinn für diese Dinge.



Schillers Wohnung in Stuttgart.
Das Haus im ehemaligen Hofküchengarten.

Im März 1794 siedelte Schiller mit Frau und Kind nach Stuttgart über. In dem stillen Ludwigsburg hatte dem an regen Gedankenaustausch Gewöhnten doch der rechte Verkehr gemangelt, der ihn die oft erzwungene Muße angenehm und nützlich verbringen ließ. Außerdem zog ihn manche andere Erwägung in die Hauptstadt. Der Verfasser der Briefe über ästhetische Erziehung sehnte sich nach ästhetischen Anschauungen. Gerade dazu hatte ihm das Leben wenig Gelegenheit geboten, und doch mußte es für seine Untersuchungen über den Begriff und den Einfluß des Schönen von größtem Werte sein, nähere Fühlung mit der Kunst zu gewinnen. Stuttgart bot dazu für damalige Zeit sehr annehmbare Gelegenheit. Tüchtige Künstler hatten dort ihre Werkstatt aufgeschlagen. Da waren Hetsch, der Maler, und Scheffauer, der Bildhauer, beide genährt an der Antike und an der Renaissance. Ihnen weit überlegen, ein

Meister im vollen Sinne des Wortes, wirkte Dannecker. Vier Jahre hatte er in Rom zugebracht; ‚ein wahres Kunstgenie‘ nennt ihn Schiller. ‚Sein Umgang thut mir gar wohl, und ich lerne viel von ihm.‘ Was ihm an litterarischer Bildung abging — und das war recht viel — ersetzte er reichlich durch intuitiven Feinsinn für alles Schöne und Große in Kunst und Leben, durch ein treffliches, hochgestimmtes Herz, das besonders an dem alten Akademiefreund mit kindlich-schwärmerischer Liebe und Verehrung hing. Dannecker ließ es sich nicht nehmen, das Beste seiner Kunst daran zu setzen, den Freund zu verewigen. ‚Er modelliert jetzt,‘ schreibt Schiller an Körner, ‚meine Büste, die ganz vortrefflich wird.‘ Es ist das berühmte Meisterwerk, das jetzt eine der größten Zierden der Weimarer Bibliothek bildet. Dannecker hat es nach Schillers Tode in überlebensgroßer Ausführung noch einmal gebildet. In der Seele dieses Künstlers stand ein Ideal von Schiller, das seinem Meißel nicht erreichbar war: ‚Ach, es ist doch nicht ganz was ich gewollt habe,‘ sagte er mit Thränen in den Augen zu Karoline, als er die Büste vollendet hatte und aus dem Atelier heraustrat. Wir Nachgeborenen aber müssen es als eine glückliche Fügung preisen, daß sich ein Mann fand, der unseres Dichters Züge als Künstler und als Freund für die Nachwelt erhalten hat. Denn von allen Bildnissen Schillers hat sich dieses dem deutschem Volke am tiefsten eingeprägt, weil es der Idee, die unser Volk von seinem großen Dichter im Herzen trägt, am meisten entspricht. Und alle, die Schiller gekannt haben, stimmen darin überein, daß Danneckers herrliches Werk beides in sich vereinigt: die treue Wiedergabe der äußeren Form und die treue Wiedergabe des geistigen Gehaltes.



Johann Heinrich Dannecker.
Unterschrift aus dem Briefe vom Mai 1805 an W. von Wolzogen im Schillerhause zu Marbach (s. Beilage zu Kapitel XXX).

Um dieselbe Zeit bildete eine Künstlerin, die auch zugleich Freundin war, die teueren Züge mit Farben auf der Leinwand nach: Ludovike Simanowiz, die Schwester von Schillers Jugendfreund Reichenbach. Sie war keine Meisterin von der Bedeutung Danneckers, aber sie hatte die Gabe, das Wesentliche richtig aufzufassen, und wenn es ihr versagt war, den tieferen, geistigen Zug auszudrücken wie Dannecker, so war doch ihre Kunst keineswegs alltäglich. Auch ihr Porträt

Schillers müssen wir zu den besten rechnen, die es gibt, sowie sie uns auch die Züge Lottens und der beiden Eltern und der Schwestern Schillers in trefflichen Bildern erhalten hat.

Die Künstlerkolonie, mit der Schiller damals in Verkehr trat, wies auch einen bedeutenden Musiker auf: Zumsteeg. Der liebenswürdig heitere Mann hatte die alte Zuneigung zu seinem Akademiegenossen in treuem Herzen bewahrt und mit Stolz dessen aufsteigende Bahn verfolgt. Er hatte zu den Stücken und Gedichten des Freundes Melodien gefunden, und auf den Flügeln des Gesanges hatte er manche uns unsingbar scheinenden Verse unters Volk gebracht. Einer der ersten und aufrichtigsten Verehrer und Verkünder Mozarts, nahm er in der Musikwelt nicht nur Stuttgarts, sondern Deutschlands eine angesehene Stellung ein, die auch der württembergische Hof durch Gnadenbeweise anerkannte.



Ludovike Simanowiz.

Von Ludwigsburg aus hatte Schiller einen Ausflug nach Tübingen gemacht und seinen alten verehrten Lehrer Abel besucht, der hier eine Universitätsstellung bekleidete. Dieser Ausflug knüpfte auch die erste persönliche Bekanntschaft mit dem Buchhändler Friedrich Cotta, einem Mann von vornehmen persönlichen und geschäftlichen Grundsätzen, der in dem Leben Schillers, später auch Goethes, und damit in der Geschichte des deutschen Geisteslebens eine so hervorragende Rolle spielen sollte. Cotta war schon einige Zeit früher durch Vermittlung des Geheimen Sekretärs Haug, der auch ein Akademiefreund des Dichters war, an Schiller mit der Bitte herangetreten, ihm eine seiner Schriften zum Verlage zu überlassen. Schiller hatte der Bitte in Rücksicht auf seine Verpflichtungen gegen den Leipziger Freund Göschen für jetzt nicht Folge leisten können. In mündlicher Verhandlung aber wurden Pläne entworfen; diese Pläne wurden dann während eines zweiten Aufenthaltes Schillers in Tübingen und besonders bei einem Besuche,

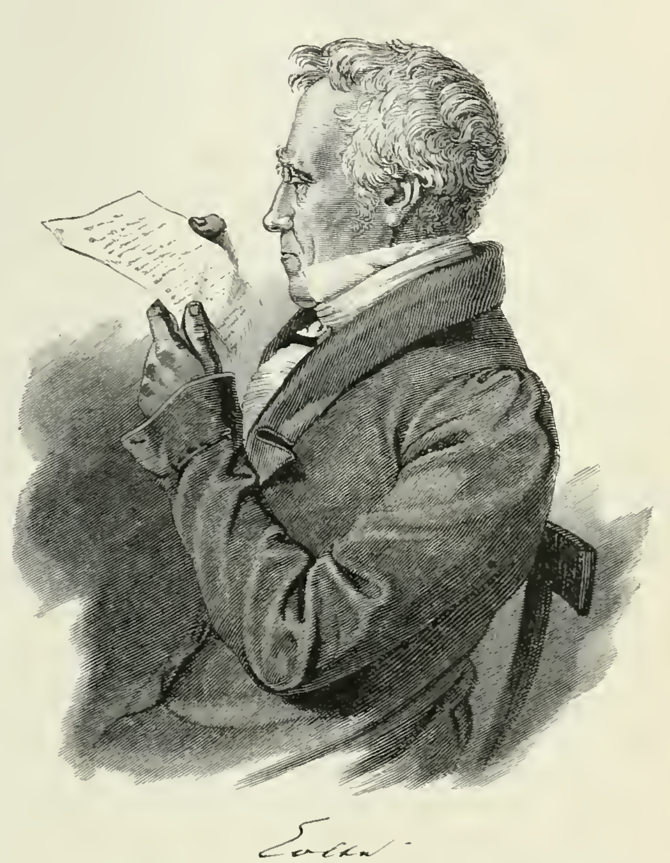


Friedrich Schiller
Herzogl. Meining. Hofrath
und Professor zu Jena in Sachsen.

Schiller im 35. Lebensjahre,

gemalt von Frau Ludovike Simanowiz bei seinem Besuche in Ludwigsburg 1794. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.
Unterschrift Schillers vom 16. Juli 1802 unter einer Vollmachtsurkunde für Cotta betr. die Teilung des Erbes der Mutter, im Schillerhause zu Marbach.

den Cotta Anfang Mai in Stuttgart machte, weitergeführt. Jeder der beiden Männer hatte ein Lieblingsanliegen. Cotta war einige Jahre zuvor mehreremal in Paris gewesen und hatte sich dort eine Idee gemacht von der großen Bedeutung, die in bewegten Zeiten, wie sie ja auch in Deutschland bevorzustehen schienen, eine gut und unter großen Gesichtspunkten geleitete politische Zeitung haben könnte. Die in Paris lebenden Deutschen, unter denen auch Georg Forster war, bestärkten ihn aus ihren Erfahrungen in dieser Meinung, und Cotta faßte den Plan, ein in großem Stile gedachtes ‚europäisch-deutsches Blatt‘ herauszugeben. Damals, als Schiller in den Gesichtskreis Cottas trat, war der Entwurf zur Ausführung reif; nun fehlte noch der rechte Mann an der Spitze. Die Umschau des Buchhändlers ergab immer wieder, daß dieser rechte Mann in seinem Landsmann Schiller zu suchen sei. Den treibenden Gedanken der Zeit stand Schiller nahe, das hatte seine dichterische Thätigkeit bewiesen; in historischen Studien, die für solche Stellung die unerläßliche Vorbedingung sind, war sein politisches Urteil gereift, und die beiden großen Geschichtswerke hatten gezeigt, daß er über eine glänzende Darstellung und einen vornehmen Geschmack verfügte. So bot Cotta dem Dichter des Carlos an, Redakteur der ‚Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung‘ zu werden (es ist die heute in München erscheinende ‚Allgemeine Zeitung‘). Aber Schiller glaubte sich einer solchen Aufgabe seiner Kränklichkeit wegen nicht gewachsen, auch mochte er fühlen, daß diese Thätigkeit ihn doch gar zu weit aus der bisherigen Bahn herausführen würde; er lehnte daher den anfangs wohl günstig aufgenommenen Plan bald nachher ab, trotzdem die äußeren



Johann Friedrich Freiherr von Cotta.
Nach einem von der Cottaischen Buchhandlung zur Verfügung gestellten Bildnisse.

Bedingungen für die damaligen Verhältnisse recht lockend waren. Erst im Jahre 1798 ist die Allgemeine Zeitung, unter anderer Führung, ins Leben getreten.

Zu einem besseren Ende führten die Verhandlungen über Schillers eigenen Plan. Schon seit längerer Zeit war es ihm wünschenswert erschienen, daß Deutschland eine litterarische Zeitschrift in großem Stile besäße. Auf einem Ausflug von Stuttgart nach Untertürkheim entwickelte Schiller dem neuen Bekannten mit überzeugendem Feuer, was er sich von einem solchen Unternehmen versprach. Cotta schlug ein, reiste nach Tübingen zurück, und am 28. Mai 1794 unterschrieben beide den Verlagskontrakt über die „litterarische Monatsschrift Die Horen betitelt, welche unter Aufsicht des Hofrats Schiller erscheinen soll“. Ein wichtiges Ereignis hatte sich damit vollzogen, das in die Zukunft deutete. Was Schiller mit der Thalia vergebens angestrebt hatte, einen festen Kreis bedeutender Männer um sich zu sammeln und mit ihnen in regelmäßiger Arbeit Geschmack und Bildung des deutschen Volkes zu heben und zu veredeln, das sollte die neue Zeitschrift erreichen. Ein großes Wirken stand vor seiner Seele. Der Aufenthalt in Schwaben, der ihn durch die Geburt eines Sohnes mit der Welt und dem Volke verbunden hatte, sollte ihn auch durch ein geistiges Band mit diesem näher verknüpfen.

Am 6. Mai, früher, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, verließ Schiller das schöne, in wunderbarer Blütenpracht des Frühlings prangende schwäbische Heimatland, nachdem er vorher Vater, Mutter und Geschwister an sein Herz gedrückt hatte. Es war kein wehmütiger Abschied; denn daß er niemand von seinen Lieben wiedersehen sollte, dachte er nicht. Der Major Schiller — der Titel war ein Geschenk des neuen Herzogs, und man darf vermuten, daß der Sohn, der in dem Geheimen Kabinetssekretär Haug einen guten Freund besaß, dieser Rangerhöhung nicht ganz fern gestanden hat — der Major Schiller versprach im nächsten Jahre „auf eigenem Pferde“ nach Jena zu reiten! Das reisige Blut von ehedem rann noch in seinen Adern.

Außerdem aber hatten sich die Freunde Mühe gegeben, eine Übersiedelung Schillers an die Tübinger Universität zu bewirken, und Schiller, so angenehm sich auch sein Leben in Jena gestaltet hatte, war diesen Wünschen nicht ausgewichen.

Die Reise ging über Nürnberg. Ein lieber jenaischer Freund, Dr. Erhard, der dort wohnte, bildete erwünschte Gesellschaft. Und wie einst die Mutter ihre Rückreise über Meiningen genommen, so machte jetzt Schiller den kleinen Umweg, um die geliebte Schwester wiederzusehen. Reinwald hatte sich von seinen dürftigen Ersparnissen einen Berggarten gekauft, der dem verfinsterten Manne einige Erheiterung gewährte. Das Wiedersehen des einstigen Bauerbacher Freundes hob seine Stimmung sehr, so daß Schiller die Bestätigung der traurigen Beobachtungen erspart blieb, die im vergangenen Jahre der Mutter das Herz zusammengeschnürt hatten.

Am 15. Mai rollte der Wagen des Hofrats Schiller wieder in die Straßen der thüringischen Universität ein und hielt vor dem neuen großen Hause am Markt, in dem Schiller von Ludwigsburg aus sich eine größere behagliche Wohnung gemietet hatte. „Karlgen“ brauchte Platz. „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.“

Jena den 27. May. 94.

Unsre Reise haben wir in 9 Tagen glücklich und bei ziemlich guter Gesundheit vollendet, und ich ergreife den ersten freyen Augenblick den ein Zusammenfluß von Zerstreuungen und Geschäften mir übrig läßt, dir mein theurer Freund und deiner lieben würdigen Gemahlin unser Andenken zu erneuern. Ich wollte euch beiden für die herzliche Liebe danken, die ihr uns während unsers Aufenthalts erwiesen habt, aber wie kann ich dieß! Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet, und alles was ich vermag ist dieses Geständniß, daß ich es lebhaft empfinde und ewig fühlen werde und daß meine ganze herzliche Liebe und Freundschaft euch dafür ganz eigen ist. Laß mir die frohe Hofnung theurer Freund, daß diese schöne Erneuerung unserer Jugendfreundschaft für unser ganzes Leben gilt, daß wir bey aller Trennung uns nahe bleiben, und daß ein guter Geist uns endlich, und auf längere Zeit, wieder zusammen führen wird. Unterdessen laßt unser Andenken unter euch leben, wie das eurige unter uns unvergeßlich ist. Deiner und deiner Frau Familie empfiehl uns aufs beste, und unsern beiden Freunden Haug und Stolle sage recht viel freundschaftliches von mir.

Meine Frau wird noch einige Zeilen beilegen.

Ewig der Deinige

Fr. Schiller.

Brief Schillers vom 27. Mai 1794 an Hofmedikus von Hoven in Ludwigsburg.

Nach einer photographischen Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

an Herrn

Hofmedikus von Hoven in

Stuttgardt.

Ludwigsburg.



Neunzehntes Kapitel.

Politik und Philosophie.

Im Jahre 1792 wurde Schiller eine eigentümliche Ehre zu teil: die französische Nationalversammlung ernannte ihn zum Ehrenbürger der Republik. Am 26. August, ‚l'an premier de la liberté' schuf man ein Gesetz, durch das an Ausländer, die sich um die Sache der Freiheit verdient gemacht hatten (‚qui ont consacré leurs bras et leurs veilles à défendre la cause des peuples contre le despotisme des rois') das Bürgerrecht verliehen wurde. Es war eine etwas bunte Reihe von Männern, die dieser Ehre in jener Sitzung teilhaft wurden: neben dem berüchtigten Anacharsis Cloots George Washington, William Wilberforce, Thaddäus Koscinsko und die Deutschen Johann Heinrich Campe, Pestalozzi und — Klopstock! Schon war die Reihe geschlossen, da erhob sich ein Mitglied der Versammlung und beantragte, le sieur Gille, publiciste allemand, hinzuzufügen. Der Antrag fand die Billigung der Versammlung, und so konnte am 10. Oktober der Minister Roland das Gesetz und einen geschäftlich-enthusiastischen Begleitbrief an Herrn Gille abschicken. Schiller erfuhr seine Ernennung durch die Zeitungen, Urkunde und Brief erhielt er erst sechs Jahre später, nachdem sie lange, durch die Unbestimmtheit der Adresse erklärliche Irrfahrten gemacht hatten.

Wer jener Antragsteller gewesen ist, wissen wir nicht. Ihn leitete das richtige Gefühl, daß, wenn Männer, die sich um die Freiheit verdient gemacht hatten, geehrt werden sollten, Schillers Name nicht fehlen durfte. Den guten Gedanken, die der französischen Revolution zu Grunde lagen, stand Schiller so wenig fern, wie irgend ein bedeutender Mann, der seine Zeit verstand. Freiheit und Menschenwürde waren die inhaltreichen Schlagworte jenes Geschlechtes. Klopstock hatte das erste Wehen der neuen Zeit jubelnd begrüßt, und seiner zweifellosen Autorität folgten viele der Besten. Karoline von Beulwitz erzählt, daß ein Bekannter dem Lauchstätter Kreise den Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vorgelesen habe. ‚Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit, als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie unserem jugendlichen Sinne als Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien.' Durch Schillers bis dahin

veröffentlichte Werke ging ein Zug, der durchaus den Gedankenkreisen angehörte, die vor der Revolution die weiten Schichten des gebildeten Bürgertums erfüllten. Wir haben bei früherer Gelegenheit schon auf sein Verhältnis zu Rousseau hingewiesen; bei aller geistigen Verschiedenheit beider Männer ist gar nicht zu leugnen, daß ein starker Einfluß von dem Genfer Naturphilosophen auf Schiller ausgeübt worden ist. Die Idee der Freiheit, die nach Goethes wahrem Worte durch alle Schriften Schillers geht, und die sich mit seiner inneren Entwickelung läutert und verklärt, nährte sich an Rousseau. Stürmisch und mehr äußerlich gefaßt lebt sie in den Räubern, in Fiesco und Kabale und Liebe. Im Don Carlos nahm sie eine geistigere Form an; und gerade in dieser Form entsprach sie den Stimmungen, die, aus tiefen und notwendigen Quellen stammend, die Geister der gebildeten Welt beherrschten. In Marquis Posas Auftreten vor Philipp verdichtet sich der edele Enthusiasmus, der die besten Köpfe damals beherrschte. Aber auch in seinen historischen Werken klingt diese Saite an: der Abfall der Niederlande verherrlicht unmittelbar die Abschüttelung gesellschaftlichen und geistigen Druckes; Parallelen zwischen dem ancien régime und der Gewaltherrschaft der Spanier lagen nahe. Der Abfall, die Empörung, die gewaltsame Befreiung, die Anwendung des letzten Mittels, des Schwertes, hatte für den hochstrebenden, thatfreudigen jungen Mann etwas ungemein Anziehendes: eine ‚Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen' nahm lange Zeit sein Interesse in Anspruch. Und so sehr sich auch mit der Reife der Jahre die Anschauungen Schillers darin beruhigt haben mögen, er hat bis zuletzt ein feuriges Empfinden gehabt gegen Tyrannei und Bedrückung, und seine innerste Neigung gehörte dem, der, wenn kein anderes Mittel verfangen will, zum Schwerte greift:

> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

Um diese unveräußerlichen Rechte handelte es sich in der französischen Revolution — solange die guten Mächte des Menschen in ihr wirksam waren, solange sie noch von dem Schwunge berechtigter Begeisterung getragen war, solange die Revolution noch in die Bahnen der Reform zurückzulenken imstande war. Sobald sie umschlug, verlor sie die Sympathie der Besten, in Frankreich wie im Auslande. Dieser Umschlag vollendete sich mit der Verurteilung und Hinrichtung Ludwigs XVI.

Im Herbst 1792 hatte Schiller im Moniteur, dem französischen Staatsanzeiger, seine Ernennung zum Citoyen gelesen; er verfolgte damals die Ereignisse in Paris aufs genaueste, und eine erhaltene Äußerung läßt darauf schließen, daß die Grundtendenzen der Ereignisse auch damals seine Zustimmung noch besaßen. Ja, aus einem Briefe Wilhelms von Humboldt geht unzweifelhaft hervor, daß unter den vielen Reiseplänen, die Schiller in jener Zeit schmiedete, einer sogar auf Paris gerichtet war. Humboldt, mit Frankreich und französischem



Paris, le 10 Octobre 1792, l'an 1.er de la République Françoise.

J'AI l'honneur de vous adresser ci-joint, Monsieur, un imprimé revêtu du sceau de l'Etat, de la Loi du 26 Août dernier, qui confère le titre de Citoyens François à plusieurs Etrangers. Vous y lirez, que la Nation vous a placé au nombre des amis de l'humanité & de la société, auxquels Elle a déféré ce titre.

L'Assemblée Nationale, par un Décret du 9 Septembre, a chargé le Pouvoir exécutif de vous adresser cette Loi; j'y obéis, en vous priant d'être convaincu de la satisfaction que j'éprouve d'être, dans cette circonstance, le Ministre de la Nation, & de pouvoir joindre mes sentimens particuliers à ceux que vous témoigne un grand Peuple dans l'enthousiasme des premiers jours de sa liberté.

Je vous prie de m'accuser la réception de ma Lettre, afin que la Nation soit assurée que la Loi vous est parvenue, & que vous comptez également les François parmi vos Frères.

LE MINISTRE DE L'INTÉRIEUR
de la République Françoise.

Roland

M. Gille Publiciste allemand

Der Bürgerbrief der Französischen Republik vom 10. Oktober 1792 an Schiller.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig

Wesen vertraut, erbot sich, mit Weib und Kind sich anzuschließen. Der Anblick der Stadt, die Goethe wenige Jahre später mit Fug die ‚Hauptstadt der Welt‘ nannte, würde dem Dichter eine unendliche Fülle wertvoller Anschauungen gegeben haben.

Die Sympathie für die Revolution wurde vollständig abgekühlt durch die Ereignisse um die Wende der Jahre 1792 und 1793. König Ludwig wurde verhaftet. Der Prozeß begann. Da fühlte sich Schiller, in edler Aufwallung, aber in einer durch die Enge der umgebenden Welt erklärlichen Verkennung der Dinge, gedrungen, zur Rettung des unglücklichen Mannes das Seine beizutragen. In einem Briefe an Körner aus dem Dezember 1792 findet sich folgende sehr merkwürdige Stelle:

> ‚Weißt du mir Niemand, der gut in's Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu gebrauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen; und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner Nation, anzusehen; und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer und hat auch schon etwas mehr Kredit. Vielleicht rätst du mir an zu schweigen; aber ich glaube, daß man bei solchen Anläßen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist; und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu sein.‘

Wie ernst es Schiller mit dieser politischen Schrift war, ersieht man aus der Thatsache, daß er sofort in dem Professor Becker einen Übersetzer gewann, alle Verabredungen mit dem Buchhändler traf und sich alsbald an die Arbeit begab. Es wäre ein merkwürdiges Schriftstück geworden, und es ist sehr zu bedauern, daß uns das wenige wirklich Ausgeführte nicht erhalten ist. Die Andeutung in dem Briefe an Körner legt die Vermutung nahe, daß Schiller, indem er für Ludwig auftrat, doch zugleich ein freimütiges Wort über den damaligen Mißbrauch fürstlicher Gewalt hat sprechen wollen. Aber die Ereignisse gingen schneller als die Feder des deutschen Dichters; selbst seinen beredten französischen Kollegen Tronchet und Malesherbes gelang es nicht, das Haupt des Königs zu retten.

Mit Grausen wandte sich Schiller von diesem brutalen Volke ab. Dem, was die Revolution gewollt hatte, dem edlen Kern der Bewegung blieb er treu, aber gegen das, was Sinnlosigkeit und Bestialität aus ihr machten, empfand er Zorn und Verachtung. ‚Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an.‘ Er sah ein, daß Wahrheit und Fortschritt bei der Masse nicht zu finden waren, und die folgenden Entwickelungen in Frankreich erfüllten ihn immer mehr mit Abneigung gegen

die Revolution. Während des Aufenthaltes in Schwaben sah er mit Augen, wie die Pariser Ereignisse auf die Bauern der eigenen Heimat wirkten, die sich zusammenrotteten und vor denen Gut und Leben nicht sicher waren. Karoline hat uns sein zusammenfassendes Urteil über die Revolution überliefert. ‚Er hielt sie für eine Wirkung der Leidenschaften, nicht für ein Werk der Weisheit, die allein wahre Freiheit zur Folge haben kann. Er gab zwar zu, daß viele wichtige Ideen, die sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen aufgeklärter Menschen befanden, zur öffentlichen Sprache gekommen seien; aber die ‚eigentlichen Prinzipien,' sagt er ‚die einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends anders als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Teile Europas machen wird.' So sah der Dichter im Jahre 1792 Napoleons Laufbahn voraus! Sehr scharf und vollständig sprach Schiller seine Stellung zur französischen Revolution in einem Brief an den Herzog von Augustenburg vom Juli 1793 aus: ‚Der Versuch des französischen Volkes, sich in seine heiligen Menschenrechte einzusetzen und eine politische Freiheit zu erringen, hat bloß das Unvermögen und die Unwürdigkeit desselben an den Tag gebracht, und nicht nur dieses unglückliche Volk, sondern mit ihm auch einen beträchtlichen Theil Europas und ein ganzes Jahrhundert in Barbarei und Knechtschaft zurückgeschleudert. Der Moment war der günstigste, aber er fand eine verderbte Generation, die ihn nicht werth war und weder zu würdigen noch zu benutzen wußte. Der Gebrauch, den sie von diesem großen Geschenk des Zufalls macht und gemacht hat, beweist unwidersprechlich, daß das Menschengeschlecht der vormundschaftlichen Gewalt noch nicht entwachsen ist, daß das liberale Regiment der Vernunft da noch zu frühe kommt, wo man kaum damit fertig wird, sich der brutalen Gewalt der Thierheit zu erwehren, und daß derjenige noch nicht reif ist zur *bürgerlichen* Freiheit, dem noch so vieles zur *menschlichen* fehlt.'

Diese menschliche Freiheit ist die erste Vorbedingung jeglichen Fortschrittes. Sie aber erwächst von innen heraus, durch ruhige geistige Umbildung. Jahrhunderte werden vergehen, bis der Mensch sich zu dieser Freiheit, die nicht durch Gewalt erworben werden kann, die aber auch nicht durch Gewalt von Mißbräuchen zurückgehalten zu werden braucht, durchgearbeitet hat. Sie ist ein Ideal, im Fortschritt der Zeiten erst erreichbar.

Zu diesem Ideale wandte sich Schiller gerade in jener Zeit, da die an die Revolution geknüpften Hoffnungen zusammenbrachen, mit der ganzen Wärme seiner Begeisterung. Wie er Karoline auf das vor ihm liegende Kantische Buch als den Inbegriff des Fortschrittes der Zukunft hingewiesen hatte, so wollte er selbst, der Schriftsteller, mit teilhaben an der Vorbereitung dieses Fortschrittes.

Diesen Gesichtspunkt darf man bei der Beurteilung von Schillers philosophischen Studien und Schriften nicht verlassen. Tief in Schillers Brust lag der edle Trieb, auf sein eigenes und auf die kommenden Geschlechter ethisch einzuwirken. Wohl hat er das Wahre um des Wahren willen gesucht, das Schöne um des Schönen willen geübt; wohl hat er in dem weiteren Fortschritt seiner Entwickelung jene in der Mannheimer Rede über die Schaubühne noch vorherrschende Lehre von unmittelbarster moralischer Nützlichkeit verlassen, ja er hat sich, z. B. im Anfang der Abhandlung ‚Über das Vergnügen an tragischen Gegenständen' geflissentlich gegen diese Lehre verwahrt, aber mit vollkommener Deutlichkeit hat er fühlen lassen, daß ästhetische Ideale im höchsten Sinne auch sittliche Ideale sind.

Man kann die zahlreichen philosophischen Schriften Schillers in Ansehung der Aufgaben, die sie sich stellen, in drei Gruppen teilen. Alle drei beschäftigen sich mit dem Schönen; die erste untersucht den Begriff und sucht auf verschiedenem Wege zu einer endgültigen und befriedigenden Ansicht von dem Wesen des Schönen zu gelangen; die zweite erörtert die Frage nach der Wirkung des Schönen auf den Menschen und sein Geschlecht; die dritte endlich sucht in die Grundgesetze der poetischen Darstellung des Schönen einzudringen. Die auch zeitlich erste Gruppe gipfelt in dem geplanten Gespräch ‚Kallias, oder über die Schönheit'; dies ist zwar als selbständiges Werk nicht ausgeführt worden, obgleich Schiller im Jahre 1792 mit wachsender Lust daran arbeitete: ‚Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt' schrieb er an Körner; aber in dem Briefwechsel eben mit Körner liegen uns die Hauptgedanken in umfangreicher Ausführung vor. Die zweite Gruppe gipfelt in den berühmten ‚Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen', die, ursprünglich an den Augustenburger gerichtet, in einer Umarbeitung für weitere Kreise in den Horen 1795 erschienen; die dritte jener Aufgaben endlich findet ihre Lösung in der Abhandlung ‚Über naive und sentimentalische Dichtung'.

In der von uns genannten Absicht erschöpft sich aber selbstverständlich die Bedeutung der philosophischen Schriften Schillers nicht; sie sind uns zugleich von größtem Werte als Dokumente für die allgemeine Entwickelung des Dichters selbst. Nicht klein ist die Zahl derer, die mit Bedauern auf die Zeit sehen, in der sich Schiller mit philosophischen Dingen beschäftigte. Die historiographische Thätigkeit lassen sie noch gelten, da sie nach allgemeinem und auch nach Schillers eigenem klar ausgesprochenen Urteil mit der poetischen nahe verwandt ist; die philosophischen Jahre halten sie nicht nur für verloren, sondern sie erscheinen ihnen für die Entwickelung Schillers geradezu als schädlich. Es ist schon bedenklich, die häufigen Ausdrücke der Sehnsucht nach der Poesie, die sich in Schillers Briefen jener Zeit finden, als Beweis für jene Meinung zu benutzen; bedenklicher noch ist die Grundanschauung, aus der jene Meinung erwächst. Selbst Goethe hat — im Alter — gelegentlich einmal ausgesprochen, daß er die Philosophie für ein Hemmnis auf Schillers Weg halte.

Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen.

Mit einer wenig zusammenhängenden wissenschaftlichen Bildung, einer noch nicht in sich abgeschlossenen Weltansicht kam Schiller nach Weimar und nach

Jena. Aus dem Bewußtsein, daß vieles zu wissen und vieles zu denken des Dichters Pflicht sei, erwuchs die rein wissenschaftliche Beschäftigung der nächsten Jahre, die Vertiefung in historische Studien und besonders das Eingehen auf die Kantische Philosophie. In der Recension über Bürgers Gedichte hat Schiller einmal gesagt, daß es des Dichters erste Pflicht sei, seine Individualität ‚so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern', ehe er es unternehmen dürfe, ‚die Vortrefflichen zu rühren'. Diese Pflicht, hier einem andern aufgelegt, empfand Schiller als seine eigene. Zwischen sich selbst aber und der Welt der Erscheinungen ein zureichendes Verhältnis herzustellen, durch den Schein in das Wesen der Dinge einzudringen, geistige Gesetze zu finden, wo Willkür zu herrschen scheint, mit dem Verstande Licht zu schaffen, wo das bloße Gefühl zu irren Gefahr läuft — das ist das erste Erfordernis zur Herausbildung einer Individualität im höheren Sinne; und nur die Philosophie gibt uns dazu die Mittel in die Hand. Nicht die Philosophie im landläufig schulmäßigen Sinne, sondern, wie Schiller sie auffaßte, die mutige und unermüdliche Arbeit einer starken und selbständigen Reflexion. Und mindestens ebenso nahe wie die Geschichte ist die Philosophie der Poesie verwandt. Man nehme einmal aus Schillers Entwickelung die philosophische Beschäftigung heraus: wer darf behaupten, daß die großen Meisterwerke, die das letzte Jahrzehnt seines Lebens erzeugte, auch ohne sie die Tiefe haben würden, in die jetzt selbst der Höchstgebildete mit staunender Erregung sich versenkt! Und Goethe selbst, der zu Eckermann mit Bedauern von den vermeintlichen Hemmungen sprach, die die Philosophie der poetischen Thätigkeit seines Freundes bereitet habe, hat er selbst sich dieser philosophischen Reflexion enthalten können? Wohl richtete sich die seine auf andere Gegenstände, auf die Natur und ihre vielfachen Erscheinungen, auf die ethisch-socialen Fragen des Lebens, aber abwehren hat auch er die ‚starke Reflexion' nicht können und nicht mögen, so wenig wie irgend ein bedeutender Mensch, der tief genug angelegt ist, um hinter dem, was da ist, ein höheres Sein zu ahnen und zu suchen. Und wenn man ernsthaft die hemmenden Folgen solchen Sinnens abwägen will, so scheint es mir doch wohl zweifelhaft, ob nicht gerade Goethes poetisches Schaffen unter ihm mehr gelitten hat als das Schillers. Es bedarf nur eines Hinweises auf ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre' und auf die ‚Wahlverwandtschaften', um dem Leser anzudeuten, was ich meine.

Das freilich ist wahr, daß Schillers Nachdenken sich mehr in den Formen der eigentlich sogenannten Philosophie bewegte; und das wieder hat seinen Grund zum Teil in der eigenartigen geistigen Anlage Schillers zu scharfem Unterscheiden, zu begriffsmäßiger Auflösung und Zusammenfügung der Gedanken, zum andern Teile in der mehr zufälligen Thatsache, daß ihn sein Lebensweg mit fast unabweisbarer Notwendigkeit an die Gedankenwelt Kants heranführte.

Nur wenige philosophisch-ästhetische Schriften Schillers liegen vor seiner Beschäftigung mit Kant. Es sind die beiden Aufsätze ‚Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen' und ‚Über die tragische Kunst'; sie enthalten die Betrachtungen, die er für seine von uns erwähnte Vorlesung über die Tragödie anstellte; lediglich aus der Beobachtung eigenen und fremden

Schaffens geschöpft, enthalten sie den Versuch, über die tragische Wirkung und ihre Vorbedingungen ins klare zu kommen. Es ist zweifellos, daß sowohl die Poetik des Aristoteles als auch die an dies vielumstrittene Büchlein angeknüpften Theorien Lessings großen Einfluß auf Schiller gehabt haben. Das zeigt sich besonders in dem zweitgenannten Aufsatze. Nachdem er in der ersten Abhandlung den Grund des Vergnügens in der Zweckmäßigkeit und in deren vollständiger Erkenntnis gesucht hat und als die höchste dieser Zweckmäßigkeiten die moralische gefunden hat, geht er an die Frage, wie der Eindruck der Zweckmäßigkeit mit dem Mitleid in Einklang zu bringen sei, in dessen Erweckung er mit Aristoteles den wahren Zweck der Tragödie sieht. Indem wir das Leiden anderer ansehen, scheint uns durch dieses Leiden zwar gerade die Zweckmäßigkeit der Erscheinungen verletzt und aufgehoben, und statt des Lustgefühls wird uns zunächst ein deutliches Unlustgefühl erweckt; aber es wandelt sich, wenn wir den Gegenstand des Leidens im Kampfe mit diesem, wenn wir den sittlichen Willen an seiner Abwendung arbeiten sehen, wenn wir wahrnehmen, daß das Leiden selbst durchaus nicht ein Ausgleich und eine Folge unverzeihlicher Schuld ist: wir empfinden Mitleid. Und die reinigende Kraft, die Aristoteles diesem Gefühle zuschreibt, scheint auch Schiller in ihm vorauszusetzen, wenn auch mit ausdrücklichem Wort davon nicht die Rede ist.

Mit dem Studium Kants weitet sich die Reflexion Schillers. Nicht mehr an eine Dichtungsgattung wendet er sie, sondern an allgemeinere, höhere Fragen. Es ist sehr bezeichnend, daß gerade die Kritik der Urteilskraft, also eine ästhetische Schrift Kants, ihm die erste Beziehung zu dem berühmten Philosophen gebahnt hat. Der Begriff des Schönen, mit dem sich Kant dort beschäftigt, ist der erste Gegenstand von Schillers Nachdenken. Er fühlt, daß er erst hierüber sich zur Klarheit, zu einer bestimmten letzten Ansicht durcharbeiten muß, ehe ein weiterer Ausbau der Ästhetik, zumal nach der praktischen Seite hin, möglich ist.

Wir müßten unsere Leser, wollten wir ihnen eine Vorstellung geben von den Gedankengängen, durch die Schiller in den Ansätzen zum ‚Kallias' und in einer Reihe kleinerer Aufsätze zu einer vorläufigen Aufstellung über das Wesen des Schönen und über das Verhältnis des sittlich Guten zum ästhetisch Schönen gelangt, einen sehr weiten Weg führen, für den der Raum dieses Buches nicht ausreicht. Auch würden wir durch eine solche Übersicht den, der die Schriften selbst zu studieren gedenkt, kaum fördern, denn in die besondere und nicht leichte Terminologie Schillers muß sich jeder selbst hineinlesen. Wohl aber ist es nützlich und unerläßlich, einiges über die beiden großen und meisterhaften Aufsätze zu sagen, in denen die Erörterungen über die Wirkung und über die poetische Darstellung des Schönen gipfeln.

Die ‚Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen' sind folgerichtig aus der philosophischen Entwickelung Schillers erwachsen. Das schließt nicht aus, daß sie ihren äußeren Anlaß gefunden haben in den oben erzählten Eindrücken, die Schiller von der französischen Revolution erhielt, und in dem Umstande, daß er dem Augustenburgischen Prinzen, der so tief in seinen äußeren Lebensfortschritt eingegriffen hatte, eine Bezeugung seines inneren Fortschritts

schuldete. Dazu mochte noch der in der Zeit liegende und in Schiller lebendige Wunsch kommen, durch einen Fürsten auf die Welt zu wirken.

An der Spitze des in jeder Hinsicht meisterhaften Werkes steht ein Wort des früh verehrten Rousseau: ‚Si c'est la raison qui fait l'homme, c'est le sentiment qui le conduit.'

Das Schöne und die Kunst hängen unmittelbar mit unserer Glückseligkeit zusammen und stehen in keiner sehr entfernten Verbindung ‚mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur'; sie sind darum der Untersuchung höchst würdige Gegenstände. Auch in der von äußeren Stürmen bewegten Zeit, in der es scheinen könnte, daß der ‚Bau einer wahren politischen Freiheit' viel dringenderes und allgemeineres Interesse haben müsse, ist doch die vorzüglichste Aufmerksamkeit auf das von Schiller behandelte Thema zu richten, denn der Weg zur Freiheit geht über die Schönheit. Dem Beweis dieses Satzes dient der dritte Brief. Schiller unterscheidet in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft zwei Stufen: den Naturstaat, ‚den Staat der Not', und den Vernunftstaat, ‚den Staat der Freiheit'. Jener — die überall noch vorherrschende Form der Gesellschaft — ist erwachsen aus Bedürfnissen, aus ‚Naturkräften'; die Vernunfteinsicht des Menschen hat keinen Teil an seiner Entstehung. Aus diesem Naturstaat, in dem eigentlich alles, weil nicht aus dem denkenden Willen hervorgegangen, Zwang ist und der darum unmöglich das Menschengeschlecht dauernd befriedigen kann, muß durch eine gänzliche Umwandlung der ‚Vernunftstaat' hervorgehen. In ihm ist alles freier Entschluß, alles Erzeugnis des mit dem Sittengesetze in Übereinstimmung wirkenden und aus vernünftiger Einsicht quellenden Willens. Der Versuch plötzlicher Einführung des Vernunftstaates war eben damals gemacht worden, aber kläglich gescheitert. Die französische Revolution hatte auch den enthusiastisch an die Vollkommenheit des damaligen Menschen Glaubenden zur schmerzlichen Überzeugung gebracht, daß die Zeit des Naturstaates noch nicht abgelaufen war; noch herrschten die wilden Triebe und nicht die Vernunft, wie laut man sie auch proklamieren mochte. Der Naturstaat selbst kann überhaupt, da er seinem Wesen nach auf Naturkräften beruht, die zu seiner Ersetzung durch den Vernunftstaat erforderliche sittliche Beschaffenheit des Menschen durch eigene Mittel nicht heraufführen. Der Weg dazu ist eine allmähliche sittliche Ausbildung des Menschen, und dieser Aufgabe dient das Schöne, die ästhetische Erziehung. Der gegenwärtige Augenblick gewährt wohl die physische Möglichkeit der Aufhebung des Naturstaates, aber ‚die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht'. Die Totalität des Charakters, die die erste (aber doch auch nur eine) der moralischen Möglichkeiten ist, hat nur ein Volk besessen: die Griechen. Dann aber zerriß die ‚erweiterte Erfahrung, die Scheidung der Wissenschaften' und ‚das verwickeltere Uhrwerk der Staaten' ‚den inneren Bund der menschlichen Natur'. Daß diese Trennung notwendig, ja für die Gattung heilsam gewesen sei, gibt Schiller zu, aber er beklagt es um der Individuen willen. Die Wissenschaft als solche wird diesen Zwiespalt der Gesellschaft und des einzelnen nicht heben, die Totalität des Charakters nicht wieder herbeiführen können, denn sie richtet sich an den Verstand,

an den Kopf allein, und am Irrtum, an der Gewohnheit hängt das Herz. Auf das Herz des Menschen muß daher einwirken, wer die Menschen heben will. Diese Einwirkung aber kann nur von der schönen Kunst ausgehen. Zwei Hemmnisse besserer, freierer, vernünftigerer Entwickelung muß sie beseitigen: die Roheit in den niederen, die Erschlaffung in den höheren Ständen.

Aber, so wirft sich Schiller selber ein, es ist historisch erweisbar, daß gerade in den Zeiten, in denen die Künste geblüht haben, die Menschheit sittlich nicht sonderlich hoch gestanden hat, daß ‚die ästhetische Kultur gewöhnlich mit der Energie des Charakters erkauft werde‘. Dieser Einwurf läßt sich aus der beschränkten historischen Erfahrung heraus nicht widerlegen; um es zu können, muß man den reinen Vernunftbegriff der Schönheit ableiten. Zwei Formen des individuellen Seins sind überall gegeben: Person und Zustand, Leben und Gestalt, Stoff und Form. Diesen beiden entsprechen in der menschlichen Natur zwei Grundtriebe, der ‚Stofftrieb‘ und der ‚Formtrieb‘; jener ist sinnlicher, dieser geistiger Art; beide entsprechen dem ursprünglichen Bedürfnisse, das überall vorhanden ist. Aber beide Triebe, die sinnlichen und die geistigen, sind einander entgegengesetzt, sie gleichen sich aus, lösen sich auf in einem höheren Triebe, den Schiller mit einem etwas willkürlich gewählten Namen den Spieltrieb nennt und unter dem er den ästhetischen Trieb versteht, der das Gleichgewicht zwischen Realität und Form herstellt. Dieses Gleichgewicht ist Schiller das höchste Ideal des Schönen; es wirkt in der menschlichen Seele die Befreiung von den aus dem Auf- und Abwogen, aus dem Widerstreit sinnlicher und geistiger Triebe erwachsenden Leidenschaften, ‚der unausbleibliche Effekt der Schönheit ist Freiheit von Leidenschaften‘. Und wie das Schöne selbst frei schwebt über der gemeinen Notwendigkeit der Dinge, so gewährt es dem, der es rein anschaut, die höchste geistige und sittliche Freiheit. Es ist eine dritte Abwandlung des Schillerschen Freiheitsbegriffs, die Vollendung seiner Verinnerlichung: von den Räubern zum Marquis Posa, vom Marquis Posa zu den Briefen über ästhetische Erziehung; von dem Kampf durch das Schwert zum Kampf durch den Gedanken, von diesem aber zu dem Kampf der Triebe im Innern der Persönlichkeit; und der Erfolg dieses letzten Kampfes ist die ästhetisch-sittliche Freiheit des einzelnen; von dem Mikrokosmus, der zu ihr durchgedrungen ist, strahlt dann das neue Licht erwärmend und erhebend auf den Makrokosmus aus. Noch ist diese höchste Stufe der Persönlichkeit nur von wenigen erreicht, nur in einigen ‚auserlesenen Zirkeln‘ besteht sie, aber sie kann überall erreicht werden. Ein goldenes Zeitalter wird wieder heraufziehen, wo jede Unfreiheit beseitigt ist, weil in dem schönen Gleichgewicht der Triebe, in der ästhetischen Stimmung, ein Mißbrauch, eine Verkennung nicht mehr möglich ist. ‚Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und der Notwendigkeit heilige Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren.‘ So kann die ästhetische Mittelstufe in den ‚Vernunftstaat‘ überführen; und zurückgreifend auf den Anfang seiner Schrift und die gleichzeitigen Ereignisse, glaubt Schiller, daß in diesem Vernunftstaat, dessen Voraussetzung die Allgemeinheit der Bildung ist, auch die jetzt mit verfrühter Schwärmerei angestrebte Gleichheit stattfinden werde.

Eine Reihe kleiner Planeten umstehen diese denkwürdigen Briefe, in denen der Dichter mit dem Rüstzeug des Philosophen Ideale aufbaut, die trotz ihrer Unerreichbarkeit jeder billigen muß, der in der Kunst mehr sieht als eine bloße Ergötzung. Diese kleineren Abhandlungen, auf deren Aufzählung wir hier verzichten, sind in der Hauptsache weitere Ausführungen der in den Briefen über ästhetische Erziehung vorgetragenen Gedanken; bald enthalten sie einfach ihre Weiterbildung, bald eine Abwehr von Mißverständnissen, denen sie ausgesetzt sein könnten.

In allgemeiner Höhe hatte sich die Reflexion in den Briefen gehalten. Unmittelbares Eingehen auf eine einzelne Kunst hatte Schiller vermieden, um desto gründlicher in die allgemeinen Fragen sich vertiefen zu können. Den Schritt zur philosophischen Betrachtung der Dichtkunst hat er erst gethan im Jahre 1795 in dem berühmten Aufsatz ‚Über naive und sentimentalische Dichtung'. Wir greifen mit der Erwähnung dieses Aufsatzes über die zeitliche Grenze dieses Kapitels hinaus. Wie schon die letzten Abschnitte der ästhetischen Briefe unter dem Einflusse Goethes stehen, so ist diese Abhandlung ganz nach dem Eintritt der näheren Beziehungen zu dem großen Dichter verfaßt. Die Arbeit ‚über das Naive' zwar, die den ersten Teil des umfangreichen Aufsatzes bildet, hatte ihn schon länger beschäftigt, zum Abschluß aber kamen die Gedanken doch erst, als die Anschauung Goethes ihm in der Wirklichkeit bot, was er in der Theorie gefunden hatte. Und neben der vielseitigen, ja unberechenbaren Bedeutung, die diese Abhandlung für die gesamte Geschmacksbildung in Deutschland gehabt hat, besitzt sie noch eine besondere biographische: hier hat Schiller mit sicherer Selbsterkenntnis und mit der aus jeder Selbsterkenntnis quellenden Scharfsichtigkeit für die Eigenart anderer ausgesprochen, was der Kern seines eigenen Wesens war und worin sich sein großer Freund der ursprünglichen Anlage nach von ihm unterschied.

Wiederum bilden die Begriffe Natur und Kultur den Ausgangspunkt der Erörterung; sie bezeichnen wiederum die Gegensätze der Bildung.

Es kommen für jeden Menschen Augenblicke, in denen er beim Anblick der Natur, der leblosen wie der belebten, und der noch ganz natürlichen Zustände und Denkweise, z. B. bei Kindern und in Urvölkern, Interesse, Liebe und ‚rührende Achtung' empfindet. Dieses Interesse ist an zwei Bedingungen geknüpft: einmal muß eben das, was uns als Natur entgegentritt, wirklich Natur sein, und sodann muß es naiv sein, d. h. ‚die Natur muß mit der Kunst (worunter Schiller hier die Kultur versteht) im Kontrast stehen und sie beschämen'. ‚Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts andres, als das freiwillige Dasein, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen'. Diese ‚Idee' lieben wir, wenn wir als Kulturmenschen die Natur betrachten; ihre einzelnen Erscheinungsformen brauchen darum durchaus nicht gefällig zu sein. Und dieser holden Geschlossenheit und Selbstgenügsamkeit der Natur nahen wir Kulturmenschen mit wehmütiger Sehnsucht, weil uns durch unseren Weg jene Eigenschaften genommen sind. Beim Anblick der Kinder empfinden wir dies besonders. ‚In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt'.

So ist die Natur in der Anschauung des Kulturmenschen naiv; und es ist sehr bezeichnend, daß gerade die Franzosen, die sich am weitesten in Sitte und Anschauungen von der Natur entfernt haben, für diesen Gegensatz den Ausdruck (naïf) geschaffen haben. Jene Stimmung nun, in der wir der Natur uns nähern, nennen wir sentimentalisch (wir machen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß das Wort zunächst mit dem landläufigen heutigen Sinne von ‚sentimental' nichts zu thun hat). Diese Stimmung sucht die Natur, das Naive aber ist Natur. Naiv und sentimentalisch sind nun die großen Gegensätze in der Dichtung. ‚Die Dichter sind überall die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen.' ‚Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung oder auf ihre vorübergehende Gemütsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.' Der naive Dichter ist ganz von seinem Gegenstande beherrscht, seine Subjektivität tritt ganz darin zurück, er ist Natur: ‚wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk'; der sentimentalische Dichter sucht die Natur: auch für ihn ist sie das Höchste, aber sie ist ein Ideal, das er sich geschaffen hat und nach dem er mit bewußter Geisteskraft ringt. Es könnte danach scheinen, daß bei einer Wertbemessung beider dem naiven Dichter der weitaus größere Vorzug zuerkannt werden müßte; Schiller warnt vor diesem Mißverständnis. Wohl ist der naive Mensch und der naive Dichter in seiner Art vollkommen, aber einen größeren Anspruch auf Schätzung verdient doch der, der nach einem Ideale der Vollkommenheit strebt, auch ohne es zu erreichen. Jedes Ideal ist ein Unendliches. ‚Der eine (der Naive) erhält also seinen Wert durch absolute Erreichung einer endlichen, der andere erlangt ihn durch Annäherung zu einer unendlichen Größe.'

Von dem Gegensatz von naiv und sentimentalisch wird die ganze Geschichte der Dichtkunst beherrscht. Es fehlt nicht viel, daß man an die Stelle dieser Begriffe setzen kann: antik und modern. Jedenfalls ist das Altertum vorherrschend naiv, wie das Beispiel des Homer zeigt, obgleich auch im Altertum nach einer gewissen Zeitgrenze stark sentimentalische Beimischungen sich zeigen: Schiller hat an einer andern Stelle selbst auf Euripides im Verhältnis zu Sophokles aufmerksam gemacht. Die moderne Zeit ist vorwiegend sentimentalisch: Schiller zeigt das an einem sehr glücklich gewählten Vergleich zwischen Homer und Ariost. Die Stelle, wo Homer die feindlich aufeinander stoßenden Helden Glaukos und Diomedes sich als Gastfreunde erkennen und Geschenke austauschen läßt, vergleicht er mit der Stelle, wo Ariost die wundenbedeckten Gegner und Nebenbuhler Ferrau und Rinald Frieden schließen läßt; dort völliges Zurücktreten Homers hinter seinem Gegenstande, hier die sich alsbald vordrängende bewundernde und wehmütige Reflexion Ariosts über die Herrlichkeit der entschwundenen Rittersitten.

In einem sehr merkwürdigen Abschnitt beurteilt Schiller die neuere Litteratur von dem Gesichtspunkte jenes Gegensatzes aus. Goethe hat in Dichtung und Wahrheit rein historisch die Entwickelung unseres Schrifttums betrachtet; nach philosophisch gewonnener Kategorie thut es Schiller hier. Er findet den sentimentalischen Charakter der zeitgenössischen Dichter stark ausgeprägt: schon das Vorherrschen der drei Hauptgattungen, der Satire, der Elegie und der Idylle — letzterer wenigstens in der Geßnerschen Richtung — ist bezeichnend. Haller, Kleist, Klopstock erscheinen ihm völlig sentimentalisch, aber in dieser Richtung bedeutend. Doch fehlt es nicht an naiven Dichtern, dazu rechnet er in gewissem Sinne Voß (Luise), in hervorragendem Maße Goethe. Besonders erscheint ihm auch Shakespeare als ein naiver Dichter; er flicht hier aus eigener Erfahrung die Schilderung des Eindrucks ein, den der große englische Dramatiker auf ihn selbst in der Jugend, also in der Zeit des erwachenden Subjektivismus, gemacht habe.

Mit den beiden Kategorien ‚naiv‘ und ‚sentimental‘ kann man überhaupt bei der Beurteilung aller Werke der Dichtung und aller menschlichen Bildung ausreichen. Sie enthalten die überall wesentlichen Entscheidungen im Kern; auf ihnen bauen alle folgenden Litterarhistoriker und Ästhetiker auf; die Begriffe antik und modern, klassisch und romantisch, volksmäßig und kunstmäßig sind nur Spielarten jener großen grundlegenden Gegensätze. Was Herder und Goethe über das Verhältnis der Volks- und Kunstpoesie gedacht haben, findet durch Schiller seine tiefere Begründung, seine äußerste Durchführung. Schiller selbst hat die Fülle dessen, was sich aus den obersten Grundsätzen folgern läßt, nicht annähernd erschöpft; er hat es nicht gewollt. In strenger Beschränkung hat er sich begnügt, mit kurzem, andeutendem Worte hier und da ein Schlaglicht fallen zu lassen auf die vielseitige Anwendbarkeit seiner Unterscheidung.

Nur eine Anwendung hat er weiter ausgeführt. In dem, nach jeder Hinsicht merkwürdigsten vierten Abschnitt des Aufsatzes verallgemeinert er die Begriffe naiv und sentimentalisch, die er bisher in der Hauptsache nur in Bezug auf den Dichter gebraucht hatte, zu einer Anwendung auf die ursprüngliche geistige Anlage der Menschen überhaupt. Man löse einmal von jenen Begriffen los, was sie Poetisches haben. ‚Es bleibt alsdann von dem ersteren nichts übrig, als in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugnis der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine resignierte Unterwerfung unter die Notwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nötigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und sein muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als im Theoretischen ein unruhiger Spekulationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Rigorismus, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht.‘ Schiller nennt die Angehörigen der ersten Klasse Realisten, die der zweiten Idealisten. Mit den gleichlautenden eigentlich philosophischen Kunstausdrücken haben diese Bezeichnungen nichts zu thun: dagegen sind gerade durch Schillers meisterhafte Kennzeichnung beider Gegensätze die Bezeichnungen und ihre Begriffe in unser gewöhnliches Leben übergegangen. Wenige mögen die Ausdrücke ‚Realismus‘ und ‚Idealismus‘ in ihrem vollen und

ursprünglichen Werte kennen, auch wenn sie sie häufig auf den Lippen führen: allen aber schwebt heute unwillkürlich bei ihrem Gebrauche das vor, was Schiller in sie hineingelegt hat. Der Realist nimmt für Wissen und Handeln seine Regeln und Grundsätze aus der Beobachtung des Einzelnen in Leben und Natur; er lebt und webt in dem Bedingten, denn alles in der Natur ist bedingt; der Idealist schöpft die Grundsätze seines Wissens und Handelns aus der Vernunft, die allein in der Natur von dieser nicht bedingt ist; jener fügt sich der Notwendigkeit der Dinge, er nimmt hin, was da ist, weil es da ist: dieser erhebt sich über die Notwendigkeit, denn das Reich der Vernunft ist die Freiheit; jener handelt nach den nächsten, in der Erfahrung — die als solche immer vereinzelt und unvollständig ist — liegenden, dieser nach den ‚obersten' nur der Vernunft zugänglichen und aus ihr geschöpften Gründen. Im praktischen Leben ist der Realist der Glücklichere, er findet sich in die gegebenen Verhältnisse, deren möglichste Ausnutzung und vervollkommnende Kombination seinem Streben genügt; der Idealist wird die Verhältnisse nicht nach ihrer Ausnutzbarkeit, nach seinem Vorteil beurteilen, sondern den absoluten Maßstab anlegen, ob sie gut sind. Darum ist er der weniger Glückliche; er findet Widerspruch und Widerstände, wo der Realist sich zu seinem Vorteil mit den Dingen abfindet. Unabhängigkeit des Zustandes erscheint dem Realisten, Unabhängigkeit von dem Zustand dem Idealisten als das höchste Wünschenswerte. Tiefe Verschiedenheit wird das Verhältnis beider zu den Mitmenschen zeigen: der Realist, der seine Maßstäbe aus der gegebenen Menschennatur entnimmt, wird die Menschen an diesen Maßstäben messen, er wird gern verzeihen, er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurteilt; der Idealist, der seine Maßstäbe dem Ideal des Menschentums entnimmt, wird strenger in seinem Urteil sein, weil er die Menschen seinem Ideal so wenig entsprechend findet. ‚Jener beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.'

Diese beiden großen auseinander gehenden Richtungen der Weltanschauung sind gleichwertig; beide haben ihre tiefe Berechtigung für den Bestand der Gesellschaft. Ja, in dieser Hinsicht ist es von größerem Werte, daß die aus bloßer Erfahrung geschöpften Maximen des Handelns, also die realistischen, überall befolgt werden, denn dies ist erreichbar, während der Idealist über die gegebenen Verhältnisse hinausstrebt und die Wirksamkeit seiner Grundsätze immer nur eine Ausnahme bilden kann. Es kommt ‚in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichmäßig gut, als daß das Einzelne zufällig göttlich sei — und wenn also der Idealist ein geschickteres Subjekt ist, uns von dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten.' Beide Standpunkte, rein gefaßt, sind berechtigt und wertvoll; nur ihre Karikaturen sind schädlich: der Realist kann ausarten zum ‚gemeinen Empiriker', der nicht der Notwendigkeit, sondern der bloßen rohen Nötigung der Natur willenlos sich

hingibt, der Idealist kann zum Phantasten werden, der ‚nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nötigungen, sondern in die Lossprechung von moralischen‘ seine Freiheit setzt.

So alt aber dieser Widerstreit der Weltanschauungen ist, so hat es doch immer große Menschen gegeben und wird deren geben, in denen er sich beilegt, ausgleicht. Und daß auch hier der Ausgleich sich nur ermöglicht durch eine ästhetische Betrachtung, durch die Poesie, hat Schiller zwar nicht mit Worten ausgesprochen, wohl aber liegt das in dem ganzen Sinne des Aufsatzes ausgedrückt.

Diesen Ausgleich sollte Schiller in seinem eigenen Leben sich vollziehen sehen: der Bund mit Goethe brachte ihn. Wohl trifft das, was Schiller über den Realisten sagt, keineswegs alles auf Goethe zu, und es ist ein starker, wenn auch sehr verbreiteter Irrtum, in jener Schilderung ein Abbild Goethes zu sehen: daß aber dieser im letzten Grunde realistisch veranlagt war, ist Schillers Überzeugung gewesen, so gut wie er in sicherer Selbstbeobachtung die Elemente durchaus idealistischer eigener Weltbetrachtung wahrnahm.

So leitet diese Schrift naturgemäß zur Betrachtung des großen Wendepunktes in Schillers Leben hin; sie entstand, nachdem die engeren Beziehungen zu Goethe sich schon geknüpft hatten, aber sie bedeutet doch darum nicht weniger die Grundlage, auf der das Verständnis für diese Beziehungen sich aufbauen muß. Und ebenso leitet die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zu der inneren Entwickelungsepoche Schillers über, die man als die ‚Rückkehr zur Dichtung‘ bezeichnet. Der Kreislauf durch die Welt des Geschehens und des Denkens war vollendet; die Spekulation hatte sich auf allgemeine philosophische Höhe erhoben, in eine reine, aber kalte Höhe; sie wendet sich zurück zur Betrachtung der Dichtung und ihrer letzten ewigen Grundlagen in der Menschennatur. Mit vertiefter und gefestigter Weltanschauung tritt Schiller wieder in die Poesie, seinen eigentlichen Lebensberuf, ein. Und indem eine gnädige Fügung seinen Weg in diesem Augenblick in den Goethes einmünden ließ, gab sie ihm die letzte Förderung zur Vollendung. Beide sollten sich, nach Goethes eigenem Worte, ‚in ihrem Sein und Wollen als ein Ganzes denken, um ihr Stückwerk nur einigermaßen vollständig zu machen‘.





Zwanzigstes Kapitel.

Goethe.

Mitte Mai 1794 langte Schiller mit seiner Lotte und dem kleinen Sohn wieder in Jena an. Es war eine Zeit der Sammlung und der Erfrischung gewesen, dieser Aufenthalt in Schwaben. Neue Pläne und neuen Thätigkeitstrieb brachte er nach Jena mit. Und neue Förderung, unerhoffte, wartete seiner. Das Jahr 1794 sollte ihn in engere Beziehung bringen mit drei bedeutenden Männern, auf die die Geschichte des deutschen Geisteslebens stolz ist.

In Tübingen schon erfuhr er, daß an Stelle des nach Kiel berufenen Reinhold der junge Fichte einen Lehrstuhl in Jena erhalten hatte. Fichte hatte sich an Kant geschult; der große Philosoph, so wenig er bekanntlich mit der späteren Entwickelung Fichtes einverstanden war, hatte seine Jugendarbeiten gebilligt und ermuntert. Kühne und rücksichtslos abstrakte Spekulation zeichnete ihn aus. Zu seinem stark entwickelten Subjektivismus fühlte sich Schiller hingezogen. Es entwickelte sich zwischen den beiden Männern ein reger Verkehr, dessen Ausgangspunkt die Kantische Philosophie war. Fichte ist in diesem Verkehr der empfangende Teil gewesen; der Berufsphilosoph sah mit Bewunderung zu dem Gedankenreichtum des Dichters empor, und er erklärte, daß Schiller, wenn er nur seine Gedanken in die Form eines regelrechten Systems zu bringen geneigt wäre, der bedeutendste Philosoph seines Jahrhunderts sein würde. Ganz besonders nach einer Richtung überragte Schiller den philosophischen Freund um Hauptes Länge: in der ästhetischen Form. Fichtes Schriften tragen ein schwerfällig-abstruses Gepräge; sogar das Werk seiner reifen Tage, die Briefe an die deutsche Nation, sind nicht frei davon. Schiller ist, als Redakteur der Horen, in die Verlegenheit gekommen, ihm einen Aufsatz der Schwerfälligkeit der Form wegen zurückschicken zu müssen. Fichte scheint das übel genommen zu haben, seine Briefe an Schiller in dieser Angelegenheit sind in einem gereizten Ton gehalten; Schiller hat in einer meisterhaften Selbstcharakteristik (Konzept eines Briefes vom 3. und 4. August 1795) die Gründe aufgedeckt, die sich einem völligen gegenseitigen Verständnis der beiden Männer entgegenstellten: Fichte war nicht imstande, ein Kunstwerk als solches zu schätzen; ohne ästhetischen Trieb und ohne ästhetische Empfänglichkeit sah er lediglich in dem genau abschätzbaren Gedankeninhalt den

Wert eines geistigen Werkes; für die Form, die einen höheren, individuelleren Wert hat als das Ergebnis, das auch losgelöst vom Werke selbst überliefert werden kann, war er blind. So gründete sich Schillers und Fichtes Verkehr nicht auf einer Gemeinsamkeit der Anlage und der Geistesrichtung, sondern nur auf einer, allerdings höheren, Interessengemeinschaft. Aber auch in diesem Verhältnis zeigte wenigstens Schiller eine persönliche, tiefere Anteilnahme: als Fichte durch seinen bekannten freimütigen, aber ungeschickten und unnötigen Protest gegen das Kursächsische Konsistorium mit seiner Behörde zerfiel und seine Stellung verlor, war Schillers menschliche Teilnahme ihm eine Tröstung; und noch in späten Jahren, da Fichte längst in Berlin war, hat Schiller ihm in ‚ökonomischen‘ Dingen wichtige, aufopfernde Dienste geleistet.



J. G. Fichte.

Johann Gottlieb Fichte.
Gezeichnet von Bury. Nach dem Stich von A. Schultheis.

Auf tieferer Anziehung beruhte Schillers Freundschaft mit **Wilhelm von Humboldt**. Schon in früheren Jahren hatten sie Bekanntschaft gemacht; wir erinnern uns, daß Humboldt sich um Karoline von Dacheröden, Lottens und Karolinens beste Freundin, bewarb. Das hochbegabte Mädchen war mittlerweile seine Gattin geworden. In ländlicher Einsamkeit hatten sie die glücklichen ersten Jahre der Ehe verbracht, er beschäftigt mit dem Studium der Philosophie und besonders der Alten, sie an Weg und Ergebnis dieser Studien mit feinem Sinne teilnehmend. Dann hatte Karolinen die Sehnsucht ergriffen, mit der geliebten Freundin zusammenzuleben, und Humboldt selbst, lange ein Verehrer Schillers, griff freudig dessen Aufforderung, nach Jena zu ziehen, auf. Bei der Rückkehr aus Schwaben fand Schiller Wilhelm von Humboldt als Nachbar jenseits der Straße vor. Der Verkehr der beiden Männer wurde bald äußerst lebhaft. Kein Tag verging, ohne daß sie sich gesprochen hätten. Humboldt war eine durchaus ‚idealistische‘ Natur, im Sinne der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Mit tiefer und starker Reflexion, die durch eine ausgezeichnete humanistische Erziehung geschult war, trat er an die geistigen Erscheinungen der Mitwelt und der Vorwelt heran. Wir müssen uns hinsichtlich seiner Bedeutung für das deutsche Geistesleben auf den Hinweis beschränken, wie er überall die höchsten Gesichtspunkte zu finden und anzuwenden verstanden hat; unerschüttert steht noch heute sein Verdienst um die Sprachwissenschaften da, deren allgemeine Gesetze er als einer der ersten gefunden hat; und auch in

seinen politischen Schriften wie in seiner politischen Thätigkeit späterer Jahre tritt überall die glänzende Gabe hervor, vom Zufälligen und Unwesentlichen unangefochten die tieferen treibenden Kräfte zu erkennen und dem dauernd Wirksamen Geltung zu verschaffen. Seinem Geiste erschien Schiller als ein großes, wunderbares Phänomen; die Gesetze, nach denen hier das Genie wirkte, zu erkennen, war ihm Wunsch und Bedürfnis; aber über dem psychologischen Interesse erhob sich warme menschliche Teilnahme, und diese Teilnahme erst macht das Verhältnis zwischen Humboldt und Schiller so wertvoll. Schiller erblühte eine neue, herrliche Freundschaft, den besten zuzuzählen, die sein Leben aufweist. Zwischen beiden Männern waltete die großherzige Offenheit, die nur auf dem Boden des höchsten Vertrauens, des feinsten Verständnisses und des Bewußtseins gleichen Strebens erwachsen kann. ‚Humboldt ist mir,' so schrieb Schiller im Anfang des Verkehrs mit ihm an Körner, ‚eine unendlich angenehme und zugleich nützliche Bekanntschaft; denn im Gespräch mit ihm entwickeln sich alle meine Ideen glücklicher und schneller. Es ist eine Totalität in seinem Wesen, die man äußerst selten sieht, und die ich außer ihm nur in Dir gefunden habe.' Es war in der That manche Ähnlichkeit zwischen Humboldt und Körner, die sich auch beide kannten und schätzten; die gleiche Neigung, die Welt der Erscheinungen mit philosophischem Sinne zu ordnen und zu ergründen; dasselbe feinsinnige, ästhetische Verständnis dichterischen Schaffens bei demselben sonderbaren Unvermögen eigener poetischer Produktion; endlich dieselbe idealistische Lebensauffassung, dasselbe tiefe und edele Gefühl, dieselbe Anlage zur Freundschaft. Nachdem Schiller lange dahingegangen war, schrieb Humboldt einmal: ‚Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Scham. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor.' Und wie starke Wurzeln in Schiller selbst die Freundschaft mit Humboldt geschlagen hatte, beweist das Wort aus seinem letzten Briefe an den lange schon in weiter Ferne weilenden Freund: ‚Für unser Einverständnis sind keine Jahre und Räume.' In langer gemeinsamer Gedankenarbeit hatte sich das Einverständnis bewährt; in den Jahren 1794 bis 1797 ist Humboldt der beständige Berater des Dichters. Alles, was der wiedererwachte Trieb zur Dichtung schuf, legte Schiller ihm vor, und alles, von dem inneren Bau und der Folge der Gedanken bis zu den kleinen Fragen prosodischen Wohlklanges, wurde von ihm mit derselben Sorgfalt, demselben Takte behandelt. Und in den Augenblicken, da die wieder vordringende Selbstbetrachtung in der Seele des Dichters Unschlüssigkeit, Zweifel an seiner Bestimmung weckte, war Humboldt der sichere Mentor, der mit scharfem Blick und überzeugendem Wort das Schwanken beseitigte. Humboldt hat Schiller endgültig auf die Tragödie als sein eigentümliches Feld gewiesen: ‚Wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählen, so wird Sie hier keiner erreichen.'

Ein kleiner, aber köstlicher Band gibt uns Kunde von diesem Verhältnis der beiden Männer: der Briefwechsel. Auf silberner Schale hat Humboldt diese goldenen Früchte im Jahre 1830 den Deutschen dargeboten: er schickte der

Sammlung eine wahrhaft glänzende ‚Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung' voraus. Tiefer, klarer, eindringender, schöner hat nie jemand über Schiller gesprochen, als es auf diesen wenigen Seiten geschieht. Von keinem Manne, selbst Körner und Goethe nicht ausgenommen, ist Schiller so verstanden worden wie von Wilhelm von Humboldt. Und mit dem Verständnis vereinigte sich in Humboldt eine tiefe neidlose Verehrung für den Genius, für das, was jedem in seinen Quellen unerklärbar bleibt, weil es göttlich ist.

Freundliches Ineinanderspiel gleichgearteter Naturen, so kann man das Wirken der Freundschaft Schillers mit Humboldt und mit Körner nennen. Liegt darin der außerordentliche Wert angedeutet, den diese Freundschaft für Schiller hatte, so dürfen wir doch zugleich auch die Grenze ihrer Wirksamkeit darin finden. So förderlich die Gedankengänge und die Anschauungen jener Freunde für Schiller gewesen sind, sie waren doch immer nur Bestärkungen der Richtung, die er einmal eingeschlagen hatte. Eine verehrungswürdige Fügung hat in dieser Zeit reifster Männlichkeit, sicheren Gleichgewichtes dem großen Dichter einen Freund an die Seite geführt, der bis dahin andere Wege gewandelt war, dessen geistige Wurzeln in einer ganz andern Weltanschauung lagen. Eine Gedankenwelt trat nun an Schiller heran, die zwar in ihren Bestandteilen wohl seinem umfassenden Geiste nicht fremd war, die aber, zusammengefaßt in einer gewaltigen Persönlichkeit, mit der vollen belebenden Kraft des Neuen auf ihn wirkte.



Frau Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden.
Nach einem Ölgemälde von Schick

Wir stehen wieder vor einem denkwürdigen Wendepunkte in Schillers Leben, vor der Freundschaft mit Goethe. Und was wir hier einen Wendepunkt in Schillers Leben nennen, das ist eine Epoche, eine der größten und denkwürdigsten, in der Geschichte deutschen Geistes und deutscher Bildung gewesen. Wir dürfen es ohne Überhebung sagen, daß keins der großen Völker, die mit uns den höchsten Zielen der Gesittung zustreben, eine Zeit aufzuweisen hat, in der die beiden großen Richtungen jeder Bildung so große Vertreter gehabt hätten und vollends in der diese auseinander gehenden Richtungen sich so harmonisch zu gemeinsamer Wirkung verbunden hätten. Jenes Standbild Goethes und Schillers in Weimar ist das Symbol einer wahrhaft weltgeschichtlichen Zeit. Das Jahrhundert aber, das uns von jener Zeit trennt, ist ein flüchtiger Augenblick, gemessen an der unendlichen Wirkung, die von Schiller und Goethe ausgegangen ist.

Scharf getrennt und selbst dem flüchtigen Blick scharf unterscheidbar sind die Wege, die die beiden großen Männer bis dahin gewandelt waren. Wohl kann man auch Goethes Leben nicht kampflos nennen. Aber soweit äußere Schicksale in Betracht kommen, hatte ihm eine freundlich fördernde Sonne geschienen; von Sturm und Unwetter hören wir nichts, weder in der Kindheit und Jugend noch in den Mannesjahren. Keine Hemmnisse hatten ihm den Fuß gefesselt, wenn er ausschreiten wollte. Der Sohn des behäbigen Frankfurter Bürgers hatte nie den Druck der Armut kennen gelernt, nie den schwereren Druck gewaltthätigen Machtspruches, der das Wort erstickt, wenn's im Innern dröhnt und gärt. Frei, seiner Natur gemäß, hatte er singen und sagen, frei hatte er lernen und genießen dürfen, was Menschen und Natur ihm boten. Kein Zwang der Schule hatte ihn im steifen Banne willkürlicher Ordnung gehalten; und was gewaltsam, stürmisch, ja fast roh sich aus der Brust des Karlsschülers emporrang, das war der Goethes in reichem, aber ruhigem Strome entflossen. In die vielgestaltige Menschenwelt war der sichere, schöne, liebenswürdige Jüngling mit heiterer Genußfähigkeit eingetreten, und mühelos hatte er die Früchte gesellschaftlicher wie litterarischer Erfolge gebrochen. Die herbe Notwendigkeit gewöhnlicher Berufswahl, die lange Jahre hindurch Schillers Seele beunruhigte, blieb ihm erspart; ein Fürst rief ihn zu sich und bot ihm mit seiner Freundschaft einen nach Belieben dehnbaren Wirkungskreis und die gesicherte äußere Existenz, um die Schiller sich ein Menschenalter lang hat abmühen müssen. In engem, aber geistig hochstehendem Kreise richtete er sich behaglich ein, und in dem Augenblick, da das Bedürfnis, die weite Welt zu sehen, in ihm mächtig wurde, durfte er ausziehen, um sie zu sehen. In langer, reifender Zeit durfte er vielfältige, reiche und selbstgewählte Anschauungen auf sich wirken lassen. Alles, was er trieb und dachte, konnte er so wählen, wie es seiner eigenen Natur entsprach; kein Broterwerb, kein äußerer Zwang fesselte ihn an Gegenstände, die



Wilhelm von Humboldt.
Gezeichnet von P. E. Stroehling im Dezember 1814 in London.

dem eingeborenen Triebe widerstrebten. Und sogar die keinem ersparte, von ihm selbst in berühmtem Worte ausgesprochene Erfahrung, daß niemand mit sich selbst und mit den andern sich unverworren halten kann, machte er nur in einem Maße durch, das an der Grenze des wirklich verwirrenden Konfliktes wie von selbst innehielt: der glückliche Instinkt, ein köstliches Gnadengeschenk der Götter, überhob ihn des zerrüttenden Kampfes.

Wir brauchen das alles nur zu sagen, um in unseren Lesern sofort den Vergleich mit Schiller zu wecken. Was Goethe in seiner geistigen Entwickelung erreicht hatte, freundlicher Fügung und der glücklichen ursprünglichen Anlage folgend, das hat Schiller erlangt in Kampf und Ringen. Strom und Wellen waren gegen ihn gewesen und in wildem Aufruhr hatten sie mehr als einmal gedroht, ihn hinabzureißen in ihre dunkeln Tiefen. Vergleicht sich Goethe in jenem schönen Gedichte mit dem Steuermann, mit dessen Herzen Wind und Wellen nicht spielen, so dürfen wir Schiller mit einem Schwimmer vergleichen, der nur auf seiner Arme Stärke angewiesen ist. Und in diesem Kampfe, der zur beständigen Anstrengung der Kräfte aufforderte, erzeugte sich für Schiller die Notwendigkeit, seine Kräfte zu kennen, mit wägendem Blick ihre Größe und die Größe der Gefahr zu vergleichen. Selbstbesinnung lehrte ihn das Leben zu früher Stunde. Schon in den Mauern der Karlsschule wurde der Knabe, dem bunten Leben, das eine naive Hingabe ermöglicht und verlangt, entzogen, auf die Reflexion verwiesen. Und gar selbstpeinigende Grübelei blieb ihm nicht erspart. Frühzeitig beschäftigen ihn ethische Fragen. Frühzeitig wird vor allen andern Fähigkeiten eine durch die Not des Tages in ihm geübt: der Wille. Wir erinnern hier an das früher angeführte sehr bezeichnende Wort, das er einmal den Lengefeldischen Schwestern schrieb: ‚Es ist mir, als ob ich das Schicksal



Rietschels Goethe- und Schiller-Denkmal in Weimar.

zwingen müßte.' Freundlichen Schicksalen zu folgen, ist Goethes heitere Lebenskunst gewesen, feindlichem Schicksal zu widerstehen, können wir als Schillers weniger heitere Lebenskunst bezeichnen. Etwas von titanischer Überhebung haftet dem Kämpfenden in den ersten Studien dieses Kampfes an; wie zu Zeiten die bequemere Lebensauffassung Goethes nicht frei ist von dem andern Gegensatze einer gewissen Mattigkeit:

Kannst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei! so geh du aus dem Wege!

Wir wollen nicht untersuchen und könnten auch nie entscheiden, welchen Anteil an der Herausbildung so weit auseinander gehender Weltanschauungen die äußeren Schicksale, welchen die ursprüngliche Anlage haben. Aber wir glauben, nach unserer Beobachtung des eigenen und fremder Lebensgänge, jener Anlage doch den größeren Anteil zuschreiben zu dürfen. Der Mensch entflieht nicht sich selbst. Und es wäre wohl der Mühe wert, zu erwägen, ob nicht der erste Einschlag zu den Geschicken, aus denen der Faden des Lebens sich zusammensetzt, eben ein Werk der ursprünglichen Anlage ist und ob nicht diese selbst als die treibende Macht der Lebensgestaltung erkannt werden könnte, ob nicht vor ihr die noch so mächtigen und überwältigenden äußeren Ereignisse zurücktreten. War nicht Schillers Flucht aus Stuttgart, die sein ganzes Leben entscheidend bestimmt hat, durchaus ein Ausfluß seiner innersten geistigen und moralischen Anlagen, seines Triebes ‚das Schicksal zu zwingen'? Und Goethes Übersiedelung nach Weimar, mit allem, was ihr voranging, ist es nicht ebenso ein Ausfluß seiner Eigenart, die Dinge wachsen und werden und sich selbst nachgiebig von ihnen treiben zu lassen, dem Schicksal, wie er selbst einmal es ausdrücklich empfohlen hat, freundlich zu begegnen und dadurch nach sich zu ziehen? Große Entscheidungen waren das Lebenselement Schillers; Goethe fühlte sich ihnen gegenüber unbehaglich, und wenn die Dinge ein starkes, subjektives Eingreifen verlangten, ergriff ihn, er hat es uns selbst bekannt, Unschlüssigkeit, Zaudern, Unbehagen.

Tief verschieden waren beide Männer. Die Wörter ‚naiv' und ‚sentimentalisch' bezeichnen, recht verstanden, den Gegensatz am besten. Das organische Werden, die ‚Entfaltung' des Keimes in der Natur war für Goethe das Ideal jeder, auch der menschlichen Entwicklung; auch in den Wandlungen des Daseins, die scheinbar nur dem bestimmenden Willen des Menschen entspringen, sieht er das Wirken ‚der ewigen ehernen großen Gesetze'; ja der Wille selbst, der sich in bewußtem Gegensatz zu der Verknüpfung und der Macht der Erscheinungen setzt, ist ihm nur ein Teil der Erscheinungen:

Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz, und aller Wille
Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten.

Goethe kannte natürlich sehr wohl, was man als Unterschied und Gegensatz von Natur und Geist zu bezeichnen pflegt, aber er glaubte nicht daran: ein spinozistischer

Pantheismus ließ ihn in beiden nur die Erscheinungsform eines und desselben Wesens erkennen. Dieses Bewußtsein der allumfassenden Bedeutung der Natur ‚ungetrübt zu erhalten‘, schien ihm als das Höchste menschlicher Bildung und besonders auch der Kunst. In diesem Sinne ist Goethe ‚naiv‘, er ‚ist Natur‘, und mit offenen, empfänglichen Sinnen klammert er sich an die Natur und mit Vorliebe an die Kunst, die der Natur am nächsten zu sein scheint, an die Plastik. Betrachten und Empfangen sind ihm der höchste Genuß, der nur noch gesteigert wird durch die stille, instinktive dichterische Nachschaffung der Natur.

Zu dem allen bildet Schiller den scharfen Gegensatz. Sein Höchstes ist nicht die Natur und ihr reines, ungetrübtes Anschauen; über ihr steht die menschliche Vernunft, der sittliche Wille. Sie sind nicht gebunden an die Gesetze der Dinge, sie folgen eigenen, selbstgeschaffenen, selbsterrungenen Gesetzen. Natur und Geist sind ihm nicht eins; jene ist ihm die blinde, willenlose Masse, nur geschaffen, um von der bewußten Vernunft des Menschen beherrscht zu werden. Sittliche Freiheit ist ihm die treibende Kraft der Welt, eine Macht sondergleichen, die alles vermag, die selbst über die Naturgesetze triumphiert. ‚Es ist der Geist, der sich den Körper baut‘, sagt er einmal in scharfer Ausprägung seiner sittlichen Überzeugung, deren Wahrheit er durch sein eigenes Leben in fast wörtlicher Weise bewies. Überall leuchtet die Überzeugung von der Gewalt des freien, bestimmenden Willens durch. Und damit steht in engem Zusammenhange der Gang seiner geistigen Entwicklung. Auch er ist in seiner Jugend an die Naturwissenschaften herangeführt worden, aber sie haben ihm kein sachliches und kein ästhetisches Interesse abzugewinnen vermocht; der springende Punkt seiner Teilnahme an ihnen lag darin, daß er sich die Frage nach dem ‚Zusammenhang‘ (wir könnten ebensogut sagen: nach dem Gegensatze) ‚der tierischen und der geistigen‘ Natur vorlegte. Die Lebensgebiete, auf denen sich die bewußten geistigen Mächte bethätigen, ziehen ihn an: während Goethe Natur und bildende Kunst betastend und beschauend durchwandert, versenkt sich Schiller in Geschichte und Philosophie, in das Gebiet der freien Handlung und das des freien Gedankens. Goethes Freude und Glück war es, sein inneres Sein mit den Dingen und der Natur in Übereinstimmung zu bringen: ‚Am Sein erhalte dich beglückt‘ —, Schiller rühmt es als schönes Ziel des Menschen, ‚der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt.‘

Auch in ihrer persönlichen Art prägt sich der Gegensatz aus. Goethe ließ in stiller Beschaulichkeit und Empfänglichkeit die Natur auf sich wirken, er vernahm lauschend den ‚Gesang der Dinge, die da sind‘ und die geheimsten Zauber dieses Gesanges hat er dann in unvergänglichem Wort verkündet. Beschauend, empfangend breitet er seinen Blick über endlose Gefilde; wie in einem Spiegel fängt er die Welt auf; verklärt, aber doch mit den ursprünglichen Zügen, strahlt sie aus diesem Spiegel zurück. Das stille Lernen, Beschauen, Empfangen war nicht Schillers Sache. Rastlose Anstrengung, gewaltige Thätigkeit, freie bewußte Umformung des Stoffes, den er in raschem, ungeduldigem Zuge in sich aufgenommen hatte, kennzeichnen ihn. Er ruht nicht eher, als bis sein starker

Subjektivismus eine persönliche Stellung zum Gegenstand gewonnen hat. Mit der ‚Vernunft' in deren Lichte ihm erst alles zum wahren Sein sich erhebt, stellt er sich den Dingen gegenüber; was er aus ihnen empfängt, ist wenig und ihm wertlos, erst durch das, was sein Wille in sie hineinlegt, erlangen sie für ihn Bedeutung und Geltung. Die Sinne allein bedeuten ihm wenig. Goethe schätzte sie hoch, er empfiehlt, ihnen zu trauen (‚Den Sinnen hast du dann zu trauen.' Vermächtnis, Strophe 4); Schiller, eben nach Weimar gekommen, empfand gleich, daß Goethe und sein Kreis zu viel ‚betasteten'. Erst die Vernunft scheint ihm den Dingen Bedeutung zu verleihen.

Beide Männer fühlten diesen Gegensatz ihrer innersten Naturen lange, bevor sie sich kannten. Aber in Schiller setzte sich dies Bewußtsein des Gegensatzes nur vorübergehend in ausgesprochene Abneigung um; Goethe empfand diese Abneigung stärker und machte sie zum Antrieb seines Verhaltens gegen Schiller. Dieser schaute zu dem großen Dichter lange empor, als Goethe in dem Verfasser der Räuber und des Carlos noch jede Vorbedeutung der Größe zu erkennen ablehnte. Wir haben bestimmten Anhalt zu glauben, daß Schiller nicht ohne den sehnlichen Wunsch, dem größten Zeitgenossen näher zu treten, nach Weimar übergesiedelt, ja daß dieser Wunsch sogar ein Grund der Übersiedelung selbst gewesen war. Wir erinnern uns, daß Goethe damals allerdings in Italien war; aber der Kreis, dem er den Stempel seines Geistes aufgedrückt hatte, war auch Schillers Kreis, und trotz manchem, was ihm nicht gefiel, fühlte er sich doch darin wohl. Dann, nach Goethes Rückkehr, fehlte es nicht an Versuchen, die beiden Männer einander näher zu bringen. Dalberg selbst redete zu. Charlotte von Kalb verehrte beide. Die Lengefeldischen Schwestern waren von Jugend auf mit Goethe bekannt. Frau von Stein war die Freundin der chère mère, die aufrichtigste Fördrerin Charlottens und Karolinens. Aber alle Versuche scheiterten an Goethes Ablehnung. ‚Ich vermied Schillern', sagte er selbst in dem denkwürdigen kleinen Bericht, den er im Alter über die ‚Erste Bekanntschaft mit Schiller' niedergeschrieben hat. Die Gründe dieses ablehnenden Verhaltens hat er uns auch mitgeteilt. Eben war er aus Italien heimgekehrt; seine Kunstanschauungen und eng damit zusammenhängend seine Lebensanschauungen hatten sich gereinigt, geklärt; er hatte auch die letzten Ausläufer des Sturmes und Dranges endgültig überwunden; die ruhige Einfalt der Natur und der Klassik hatte es ihm angethan. Und nun fand er, der sich fast zwei Jahre hindurch nicht um das bekümmert hatte, was in Deutschland vorging, die Litteratur und die Menschen, die sich seinem Tasso und seiner Iphigenie gegenüber kalt verhielten, beherrscht von Dichterwerken, die ihn ‚anwiderten'. Er rechnet dazu — eine unbillige Zusammenstellung — Heinses Ardinghello und Schillers Räuber! ‚Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.' Auch am Don Carlos fand er keinen Geschmack. Und ebensowenig gefiel ihm die Kantische Philosophie, die in Schillers Entwickelung eine ähnlich entscheidende Rolle spielte wie die italienische Reise in seiner eigenen. Die starke Bedeutung der Subjektivität, die allerdings ein wesentliches Merkmal jener Philosophie ist, und die gerade Schiller so be-

geistert in sich aufgenommen hatte, mißfiel ihm. Schiller, so meinte er, sei ‚undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelt hatte‘. Das ist der springende Punkt. ‚Anstatt sie (die Natur) als selbständig, lebendig, vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen, menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen (der Abhandlung über Anmut und Würde) sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte, dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheuere Kluft zwischen unseren Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.‘ So erklären wir uns leicht, was Goethe selbst berichtet: ‚alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang neben einander fort.‘

Schiller hat diese Ablehnung schmerzlich empfunden. Ja, es kamen Augenblicke des Mißmutes, in denen er sie als geflissentliche Feindschaft, als einen absichtlichen Druck empfand, in denen er wohl einem vertrauten Freunde sein Herz ausschüttete und selbst eine gewisse Bitterkeit nicht unterdrücken konnte. Dann schien es ihm wohl, als müsse er Goethe ‚hassen‘, als stände ihm dieser ‚überall im Wege‘. Goethe erschien ihm als ein kalter ‚Egoist‘ und öfters um ihn zu sein, würde ihn ‚unglücklich machen‘. Aber es waren doch nur ganz vorübergehende Wallungen, die ihm solche Worte eingaben; im selben Atemzuge schon gesteht er wieder, daß er doch groß von Goethe denke. ‚Er hat weit mehr Genie als ich.‘ Es ist ihm nicht gleichgültig, wie Goethe von seinem dichterischen Wirken denkt: ‚an seinem Urteil liegt mir überaus viel.‘ In der Zeit, da die ‚Künstler‘ entstanden, schrieb er an Körner: ‚Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche‘; es freute ihn, daß der Antipode ‚die Götter Griechenlands‘ ‚sehr günstig‘ beurteilte, was ihm der Mund der Rudolstädter Freundinnen baldigst hinterbracht hatte. Aber er war zu stolz, selbst einen Schritt zu Goethe heran zu thun; es hätte dem amt- und mittellosen Manne falsch ausgelegt werden können. Selbst der Schein eines solchen Schrittes wäre ihm peinlich gewesen. Und es mag als ein schönes Zeichen für Schillers Charakter gelten, daß er gerade damals die Rezension über den Egmont schrieb, die in jeder Zeile den Geist edeler Unabhängigkeit verrät. In vornehmer Form deutet er an, daß auch in seiner Brust eine Welt liegt, mit der man zu rechnen haben wird, die die Kraft der Geltung in sich selbst trägt.

Wir wissen, daß Schiller die Ernennung in Jena dem Antrage Goethes verdankte. Aber es war ein Geschenk aus der Hand des Herzogs und überdies ein Geschenk, bei dem es nach Körners zutreffender Auffassung doch sehr zweifelhaft war, wer mehr gewann, der Geber oder der Beschenkte. Man hat wohl gesagt, daß eigentlich eine Verkennung des Dichters darin lag, daß man den Historiker heranzog. Diese Auffassung ist unberechtigt. Schiller selbst legte in jener Zeit viel größeres Gewicht und setzte viel größere Hoffnungen auf seine historische als auf seine poetische Thätigkeit.

So lagen die Dinge. Es wäre, äußerlich betrachtet, möglich gewesen, daß unsere beiden größten Dichter auf demselben Fleck Erde kalt und teilnahmslos

nebeneinander hingelebt hätten. In Wahrheit war es nicht möglich; die tiefere Notwendigkeit der Dinge ließ es nicht zu.

Goethe hat die Genugthuung gehabt, daß die Annäherung an Schiller in einer seinem Wesen angenehmen Weise erfolgte: er brauchte keinen förmlichen Entschluß zu fassen, der Zufall vermittelte alles.

Goethe pflegte die regelmäßigen Sitzungen der jenaischen naturforschenden Gesellschaft, die 1793 durch den Professor Batsch gegründet, und zu deren Ehrenmitglied er mit andern ernannt worden war, zu besuchen. Eines Abends — es mag im Mai 1794 gewesen sein — traf er beim Hinausgehen zufällig mit Schiller zusammen. Dieser warf, in Anknüpfung an den gehörten, offenbar eine Specialität betreffenden Vortrag, die Bemerkung hin, daß er sich als Laie von einer so zerstückelnden Art, die Natur zu betrachten, wenig angezogen fühle. Goethe erwiderte, daß die Natur selbst dem Eingeweihten unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Art, sie zu betrachten, gebe; man müsse sie in ihrer lebendigen Wirksamkeit ansehen und zur Darstellung bringen, wie sie ‚vom Ganzen in die Teile strebe‘. Man vertiefte sich in diese Dinge, und nun zeigte Schillers Gespräch seine Macht: als sie vor sein Haus kamen — trat Goethe mit ein, und lange blieben sie auf dem Zimmer Schillers zusammen. Der Bericht, den Goethe über den Verlauf dieser ersten Aussprache gegeben hat, läßt uns den Gang des Gespräches nur ahnen. Von der Metamorphose der Pflanze ausgehend entwickelte Goethe seine Ansicht von der Natur und von dem Wesen der Erfahrung; aus ihr, der Erfahrung, glaubte er die symbolische Pflanze zu nehmen, die er vor Schillers Augen mit charakteristischen Federstrichen entstehen ließ. ‚Aber das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee,‘ erwiderte ihm Schiller, der ‚mit großer Teilnahme‘ gefolgt war. Zunächst peinlich berührt durch diese dem innersten Gegensatze ihrer Naturen entspringende Bemerkung, die Wesen und Bedeutung der Erfahrung und damit der sie vermittelnden Dinge geringschätzig zu beurteilen schien, nahm Goethe sich zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe‘. Schiller lenkte ein, und mit der ruhigen und feinen Art eines ‚gebildeten Kantianers‘ setzte er seine Ansichten von Idee und Erfahrung auseinander. Es wurde ‚viel gestritten‘, keiner hatte den andern überzeugt, obgleich es schließlich doch mehr auf einen Unterschied der Worte angekommen zu sein scheint. Beide schieden mit dem Bewußtsein, einen ersten Blick in eine unendlich reiche Gedankenwelt gethan zu haben. Der Wunsch nach weiterer Beziehung war in beiden geweckt. Seine Erfüllung ergab sich nun von selbst.

Im Juni lud Schiller in feierlichem Schreiben den ‚Hochwohlgeborenen Herrn Geheimen Rat‘ zur Mitarbeit an den Horen ein. Goethe erwiderte mit freundlicher Zusage und stellte eine neue persönliche Begegnung in Aussicht. Etwa Mitte Juli erschien er in Jena, und nun verbreitete sich das Gespräch über eine Fülle von Gebieten, ganz besonders über allgemeine Fragen der Kunst. ‚Goethe,‘ so berichtet Schiller an Körner, der mit lebendigstem Anteil diese ganze Entwickelung verfolgte, ‚Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und

uns die Hauptideen mitgeteilt, zu denen wir auf ganz verschiedenem Wege gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.'

Auch Goethes Freude war groß. ‚Für mich insbesondere war es,' sagt er, in spätem Alter auf diese glückliche Zeit zurückschauend, ‚ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenem Samen und Zweigen hervorging.'

Nun beginnt der freundschaftliche Briefwechsel. Er wird eingeleitet durch den berühmten Brief vom 23. August 1794, mit dem Schiller seinem neugewonnenen Freunde das herrlichste Geburtstagsgeschenk machte. Mit dem Freimut und der Offenheit, die gleichermaßen den Sprechenden wie den Angeredeten ehrt, und die so nur zwischen wirklich großen Naturen möglich ist, zieht Schiller die Summe von Goethes bisheriger Entwickelung. Wir teilen den Brief nicht mit, da er jedem leicht zugänglich ist, und da wir jeden unserer Leser im Besitz des berühmtesten Briefwechsels der Welt vermuten. Es sind die Gedanken der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, angewandt auf den lebendigen Menschen. Die ‚naive' Intuition erscheint Schiller als das wesentliche Merkmal Goetheschen Geistes. Aus ihr quillt alles, was andere durch mühsame Analyse zu gewinnen versuchen. ‚In Ihrer richtigen Intuition liegt alles, und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden.' Nach den Gesetzen, deren sich die Philosophie erst zergliedernd bemächtigt, schafft Goethe unmittelbar, ohne sich ihrer innezuwerden. Wir erkennen, was Schiller meint: unbewußt nach den objektiven Gesetzen der Vernunft schafft das Genie. Aber mit dieser Gabe der Natur ist ein bewußt eingerichteter Entwickelungsgang wohl verträglich; auch Goethe ist der hindernden Einwirkungen inne geworden, die der Zufall der Geburt und der Umgebungen mit sich brachte: er schuf sich ein Ideal der Bildung, und dieses Ideales ‚vergewisserte' er sich im Anschauen der griechischen Kunst. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir hier die Wirkung des Gespräches vom Juli sehen, in dem Goethe sich ohne Zweifel über die Umwandlung verbreitete, die die italienische Reise in ihm hervorgebracht hatte. Das Zusammenspiel ursprünglicher Anlage und der Anschauung der Welt hatte aus ihm das gemacht, was er augenblicklich war.

Goethe fühlte die innere Wahrheit dessen, was Schiller schrieb, er fühlte — ein Glück, das selbst dem Liebling der Götter und Menschen noch nicht zu teil geworden war — er fühlte sich verstanden von einem Geiste, der ihm zwar ungleichartig, aber gleichwertig war. Er gab sich willig dem Zauber dieser

Persönlichkeit hin: ‚Schillers Anziehungskraft war groß,‘ sagt er, ‚er hielt alle fest, die sich ihm näherten.‘ Und der spröde Mann, der schon in jenen Jahren so schwer sich jemand aufschloß, gab Vertrauen um Vertrauen und öffnete in seiner Antwort dem aufrichtigen Beurteiler einen Einblick in sein eigenes Wesen, indem er gerade den schwachen Punkt hervorhob: ‚eine Art Dunkelheit und Zaudern, über die ich nicht Herr werden kann.‘

Man hat oft gefragt, welcher der beiden Männer den größeren Vorteil aus der Verbindung gezogen habe; und geflissentliche Verkleinerer Schillers, deren leider einige auf deutscher Erde zu wandeln wagen, haben sogar Goethe als den nur Gebenden, Schiller als den nur Nehmenden hingestellt. Gewiß läßt sich mit Voreingenommenheit und irregeleitetem Scharfsinn aus dem zwanglosen, offenherzigen, oft augenblickliche Stimmungen wiederspiegelnden Briefwechsel einzelnes herauslesen, was wie eine Begründung jener Auffassung aussehen könnte; wer aber die Briefe mit freiem Urteil liest, wer sie als Ganzes und nach ihrem wahren Sinne faßt, wer die Werke beider Dichter, die nach der Vereinigung geschaffen worden sind, nach ihrem inneren Gehalte beurteilt, kann jene Meinung nicht teilen. Schiller hat dem Freunde oft tiefe Blicke in sein Inneres gewährt, und mit der schönen Bescheidenheit eines Mannes, der Irrtum und Fehler als die Begleiter menschlichen Wollens erkannt hat, und der da weiß, daß alles irdische Wesen beschränkt ist, hat er die Ergebnisse ernster Selbstprüfung vor des Freundes Auge ausgebreitet; aber nie ist ihm das Gefühl gekommen, daß diese Geständnisse aus etwas anderm als aus dem Vertrauen zu einem Gleichstrebenden gedeutet werden könnten. Gern und unaufgefordert hat er die Überlegenheit des Freundes da, wo sie vorhanden war, anerkannt, wie denn auch Goethe nie mit dem Geständnis zurückgehalten hat, daß auch ihm vieles fehlte, was der Freund in der Fülle besaß. Keiner von beiden hat jemals gefragt, wer mehr gab und wer mehr nahm; keinem ist jemals der Gedanke gekommen, wer von ihnen den überwiegenden Einfluß übte; keinem ist es jemals eingefallen, gar den kleinlichen Vergleich zu ziehen, wer ‚der größere‘ von ihnen wäre; als dieses Unterfangen nachher müßige und thörichte Köpfe beschäftigte, hatte Goethe dafür das kräftige Wörtlein, daß die Deutschen sich freuen sollten, zwei solche Kerle zu haben. Das eben ist, ganz abgesehen von aller litterarischen und geschichtlichen Bedeutung, das menschlich Große an diesem Verhältnis, daß nie auch nur ein Anflug des Neides es getrübt hat, und daß die böswilligen Versuche, Zwietracht zwischen ihnen zu säen, wie sie thatsächlich später von einer einflußreichen weimarischen Gesellschaft ausgegangen sind, völlig machtlos an dem Vertrauen des einen zum andern abprallten. Mit verehrendem Sinn hingen sie aneinander. Wer Goethes ‚Annalen‘ und die Gespräche mit Eckermann oder Schillers Briefe an Körner und an andere Freunde durchblättert, stößt überall auf die Zeugnisse der Verehrung und der Dankbarkeit, die sie für einander hegten. ‚Ich kann nie von ihm gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre,‘ sagt Schiller von Goethe. ‚Es war ein Glück für mich,‘ sagt dieser von jenem, ‚daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf

eins; welches denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.' Und Schiller wieder: ‚Die Unterhaltung mit Goethe hat meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht einig werden konnte, hat die Anschauung seines Geistes mir ein unerwartetes Licht angesteckt.' ‚Alle acht Tage war Schiller ein anderer,' erzählte Goethe 1825 an Eckermann, ‚und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligtum unter meinen Schätzen.' Und wer noch zweifeln wollte, welche Verehrung Goethe dem lebenden Freunde entgegengebracht und dem toten Freunde bezeugt hat, der lese den Epilog zur Glocke: nie hat der große Dichter wärmere, vollere Töne wahrhafter Pietät gefunden als in diesen herrlichen Stanzen; wir fühlen, wie sein Herz bebt bei der schmerzlich schönen Erinnerung an die große Zeit.

Die Wirkung des Bundes zeigte sich bald. Schiller hatte die ‚Spekulation', die philosophische Periode seiner Entwickelung abgeschlossen; in seinem Innern drängte und mahnte es, zur Poesie zurückzukehren. Der Augenblick war gekommen, da dem staunenden Deutschland der Dichter der Räuber und des Carlos sich in dem Glanze der Vollendung zeigen sollte. Goethe war aus Italien mit unendlichen Schätzen zurückgekehrt. Aber sein poetischer Trieb war unter der Fülle des Geschehenen und Erlebten, und nachdem er in den letzten Meisterwerken sich zu großen Leistungen aufgeschwungen hatte, erschlafft. Durch Schillers nie rastende Thätigkeit, durch die Kraft und den Reichtum seiner Entwürfe wurde Goethe mitgerissen. Eine neue Blüte auch seines Wirkens begann. Es wurde ein neuer Frühling für ihn.

Wir wollen nun dem gemeinsamen Wirken der beiden Männer nachgehen.



(Silhouette Schillers, vermutlich aus dem Jahre 1795. Nach einer Photographie aus dem Schillerhause zu Weimar.)



Einundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr zur Dichtung.

In den Tagen, da der denkwürdige Bund zwischen unseren beiden größten Dichtern sich anbahnte, hatte Schiller eben mit Cotta die feste Verabredung zur Herausgabe der ‚Horen‘ getroffen. Der Stuttgarter Buchhändler hatte, wie wir wissen, seinen berühmten Landsmann zu bewegen gesucht, die Leitung eines großen politischen Journals zu übernehmen; Schiller lehnte das ehrenvolle Anerbieten ab, in dem richtigen Gefühl, daß gerade damals das historische und politische Interesse seine Rolle in seiner eigenen inneren Entwickelung beinahe ausgespielt habe. Aber aus diesem Plane selbst, den Cotta dann mit andern Kräften ins Leben rief, und aus dem die noch heute bestehende ‚Allgemeine Zeitung‘ hervorging, erwuchs der Gedanke der Horen. Neben dem rein politischen Blatt sollte das rein litterarische eine gleichwertige und selbständige Stellung einnehmen. Mit dem Eifer, mit dem er einst die ‚Rheinische Thalia‘ begonnen hatte, stürzte Schiller sich in die Arbeit. Aber es ist nicht mehr wie damals der Ton jugendlicher Hast und Ungeduld, der aus den vorbereitenden Schriftstücken klingt; ruhig und sicher, in gemessenem Wort, spricht der reife Mann zu Lesern und Mitarbeitern. Damals galt es dem unbekannten Jüngling, ein Publikum zu erwerben, und mit dem heißen Durst nach dichterischer Wirkung hatte er sich ‚dem deutschen Volke‘ in die Arme geworfen. Jetzt war der Name Schiller allenthalben bekannt und gerühmt; soweit es ihn selbst anging, brauchte er sich nicht mehr einen Leserkreis zu erwerben, er war seiner gewiß; und während er damals, in Mannheim, alles vom Publikum erwartete, das Publikum sein ‚Richter‘ sein sollte, schwebte es nun dem auf der Höhe der Bildung stehenden Manne als ein schönes und berechtigtes Unternehmen vor, die Menge der Leser zu sich heraufzuziehen, der ‚ästhetischen Erziehung‘ des deutschen Volkes zu seinem Teil zu dienen.

Daß eine gute Zeitschrift auf weite Kreise des gebildeten Bürgertums den größten Einfluß haben kann, ist sicher; wir erleben das heute, wie unsere Vorfahren es damals erlebten. Die Wirkung der Monats- und Wochenschriften war im vorigen Jahrhundert sogar größer als jetzt, denn noch wurde sie nicht durch die politische Tagespresse verkürzt. Mit Ungeduld erwartete man in den Familien und den geselligen Zirkeln die neuen ‚Stücke‘ der zahlreichen ‚Bibliotheken‘, ‚Annalen‘, ‚Almanache‘ und wie die periodischen Erscheinungen alle

heißen mochten. Das Interesse der Gebildeten, noch nicht zersplittert und abgelenkt durch Politik, sociale Frage und Vereinsmeierei, heftete sich an geistige Fragen und verlangte sogar von der bloßen Unterhaltungslektüre, daß sie an diesen Fragen nicht vorüberging. Die schöne Litteratur stand im Mittelpunkt der Teilnahme: aber der Ideenkreis, den die schöne Litteratur behandelte, war so reich, so groß, so vielseitig, daß man füglich von der Gefahr bloßer Schöngeisterei dabei nicht reden konnte. Näher lag die andere Gefahr, daß durch die Überproduktion an Zeitschriften eine zu große Zerteilung des Interesses und eine Verflachung des Stromes eintreten mochte. Auch die kleinsten Geister, nur befugt, in der stillen Dämmerung ihres engsten Privatkreises ihr schwaches Licht leuchten zu lassen, fanden Gelegenheit, ihre Erzeugnisse dem ganzen Volke darzubieten, und so lief das Tüchtige Gefahr, von der Masse erdrückt zu werden.

Aus diesem Gesichtspunkte ist das Unternehmen Schillers zu erklären, diesen Gesichtspunkt hat er selbst in einem Rundschreiben an die Mitarbeiter deutlich herausgehoben, von ihm aus ergaben sich ihm die Mittel, den ‚Horen‘ eine gute Zukunft anzubahnen. Für weite Kreise bestimmt, sollte die neue Zeitschrift nicht das Werk eines einzigen Schriftstellers sein, sondern eine ‚Gesellschaft bekannter Gelehrter‘ sollte sie herausgeben; jedes berechtigte Interesse innerhalb des einmal gezogenen Kreises sollte vertreten und angeregt werden, dabei Volkstümlichkeit nach Stoffwahl und Behandlungsform die oberste Richtschnur sein. Politik und Staatsreligion blieben, dem ursprünglichen Plane gemäß, ausgeschlossen; jeder Wissenschaft, sofern sie in einer schönen Form dargestellt würde, waren die Thore geöffnet. Auf der schmalen Grenze zwischen der ‚schönen‘ und der ‚gelehrten‘ Welt stehend, sollten die Horen dienen, ‚gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben und Geschmack in die Wissenschaften einzuführen‘.

An einen auserlesenen Kreis von Männern hatte Schiller die Einladung zur Mitarbeit ergehen lassen, und fast allenthalben hatte man die Aufforderung als eine Ehre angenommen. Aus den verschiedensten Gebieten Deutschlands trafen die Zusagen ein, aus Colmar und Mitau, aus Hamburg, aus Breslau, aus Düsseldorf, aus der Schweiz, aus Rom. Wir finden schon in dem vorläufigen Verzeichnis der Mitarbeiter den Koadjutor von Dalberg in Erfurt, Gleim in Halberstadt, Engel und Genz in Berlin, die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt; besonders aber war die ‚große Stadt‘ Weimar-Jena vertreten: der ‚Vice-Consistorial-Präsident‘ Herder hatte freudig seinen gewichtigen Namen gegeben, Fichte sagte mit einer Bereitwilligkeit zu, die nicht bloß aus dem freundschaftlichen Verhältnis zu Schiller erwuchs, Hufelands und Schützens Namen lassen erkennen, daß das neue Unternehmen auch von der einflußreichsten Kritik, von der Jenaischen Litteraturzeitung, mit wohlgefälligem Auge angesehen wurde; in Goethes Freund, dem Professor Meyer, gewann man den ersten Kunstkenner Deutschlands.

Und zwischen all diesen Namen stand auch der ‚Geheime Rath von Goethe in Weimar‘. Im Juni 1794 hatte ihn Schiller in einem sehr formvollen Briefe zur Mitarbeit eingeladen; bald darauf sagte er zu und versprach auch bei der redaktionellen Beurteilung der einlaufenden Arbeiten mit thätig zu sein. Wie

diese Briefe überhaupt den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller eröffnen, so darf man annehmen, daß die ‚Horen‘ den ersten äußeren Anlaß zu weiterer Annäherung gegeben haben.

Noch einen andern berühmten Namen hätte Schiller gern dem Prospekt der ‚Horen‘ eingefügt: Immanuel Kant. Am selben Tage, an dem er den ersten Brief an Goethe schrieb, ging auch seine Einladung nach Königsberg ab. Man fühlt, es ist nicht ein geschäftlicher Ton; die warme Verehrung für den Mann, dem er so großen geistigen Fortschritt verdankte, spricht aus diesen Zeilen: ‚Nehmen Sie, vortrefflicher Lehrer, schließlich noch die Versicherung meines lebhaften Dankes für das wohlthätige Licht an, was Sie in meinem Geist angezündet haben; eines Dankes, der wie das Geschenk, auf das er sich gründet, ohne Grenzen und unvergänglich ist.‘ Leider hat Kant mit der Antwort bis zum Frühjahr 1795 gezögert, so daß sein Name zunächst nicht im Prospekt aufgeführt werden konnte; und auch dann verschob er seine Mitarbeit auf spätere Zeiten. Den Schluß des merkwürdigen Briefes teilen wir unseren Lesern in der Nachbildung mit.

Zu Neujahr 1795 erschien das erste ‚Stück‘ der Horen. Mit begreiflicher Spannung sah Schiller der Aufnahme der Zeitschrift entgegen, denn auch der äußere Erfolg konnte ihm nicht gleichgültig sein: das Augustenburger Jahrgeld hörte mit dem Jahre 1795 auf, und Cotta hatte, mit rühmlichem Mut und Vertrauen in die gute Sache, Honorarbedingungen ausgemacht, die, selbst an heutigen Verhältnissen gemessen, nicht anders als glänzend genannt werden können.

Die Unternehmung knüpfte Schillers litterarische Thätigkeit für Lebenszeit an den Cottaischen Verlag; er hatte in Cotta einen Mann von weitem Blick, vornehmer Gesinnung, hoher Intelligenz und rastloser Thätigkeit gefunden, und es war ganz natürlich, daß er Göschen, der diese Eigenschaften lange nicht in demselben Maße besaß, und der das Projekt einer ähnlichen Zeitschrift schon vor längerer Zeit kurzsichtigerweise abgelehnt hatte, nunmehr fallen ließ.

In der That fand die Zeitschrift alsbald eine über Erwarten große Zahl von Abonnenten, ein deutliches Zeichen dafür, welche Wirkung schon der bloße Name Schillers ausübte. Es kam nur darauf an, durch die wirkliche Leistung diesem Erfolge Dauer zu verleihen. Das aber lag leider nicht in der Hand Schillers allein. Die Reihe glänzender Namen, mit der er auf den Plan trat, schützte ihn nicht davor, daß er bald die ganze Kette von Ärgerlichkeiten kennen lernte, die nun einmal mit der Redaktion von Zeitschriften verbunden zu sein scheinen. Schon nach den ersten Heften wurde der Stoff knapp, die Mitarbeiter erwiesen sich nicht als so fleißig, wie sie sich vorgenommen und Schiller vorausgesetzt hatte. Die litterarische Kritik spiegelte nur zu augenscheinlich die Thatsache wieder, daß es noch andere Zeitschriften in Deutschland gab, und daß diese in der Wahl ihrer Mittel, die mißliebige und gefährliche Konkurrenz zu bekämpfen, nicht wählerisch waren. Da war es nur ein geringer Trost, daß Cotta in der Jenaischen Litteraturzeitung einen eigenen Recensenten bezahlte, ein Verfahren, dessen Notwendigkeit uns von den Preßzuständen der guten alten Zeit nicht eben eine günstige Meinung erweckt. Und gerade jener Mangel an rechtzeitig

gelieferten gediegenen Aufsätzen gab der Kritik willkommene Blößen; um nur die Stücke zu den festgesetzten, monatlichen Terminen erscheinen zu lassen, mußte mancher Lückenbüßer abgedruckt werden, der den ursprünglichen Absichten Schillers so wenig wie den Erwartungen der Leser entsprach.

Indessen, wenn man die drei stattlichen Bände, die die ‚Horen‘ umfassen, durchblättert, so wird man doch finden, daß das Tüchtige und Bedeutende sehr überwiegt, und daß die gleichzeitige Kritik, deren Verfahren und Motive wir im nächsten Kapitel kennzeichnen wollen, sich durch ihre abfälligen Urteile vor der Nachwelt schwer ins Unrecht gesetzt hat. Gleich das erste Stück brachte treffliche Arbeiten. Die erste Epistel Goethes eröffnete den Reigen, darauf folgten die Briefe über ästhetische Erziehung in einer gegenüber den Originalen vollendeteren und bereicherten Form; Goethe hatte überdies die ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten‘ gespendet, die, gleich jenen Briefen, durch eine Reihe von Nummern liefen. Herder nahm regen Anteil, im dritten Heft veröffentlichte er eine ganz vortreffliche Betrachtung ‚Das eigene Schicksal‘. Wilhelm von Humboldt gab seine Betrachtungen ‚Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur‘; gerade dieser Aufsatz aber, so abstrakt gehalten, daß sogar Kant ihn mit Kopfschütteln las, blieb den meisten Lesern unverständlich, und er gerade hat zuerst der Kritik zu spöttischen Ausfällen Anhalt gegeben. Auch die kleineren philosophischen Abhandlungen Schillers und besonders der durch mehrere Stücke gehende Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung schienen manchen Lesern zu hoch, zu abstrakt. Das war überhaupt bei der ganzen Unternehmung die schier unlösbare Schwierigkeit, dem Inhalt ein Gepräge zu geben, das sowohl den Höchstgebildeten wie denen genügte, auf die man nicht verzichten konnte, weil sie die Masse waren. An ihr sind die ‚Horen‘ gescheitert: so schätzbar diese berühmteste Zeitschrift der deutschen Litteraturgeschichte für uns Heutige ist, das Interesse der Zeitgenossen haben sie nicht wach halten können. Sie haben nur drei Jahre lang bestanden. Schiller selbst, der Plackereien mit Autoren und Kritikern müde, hätte sie schon eher einschlafen lassen, wenn nicht Cotta, unbekümmert um den äußeren Erfolg, zur Fortsetzung zugeredet hätte. Wieder einmal machte Schiller die Erfahrung, daß der Journalismus, selbst in seiner vornehmsten Form, ein undankbarer und unerquicklicher Beruf ist.



Immanuel Kant.
Gemalt von Döbler. Nach dem Stich von J. L. Raab.

für dies Geschenk sage ich also meinen ergebensten Dank, was aber meinen Beytrag zu diesem schönen Geschenk fürs Publicum betrifft, so muß ich mir einen etwas langen Aufschub bitten; weil, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber ausser diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere die große Lesewelt interessirende Artikel giebt, man diesen Witterungswechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Herrn Prof. Fichte bitte ich ergebenst meinen Gruß und meinen Dank für die verschiedenen mir zugeschickten Werke von seiner Hand abzustatten. Ich würde dieses selbst gethan haben, wenn mich nicht, bey der Mannigfaltigkeit der noch auf mir liegenden Arbeiten, die Ungemächlichkeit des Alters abhielte, welche denn doch nichts mehr als meinen Aufschub rechtfertigen soll. — den Herren. Schütz und Hufeland bitte gleichfalls gelegentlich meine Empfehlung zu machen.

Und nun, theurester Mann! wünsche ich Ihren Talenten und guten Absichten angemessene Kräfte, Gesundheit und Lebensdauer, die Freundschaft mit eingerechnet, mit der Sie mich beehren wollen, der jederzeit mit vollkommener Hochachtung ist

Ihr
ergebenster treuer Diener
I Kant

Letzte Seite eines Briefes von Kant an Schiller. (Königsberg 30. März 1795.)
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Allerdings mußte ihm schon das Äußere der redaktionellen Thätigkeit gerade damals doppelt störend sein: denn nach der langen Abschweifung in das Gebiet der reinen Wissenschaft war das Bedürfnis poetischer Äußerung mit erneuter Stärke erwacht. Wir wissen, daß es nie ganz eingeschlafen war. Mitten in den historischen und philosophischen Arbeiten hatten sich seiner Brust Stoßseufzer entrungen, daß die Not des Lebens und der Zwang äußerer Rücksichten ihn von seinem eigentlichen Gebiete fern hielten. Mehr als einmal hatte er in Briefen an seine Freunde es rund heraus gesagt, daß Geschichte und Philosophie ihn nie ganz fesseln könnten; der Dichter sei erst der wahre Mensch. Wie ein seliges Eiland winkt ihm in den kargen Mußestunden, die jene Wissenschaften ließen, die Beschäftigung mit dem Wallenstein, und wie zur Erholung gibt er sich dem Ausspinnen anderer dichterischer Entwürfe hin. Ganz von selbst mündete die philosophische Spekulation in die poetische ein: nicht Kants Lehre zu popularisieren, wie wohl manche meinten, war das Ziel seiner philosophischen Schriftstellerei, sondern mit den Gedanken, die ihm das System des großen Denkers zuführte, eine sichere Stellung zur poetischen Kunst zu gewinnen. Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung bildet die Brücke; ja wir möchten sagen, daß sie selbst mitunter schon Poesie ist. Und als nun gar Goethes gewaltig anregende Persönlichkeit ihn unmittelbar berührt, da gärt es und klingt es wieder in seinem Innern; Gedanken und Worte heischen ihr altes Recht, auf den Lippen Schillers zum Gesang zu werden.

Nicht zum mindesten darum haben die Horen für uns eine so große Bedeutung, weil sie die ersten Gedichte enthalten, die nach langem Schweigen der Brust des Dichters entstiegen. Und mit den Horen zusammen müssen wir eine andere periodische Erscheinung nennen, denkwürdig wie jene, weil sie wie jene ein deutliches Zeugnis ablegt von der Rückkehr Schillers zur Poesie, weil sie an der Schwelle der glänzendsten Epoche seines Geistes steht. Wir meinen den ‚Musenalmanach' für das Jahr 1796. Schiller hatte ursprünglich Neigung, nach dem Tode Bürgers den von diesem herausgegebenen Musenalmanach zu übernehmen; da indes der Verleger schon einen andern Herausgeber gewonnen hatte, beschloß er, neben den allgemein litterarischen Horen eine rein poetische, jährlich wiederkehrende Sammlung unter jenem Namen selbständig herauszugeben und sie womöglich zum Mittelpunkt der lyrischen Dichtung Deutschlands zu machen. Der Zufall führte ihm einen jungen, unternehmenden Buchhändler, Michaelis in Neustrelitz, zu, der sich und den Schiller für den geeigneten Verleger eines solchen Unternehmens hielt. So entstand der Musenalmanach für 1796, der nun, dem Bedürfnis poetischer Bethätigung entsprungen, doch auch wieder dieser Bethätigung zum Antrieb diente.

Horen (1795) und Musenalmanach (1796) umschließen also die Gedichte, mit denen Schiller von neuem unmittelbar in die Litteratur eingriff. Man kann fast durchweg das Jahr 1795 als die Entstehungszeit dieser Gedichte feststellen.

Wie aus einem Füllhorn schüttete er die kleinen Meisterwerke vor dem Volke aus, jedes einzelne vollendet nach Form und Inhalt. Nichts mehr von der etwas wortreichen und überschwenglichen Art, die noch im Carlos nicht

ganz überwunden war. Wie ein schönes Kleid schmiegte sich die Sprache dem Gedanken an, und der Leser hat das Gefühl, daß nur so und nicht anders das ausgedrückt werden konnte, was im Innern des Dichters lebte.

Bei Goethe wurde das lyrische Gedicht stets von einer ‚Gelegenheit auf-geregt'; was er in Wort und Reim faßte, war der unmittelbare Eindruck eines Erlebnisses, einer Stimmung. Die moderne Forschung kann sogar die thatsäch-lichen Momente, aus denen jene Stimmung erwuchs, im einzelnen feststellen. Man neigt heute dazu, nur dieses, in höherem Sinne so genannte Gelegenheits-gedicht, das dem Augenblick, der Situation entspringt und sie verklärt wieder-spiegelt, als wahre Poesie gelten zu lassen, und es gibt kluge Leute, die darum auf Schillers mehr ‚didaktische' Dichtung mitleidig hinuntersehen, weil sie selten oder nie jenen Charakter trage. So wenig wir uns dem Zauber verschließen, den Goethes Gedichte allerdings durch ihre Unmittelbarkeit erhalten, so einseitig müssen wir die Auffassung nennen, die nur in der Anknüpfung an den Augen-blick das Kennzeichen wahrer Poesie erblickt. Warum soll nicht ein aufgeweckter Sinn denselben Zauber empfinden, wenn aus einem Liede, einem Gedichte ein schöner oder ein ergreifender Gedanke in einer Form ihm entgegentritt, die den Gedanken in der höchsten Vollkommenheit ausspricht, und die es vermag, in dem Hörer zugleich alle die Gedanken und die Stimmungen mitzuerregen, von denen jener eine umwoben sein kann? Dies aber ist bei Schiller der Fall. Auch der Leser, der nichts von Schillers Entwickelungsgange weiß, der nicht ahnt, aus welchen inneren Anlässen auch seine Dichtung quoll, wird, wenn anders sein Sinn überhaupt aufgeschlossen ist, den Eindruck der höchsten Schönheit und Harmonie empfinden. Auch losgelöst von der Erde, in der sie wuchsen, ver-lieren diese Blumen ihren Duft und ihre Frische nicht.

Aber es ist nicht nötig, sie von der Erde zu lösen. Wohl hat Schiller es geliebt und sogar für seine Pflicht gehalten, alles Zufällige aus seinen Dich-tungen auszuscheiden, Gedanken und Gefühle zu allgemeiner Höhe zu erheben, aber wer die Zeichen zu deuten versteht, der wird auch in den allgemein ge-haltenen Gedichten Züge des persönlichen Lebens, der persönlichen Erfahrung wahrnehmen.

Deutlich prägt sich in jenen Gedichten die Stimmung aus, die die Rück-kehr zur Poesie begleitete; warm bricht das Gefühl der Verehrung für seine Kunst, von der er so lange fern gehalten war, durch. Gleich das erste Gedicht des Musenalmanachs preist in vollen Klängen ‚Die Macht des Gesanges', die erhebende, reinigende, versöhnende, erschütternde Gewalt des Liedes. Der Mann, der in philosophischem Grübeln den Grund der Dinge, die Gesetze der Kunst erforscht hatte, umfaßt mit neuer Liebe wieder gerade das Magische der Poesie, das Geheimnisvolle, das kein Scharfsinn enträtseln kann, das aber von jedem Gemüte als eine thatsächliche Macht empfunden wird:

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?

Und der kalten, verstandesgemäßen Weltbetrachtung, die ihm auf seinem Wege durch die Wissenschaft mehr als einmal begegnet war, stellt er in ‚Poesie des Lebens‘ mit leisem Spott die poetische gegenüber, die erst das Leben lebenswert macht. Es ist als ob es ein Stück Allegorie wäre, die unmittelbar auf sein eigenes Leben, auf die Zeit poetisch unfruchtbaren Amtszwanges deute, wenn wir den ‚Pegasus im Joche‘ lesen. Und die Empfindung, die ihm selbst das Leben so oft und so schmerzlich erweckt hatte, daß der Dichter von den irdischen Gütern nichts erhalten habe, aber daß ihm ein höherer Trost von den Göttern verliehen sei, spricht aus der ‚Teilung der Erde‘.

Ganz besonders aber zeigen die Gedichte der ‚Horen‘ und des ersten Musenalmanachs die Spuren der vorausgegangenen wissenschaftlichen Thätigkeit. Man möchte sagen, daß die Hauptgedanken, die Philosophie und Geschichte ihm zugetragen hatten, in diesen Gedichten sich wiederspiegeln. Aber es ist keineswegs versifizierte Wissenschaft: nur die Blüte, der feine Duft jener Gedanken weht uns aus den Gedichten an. Was das Herz, was den über die tiefsten Fragen des Gemütes und des Lebens denkenden Sinn anspricht, ist hier nach Auffassung und Form zur Poesie verklärt. Der Gedankenkreis der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, die eben damals entstand, steht auch hier mit im Vordergrunde. Wer weiß, ob nicht manche dieser Distichen unmittelbare Nachklänge der Unterhaltungen mit Goethe sind, die sich gewiß oft mit dem Naiven und seinen Erscheinungsformen beschäftigten:

> ‚Suchst du das Höchste? das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
> Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!‘

Derselbe Gedanke, die Überlegenheit des naiven Wesens, kehrt oft wieder: am reinsten und schönsten vielleicht prägt er sich aus in dem ‚Genius‘ (in den Horen ‚Natur und Schule‘ überschrieben), der mit dem Verse endigt:

> ‚Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt.‘

Manchmal ist es auch, als atme der Dichter auf, der eigentlichen Philosophie, der strengen, systematischen, entflohen zu sein; in ihren engen Grenzen hatte er nie gern geweilt, und auch die prosaischen Aufsätze lassen durchfühlen, daß nur die schöpferischen, fruchtbaren Gedanken ihn anzogen, nicht aber das, was scholastische Form war. Daher der feine Spott in den ‚Weltweisen‘ (in den Horen überschrieben ‚die Thaten der Philosophen‘) oder in dem ‚Metaphysiker‘, daher die mehrfach wiederkehrende Versicherung, daß erst der Geschmack, also der ästhetische Mensch, aller Wissenschaft Früchte zu genießen imstande sei:

> Der Philister.
> Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet,
> Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

Und so wie dieser sind eine ganze Menge anderer Gedanken, wie sie in einem klugen und schaffenden Kopfe sich neben der wissenschaftlichen Arbeit beständig erzeugen, zu Gedichten geworden, gleich Diamanten in Perlen gefaßt. Aus ‚Weisheit und Klugheit‘ atmet die stolze Zuversicht des weitschauenden Geistes auf das Gelingen, die stolze Verachtung ängstlicher, kleinlicher, kurzsichtiger Mittelmäßigkeit. Und derselbe Gedanke findet im ‚Columbus‘ einen andern, anschaulicheren Ausdruck.

Diese poetischen Nachwirkungen philosophischer Beschäftigung gruppieren sich alle um ein großes berühmtes Gedicht, das zu den tiefsinnigsten Schillers gehört: ‚Das Ideal und das Leben‘, dessen ursprüngliche Überschrift in den Horen ‚Das Reich der Schatten‘ war. Über keines seiner Gedichte hat sich Schiller selbst so befriedigt geäußert wie über dieses. ‚Wenn Sie diesen Brief erhalten,‘ schrieb er an Humboldt, ‚liebster Freund, entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen Sie in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor . . . . . . Habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren mich Ihr letzter Brief versichert, so ist es durch diese Arbeit.‘ In der That, das Gedicht ist die feinste Blüte der Gedanken, die in den Briefen über die ästhetische Erziehung niedergelegt sind; darum versteht es auch nur, wer diese Briefe gelesen hat. Nicht eine Ableitung, eine Beweisführung konnte die Aufgabe des Gedichtes sein, wie es die der Abhandlungen war. Was er hier in breiter Erwägung gefunden hatte, das setzt das Gedicht voraus. Jenes höchste Ziel des ‚Spieltriebes‘, die reine Form, die ‚lebende Gestalt‘, losgelöst von allen Schlacken und allem Lastenden des Stoffes, ist das ‚Ideal‘. Was ist ihm gegenüber das Leben, der Mensch? Die höchste Harmonie der geistigen Kräfte, die selbst das Sinnliche mild in sich aufzulösen vermag, scheint dem Menschen verwehrt, sie ist den Göttern vorbehalten:

> Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
> Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
> Auf der Stirn des hohen Uraniden
> Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Überall im irdischen Leben ist Kampf, Ringen, Schmerz: überall im Reiche des Ideals ist Ruhe, Frieden, Gleichmaß. Aber es gibt doch zwischen jenem und diesem eine Vermittelung, einen Übergang: in dem Bilde des Herakles, der, nach aller Pein und aller Erniedrigung in des Lebens schwerer Bahn, endlich in die Gefilde der Seligen, in das Reich des Ideals, eingehen durfte, schildert er uns jene Vermittelung: es scheidet sich aus dem Menschen der Gott. Schiller hat dieses Bild noch weiter auszuführen beabsichtigt: er wollte eine ‚Idylle‘ schreiben, deren Gegenstand die Vermählung des Herakles mit Hebe bilden sollte; ganz im Reiche des Ideals schwebend, losgelöst von allem beschwerenden Irdischen, sollte der zu den Göttern emporgeläuterte Mensch ganz in deren Reich eingehen. Man möchte es eine Vision nennen, das Traumbild einer Welt, in der ‚alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, kein Schatten, keine Schranke‘ mehr wäre. Leider ist dieser Plan unausgeführt geblieben.

So gipfeln die aus der Philosophie erwachsenen Gedichte in einem Dithyrambus, der uns mit überirdischem Schwunge aus den Grenzen des Greifbaren hinausträgt. Auf festerem Boden fühlen wir uns, wenn wir die andern Gedichte lesen, in denen die geschichtlichen Studien nachklingen. Bald ist es ein kleines historisches Ereignis, das er uns zu einem freundlichen poetischen Bilde abrundet, wie in ‚Deutsche Treue‘; den Dichter, der selbst im Leben aufopfernde Freundschaft erfahren und gewährt hatte, zog dies Bild an, wie er

später von Damon und Phintias angezogen wurde. Oder er entwirft uns in wenigen meisterhaften Versen ein tief aufgefaßtes Kulturbild, wie in den ‚Johannitern' oder im ‚Kaufmann'. Auch diese Gedichte — geringer an Zahl als die philosophischen — gipfeln in einem berühmten größeren, in der ‚Elegie' oder, wie es in den gesammelten Werken überschrieben ist, dem ‚Spaziergang'. Die Entwickelung der menschlichen Gesittung, ihre Loslösung von der Natur und die Rückkehr zu ihr, in ein allgemeines, dichterisches Bild zu fassen, hat für Schiller einen besonderen hohen Reiz gehabt. In der jenaischen Antrittsvorlesung hatte er in großen Zügen seine Gedanken darüber geäußert, in die Briefe über die ästhetische Erziehung sind ähnliche Betrachtungen eingestreut; später hat er in bestimmteren Zügen die Elemente menschlicher Gesittung in dem ‚Eleusischen Fest' zusammengefaßt; ja er hat nach Humboldts Bericht die Absicht gehabt, ‚die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderungen' in einem epischen Gedichte zu behandeln, eine Absicht, an deren Stelle dann eben das ‚Eleusische Fest' getreten ist; auch in der ‚Glocke' deuten einige Stellen an, wie sehr die kulturhistorische Betrachtung der menschlichen Gesellschaft ihn anzog. Der ‚Spaziergang' ist von diesen kulturhistorischen Gedichten als solches das vollkommenste. Es geht von der Anschauung aus, und zwar von der wahrsten und fruchtbarsten, von der Natur. Eine glänzende Schilderung der Landschaft, angeknüpft an den Weg, den der Dichter macht, und an die wechselnden Blicke, die der Aufstieg auf Bergeshöhe bietet, eröffnet das Gedicht. Es ist erlaubt anzunehmen, daß der Blick von den Bergen bei Rudolstadt die Elemente dieser Anschauung bot. Über sich sieht er den Äther, den endlosen, immer gleichen, den keines Menschen Hand verändern kann, unter ihm breitet sich das ‚prangende' Thal, die Stätte menschlichen Wirkens. Er sieht die Spuren der ordnenden, sittlichenden Wirksamkeit, die Linien, die Eigentum von Eigentum sondern, ‚die freundliche Schrift des Gesetzes'. Er sieht die einfachste Form menschlichen Zusammenlebens, das Dorf mit seinen niedrigen Dächern, mit seinen Hütten; noch lebt der Mensch eng mit der Natur verknüpft: ‚Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.' Aber die Natur selbst deutet die Entstehung verwickelterer gesellschaftlicher Zustände an: in der Ferne ziehen sich ‚in geordnetem Pomp vornehm und prächtig' der Pappeln stolze Geschlechter hin: ‚Stände seh' ich gebildet.' Und aus der Ständebildung erwächst das städtische Leben. Es rückt die Menschen näher zusammen; es läßt ‚in feurigem Kampf die eisernden Kräfte' entbrennen. Die Künste entwickeln sich, die Gewerbe; über Meer und Länder greift der Wille, der Mut und der Geist des Menschen hinaus. Und indem das Leben einen höheren Inhalt, ein höheres Ziel bekommt, wächst die Wertschätzung der Stätte, der Formen, in denen es sich vollzieht: Heimatsgefühl und Achtung vor den Gesetzen entstehen. Und diese Gefühle wieder ermöglichen eine höchste Kultur. Aber gerade sie birgt neben den Keimen des Guten die des Bösen. Die ‚Nebel des Wahns' weichen vor der Sonne der Wissenschaft:

‚Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!"

Und nun schildert der Dichter, mit offenbarem Hinblick auf die französische Revolution (Vers 142 ff.), die Kehrseite der auf die Spitze getriebenen Kultur, die Abkehr von der Natur. Dieselben Städte, die eine höhere Gesittung erst ermöglichten, sind auch wieder der Schauplatz ihres Unterganges; aus der Asche der Städte weist es den Menschen zurück zu der ‚verlassenen Flur‘, zu der ‚verlorenen Natur‘. In demselben Augenblicke, in dem so die Kultur sich überschlägt, erhält auch das Gedicht seine Wendung: es kehrt zum Ausgange zurück. In unwegsame Höhen hat sich der Fuß des Wanderers verstiegen, jegliche Spur menschlicher Hände blieb hinter ihm zurück:

> Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
> Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
> Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
> Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.

Hier an dem Busen der reinen Natur verjüngt sich die Seele und das Empfinden. Sie ist die ewig unwandelbare. Geschlechter entstehen und vergehen, ‚ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel‘: die Natur allein ist ‚immer dieselbe‘, sie wahrt ‚züchtig das alte Gesetz‘. Das ist das Tröstliche, das uns emporhebt über Sturm und Unruhe des Augenblicks, das uns anknüpft an das Ewige

> Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
> Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
> Und die Sonne Homers siehe! sie lächelt auch uns.

Der ‚Spaziergang‘ ist das erste, wahrhaft klassische Gedicht Schillers. Mit der Kunst des Meisters knüpft er den Gedanken an die Anschauung, in wunderbarer Harmonie lösen sich beide ab und verschmelzen ineinander; das Höchste und Bedeutendste wird hier in eine Form gekleidet, deren ruhige Schönheit und Klarheit jeden Empfänglichen entzückt. Unser Schrifttum hat weniges, was diesem Meisterstück an die Seite gesetzt werden kann.

Vermögen wir so in diesen Gedichten der Horen und des ersten Musenalmanachs die Nachklänge wissenschaftlicher Thätigkeit zu vernehmen, so treten uns in einer andern Gruppe die mehr persönlichen Stimmungen entgegen, die dem Dichter aus der Betrachtung seines eigenen Lebens erwuchsen. Freilich, auch sie sind zu einer allgemeinen Höhe emporgehoben, von den Schlacken des Zufälligen befreit. Die Stimmung, die jeden höher Beanlagten in den Jahren ergreift, da der Jüngling in den reifen Mann übergeht, webt in den ‚Idealen‘. Das Gedicht trägt ein stark subjektives Gepräge, und seine Sprache ist so bewegt, daß man den innersten Herzschlag des Sängers in ihr zu vernehmen meint. Einen ‚Naturlaut, eine kunstlose Stimme des Schmerzes‘ nannte Schiller selbst das Gedicht, und Goethe war, weil es seiner eigenen Lyrik noch am nächsten stand, davon besonders ergriffen. Humboldts stark reflektierende Natur konnte zu dem Gedichte nicht recht Stellung gewinnen, doch rühmte er, daß eine ‚Wehmut, die sich in Ruhe auflöst, über das Ganze gebreitet‘ sei. ‚Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens‘, sagte Schiller selbst, und damit gibt er den richtigen Standpunkt der Beurteilung. Das Gedicht ist eine Klage, weniger um die verlorenen Ideale der Jugend als um die entschwundene Jugend

selbst. Die Flammen des jugendlichen Strebens, des jugendlichen Enthusiasmus sind erloschen, das reife Mannesalter kann sie nicht mehr erhalten. Auch Schillers elastische Natur mußte diese schmerzliche Erfahrung machen; aber es sind versöhnende Mächte, die für jene doch wohl nur eben in ihrer jugendlichen, phantastischeren Gestalt verlorenen Ideale eingetreten sind: zwei Dinge sind ihm treu geblieben, die in höherem Maße als jene Phantasiegebilde Träger wirklichen und dauernden Glückes sind: Freundschaft und Arbeit. Aus dieser Wendung spricht der ganze Schiller, der rastlos thätige Mann, der da wußte, daß ihm nicht mehr eine lange Spanne Lebens zugestanden war, und der darum wirkte, als ob er unsterblich wäre, der freundschaftsfrohe Mann, der mehr als andere an sich die still erhebende Zuneigung werter Menschen genoß, und dem es vergönnt war, gemeinsam mit einem Weibe, das ihm Freundin geworden war, durchs Leben zu wandern. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir den Schluß der ‚Ideale‘ zumal auf Charlotte beziehen. An sie werden wir unwillkürlich erinnert durch ein anderes Gedicht, das in denselben Tagen — Mitte August 1795 — entstanden ist: ‚Würde der Frauen‘. Den Gegensatz der Geschlechter hat Schiller mehr als einmal poetisch dargestellt; stets ist das Weib dem Manne als die mild versöhnende, still wirkende, sanfte Macht gegenübergestellt, ihr bloßes Dasein, ihre Gegenwart, ihre Anmut erfreut, belebt, ermutigt. Es sind die Züge seiner Gattin, die wir hier wiedererkennen. Und selbst in das häusliche Leben des Dichters läßt uns manches kleine Gedicht einen vermutenden Blick thun: der Anlaß zu dem schönen Distichon ‚Der spielende Knabe‘ kann nur aus dem nächsten Kreise genommen sein; es erhöht die Bedeutung des Gedichtes, wenn wir uns den Vater denken, der mit liebender, aber nicht sorgenloser Betrachtung vor dem heranblühenden Sohne, seinem Karl, steht. Und ein anderes Gefühl, das auch nur ein Vater beim Anblick seines Kindes haben kann, spricht aus dem späteren Distichon:

‚Wirke, soviel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft.‘

So liegen die Wurzeln auch der Dichtung Schillers im persönlichen Leben und Erlebnis. Aber er hat, indem er Gedanken und Empfindungen geflissentlich verallgemeinerte, dieses Persönliche in den Hintergrund gedrängt. Eigentliche Gelegenheitsgedichte gibt es von Schiller nur wenige. Und da ist es bezeichnend, daß die Zeit, aus der die meisten davon stammen, die ist, die unmittelbar auf die Bekanntschaft mit Goethe folgte. Mit dem neugewonnenen Freunde zusammen hat er das Gebiet der Gelegenheitspoesie betreten: unmittelbar aus der Anregung und der Notwendigkeit des Tages schöpfend, haben sie ihr berühmtes gemeinsames Werk geschaffen, die Xenien. Ihrer Betrachtung gehören die nächsten Seiten.

(Schillers Redaktionssiegel für die ‚Horen‘. Nach einem Originalabdruck des überlieferten Petschaftes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.)



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Xenien und Balladen.

I.

Man darf nicht glauben, daß die öffentliche Meinung sich ohne Widerspruch dem Einfluß unserer großen Dichter ergeben habe. Schiller und Goethe ragten zu Ende des vorigen Jahrhunderts für den Blick der meisten Zeitgenossen noch nicht so bergeshoch aus dem Schwarm, wie für den unsrigen. Es ist wie im physischen Leben: aus der Nähe erkennt man die Höhenverhältnisse der Gipfel nicht, und mancher gewaltige Berg scheint sich kaum über die Nachbarn zu erheben. Wenn man die Zeitschriften der Jahre 1790 bis 1800 durchblättert, erstaunt man, den Namen Schillers oft nur als gleichwertig aufgeführt zu sehen mit denen von Leuten, die heute so gut wie vergessen sind. Das ist natürlich, und wir dürfen den Durchschnitt des damaligen Geschlechtes darum nicht für urteilslos halten. Man war anderes gewöhnt, und der Geschmack für das Schöne sollte sich eben erst an den Dichtungen Goethes und Schillers bilden. Noch war er von andern Mächten beherrscht. Selbst Klopstocks, Lessings und Herders Wirken, bei aller Verschiedenheit doch dem einen Ziele der Läuterung und Hebung des Sinnes für eine edle Schönheit gewidmet, hatte eine allgemeine Umbildung des Geschmackes nicht bewirkt; es fehlte ihnen die hinreißende Kraft des schöpferischen und gebietenden Genies. Fast überall in Deutschland herrschte in der Dichtung eine gewisse platte Verstandesmäßigkeit, wie sie besonders von Berlin aus durch Nicolai geübt und gerühmt wurde; und wo man sich von ihr abgewendet hatte, da hielt wohl noch das falsche Pathos die Gemüter gefangen, das sich aus einem unzureichenden Verständnis des Werther oder der Räuber, sehr gegen den Willen ihrer Verfasser, entwickelt hatte. Diese Momente, der organischen Entwickelung des geistigen Lebens angehörend, hemmten die allgemeine und breite Wirkung Goethes und Schillers; von kleinen Mittelpunkten aus, wie wir deren z. B. in dem Körnerschen, dem Dalbergischen und dem Augustenburgischen Kreise kennen gelernt haben, bereitete sich der Umschwung des Geschmackes vor.

Die alte Richtung, das Gewohnte, das ‚ewig Gestrige‘ setzte dem Neuen nicht bloß leidenden Widerstand entgegen: es fand seine Verteidiger, seine Vor-

kämpfer. Die meisten waren Männer, denen es auf die Sache, auf allgemeine Grundsätze wenig ankam: in dem behaglichen Genuß langjähriger Beliebtheit beim Publikum gestört, suchten sie die Grundlagen, auf denen ihr Ruhm und oft auch ein nicht unwesentlicher Teil ihres wirtschaftlichen Behagens ruhte, zu verteidigen. Das Gefühl der Ohnmacht hinderte sie, den einzig erlaubten und gerechten Weg der Verteidigung einzuschlagen, die eigene Leistung zu vervollkommnen und in die Wagschale ein vollgültiges Gewicht zu werfen. Sie zogen es vor, durch Verkleinerung, durch geflissentliche Geringschätzung, ja durch gehässige Angriffe die öffentliche Meinung über Goethe und Schiller irre zu führen. Der Groll hatte sich lange angesammelt. Hier und da, dann und wann, schon in den achtziger Jahren, war er in heftigen Kritiken aufgeflackert. Aber seine Ausbrüche waren doch vereinzelt und ohne inneren Zusammenhang geblieben. Jetzt, nach dem Erscheinen der Horen, wird von allen Seiten Sturm gelaufen. Die Mittelmäßigkeit, erzürnt, daß jemand es wagt, sie zu ignorieren, bäumt sich auf in verletzter Eitelkeit. Schon die Ankündigung der Zeitschrift, mit dem vornehm stolzen Tone, mit dem Appell an höhere Interessen, an ein höheres Verständnis, setzt die Beherrscher des Marktes in Feuer und Flammen. Die ersten Hefte wurden von der Kritik zerpflückt, das Treffliche und Gute, was sie brachten, heruntergerissen oder totgeschwiegen, und die Schwächen, die einem so großen Unternehmen gewiß nicht fehlen konnten, mit böswilliger Schadenfreude herausgegriffen und vergrößert. Die Gefahr, die für die meisten Zeitschriften in der Konkurrenz der Horen lag, wirkte auch nicht beschwichtigend auf die Kritiken ein. In Halle ließ der Professor Jakob in seinen ‚Annalen der Philosophie', in Leipzig Manso in der ‚Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften' hämische Besprechungen erscheinen. Nicolai in Berlin benutzte seine endlose ‚Beschreibung einer Reise in Deutschland', um die Gelegenheit zu giftigen Ausfällen vom Zaune zu brechen; ‚ganz gewöhnliche, längst gesagte Dinge, welche weder den Geist erheben, noch den Verstand erleuchten' — so beurteilte dieser platte Kopf die Briefe über ästhetische Erziehung! Und diesen drei Wortführern sekundierten mit der Bereitwilligkeit des Hasses eine ganze Reihe anderer. Soweit wir sehen, verhielten sich nur die Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung, die Cotta vorsorglich gewonnen hatte, und die in Salzburg erscheinende ‚Oberdeutsche Litteraturzeitung' durchweg günstig.

Schiller und Goethe waren durch die ‚Horen' einander nahe gebracht; ihre Gemeinsamkeit wurde wenigstens erst durch die Zeitschrift dem Publikum sichtbar. Beide fühlten sich durch jene Kritiken verletzt. Unmut ergriff sie, das Gute, das sie gewollt, das Treffliche, das sie geleistet hatten, verkannt und verschmäht zu sehen. Sie erkannten beide, daß die banale Mittelmäßigkeit, die ‚göttliche Plattitüde', wie Schiller einmal sagt, ihre schlimmste Feindin und dadurch die Feindin jedes geistigen und dichterischen Aufschwunges in Deutschland sei. Dieser Mittelmäßigkeit das Wort zu lassen, die öffentliche Meinung der rührigen Heerschar ihrer Wortführer gänzlich preiszugeben, schien ihnen nicht erlaubt. Ganz natürlich und ganz allmählich entstand in beiden der Gedanke, daß etwas geschehen müsse, daß es ihre Pflicht sei, sich zu wehren. In einem kleinen

Aufsatz in den Horen ‚Litterarischer Sansculottismus‘ grollte Goethe, in einer Fußnote zu seinem Aufsatz über die sentimentalischen Dichter ließ Schiller einige scharfe Lichter auf die Vertreter des subalternen Geschmackes in der deutschen Litteratur fallen. Gegen Weihnachten 1795 teilt Goethe seinem Freunde mit, daß ihm der Einfall gekommen sei, ‚auf die deutschen Zeitschriften Epigramme zu machen, ähnlich den Xenien des Martial‘. Wir haben in dieser Briefstelle den ersten Keim der berühmten Xenien zu finden, des einzigen Werkes unserer großen Dichter, das auch äußerlich die Zeichen der Gemeinsamkeit trägt.

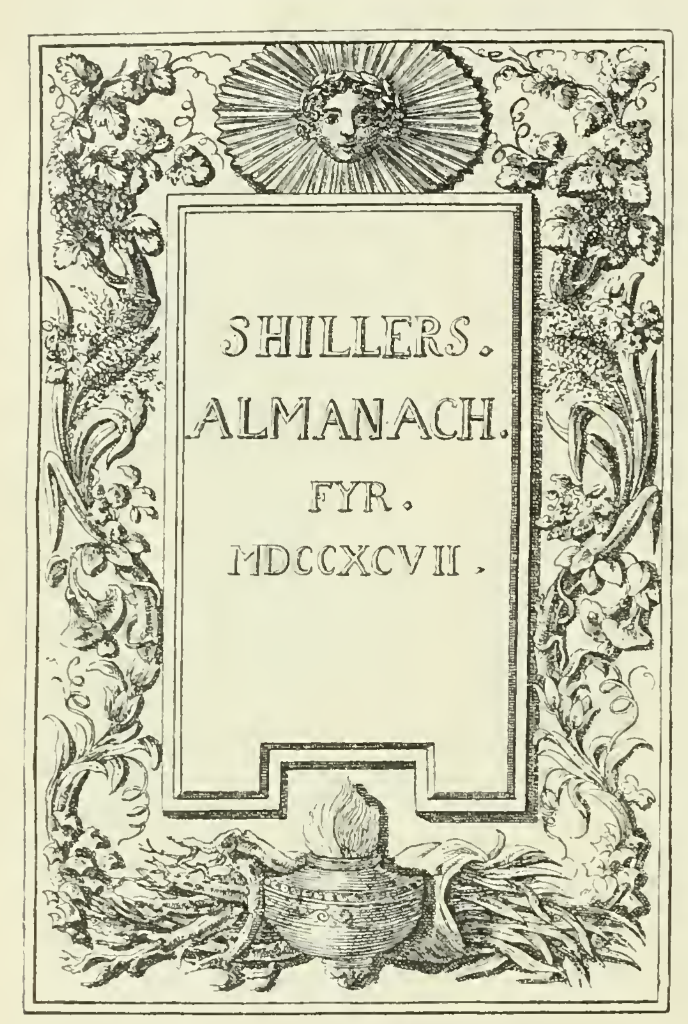


Christine Wenzel.

Die Botenfrau, welche die Briefe Goethes und Schillers zwischen Weimar und Jena besorgte. Aus „Hartung, Zwischen Weimar und Jena“ in der Universitätsbibliothek in Jena.

Schiller griff den Gedanken auf. Aber er erweiterte ihn sofort. Er hob ihn aus dem Rahmen einer bloßen Erwiderung der Kritiken über die ‚Horen‘ und über das eigene Wirken heraus: nicht bloß Zeitschriften, sondern auch ‚einzelnen Werken‘ müsse der Angriff gelten. Im Musenalmanach für 1797 sollten die Xenien erscheinen. Goethe ging gern auf diese Erweiterung ein. Er schickt dem Freunde einige Proben, wie er sich die Verwirklichung des Gedankens gedacht hat. Im Januar 1796 kommt er selbst nach Jena; nun wird der Plan mündlich verhandelt. Man entscheidet sich für das Distichon, die unübertreffliche melodische Form der witzigen Antithese. Sie lag Goethe noch im Ohr von den Venetianischen Epigrammen, die im vorjährigen Musenalmanach erschienen waren, und Schiller war sie vertraut geworden durch die Ideendichtung von 1795. Wieder erweiterte sich der Plan: nicht nur Zeitschriften und Bücher, auch Personen, Zustände, sociale, wissenschaftliche, ja politische Erscheinungen will man in den Bereich ziehen; nicht nur Pfeile, auch freundliche Lichtstrahlen sollen abgesandt werden; denn die Musen ‚sind keine Scharfrichter‘. Jeder gute Einfall, jede tiefe Betrachtung soll zum Distichon werden. Schon in den zwei Wochen, die Goethe in Jena blieb, wurde eine namhafte Anzahl Epigramme geschaffen;

und als er wieder in Weimar war, blieb das Sinnen seiner Mußestunden ihnen gewidmet. Die Botenfrau, die von einem Ende der ‚großen Stadt Weimar-Jena' nach dem andern ihre regelmäßigen Gänge machte, hat nie köstlichere Last getragen, als diese Bogen voll sprudelnden Geistes, die ganz Deutschland in Aufregung versetzen sollten. Die Zahl wächst von Woche zu Woche; das Tausend soll erreicht werden. Der Almanach erscheint für die Menge und die Bedeutung der Distichen zu eng: man erwägt, sie in einem besonderen Bande ‚mit viel Spatium' und verziert mit Stichen berühmter Meister zu veröffentlichen. Eine Unterredung mit Cotta, in dessen Verlag der nächste Almanach übergegangen war, scheint diesen Plan wieder zurückgedrängt zu haben. Nun soll die ganze Masse in den Almanach eingerückt werden. Schiller übernimmt die Anordnung, die Sichtung. Goethe nimmt daran Anteil, erst schriftlich, dann persönlich. Alles ist für die Außenwelt Geheimnis; nur der treue Körner und der verskundige Humboldt wissen davon, beide zu schweigen verpflichtet und gewillt. Die Sichtung war ein Stück Arbeit, dessen Schwierigkeit und Umfang wir erst ganz ermessen können, seitdem uns Bernhard Suphan und Erich Schmidt in ihrer meisterhaften Ausgabe die Xenien in ihrer ursprünglichen Fülle und Anordnung geboten haben (Weimar 1893). Vieles mußte beseitigt werden schon um des Raumes willen, dann auch weil man zu scharfe Ausfälle, alles ‚Criminelle' vermeiden wollte.



Umschlagkupfer des Musen-Almanachs 1797.
Nach einem Originaldruck.

Auch machten die Übergänge Schwierigkeiten; Stoffe und Behandlung waren nicht immer verwandt genug, um eine ungezwungene Aneinanderreihung zu ermöglichen. Die Schwierigkeiten wurden so groß, daß Schiller, dessen feines Gefühl für den harmonischen Aufbau der Teile hier das Richtige traf, mit entschlossener Hand die ganze Masse in zwei Teile zerschnitt: einen ernsthaften, der im vorderen, einen rein epigrammatischen, der im hinteren Teile des Musenalmanachs erscheinen sollte. Dem ruhigen Ernst und dem beweglich scherzenden Spott waren so ihre besonderen Gebiete zugeteilt.

Endlich, im Herbst 1796, erschien der ‚Musenalmanach für das Jahr 1797, herausgegeben von Schiller‘ in der Cottaischen Buchhandlung in Tübingen. Niemand hatte auch nur vermutet, was er bringen würde. Doch war man gespannt; der Name Schiller weckte die Neugier. Der erste Teil entsprach den Erwartungen. Goethe und Schiller hatten herrliche Stücke beigesteuert: ein Meisterstück ersten Ranges ‚Alexis und Dora‘ eröffnete den Band. ‚Das Mädchen aus der Fremde‘ folgte; ‚Pompeji und Herkulanum‘ zeigte dem schärfer Blickenden, wie Goethes Einfluß auch den Lyriker Schiller gefördert hatte; die wehmütigen Klänge der ‚Klage der Ceres‘ entzückten alle Leser. Zwischen diese und andere Stücke hohen Stiles waren leichtere eingestreut, ‚Die Macht des Weibes‘, ‚Die Geschlechter‘ und eine Fülle kleinerer bloß aus einem Distichon bestehenden Gedichte, kurze Betrachtungen, scharf gefaßt, allgemeine Gedanken, aufrauschend mit dem Springquell des Hexameters, melodisch ausklingend im Fall des Pentameters. Den Glanzpunkt dieser Gruppe bilden die ‚Tabulae votivae‘, von Goethe und Schiller gemeinsam (‚G. u. S.‘) unterzeichnet; man sieht es ihnen an, daß sie ursprünglich mit zu den Xenien gehörten. Einzelne deuten schon in die Richtung. Was die Xenien selbst in seinen einzelnen Erscheinungsformen angreifen, das dient in seiner Allgemeinheit schon den Votivtafeln als Ziel:



Titelkupfer des Musen-Almanachs 1797.
Nach einem Originaldruck.

Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tüchtig.
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadler des Schwachen,
Habt ihr das Treffliche denn auch zu beloben ein Herz?

Endlich, auf der 199. Seite, beginnen die Xenien. Leichtfüßig kommen sie einhergesprungen. Sie wollen die Leipziger Messe besuchen. Sie achten nicht des Thorschreibers noch des Visitators: über den Schlagbaum setzen sie hinweg, Gepäck drückt sie nicht. Nun senden sie ihre Pfeile auf alles, was auf dem großen Leipziger Markte des Geistes an Schlechtem und Mittelmäßigem gefunden wird oder auch nur vermutet werden kann. Die Verbindung der einzelnen Xenien ist locker, wie es ihrem Wesen geziemt; manchmal trägt nur ein kecker, unvermittelter Sprung von einem Gedanken zum andern. Bald fliegen sie zum gestirnten Himmel auf, um unter den Bildern des ‚Tierkreises' irdisch-litterarische Verirrungen zu geißeln, bald geht es in die Unterwelt, wo sie manchen wirklich Unsterblichen begegnen, wie Shakespeare und Mendelssohn, aber auch manchen andern antreffen, von dem nur der Körper dort weilt, weil ein Geist nie existiert hat. Dann wieder breiten sie sich in den Gefilden des deutschen Reiches aus, immer den Flüssen folgend, und mit schlagendem, beißendem Wort kennzeichnen sie den geistigen Zustand der einzelnen Gaue. Nicht überall ist die Deutlichkeit gleich: oft hüllen die Dichter in den Schleier des Rätsels, was und wen sie meinen, und sogar die Zeitgenossen selbst geben diesen Rätseln verschiedene Deutung; oft aber auch wird jede Mehrdeutigkeit geflissentlich vermieden, schonungslos wird sogar der Name des Buches, der Zeitschrift, des Mannes genannt, zumal da, wo die seichtesten Gesellen, die hämischen Plattköpfe getroffen werden sollen.

Nicht viele der Xenien haben heute noch durch ihren Stoff allgemeines Interesse; denn was damals sich breit machte in der Litteratur, ist heute meist verdienter Vergessenheit anheimgefallen, und nur der Litterarhistoriker, der zu zusammenschließendem Bilde auch von dem Unbedeutenden Kenntnis haben muß, kann jene Xenien würdigen. Besonders die Zeitschriften mußten getroffen werden, in denen sich mehr als heute das litterarische Leben abspiegelte. Wenige wurden verschont. Der ‚Reichsanzeiger', den Zacharias Becker in Gotha herausgab, erhielt folgendes Gastgeschenk:

> Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
> Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus!

Nicolai, das Urbild der seichten Schwätzer, auf den besonders Schiller es abgesehen, dem er ‚nichts zu schenken' versprochen hatte, und der darum eine ganze Salve auf den Pelz bekam, wird in seiner ‚endlosen Reisebibliothek' verspottet:

> Nicolai reiset noch immer, noch lang' wird er reisen;
> Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Und ferner:

> Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
> Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um!

Der frühere Berliner Kapellmeister, nachheriger Salinendirektor in Giebichenstein Reichardt war Goethe zu Danke verpflichtet, hatte sich aber durch die Beurteilung der ‚Horen' und andere Auslassungen undankbar gezeigt; auch war er, der nicht talentlose Musiker, der manches Gedicht Goethes und auch Schillers komponiert hatte, unter die Zeitschriftenredakteure gegangen und hatte in den

Zeitschriften ‚Deutschland' und ‚Frankreich' traurige Beweise seiner Unfähigkeit gegeben:

> Frankreich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
> Mit der andern; doch sind beide papieren und leicht.

Schon im Tierkreis hatte er einige ‚Gypsdrageen auf seinen Büffelrock', die Goethe ihm in einem Briefe an Schiller zusagt, bekommen:

> Aber nun kommt ein böses Insekt von Giebichenstein her,
> Schmeichelnd naht es: ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

Der Breslauer Gymnasialdirektor Manso hatte über Schiller in der Bibliothek der schönen Wissenschaften sehr absprechend geurteilt; seine eigenen poetischen Erzeugnisse waren unendlich matt; er hatte Tassos befreites Jerusalem zu übersetzen versucht und sogar ein ‚Lehrgedicht in drei Büchern' verbrochen: ‚die Kunst zu lieben'!

Die Kunst zu lieben.

> ‚Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst?' Unglücklicher Manso,
> Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan.

Der Schulmeister in Breslau.

> In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
> Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

Der zweite Ovid.

> Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
> Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.

Tassos befreites Jerusalem.

> Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
> Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

So durchziehen die Xenien das ganze Gebiet der gleichzeitigen Litteratur. Auch allgemeine Erscheinungen, wie das Treiben der Puristen, werden abgefertigt:

> Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
> Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Wolfs Theorie, daß die Homerischen Gedichte nicht einen einzigen Verfasser haben, hatte nicht den Beifall Schillers; es widerstrebte ihm, ohne Not eine Harmonie gestört zu sehen, an der sich jeder Unbefangene erfreute:

Der Wolfische Homer.

> Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben,
> Nun da der Wolf ihn zerreißt, nehme sich jeder ein Stück.

Aber es wurde doch nicht bloß gespottet und verfolgt. Mit Ehrfurcht schauen die mutwilligen Xenien zu einigen großen Gestalten auf, und gerade der ernste Ton, den sie anschlagen, wenn sie von Lessing, von Shakespeare, von Moses Mendelssohn, von Voß sprechen, scheint den heftigen Ausfällen gegen den dreisten Durchschnitt eine tiefere sittliche Berechtigung zu geben. Von Vossens Luise heißt es:

Wahrlich, es füllt mir Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Altertums nach.

Und mit dem ‚Achilles‘ in der Unterwelt ist Lessing gemeint:

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du tot bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

Es steht im Hintergrunde, hinter all dem tollen Scherz, ein ernster Sinn, die Absicht, dem Gediegenen Platz zu schaffen, die Nation aufzuklären über die Irrwege, die man sie führte, über den Mißbrauch, der mit ihr getrieben wurde. Darin fühlten sich Goethe und Schiller ganz einig; sie wollten gegenüber der Mittelmäßigkeit, deren Vertreter ein unwillkürliches Gefühl der Solidarität verband, auch als eine einzige Macht auftreten. Und gerade darin, daß hier vor der Welt Weimar und Jena, Goethe und Schiller völlig verbrüdert erschienen, lag eine bedeutende Verstärkung des Eindrucks, den die Xenien allenthalben hervorriefen. Sie wollten dieses Werk als ein durchaus gemeinsames betrachtet wissen. Niemand sollte erfahren, von wem dieses oder jenes einzelne Xenion wäre. Jeder von ihnen sollte, so verabredeten sie, wenn er einmal seine Gedichte gesondert herausgeben würde, die ganze im Almanach erschienene Sammlung darin aufnehmen; und den Chorizonten, d. h. denen, die der Urheberschaft der einzelnen Distichen nachforschen würden, begegneten sie selbst mit dem neckischen Verse (Nr. 91).

Wem die Verse gehören, ihr werdet es schwerlich erraten;
Sondert, wenn ihr nur könnt, o Chorizonten, auch hier!

Die beiden Dichter sind indes selbst ihrer Verabredung nicht ganz treu geblieben. Sie haben schon bei der Veranstaltung der Ausgaben ihrer gesammelten Gedichte, jeder für sich, eine Auswahl getroffen; und Goethe hat, in späterem Alter, eine Reihe von Mitteilungen gemacht, die sowohl ein allgemeines Kriterium für die Urheberschaft als auch ganz bestimmte Nachrichten über einzelne Xenien überlieferten. So wissen wir z. B. bestimmt, daß die Gruppe ‚Der Tierkreis‘ von Schiller ist; Goethe hat ausgesprochen, daß er gerade diese als die vollendetsten ansähe und sie stets mit Bewunderung läse. Auch hat er mit seiner Autorität die Beobachtung bekräftigt, die sich jedem aufmerksamen Leser von Schillers übrigen Distichen aufdrängen muß, daß die schärfsten, die witzigsten aus der Feder seines Freundes stammten. Diesen Versicherungen gegenüber kann eine andere gelegentliche Bemerkung in den Gesprächen mit Eckermann, durch die er sich gegen die Versuche der Chorizonten wandte, nicht ins Gewicht fallen. Man hat denn auch früh angefangen, die Distichen nach ihrer Entstehung unter die beiden Freunde zu verteilen. Bemerkungen von Schillers Witwe, gelegentliche Äußerungen im Schiller-Goethischen Briefwechsel, Form und Inhalt der einzelnen Xenien und endlich die uns erhaltenen Teile des Manuskriptes geben reichliche Anhaltspunkte für diese kritischen Versuche, und wen diese sehr interessante Frage anzieht, der findet in der oben erwähnten Weimarer Ausgabe alles Erforderliche zusammengestellt.

An die Xenien

[illegible] hin ihr lustigen Füchse mit brennenden Schwänzen
Und verderbet der Herren reife, [illegible] Saat.

Bürger.

[illegible]

Der Teleolog

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum erschuf, gleich auch die Stöpsel erfand.

Der Antiquar

Was ein christliches Auge nur sieht, erblick ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grinset sich und fletschet [illegible]

Der [illegible]

Alte Vasen und Urnen! Das Zeug wohl [illegible]
Doch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich

Erstes Blatt des Xenienmanuskriptes.
Seite 1: Goethes, Seite 2: Schillers Handschrift.
Original im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Borussias.

Sieben Jahr nur währte der Krieg, von welchem du singest,
Sieben Jahrhunderte, Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Tassos Jerusalem von Manso

Ein apokalyptischer Prinz bezeichnet sie noch, die Stätte
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Campe der Uebersetzer

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Für Töchter edler Herkunft

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

Pantheon der Deutschen

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

~~Schlichtegroll der Todtengräber~~

~~Endlich hast du den Kiel mit einer Spade vertauschet,~~
~~Aber [illegible] in dir hießest dich zum Glücke nicht mehr.~~

Philosophische Annalen

Vierzig Schelme ziehen den Bettelkarren durch Deutschland
Den auf schmutzigem Bock Jakob der Kutscher regiert.

Auf das Publikum und die litterarische Welt wirkten die Xenien aber als ein gemeinsames Werk unserer beiden großen Dichter. Diese Wirkung war ganz außerordentlich. Die Exemplare setzten sich im Umsehen ab, und mehrere neue Auflagen folgten rasch aufeinander. Ein Zeitgenosse, Franz Horn, berichtet über die Wirkung der Xenien in seinen ‚Dichtercharakteren': ‚Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf, der völligen Wahrheit gemäß, erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien in den gebildeten Ständen, bei Lesern und auch bei sonstigen Nichtlesern, auf eine Weise herrschte, die alles andere Litterarische überwältigte und verschlang. Es war, als erschölle nicht bloß auf dem deutschen Parnasse, sondern durch das ganze, auf Bildung Anspruch machende Deutschland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelschlag, Schwertergeklirr u. s. w., und selbst unschuldige Seelen, die kein Wasser trüben und sonst nur lesen, um die Zeit zu vertreiben, wurden erhitzt und ängstlich. An eine ruhige Würdigung war nicht zu denken, es folgte eine Recension, eine Gegenschrift auf die andere, ja es glaubte mancher nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht seinen Unmut über die unartigen Dichter durch den Druck bekannt gemacht hätte. Es war ein ganz eigenes Schauspiel. Beinahe das gesamte ästhetisch-philosophische, schreibende Deutschland, mit ungeheueren Papierballen bewaffnet gegen zwei Männer, die nur ein paar kleine Streifchen vom Berge herab in das Thal geworfen hatten. Je ungebärdiger aber man sich anstellte, je eifriger man bemüht war, den ganzen Haß auszusprechen, je mehr zeigte sich die Wirkung der Xenien, und während auch nicht eine einzige Schrift unter den Hunderten' (dies ist nicht ganz zutreffend) ‚für die Xenien erschien, feierten diese dennoch einen stillen Sieg bei der gesamten geistreichen und mutwilligen deutschen Jugend. Was die Dichter gewollt hatten, war geschehen, die Opposition, die längst in manchen Gemütern lebte, war auf eine gewaltige und glänzende Weise konstituiert und hatte eine anlockende Fahne gefunden.'

Franz Horn hat recht. Man muß die Wirkung der Xenien nicht beurteilen nach dem Echo, das sie zunächst in der Presse und Litteratur weckten; Presse und Litteratur waren nicht die öffentliche Meinung. Diese stellte sich in der Hauptsache auf die Seite der Xenien, und der Sieg der beiden großen Dichter über die Plattheit der zeitgenössischen Umgebung ist eigentlich erst von nun an entschieden. Zwischen ihnen und allem, was von falscher Empfindung, von Mache, von subalternem Geschmack sein Dasein fristete, war nun das Tafeltuch zerschnitten. Die reinliche Scheidung war vollzogen.

Daß die Getroffenen die Züchtigung nicht mit gelassener Gutmütigkeit hinnahmen, wer will es ihnen verargen! Sie waren an der empfindlichsten Stelle, die der Mensch hat, verwundet worden: an der Eitelkeit. Von allen Seiten erhoben sie sich, um Rache zu nehmen an den Übelthätern.

Hören wir einige Augenblicke den Ausbrüchen des Unwillens, des Zorns, der kreischenden Wut zu. Reichardt erließ in seinem Journal ‚Deutschland' eine Erklärung, die wohl das Stärkste ist, was auf die Xenien erwidert wurde; der Mann war zu einfältig, um auch nur den Versuch zu wagen, mit denselben Waffen, die man gegen ihn gekehrt hatte, zu kämpfen. Plump, grob, geschmack-

los, wie es die Art beschränkter Menschen ist, fährt er einher und macht dem ‚giftigen Insekt', das ihm die Xenien appliziert hatten, alle Ehre: ‚Den Anteil, welchen Herr Schiller als Verfasser daran haben mag, kann der Herausgeber Deutschlands sehr leicht verschmerzen. Seine herzliche Verachtung gegen Schillers nichtswürdiges und niedriges Betragen ist ganz unvermischt, da desselben schriftstellerische Talente und Anstrengungen keineswegs auf derselben Stufe mit jenem ächten Genie stehen, welches auch selbst dann, wenn es sich durch Unsittlichkeit befleckt, noch Ansprüche an Ehrfurcht behält.' Man sieht, er will einen Keil zwischen Goethe und Schiller treiben. Schiller war über diesen Angriff sehr erregt und wollte eine Gegenerklärung veröffentlichen, Goethe, ruhiger und mit der Mißlichkeit derartiger litterarischer Fehden aus längerer Beobachtung besser bekannt, vermochte den Freund, von seinem Vorhaben abzustehen, wie sie denn überhaupt den Grundsatz inne gehalten haben, auf keine der Erwiderungen einzugehen. Im eigenen Interesse, wie in dem der Sache, handelten sie so am besten. Auch wäre, hätten sie auf alle Schmähungen antworten wollen, das Ende nicht abzusehen gewesen.

Joachim Heinrich Campe hatte den Ausfall auf die Puristen übelgenommen und erwiderte mit einigen ‚Doppelversen', die gleichermaßen matt und ungeschickt waren; in einem Xenion hatten Goethe-Schiller nach damaligen Gebrauch ‚Federgen' geschrieben, Campe greift das auf:

Euro Gnaden vergönnen, daß wir bürsten Hoch Ihnen
Auch ein Federgen ab; sehn Sie: Federchen heißt's!

Dann wird er sogar bösartig:

Aber wir bürsten umsonst, denn alles an Dir ist Feder,
Weil Du als Phönix Dir selbst, andern als Gimpel erscheinst.

Eine Altonaer Zeitschrift (Neues Archiv der Schwärmerei und Aufklärung) brachte unter dem Titel ‚Große Männer, große Sünder, oder die Xeniendichter' ähnliche plumpe Schimpfereien: Possenreißerei, schale Witzelei, Bosheit, Pöbelhaftigkeit und große Unmoralität wurden Goethe und Schiller vorgeworfen. Denselben Ton schlagen die ‚Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen' an. Wir setzen einige Proben hierher.

Kants Affe in Jena.

Was das Verächtlichste ist von allen verächtlichen Dingen?
Wenn sich ein Affe bemüht, würdig und wichtig zu sein.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruhe mit ihrer Würde, und sorge
Für die deine, mein Freund. Ihre bewahren sie schon.

Die Briefe über ästhetische Erziehung.

Wie? teutonisches Volk, so weit ist's mit dir gekommen,
Daß sich Fritzchen sogar dich zu erziehen erkühnt?

Nimm dich in acht vor dem Schalk; der Knabe ist selbst nicht erzogen,
Und an dem Ort, wo er lebt, wird man ihn ewig verziehn.

Das nekrologische Tier.

Stürbe doch Schiller! Mich lüstet's so sehr nach seinem Kadaver;
Halte, Prosektor, indes immer dein Messer bereit.

Seltsames Benehmen.

Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen.
Funfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Koth.

Das Büchlein war in der Hauptsache von Manso verfaßt; doch hatte auch der Leipziger Buchhändler Dyk mit beigesteuert.



„Himmel! was Komt da für ein Gesindel? – Halt, Passagiere! – –
Keiner passiret mir durch, eh' er den Pass mir gezeigt.“

Kupfer vor den „Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer. 1797“. (Von C. F. Fulda in Halle.)
Nach einem Originaldruck.

So wüteten sie und geiferten sie, die Kämpen der Mittelmäßigkeit. Es würde uns zu weit führen, die würdigen Männer alle aufzuzählen; nur einige noch mögen aus der Vergessenheit emporgeholt werden. Wir bringen das Titelbild zu den: „Trogalien (Knusperwerk) zur Verdauung der Xenien. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer 1797. Thorschreiber und Visitator erwarten die Xenien, die als traurige, krüppelige Gestalten angerückt kommen. Ein Hanswurst trägt ihnen die Fahne vor, auf der die Worte stehn: Schiller und Comp. Goethe ist als Satyr gebildet, an den Zügen kenntlich, mit Hörnern, Bocksfüßen und langem Schwanz. Schiller hält eine Schnapsflasche; hohe Stiefeln, Sporen und Hetzpeitsche. Er hat Goethes Satyrschwanz gefaßt. Auf einem

Obelisk steht: ‚Anstand‘ ‚Sittlichkeit‘ ‚Gerechtigkeit‘; ihn suchen die Scharen mit Mistgabeln umzustoßen. Der Verfasser der ‚Trogalien‘ war Christian Fürchtegott Fulda, Lehrer am Pädagogium, dann Superintendent in Halle. Dieser Mann, selbst nicht einmal angegriffen, hat den traurigen Ruhm, an niedriger Gehässigkeit und Geschmacklosigkeit alle andern Gegner Goethes und Schillers überboten zu haben:

Wohlfeile Achtung (gegen Goethe).

Selten erhaben und groß, oft elend, mäßig und fade
Schmiert er; und er ist doch — aber beim Pöbel — beliebt.

Pfeffel, Matthisson und Schlegel bittet der Trogaliendichter folgendermaßen, keine Beiträge zu den Horen wieder zu geben:

Künftig haltet die Gaben zurück! Mit nichten gehören
Heiligtümer dem Hund, oder die Perlen der Sau.

Sogar Karl August wird mit angegriffen:

Gesellschaftlicher Zeitvertreib.

Wenn da Gustel und Fritz zusammenkommen und Wolfgang,
Wird manch fades Pasquill für den Kalender gemacht.

Auf Goethe hat er es besonders abgesehen; zahlreiche ganz persönliche Distichen sind ihm gewidmet:

Frag' und Antwort.

Warum bist du so bös', o Wolfgang, auf die Franzosen?
‚Hm! das Otterngezücht schaffte den Adel ja ab.‘

Mitunter hat Fulda auch Humor; man hat ihm sogar die Ehre angethan, eins seiner Distichen von Mund zu Munde bis heute fortzupflanzen. Es ist nicht ungeschickt ersonnen, wenngleich es stofflich keinen rechten Grund hat:

Die neumodigen Distichen.

In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
Aber die Pentameter sind doch noch exzellenter.

Köstlich blamierte sich Nicolai; in einem langatmigen ‚Anhang zu Schillers Musenalmanach‘ schimpfte er weidlich und mischte über die Xeniendichter allerhand kurzweilige und gehässige Anekdoten bei, die er selbst oder andere für ihn erfunden hatten. Endlich nimmt er eine besonders wichtige Miene an und versichert, daß er nur mit einem einzigen Vers antworten und dadurch beide Dichter niederschmettern will. Der Vers ist allerdings fürchterlich. Er lautet:

Ich danke Gott mit Saitenspiel
Daß ich nicht Schiller/Goethe worden;
Ich wär geschmeichelt worden viel,
Und wäre bald verdorben.

Der alte Gleim in Halberstadt, der in den Xenien unter der Maske des ‚Peleus‘ sehr glimpflich weggekommen war, dem man nur zu verstehen gegeben hatte, daß ihm die Kraft und Schnelle nun abhanden gekommen seien, die er einst in den Liedern des Grenadiers gezeigt hatte, trat auch auf den Plan mit einer kleinen Xeniensammlung, die er unvorsichtig ‚Kraft und Schnelle des alten Peleus‘ überschrieb. Wir suchen vergebens nach Kraft und Schnelle in diesen Gedichten; sie fehlen ganz; hier ein Beispiel:

> Du bist der Leidenschaften Knecht,
> Du Römer, oder du Philister!
> Sei Dichter oder Staatsminister,
> Du dienst dem Vaterlande schlecht.

Wir brechen hier die Übersicht über die Anti-Xenien ab. Alle diese Erzeugnisse sind lange vergessen wie ihre Verfasser, und nur ihren Gegnern verdanken sie die zweifelhafte Ehre, hier wieder ausgestellt zu werden.

Goethe und Schiller ließen die Leute sich austoben. Sie wußten wohl, daß sie in ein Wespennest gestochen hatten; auch verhehlten sie sich durchaus nicht, daß der Stich recht heftig und schonungslos ausgeführt war, und daß darum die Gegenwehr ebensowenig zart und schonend sein konnte. Doch haben sie selbst auf die heftigsten Ausfälle nichts geantwortet. Goethe schreibt dem Freunde im Dezember 1796: ‚Wenn ich aber aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche: denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder.‘ Beide Freunde haben in der That den Eindruck davon völlig durch Leben und Wirken getilgt. Nachdem sie sich das Herz einmal gründlich freigesprochen hatten, kehrten sie zu ernstem Schaffen zurück; für sie war dieser Xenienstreit nur eine Abschweifung gewesen. ‚Wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen,‘ schrieb Goethe an Schiller; und ein anderes Mal: ‚Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.‘ —

II.

Diesen Vorsatz haben beide Dichter getreulich ausgeführt. Schon bevor der Xenienalmanach erschien, hatte Goethe sich dem epischen Idyll zugewandt, dessen Vorläufer eben in jenem Almanach ‚Alexis und Dora‘ war. Im Mai 1797 wurde ‚Hermann und Dorothea‘ beendet, in der That ein ‚großes und würdiges Kunstwerk‘. Mit ununterbrochenem Rat war ihm Schiller bei dieser Arbeit zur Seite gewesen. In langen, mündlichen Unterredungen — denn Goethe liebte es, aus dem weimarischen Treiben nach Jena zu flüchten — waren die Freunde zu der Erörterung der tiefsten Fragen der epischen und dramatischen Kunst aufgestiegen, und die lebendige Wechselrede setzte sich in den Briefen fort. Schiller war damals mit dem Entwurf des ‚Wallenstein‘ beschäftigt, und dieselbe Teil-

nahme, die er Goethes Epos gewidmet hatte, erfuhr jetzt von dem Freunde sein eigenes Unternehmen. Die breite Masse des Stoffes stellte sich ihm entgegen. Es galt ein mühsames Ringen, um seiner Herr zu werden, um das Tiefe und Wesentliche von dem Nebensächlichen und Zufälligen zu trennen, um den Anforderungen einer gereiften Kunstansicht zu entsprechen. Liebevoll und eifrig nimmt Goethe an dieser Arbeit teil, nicht helfend, vorschlagend, bessernd, wie man sich das so leicht vorstellen möchte, sondern durch die gemeinsame Vertiefung in die allgemeinen Fragen der Kunst.

Diese Erörterungen sind aber noch nach einer andern Richtung fruchtbar für beide geworden. Aus ihnen erwuchs, fast wie ein Nebensproß, eine Reihe von Gedichten, die seitdem zur Volkstümlichkeit beider großen Dichter unendlich viel beigetragen haben: die Balladen. Der Jahrgang 1798 des Musenalmanachs enthielt den köstlichen Blütenkranz. Nicht, wie viele wohl vermutet hatten, eine neue Gabe Xenien setzten sie der Nation vor: das Gericht war abgethan, das ‚Exempel‘ war ‚statuiert‘. Reife, große Schöpfungen, Erzeugnisse vollendeter Kunst überraschten die Welt. Goethe hatte, außer einer Reihe lyrischer Gedichte, beigesteuert den ‚Zauberlehrling‘; den ‚Schatzgräber‘, die ‚Braut von Korinth‘, die ‚Legende‘, ‚Gott und die Bajadere‘. Schiller tritt uns entgegen mit dem ‚Ring des Polykrates‘, dem ‚Handschuh‘, ‚Ritter Toggenburg‘, dem ‚Taucher‘, den ‚Kranichen des Ibykus‘, dem ‚Gang nach dem Eisenhammer‘.

In der That, sie waren ‚proteische‘ Naturen, wie Goethe selbst gesagt hatte. Wir finden in Schillers bis dahin geschaffenen Gedichten nichts, was auf eine solche meisterhafte Handhabung epischer Kunst hätte hindeuten können. Wohl hatte er dann und wann, mehr oder weniger ernsthaft, seinem Freunde Körner von dem Plane eines Epos gesprochen, — Gustav Adolf, Friedrich der Große waren ihm als geeignete Gegenstände erschienen, er wollte sie zu Mittelpunkten großer kulturgeschichtlicher Bilder machen; aber zur Ausführung solcher Pläne war er nicht geschritten. Homer und Tasso hatte er mit gespanntem Interesse gelesen; des Freundes Epos hatte er mit den Augen des staunenden Beobachters entstehen sehen und mit dem warmen Beifall eines Verehrers dieser Gattung begrüßt. Der Ballade jedoch wird man nicht ohne weiteres ein rein episches Gepräge zuschreiben können; sie steht auf der zarten Grenzscheide der Epik und der Lyrik: diese räumt jener die Handlung, die Darstellung eines umfangreicheren Geschehnisses ein, jene dieser das Vorwalten der Stimmung und der Idee in dem greifbaren Stoffe. Denn das ist das Kennzeichen der Ballade, so wie sie Schiller geschaffen hat, daß sie eine Idee darstellt, und darin liegt das Moment, das uns diese Balladendichtung als eine folgerichtige Erscheinung in Schillers Entwickelung erklärt. Die Idee rein zu erfassen und auszudrücken, Stoff und Form zu ihr hinaufzuläutern, war seit den Tagen der philosophischen Klärung das höchste Ziel seines Schaffens. In vielen seiner Balladen ist diese Idee so klar zum Ausdruck gelangt, daß wir sie sogar in einen einzigen Vers gefaßt sehen: daß des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu teil wird, lehrt uns der ‚Ring des Polykrates‘, daß der Mensch die Götter nicht versuchen soll, der ‚Taucher‘.

Mit dem Taucher beginnt die glänzende Reihe von Schillers Balladen. Er ist im Juni 1797 entstanden. Goethe hatte eben die ‚Braut von Korinth' und den ‚Gott und die Bajadere' gedichtet und schrieb dem Freunde die launige Aufmunterung, den Taucher ‚je eher je lieber ersaufen zu lassen', es sei nicht übel, daß, während er selbst seine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, Schillers Held sich das entgegengesetzte Element aussuche. Wir wissen nicht, woher Schiller den Stoff genommen hat; man findet die Erzählung öfters, so in dem Mundus subterraneus des Jesuiten Athanasius Kircher aus dem Jahre 1678, der von einem gewissen Nicola Pesce, einem ‚Fischmenschen' Begebnisse erzählt, die in den äußeren Umrissen mit der Ballade ziemlich übereinstimmen. Schiller hat diese Quelle nicht gekannt; doch ist ihm das Märchen offenbar in ähnlicher Gestalt übermittelt worden. Er hat es für seine Zwecke verändert und veredelt. Ritterlicher Ehrgeiz und Liebe sind die Beweggründe des Tauchers bei ihm, niedere Habsucht — der König hat zweimal einen Beutel voll Gold ausgesetzt — im Märchen. Die ganze Einkleidung ist Schillers Werk. Es kam darauf an, die Furchtbarkeit des Elementes zur Anschauung zu bringen, um die psychologische Deutung des Wagnisses zu begründen. Die schöpferische Phantasie des Dichters zeigt sich hier nicht minder glänzend als später im Tell. Nie hatte er das Meer gesehen, nie einen Strudel, der das Vorbild der Schilderung hätte abgeben können. Er kannte nur die Schilderung der Charybdis in der Odyssee (XII, 234 ff.). Goethe schrieb ihm aus der Schweiz: ‚Bald hätte ich vergessen, daß der Vers: ‚Es wallet und siedet und brauset und zischt' sich bei dem Rheinfall trefflich legitimiert hat; es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreift.' ‚Ich habe,' antwortete Schiller, ‚diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studieren können, aber weil ich Homers Beschreibung von der Charybde genau studierte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten.' Auch für die grauenhafte Tierwelt lag ihm keine Anschauung vor; einige ‚Fischbücher' hatte er sich zu diesem Zwecke von Goethe entliehen. Und doch lebt das alles in seiner ganzen Buntheit und seiner ganzen Furchtbarkeit vor unseren Augen. Und welche Kunst in der Anordnung der Ereignisse, in der sprachlichen Form! Mit wenigen scharfen Zügen zeichnet er den Schauplatz, die Klippe, ‚die schroff und steil hinaushängt in die unendliche See'; darauf der König, um ihn her die Ritter und Knappen; noch wird die Gegenwart der Tochter verschwiegen: das zweite spannende Moment wird für einen besonderen Ort gespart. Was man von dem Felsvorsprung sieht, die Bewegung der Oberfläche des Wassers, wird uns anschaulich gemacht, ehe der Sprung erfolgt. Dann, eine verstärkende mittelbare Schilderung der Kühnheit des Tauchers: der Eindruck des Sprunges auf die Umstehenden. Nun bringen dieselben Worte ‚und es wallet und siedet und brauset und zischt', die wir schon einmal hörten, das Bild der wild aufsteigenden Flut zurück. Mit atemloser Spannung sehen die Obenstehenden den Wogen entgegen; zunächst ist, was sie sehen, unbestimmt, daher das bezeichnende ‚es': ‚Und sieh! aus dem finster flutenden Schoß da hebet sich's schwanenweiß.' Dann wird das Bild bestimmter: ‚Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß.' Endlich er=

kennt man ihn, die Seele ist von bangen Zweifeln erlöst; vielgestaltig dringen dieselben Worte zum Himmel: ‚Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht!‘ Der Taucher aber empfindet zunächst nichts als das selige Gefühl, wieder Licht zu sehen und Luft zu atmen; von allem Furchtbaren ist das Furchtbarste, sie zu entbehren:

> Und atmete lang und atmete tief
> Und begrüßte das himmlische Licht.

So beherrscht ihn dieses Gefühl, daß selbst sein erstes Wort an den König ist: ‚Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.‘

Die Beschreibung des Meeresgrundes ist dem Taucher in den Mund gelegt; den ganzen Schrecken kann er nur schildern; nicht die brutale Gefahr, die von den Tieren droht, ist das Schrecklichste; es ist die Trennung von der Oberwelt, von den Menschen:

> Unter Larven die einzige fühlende Brust,
> Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
> Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
> Bei den Ungeheuern der traurigen Öde.

Die entscheidenden Momente bringt Schiller in die denkbar kürzeste Form, wie sie in der Wirklichkeit sich in wenigen Sekunden abspielen; solange der Taucher an dem Korallenriff hängt, mag er Zeit haben, den Eindruck der grausen Ungetüme mit einiger Deutlichkeit in sich aufzunehmen; im Augenblick der Entscheidung empfindet er nur das eine: den lähmenden Schrecken: die Gestalt, die Art des Ungetüms hat er nicht mehr erfaßt, es erscheint ihm, wie eine dunkle Naturgewalt, daher wieder das unheimliche ‚es‘:

> Da kroch's heran,
> Regte hundert Gelenke zugleich,
> Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
> Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig.

Die Spannung der Umstehenden ist gelöst; das Gefühl der Freude über die Rettung hat sie ergriffen. Da kehrt die Erregung noch einmal wieder, diesmal schrecklicher, peinigender als zu Anfang. Die Tochter wirft sich ins Mittel. Vergebens. Und nun eilt das Gedicht zu Ende; nach dem zweiten Sprunge des Tauchers enthält es nur noch sechs Zeilen. Wir hören nur das regelmäßige Auf- und Abrauschen der Wasser, wir ahnen, daß es ohne den Jüngling kommt, bis uns der letzte Vers in klagenden Spondeen die Gewißheit bringt:

> Den Jüngling bringt keines wieder.

Eine Art Gegenstück zum ‚Taucher‘ ist der ‚Handschuh‘; auch ein lebensgefährliches Unternehmen; aber was von dem mittelalterlichen König nur rauh erscheint, das wird im Munde einer Frau frivol. Den Stoff entnahm Schiller einer in St. Foix Essais historiques sur Paris abgedruckten Erzählung des Brantôme. Die freieren Rhythmen und Reime, das Fehlen einer leitenden Idee bestimmten Schiller, das Gedicht nicht als Ballade, sondern bloß als Erzählung zu bezeichnen. Auch ist das Ganze mit weniger Kunst aufgebaut.

Wieder ein in allen Teilen harmonisch zusammenklingendes Kunstwerk ist ‚Der Ring des Polykrates‘. Schiller nahm den Stoff aus der Anekdote bei Herodot III 39 ff., die ihm in Chr. Garves Versuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral ꝛc. begegnete. Die weitläufige antike Erzählung hat Schiller für seinen Zweck verändert; dort liegt der Schauplatz in Samos und in Ägypten, der Verkehr geschieht durch Briefe, Schiller vereinigt Polykrates mit Ägyptens König auf dem Dache seines Schlosses; die unmittelbare Wechselrede wird dadurch ermöglicht. Die Zeit, die in der Herodoteischen Erzählung sehr lang bemessen ist, wird auf zwei Tage eingeschränkt. So gewinnt die Handlung ein rascheres Tempo; die unheimlichen Glückszufälle sind vermehrt und überdies in den Raum weniger Minuten zusammengedrängt. Alles ist fast dramatisch bewegt. Und dabei kommt die Idee besser als durch den Brief des Amasis bei Herodot zur Geltung: alles große und überschwengliche Glück ist gegen die göttliche Ordnung, die den Ausgleich und das Maß heischt.

Auch den ‚Ritter Toggenburg‘ bescherte der neue Almanach. Es ist anderer Geist und Klang in dieser halb lyrischen, halb epischen Gestaltung eines pathologischen Zustandes. Daß diese Ballade — man kann sie nach der Analogie der übrigen kaum so nennen — weniger beliebt und volkstümlich ist, liegt lediglich an der Stoffwahl. Leiden, Entsagung, Schwäche können nicht wohl Gegenstände epischer Darstellung sein. Schiller hat aus dem Stoffe gemacht, was daraus gemacht werden konnte; der sanfte Ton, der ruhige, allmähliche Fortschritt, die musikalisch weiche Versform, alles geht meisterhaft auf die Stimmung ein, die nun einmal durch den Gegenstand geboten war.

Am meisten Eindruck auf die Zeitgenossen machten die ‚Kraniche des Ibykus‘. Das Thema, mit dem der erste Musenalmanach eröffnet worden war, ‚Die Macht des Gesanges‘ wird hier von neuem angeschlagen. Schiller hat zwar in einem Briefe an Goethe den unwillkürlichen Selbstverrat des Mörders nicht daraus abgeleitet, daß seine Seele von der Einwirkung des Stücks und des Eumenidengesanges erschüttert und zerknirscht wäre, aber er gesteht doch zu, daß durch das, was er auf der Bühne sieht, seine Erinnerung an den Mord aufgefrischt werde. Der Mörder ‚ist ein roher, dummer Kerl, über den der momentane Eindruck alle Gewalt hat‘. Also auch die Seele des Rohesten kann sich dem, wenn auch äußerlichen Eindruck der Dichtung nicht entziehen. Der Gedanke der richtenden und entdeckenden Macht der Kunst ist bei Schiller früh aufgetreten: schon die Mannheimer Rede über die Schaubühne enthält ihn, in den Künstlern kehrt er wieder:

> Vom Eumenidenchor geschrecket,
> Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
> Das Los des Todes aus dem Lied.

Und auch später klingt er an.

Den Stoff hatte eigentlich Goethe ins Auge gefaßt, wie denn beide im Frühjahr 1797 eine Reihe von Balladenstoffen ausgesucht und unter sich verteilt hatten. Aber er trat ihn Schiller ab. Daher das gespannte Interesse, mit dem Goethe die Entstehung der Ballade verfolgt. Er wünscht, im Begriff,

seine Reise nach der Schweiz anzutreten, daß die Kraniche ihm bald nachziehen mögen. Schiller teilt ihm dann auch das Gedicht sogleich nach der ersten Vollendung, noch bevor er die letzte Hand anlegte, mit, und Goethe hält mit seinem Rat nicht zurück. Wir besitzen leider die erste Fassung, die Goethe vorgelegen hat, nicht mehr: sie mit der endgültigen, die uns allein bekannt ist, zu vergleichen, würde uns einen merkwürdigen Einblick in Schillers Art, des Freundes Rat zu verwerten, geben. In der ersten Fassung scheinen die Kraniche selbst nur eine ganz unwesentliche Rolle gespielt, der Eumenidenchor und das Theater viel mehr noch als jetzt im Mittelpunkt gestanden zu haben. Goethe schreibt: ‚Die Kraniche sollten, als Zugvögel, ein ganzer Schwarm sein, die sowohl über den Ibykus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und stellen sich neben die Sonne und andere regelmäßige Erscheinungen.' Und dann: ‚Ich wünschte, da Ihnen die Mitte so sehr gelungen, daß sie auch noch an die Exposition einige Verse wendeten, da das Gedicht ohnehin nicht lang ist. Meo voto würden die Kraniche schon von dem wandernden Ibykus erblickt; sich als Reisenden verglíche er mit den reisenden Vögeln, sich als Gast mit den Gästen, zöge daraus eine gute Vorbedeutung und riefe alsdann unter den Händen der Mörder die schon bekannten Kraniche, seine Reisegefährten, als Zeugen an. Ja, wenn man es vorteilhaft fände, so könnte er diese Züge schon bei der Schiffahrt gesehen haben. Sie sehen, daß es mir darum zu thun ist, aus diesen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches sich wieder mit dem langen verstrickenden Faden der Eumeniden nach meiner Vorstellung gut verbinden würde.' Schiller dankte lebhaft für diese Winke; besonders habe ihm die Anschauung der Kranichschwärme gefehlt. Man sehe sich die jetzige Fassung des Gedichtes an, auf Schritt und Tritt merkt man die Einwirkung Goethes:

> ‚Seid mir gegrüßt, befreundte Scharen!
> Die mir zur See Begleiter waren,
> Zum guten Zeichen nehm' ich euch,
> Mein Los, es ist dem euren gleich.
> Von fernher kommen wir gezogen
> Und flehen um ein wirtlich Dach'.

Und dann später:

> Und finster plötzlich wird der Himmel
> Und über dem Theater hin
> Sieht man in schwärzlichtem Gewimmel
> Ein Kranichheer vorüberziehn.

Fürwahr, ein eigenartiges Beispiel dafür, wie die beiden Männer miteinander arbeiteten.

Den Rohstoff erhielt Schiller in der Erzählung des Altertums, die sich in verschiedenen Fassungen bei Suidas, bei Antipater Sidonius und bei Plutarch findet; es sind bloße Anekdoten, ohne tieferen Gehalt. Alles, was der Fabel Wert verleiht, insbesondere die Beziehung zur Kunst, und die tiefere Bedeutung der Kraniche gaben Schiller-Goethe erst dazu. Form und Aufbau sind bei

aller Einfachheit von höchster Kunst. Die zwei ‚Fäden‘, wie Goethe sich ausdrückt, sind zunächst gesondert: die Kraniche und das Theater. Doch werden wir auf letzteres schon in den ersten Versen kurz vorbereitet, wie auf die Völkermasse, die sich bei Korinth vereinigt, und auf die Verehrung, die Ibykus in ganz Griechenland genießt. Die Ermordung des Sängers scheint einen Abschluß zu bedeuten, über den hinaus nichts mehr erfolgen kann: der Rachedurst des Volkes wird nach menschlichem Ermessen ungestillt bleiben, denn wo den Mörder suchen? Vielleicht geht er mit frechem Schritte eben durch die Menge und gerade ‚der Völker flutendes Gedränge‘ hindert seine Ergreifung. Das sind die Erwägungen des Prytanen und des ihn bestürmenden Volkes. Die Aufmerksamkeit wird nun abgelenkt durch das beginnende Theaterspiel; es folgt die berühmte Beschreibung des griechischen Theaters — in acht Zeilen ein Meisterstück eines gottbegnadeten Dichters:

> Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
> Es brechen fast der Bühne Stützen,
> Herbeigeströmt von fern und nah,
> Der Griechen Völker wartend da,
> Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
> Von Menschen wimmelnd wächst der Bau,
> In weiter stets geschweiftem Bogen
> Hinauf bis in des Himmels Blau.

Da sitzt die Menge, ein Volk, wie es dem Verfasser der Briefe über ästhetische Erziehung vorschweben mochte, aus den fernsten Gauen herbeigeeilt, um geistigen Mächten zu dienen. Endlich tritt der Chor der Erinyen auf. Sein Erscheinen und sein Gesang sind wieder ein Meisterstück allerersten Ranges. Schillers Freund Humboldt hatte den Chor aus den Eumeniden des Äschylus übersetzt. Diese Übersetzung schwebte dem Dichter vor. Es wird unsere Leser interessieren, die Worte des Äschylus und die Schillers zu vergleichen.

Strophe 1.

Auf nun und schlinget den Reigen!
Lasset ertönen
Den grausen Gesang!
Singt, wie den Sterblichen
Unsere Schar des Schicksals Lose verteilt:
Wie sie strengstes Recht zu üben sich freut.
Denn wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den sucht nie unser Zorn;
Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber wer, wie dieser, frevelnd
Hände des Mords birgt:
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagnen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe 2.

Mutter, die du uns gebarest
Naht den Schauenden und Blinden,
Mutter, höre die Erinyen!
Unsre Ehre schmälert Letos Sohn;
Reißt aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserem Rächerarm geeignet.
Über dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe 1.

Denn des Schicksals Richterausspruch
Gab zum sichern Eigentume
Dieses Los uns. Wessen Frevlerarm
Mordend unschuldsvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Banden ledig.

Über dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Epodos.
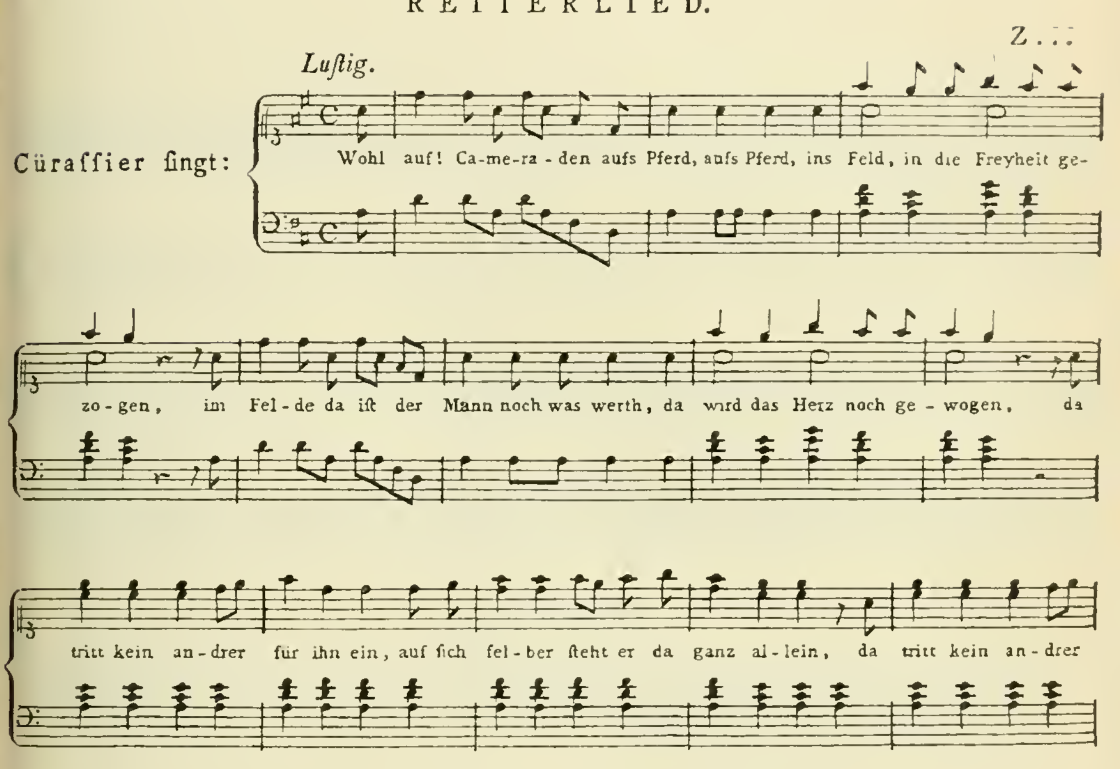
Plötzlich aus der Höhe stürzend,
Hemmen wir des flücht'gen
Bösewichts unsichern Schritt.
Unter seiner Unthat Bürde
Wankt im irren Lauf sein Fuß.
Und er sinkt, und sieht es
In des Wahnsinns Irrtum nicht.
So umhüllt mit Blindheit ihn der Frevel,
Da des Unglücks tiefes Dunkel seinem
Hause das Unglück entgegenstöhnt . . . .

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen
Des Mordes schwere That vollbracht,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."
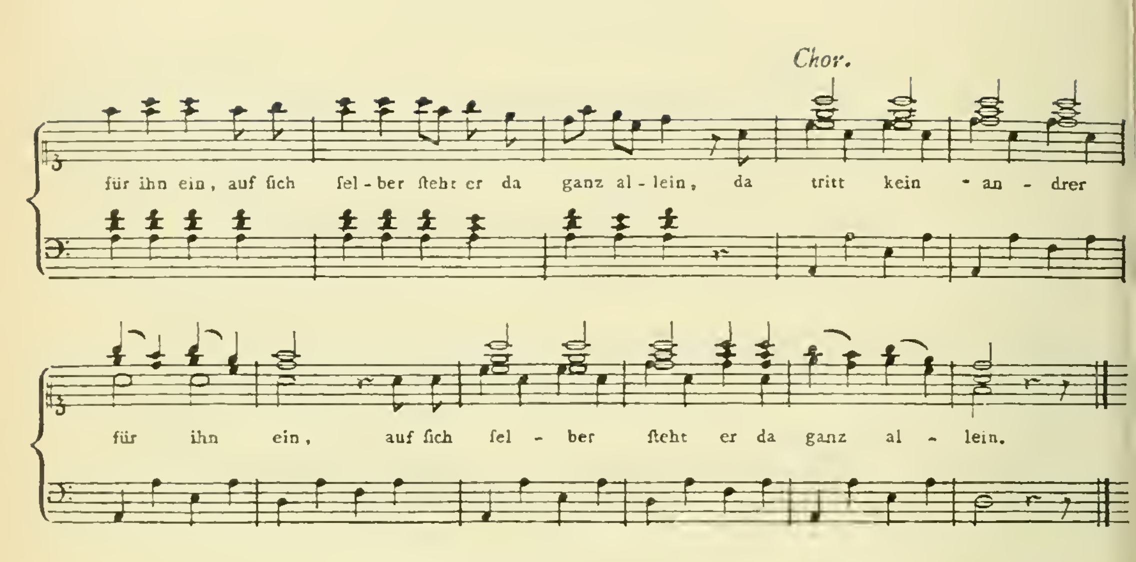
Die Erwähnung des Mordes bringt die eigene Blutthat den Mördern des Ibykus ins Gedächtnis. Durch eine natürliche Verknüpfung der Vorstellungen treten auch die von dem Sterbenden angerufenen Kraniche in den Geist des einen Mörders, und da er zur selben Minute einen auffallend großen Schwarm („in schwärzlichtem Gewimmel") vorüberziehen sieht, drängt sich ihm von selbst der verhängnisvolle Ruf auf die Lippen. Nun eilt alles, Handlung und Gedicht, mit raschem Schritt dem Ende zu. Die Erregung des Volkes, das selbst eine Wirkung des Chores in dieser Entdeckung sieht („Gebet acht! Das ist der Eumeniden Macht!") füllt noch eine Strophe. Dann die Ergreifung, die Herbeischleppung der Ergriffenen vor den Richter, das Geständnis, in vier kurze Zeilen drängt sich alles zusammen. „Die Scene wird zum Tribunal." So wird das Interesse bis zum Schluß aufs äußerste gespannt. Wir stehen nicht an, wenn der Begriff des Kunstwerkes in der vollkommenen Harmonie aller Teile und in der vollkommenen Harmonie von Idee und Form gefunden werden muß, diese Ballade für eines der größten Kunstwerke zu halten, die in unserer Sprache jemals geschaffen worden sind.

Gegen die Kraniche fällt die letzte der Balladen des Jahres 1797 sehr ab. „Der Gang nach dem Eisenhammer" leidet wiederum unter der Stoffwahl; der verweigerte Gehorsam im Kampf mit dem Drachen war ein furchtbares Motiv, der ohne Aufwand von sittlicher Kraft, in Erfüllung eines Bedürfnisses geleistete Gehorsam ist menschlich kaum sonderlich rühmenswert, dichterisch wenig anziehend; der Belohnung, die er erfährt, haftet trotz der großen Kunst des verklärenden Dichters das Anekdotische, das Zufällige zu sehr an, als daß dem feiner fühlenden Leser eine tiefere Befriedigung erwachsen könnte. Dazu kommt, daß Schiller, sonst überall sicher und fein motivierend, hier offenbar einem Mangel an Folgerichtigkeit zum Opfer gefallen ist: der Gang in die Kirche ist zunächst als eine Befolgung des Gebots der Gräfin vorbereitet, bei seiner Ausführung aber hören wir nur einen Gemeinplatz als Begründung. Sonst allerdings bieten Aufbau und sprachliche Form große Schönheiten. Goethe rühmte die „retardierende



(Nach einem Originaldruck aus dem Musen-Almanach 1798.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Anmerkung.

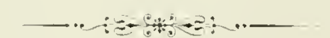
Die Abänderungen, welche die hier und da ungleiche Sylbenzahl in den übrigen Strophen erheiſcht, wird ein guter Sänger leicht durch Verwandlung einer langen Note in zwo halb ſo kurze, oder zwo kurze in eine doppelt ſo lange, machen konnen.

Messe', die vom 'besten Effekt' sei; er meinte offenbar auch die Beschreibung an und für sich, ein würdiges Seitenstück zu der Schilderung des Theaters in den 'Kranichen', der Meerestiefe im 'Taucher', des Ungeheuers im 'Kampf mit dem Drachen'. Körner war entzückt von dem Gedichte, er fand besonders die Klippen, die in einer Beschreibung kirchlicher Gebräuche liegen, glücklich umschifft, und der Ton 'christlich-katholisch-altdeutscher' Frömmigkeit gefiel ihm. 'Es bleibt mir immer eins der liebsten Produkte.'

So war der Musenalmanach von 1798 seinem Vorgänger wohl an augenblicklichem Erfolg nicht gleich, an dauerndem Werte aber vielleicht in dem Maße überlegen, wie das Positive stets dem Negativen überlegen ist. Und mit den Balladen sind die positiven Schöpfungen noch nicht beendet gewesen. Der Almanach bringt noch andere köstliche Gaben, an denen wir nicht minder die 'proteische' Natur des großen Dichters erkennen. An seine Vorbereitungen zum Wallenstein erinnert das berühmte Reiterlied 'Wohlauf Kameraden! aufs Pferd! aufs Pferd!', zu dem der Schwabe Zahn die noch heute gangbare treffliche Melodie gesetzt hatte. Rein lyrische Klänge schlug die 'Elegie an Emma' an, wie das damals verfaßte, wenn auch erst 1800 veröffentlichte Gedicht 'die Erwartung'. 'Nadowessiers Totenlied' liegt wieder in einer ganz andern Richtung, eine gelegentliche, schöne Frucht der Reisebeschreibungen, die jederzeit die Lieblingslektüre von Schillers Mußestunden waren. Goethe hielt das Gedicht sehr hoch, er sah darin geradezu eine Erweiterung poetischer Gegenstände. Ein drittes Gebiet endlich betrat er in den kleinen ethischen Seitenstücken zu den philosophischen Gedichten des vorigen Jahres, in 'Licht und Wärme', 'Breite und Tiefe', 'Worte des Glaubens', denen wir das 1797 in den 'Horen' erschienene ähnliche Gedicht 'Hoffnung' anschließen. Es sind Sprüche, nicht knapp und scharf, wie die Goethischen, sondern rhetorisch einherschreitend; sie sind aber in dieser Form nicht minder zum Herzen des Volkes gedrungen, als die berühmten Vierzeiler und Zweizeiler seines Freundes.

So sehen wir, wie Schiller den Gegnern die Antwort auf ihre Schmähungen erteilte. Er schüttete wie aus einem Füllhorn herrliche Kunstwerke vor ihnen aus, von denen jedes mit eindringlicher Sprache verkündete, wie weit er allen Widersachern überlegen war. Und doch waren diese Gedichte nur spärliche Zeugnisse der außerordentlichen Thätigkeit, die er damals entwickelte. Nur Abschweifungen waren es, wenige Wochen in Anspruch nehmend; sein eigentliches Herzensinteresse gehörte damals schon wieder dem Felde, auf dem er die ersten Kränze jugendlichen Ruhmes gepflückt hatte, dem Drama.

Bevor wir aber die große Laufbahn des Dramatikers verfolgen, wollen wir einen Blick werfen in das Haus Schillers und in die Kreise derer, an die der Mensch Schiller sein Herz geheftet hatte.





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Haus und Leben.

Mit banger Sorge hatte Schiller in dieser Zeit nach Schwaben geblickt, in die alte Heimat zum Elternhause. Kriegsnöte suchten das Land heim, Teuerung und Krankheiten zogen in ihrem Gefolge. Mitunter war sogar jeder briefliche Verkehr durch die Truppenbewegungen auf Wochen unterbunden. Auf der Solitüde sah es doppelt traurig aus. Bei dem Vater, der nun die Siebzig schon überschritten hatte, stellten sich die Leiden und Gebrechen des Alters ein. Als er von seinem Fritz im Frühjahr 1794 Abschied nahm, hatte er noch gehofft ‚auf eigenem Pferd' einmal nach Jena reiten zu können, und der Plan, die geliebten Kinder und den Enkel zu besuchen, taucht auch weiter in seinen Briefen auf. Aber das Schicksal fügte es anders. Schon während des Besuchs der Kinder war er von heftigen Schmerzen befallen worden, Vorboten eines ernstlichen Leidens. Dazwischen kommen wieder gesunde Monate; unweigerlich geht er seinem schweren Dienste nach, Wind und Wetter sich aussetzend. Daneben ist er auch noch litterarisch thätig; rühmende Handschreiben der Herzöge von Meiningen und von Württemberg danken ihm für die Übersendung seines Buches über die Baumzucht. Endlich wirft ihn sein Leiden — 1796 — auf ein langes Krankenlager. Er kann sich kaum auf Minuten erheben; rasende Schmerzen peinigen ihn. Aber mit diesem Mißgeschick ist es nicht genug. Im März erkrankte auch Nanette; das Lazarettfieber, das unter den auf der Solitüde untergebrachten österreichischen Verwundeten umging, ergriff auch sie. Nanette hatte nicht die starke Natur des Vaters; ihre Gesundheit war schwach wie die des Bruders. Sie hat das Krankenlager nicht wieder verlassen: am 23. März 1796 meldet der Vater ihren Tod. Es greift ans Herz, seinen Kummer zu hören: ‚Liebste Kinder! Unsere beste Tochter Nanette ist nicht mehr. Heute früh um 6 Uhr ist sie sanft entschlafen. Gott hat sie zu sich genommen, und ihr Loos kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen. — — — — O ihr liebsten Kinder, wir sind eben sehr betrübt. Ich, der ich nicht aus dem Bett kann, konnte sie nimmer sehn, sie nicht trösten, ihr nicht beistehen. Ich kann nicht mehr. Gott erhalte Euch in Segen!' Am Tage darauf wurde die Tote unten in Gerlingen zur Ruhe bestattet.

Gott gebe daß Papa bald im
Stand wäre dir selbst zu schreiben
lieber Bruder, es ist ihm auch
recht herzlich leid es nicht zu können
den schreiben ist ihm nicht erlaubt.
lesen aber kan er noch und es ist ihm
eine grosse Erholung [illegible] Lectüre zu finden
so erhielten wir gestern Abend die
Hören nebst dem Almanach damit
das uns unbeschreiblich freute, und
wofür wir alle einstimmig dir lieber
Bruder danken, ich freute mich um
so mehr da es in einem Zeitpunct
kam wo der Papa sich die unangenehme
Augenblicke kan vergessen machen,
und die Musicalien machten auch mir
ungemein viel Freude. Ich hoffe
doch lieber Bruder daß es mit deiner
Gesundheit leidlich geht. und wir sehnen
uns alle eben so sehr nach Nachricht
von dir der lieben Lotte und dem
theuren Carl. ich muß aufhören
den der Papa ruft mich jezt
in seinen grossen Schmerzen, der
gute Vater wan wir ihm nur
helfen könten es ist doch gar zu
traurig leb wohl wie [illegible]
Küß alle herzlich die liebe Lotte
und den Goldsohn deine dich liebende
Nanette Schiller

Letzte Seite eines Briefes von Nanette Schiller an ihren Bruder (Solitüde, 29. Februar 1796).
Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Das Schicksal hatte sich mit diesem schweren Verhängnis nicht erschöpft. Bald darauf wurde auch Luise von einer heftigen Lungenentzündung ergriffen und mußte sich legen. Die Pflege beider Kranken, die ungeheure Sorge lag jetzt auf den Schultern der Mutter.

Mit bangendem Herzen vernimmt der ferne Sohn diese schlimmen Nachrichten. Gerade Nanette hatte ihm so nahe gestanden, hoffnungsreiche Pläne für die Zukunft wollte er ihr erfüllen. Wie gern hätte er geholfen, selbst die Kranken gepflegt, der Mutter die Bürde erleichtert: aber sein eigener Zustand, der ihm nicht für die nächste Stunde einige Sicherheit des Befindens ließ, fesselte ihn an die Scholle. In dieser Stimmung schrieb er seiner Schwester Christophine in Meiningen folgenden Brief:

Jena, den 25. April 96.

Du wirst nun auch erfahren haben, liebste Schwester, daß die Louise ernstlich krank geworden und unsre arme liebe Mutter alles Trostes beraubt ist.

Verschlimmerte es sich mit der Louise oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlaßen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise noch hin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, solange hierher kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde.

Überlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitaeten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben.

Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bey der Reise vor drey Jahren war, ich hätte mich durch nichts abhalten laßen, hinzueilen. Aber daß ich über 1 Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bey den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue.

Bedenke, daß die liebe Mutter, die sich bißher mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit betragen, endlich unter so vielen Leiden zusammen stürzen muß.

Ich kenne Dein kindliches, liebevolles Herz, ich kenne die Billigkeit und Rechtschaffenheit meines Schwagers. Beyde werden euch lehren, beßer als ich, was unter diesen Umständen nöthig ist. Grüße ihn herzlich

Dein treuer Bruder
F. Schiller.

Reinwald fügte sich in die Notwendigkeit, und Christophine reiste nach Stuttgart. Der Bruder sandte ihr sofort einen Brief nach: „Der Himmel segne Dich für diesen Beweis Deiner kindlichen Liebe“; und auch Reinwalden ruft er den Dank zu: „Herzlich umarme ich Dich, mein lieber Bruder, für Deine Bereitwilligkeit, Deine Frau nach der Solitüde reisen zu lassen. Sie dort zu wissen, nimmt mir eine schwere Last von der Seele, das ist eine Liebe, für die ich Dir nie genug danken kann“. Und dem Briefe fügte er acht Louisdor, den Betrag der Reisekosten, bei; denn Reinwalds äußere Umstände waren, wie wir wissen, recht kläglich. Christophine pflegte die Schwester; ihr erster Brief lautet sehr ungünstig, sie hofft nicht mehr auf Genesung. Dann gibt sie mehrere Wochen lang keine Nachricht. In schmerzlicher Ungeduld bestürmt der Bruder sie mehreremal. Aus jeder Zeile spricht die Liebe, mit der der Sohn an den

Eltern, der Bruder an der Schwester hing. Der nächste Brief Christophinens brachte die Hoffnung auf Luisens Genesung. In der That genas sie.

Aber andere schlimme Nachrichten gingen nach Jena. Das ganze württembergische Land wurde von Franzosen überschwemmt. Der Herzog und die Herzogin flüchteten nach Baireuth. Man wußte von der Kriegführung dieser Leute auf der Solitüde genug, um die schlimmsten Befürchtungen zu hegen. Man zog sogar eine Überführung des Vaters nach Leonberg in Erwägung, die schließlich nur an der Weigerung des Kranken scheiterte. Christophine gab dem Bruder eine merkwürdige Schilderung des Auftretens der Franzosen, die wir nicht unterdrücken wollen; sie bildet einen bezeichnenden Beitrag zur Kenntnis der Art, wie die Franzosen in unserem Vaterlande gewirtschaftet haben.

‚Es marschierte eine Partie von ungefähr 50 Mann Freitags hier durch und plünderte überall. Sie stießen mit Ungestüm ihre geladenen Gewehre an unsre Thüre und drohten, sie einzuwerfen, wenn nicht aufgemacht würde. Es waren zwar etliche Männer bei uns im Haus zu einigem Beistand, aber das half uns wenig. Sie hießen sie sogleich fortgehen und drohten mit ihren Flinten; Du kannst Dir die Angst von uns drei Weibern vorstellen! Zuerst forderten sie Wein und Brod, welches wir schon auf den Notfall bereit hatten und ihnen gaben; dann wollten sie Hemden, Strümpfe, Schnupftücher und dgl. Wir gaben ihnen auch, so viel wir just da hatten, und die erste Partie, deren 5 waren, gingen weiter. Aber gleich kamen wieder andere mit eben dem Ungestüm und verlangten mit größter Gewalt, indem mir einer das geladene Gewehr auf die Brust setzte, ich sollte ihm ein Hemd schaffen. Es war wirklich keins mehr im Hause, als das der Papa auf dem Leib hatte; also sagte ich, daß wir keins mehr hätten; sie sollten selbst sehen, indem ich in der Angst ihnen die Kommode aufschloß; sie wühlten die Sachen durcheinander und sahen selbst, daß keins da war. Also suchten sie andere Sachen, nahmen dem Papa seine Hose mit silbernen Schnallen, seine Dose und Schnupftuch und Geld vor seinen Augen ohne Schonung für seine Krankheit und sein Alter; dann rissen sie der Louise mit größter Frechheit ihre zwei Halstücher vom Hals herunter, störten alles aus, wo sie etwas fanden, das ihnen anständig war, und nahmen es. Drei silberne Löffel, die noch in der Tischlade lagen, nebst etlichen Tüchern sind auch fort‘.

Am andern Tage flüchteten Christophine und Luise, erschreckt durch die Gerüchte von roher Behandlung gerade der Frauen, mit einer andern Familie in eine im Wald befindliche Höhle unter der Brücke‘, wo sie sich von früh sieben bis abends acht Uhr verborgen hielten. Die Mutter war beim kranken Vater zurückgeblieben. Glücklicherweise wiederholten sich die Scenen nicht, da mittlerweile ein höherer Offizier eingetroffen war. Dagegen entspann sich ganz in der Nähe der Solitüde ein Gefecht zwischen Kaiserlichen und Franzosen: ‚Die Kugeln sausten um unser Dach, daß wir oft fürchteten, es möchte Feuer auskommen.‘ Endlich verzogen sich diese Wolken; eine aber blieb: der nahe bevorstehende Tod des Vaters. Schiller war mit seinen Gedanken an dem Schmerzenslager; in warmen Briefen sprach er Trost zu oder klagte, daß er nicht selbst kommen konnte. ‚Deinen herrlichen Brief‘ (wir besitzen ihn leider nicht mehr), schreibt Christophine dem Bruder am 28. August 1796, ‚mußte ich dem lieben Vater vorlesen; er weinte wie ein Kind darüber und dankte Gott mit Inbrunst, daß er ihm einen solchen Sohn gegeben. Ja, ich will ihm würdig zu werden suchen, sagte er, und meine Seele bloß mit dem einzigen würdigen Gegenstand

meiner zukünftigen Ewigkeit beschäftigen.' Am 7. September 1796 hauchte Johann Kaspar Schiller, im 73. Jahre seines Lebens, seine Seele aus. Er war ein wackerer Mann gewesen, schlicht und gerad, in seinem Kreise nach Hohem strebend und das Kleine nicht versäumend, als Beamter und Mensch von untadeligem Wandel, eine volle, abgerundete Persönlichkeit, in sich geschlossen, wert, der Vater Friedrich Schillers zu heißen.

Die Nachricht von des Vaters Tode wurde durch Christophine nach Jena gemeldet. Schiller schrieb:

,Liebste Mutter!

Herzlich betrübt ergreife ich die Feder, mit Ihnen und den lieben Schwestern den schweren Verlust zu beweinen, den wir zusammen erlitten haben. Zwar gehofft habe ich schon eine Zeitlang nichts mehr; aber wenn das Unvermeidliche eingetreten ist, so ist es immer ein erschütternder Schlag. Daran zu denken, daß etwas, das uns so theuer war, und woran wir mit den Empfindungen der frühen Kindheit gehangen und auch im spätern Alter mit Liebe geheftet waren, daß so etwas aus der Welt ist, daß wir mit allem unsern Bestreben es nicht mehr zurückbringen können, daran zu denken ist immer etwas Schreckliches. Und wenn man erst, wie Sie, theuerste, liebste Mutter, Freude und Schmerz mit dem verlorenen Freund und Gatten so lange, so viele Jahre getheilt hat, so ist die Trennung um so schmerzlicher. Auch wenn ich nicht einmal daran denke, was der gute verewigte Vater mir und uns allen gewesen ist, so kann ich mir nicht ohne wehmüthige Rührung den Beschluß eines so bedeutenden und thatenvollen Lebens denken, das ihm Gott so lange und mit solcher Gesundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete. Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten, und so wie er noch im dreiundsiebenzigsten Jahre mit einem so kindlichen, reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich gleich alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden, als Er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vortheile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten, Ihr fühlt alle mit mir, wie viel wir verloren haben, aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leben endigen konnte. Unserm theuren Vater ist wohl, und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird sein Bild aus unserem Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger unter einander vereinigen.

Vor fünf und sechs Jahren hat es nicht geschienen, daß Ihr, meine Lieben, nach einem solchen Verluste noch einen Freund an einem Bruder finden, daß ich den lieben Vater überleben würde. Gott hat es anders gefügt, und er gönnt mir noch die Freude, Euch etwas sein zu können. Wie bereit ich dazu bin, darf ich Euch wohl nicht mehr versichern. Wir kennen einander alle auf diesem Punkt und sind des lieben Vaters nicht unwürdige Kinder.

Sie, theure Mutter, müssen sich Ihr Schicksal jetzt ganz selbst wählen, und in Ihrer Wahl soll keine Sorge Sie leiten. Fragen Sie sich selbst, wo Sie am Liebsten leben, hier bei mir oder bei Christophinen, oder im Vaterland mit der Louise. Wohin Ihre Wahl fällt, da wollen wir Mittel dazu schaffen. Vor der Hand müssen Sie ja doch, der Umstände wegen, im Vaterlande leben, und da läßt sich unterdessen alles arrangiren.

Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schwerem Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schooße Ihrer Kinder und Enkel noch manchen frohen Tag genießen.

Alles, was unser theurer Vater an Briefschaften und Manuscripten hinterlassen, kann mir durch Christophinen mitgebracht werden. Ich will suchen, seinen letzten Wunsch

zu erfüllen, der auch für Sie, liebste Mutter, Nutzen bringen soll.' (Der Vater hatte gewünscht, daß Schiller die Herausgabe seiner hinterlassenen Handschriften besorgen sollte.)

Der Herzog setzte der Witwe seines treuen Beamten ein ,recht standmäßiges Logis' im Leonberger Schlosse und ein Jahresgeld aus, so daß sie der Beihilfe der Kinder nicht bedurfte. Luise blieb bei ihr, bis der Vikar Frankh, der der Familie in schwerer Zeit eine Stütze gewesen und Luise um ihre Hand gebeten hatte, eine Pfarre bekam und seine Braut heimführte. Es war ein Trost für die Mutter, daß nicht auch diese Tochter ihr gar zu weit entführt wurde; sie wurde die Pfarrfrau in Cleversulzbach. Hierhin holten die treuen Kinder das Mütterchen, als schwere Krankheit sie niederwarf und ihr letztes Stündlein nahte. Am 29. April 1802 starb sie, nach einem gelinden Todeskampfe. Sie hat ein mühseliges Leben gehabt, voll Entsagungen und Sorgen; aber das höchste Glück einer Mutter hat sie für alles entschädigt, die Freude an dankbaren und tüchtigen Kindern. Schiller war tief ergriffen.

,Liebe Schwester!' schreibt er an Christophine, ,so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen. Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und Euch, Ihr guten Schwestern noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. Laßt uns, da wir drei nur allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, uns desto näher aneinander schließen. Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unserer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsere Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.'

An Luise schreibt er:

,Und so sind denn beide hingegangen, unsre teuren Eltern, und wir drei sind nun allein übrig. Laßt uns einander desto näher sein, gute Schwester, und glaube, daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, Euch beide innig in seinem Herzen trägt und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit seiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird.'

Und an seinen Schwager Frankh:

,Möge der Himmel der teuren Abgeschiedenen alles mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan. Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letzteren bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr. Sie, mein theurer Schwager, haben die Sorgfalt meiner Schwester für die Verewigte getheilt und sich dadurch den gerechtesten Anspruch auf meine brüderliche Liebe erworben. Ach, Sie hatten schon meinem seligen Vater diesen kindlichen Dienst und Ihren geistlichen Beistand geleistet und die Pflichten eines abwesenden Sohnes auf sich genommen. Wie innig danke ich Ihnen dafür! Nie werde ich mich meiner verewigten Mutter erinnern ohne zugleich das Andenken desjenigen zu segnen, der ihre letzten Lebenstage so gütig erleichterte."

Schiller hat bis an sein Lebensende mit warmer Liebe an den Geschwistern gehangen; und es war ihm ein Bedürfnis, besonders Christophine, die mit ihrem hypochondrischen Manne ein kümmerliches Dasein führte, aufzuheitern und zu heben; ja mitunter schiebt der wahrlich nicht mit Glücksgütern gesegnete Bruder in den Brief eine Geldsumme ein, um sie die Notdurft des Tages leichter über=

winden zu lassen. Die langgehegte Hoffnung, Luise in ihrem jungen Ehe- und Mutterglück zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden. Sein Tod trat dazwischen.

Der keinem Menschen ersparte Schmerz, durch den Tod der Eltern die Bande zerreißen zu sehen, die uns mit der Vergangenheit verknüpfen, läßt uns um so tiefer die Güter der Gegenwart empfinden.

Das Familienleben ist für Schiller die Quelle reicher Lebensfreude gewesen. Den beglückenden Einfluß eines eigenen Herdes, der liebenden Sorge für Weib und Kind, den er in der ‚Glocke‘ mit berühmtem Wort feiert, hat er selbst an sich erfahren; Krankheit, Sorge und Gefahren haben zwar sein Haus nicht verschont, aber sie haben ihm den Wert dessen, was er besaß, nur zu erhöhen vermocht. Während Goethe von ‚elenden häuslichen Verhältnissen‘ gedrückt wurde, gewährt Schiller unserem Volke den Anblick eines Musters häuslichen Lebens. Mit stets gleicher Liebe hing er an seiner ‚Lolo‘, wie sie an ihm. Unermüdlich sorgte sie für die wankende Gesundheit des Gatten; alle Arbeiten läßt dieser liegen, wenn die Frau erkrankt, und Nacht auf Nacht wacht er an ihrem Bette. Ansteckende Kinderkrankheiten und andere Veranlassungen treiben Charlotte mitunter nach Rudolstadt, oder die angegriffene Brust zwingt Schiller, auf dem Lande, in der Waldeinsamkeit von Ettersburg, Ruhe und Heilung zu suchen: nun wandern wieder, wie einst ‚saalauf saalab‘, die Briefchen hin und her; sie klingen nicht mehr leidenschaftlich und schwärmerisch, wie in den Zeiten der ersten Liebe, aber ein freundlicher Hauch ruhiger, tiefer Zuneigung weht darin. Kein weibliches Interesse ist zu klein, an dem nicht der Mann teilnähme, kein männliches zu hoch, auf das nicht die Frau einginge. Im Mittelpunkte aber aller Interessen standen ihnen die Kinder. Dem Erstgeborenen, dem ‚Goldsohn‘ Karl, folgten im Laufe der Jahre drei Geschwister: Ernst (1796), Karoline (1799) und Emilie (1804). Beide Eltern fanden rührende



Karl von Schiller.
Gemalt 1810 von C. Brand. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Freude an dem Heranwachsen und Gedeihen der Kinder. Die während der kurzen Trennungszeit geschriebenen Briefe enthalten stets die kleinen Nachrichten, nach denen sehnsüchtig ausgeschaut wurde. ‚Der kleine liebe Sohn schläft. Er sieht sich immer sehr um, wenn ich frage wo ist Papa‘ (1794). ‚Guten Morgen, Lieber, ich hoffe Dir ist wohl, der kleine liebe Sohn wird nun bald noch Zähne bekommen, auch im Schlaf greift er sich im Mund. Er ist gar artig, alle Morgen weckt er mich, und legt sein Köpfchen so freundlich an. Auch alle Menschen, die er sieht lacht er an, bis auf die Garde-Reuter vor den Zimmern (im Rudolstädter Schlosse), und freut sich über alle Hottos‘ (1794). ‚Er legt sein Köpfchen so artig an die chère mère, wenn man fragt, wo ist Großmama. Auch geht er fleißig am Laufband. Übrigens schlägt er auch oft, und hat letzt die Herzogin geschlagen, und macht mit niemand Complimente‘ (1794). ‚Er ist wohl, der kleine Schatz, und sagt jetzt ordentlich Papa. Er ist viel im Freyen bei dem Wetter. Die chère mère hat ihm einen schönen Fallhut geschenkt zum Geburtstag, von blauem Atlas, aber es ist keine Möglichkeit ihn aufzusetzen, weil er ihn gleich wieder abwirft, wir haben uns schon alle Mühe gegeben, nach und nach lernt er's, denke ich‘ (1794). ‚Lolo grüßt chère mère aufs beste; der kleine Kaka (Karl) machte große Augen über das Brüdergen und kann sich noch nicht recht darein finden‘ (1796, Schiller nach Ernsts Geburt). ‚Das Ernstgen sehe ich immer im Geist, und jedes Kind, das ich sehe von seinem Alter, rührt mich‘ (1798 Lotte an Schiller von Rudolstadt aus). ‚Ernst ist ein lieber Junge, er hat sich heut recht ordentlich bei mir beschäftigt und mich gar nicht gestört‘ (1799, Schiller



Ernst Schiller als Kind.
Gezeichnet von Christophine Reinwald, geb. Schiller. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.



Ernst von Schiller.
Gemalt 1831 von W. Brach't. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.


Karoline Schiller als Kind.
Gezeichnet von Christophine Reinwald, geb. Schiller. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.

an Lotte). ‚Der Ernstli ist gestern mit mir herumgezogen und ganz ernsthaft und feierlich neben der Herzogin hergegangen, sie hat ihn ins Römische Haus (im weimarischen Park) geführt, das hat ihn gefreut. Er spricht sehr oft vom Papa, und wenn er eine Kutsche sieht, denkt er Du kämst wieder. Der gute Karl hat eine große Sehnsucht Dich zu besuchen, und ich habe ihm gestern den Wald (bei Ettersburg) gezeigt wo Du wohnst. Da freute er sich sehr‘ (1799). ‚So wohl es mir hier ist, so fehlst Du mir doch und mein Karl und das kleine liebliche Kind‘ (Karoline) (1800, Lotte an Schiller; sie war mit ‚En‘ (Ernst) in Rudolstadt). ‚Grüße chère mère herzlich von mir, Karl empfiehlt sich, er ist jetzt in der Schule, sonst sollte er selbst schreiben‘ (1800, Lotte an Schiller). ‚Die Kinder machen mir viel Freude. Das Karolinchen ist allerliebst und äußerst erfinderisch in Tournüren, wenn sie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf. Sie erzählt viel von der Mama, die in Rudoltat sei und Sachen mitbringen werde. Bei Tische stößt sie jeden Tag ihr Glas an und läßt Mama leben‘ (1802). ‚Die Familie ist wohl, die kleine Emilie schläft ruhig und schreit weniger und ist behaglich, Caroline ist wohl und plappert nach ihrer Weise‘ (1804 Lotte an Schiller).

Verwandte und Freunde nahmen an diesem Familienglück regen Anteil; allen voran die ‚chère mère‘ die als rechtschaffene Schwiegermutter und Großmutter waltete. Nach der Geburt Karolinens, als Lolo von einem schweren Nervenfieber ergriffen wurde, kam sie von Rudolstadt herüber, um zu wachen, zu pflegen und dem viel beschäftigten Schwiegersohn die schlimme Zeit zu erleichtern. Dankbaren Herzens schreibt Schiller: ‚Ich werde es


Karoline Junot, geb. von Schiller.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Bester Schiller, wie lieb es mir ist daß Ihr
Das was ich Ihnen aus so treuem Herzen geschickt
Freude machte können Sie gar nicht glauben.
Sie sind mir so theuer und werth, daß ich gern
noch recht viel für Sie thun möchte; Sie müßen
aber nur immer mit dem guten Willen zu
frieden seyn. ——
Hoffentlich ist der böse Finger wieder gut und er
hindert Ihnen nicht uns allen durch baldige Vollendung
des Wallensteins glücklich zu machen, ich zähle Tag
und Stunden wenn ich solchen wohl werde hören können,
Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihre treue
Mutter. von Lengefeld.

Billet der Frau von Lengefeld an Schiller (Januar 1799).
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.
(Rückseite: Adresse.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

An meinen guten lieben Schiller.

Weim. 2. Jan. 1800

Herzlich danken wir der
lieben Mere für die vielen
schönen Sachen, die Sie uns
geschickt, sie haben ganz
große Freude gemacht, auch
das atlaßen Kleid, weil
es gleich fertig ankam. Ich
finde es gar recht schön.
Gestern war unsre liebe
Lolo auf einem Balle, es
ging gottlob immer
gut mit ihr und Starke
der öfters hierher kam, erst
noch gestern hier war, ist
recht wohl mit ihr zufrieden.
Die Kinderchen sind wohl
und das liebe Carlinchen
erfreut jeden, der es sieht.

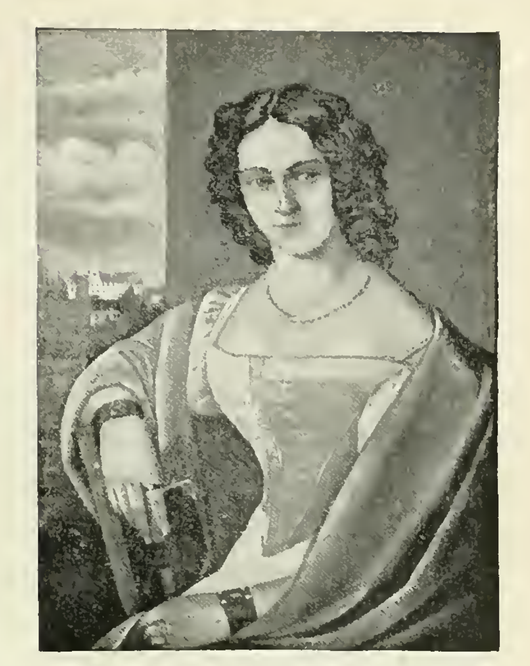
Schiller an Frau von Lengefeld (Weimar 2. Jan. 1800).

Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Wir sind jetzt ziemlich
hier eingewohnt und es
gefällt uns sehr. Ich kann
auch nun wieder arbeiten.
Auf das Frühjahr freue ich
mich sehr, es wird uns
mit unserer Chère mère
wieder vereinigen und auf
eine fröhlichere Art.

Gleichens grüße ich herzlich.
Wie würde ich mich freuen,
den guten Mann und das
Kleine einmal hier zu
sehen.

J. H.



Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Schillerhause zu Marbach.

mein Lebtag nie vergessen, was Sie uns allen und mir besonders gewesen sind, und wie man einander eigentlich nur im Unglück recht kennen lernt, so hat diese schreckliche Zeit auch für mich das Gute gehabt, daß ich es in seinem ganzen Umfange fühlen lernte, was wir an unserer chère mère besitzen.' Für die Kinder kamen aus Rudolstadt oft großmütterliche Grüße: Kleider, Spielsachen, Gebäck, und auch die Tochter erhielt mitunter an den Ersparnissen des Rudolstädter Haushaltes willkommenen Anteil.

Das Verhältnis Schillers zu Karoline, in der Rudolstädter und ersten jenaischen Zeit nicht ohne einen Anstrich von Schwärmerei, hatte sich zu beruhigter Freundschaft abgeklärt. Die etwas exzentrische Schwägerin machte ihm und Charlotten manche Stunde schwer durch ihre persönlichen Angelegenheiten. Von ihrem Gemahl, Herrn von Beulwitz, einem sonst trefflichen Manne, sich nicht verstanden glaubend, betrieb sie die Scheidung von ihm, um sich mit ihrem Vetter, Schillers Freund Wilhelm von Wolzogen, zu vermählen. Schiller war diese Angelegenheit recht peinlich, und es trat eine Zeitlang eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und Karoline ein, als sie, wider seinen und der Familie Rat, die Scheidung vollziehen ließ und die neue Ehe einging. Erst allmählich stellte sich das alte Verhältnis wieder her, und dann wurde allerdings der Verkehr der Häuser Schiller und Wolzogen sehr lebhaft.

Heinrich Adalbert Freiherr von Gleichen-Rußwurm, Emilie von Schillers Gemahl.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

Die Beziehungen zu der jenaischen Gesellschaft blieben wenig umfangreich. Zumal nachdem Wolzogens nach Weimar gezogen und Humboldt zu großen Reisen die Stadt auf lange verlassen hatte, fühlte sich Schiller etwas vereinsamt; an neuen Beziehungen hätte es nicht gefehlt; aber Schiller hatte wenig Neigung dazu. Die Brüder Schlegel schienen ihm anfangs bedeutend und annehmbar, ver-

scherzten sich aber sein Vertrauen durch Indiskretionen und selbstgefälliges, unzuverlässiges Wesen. Nur mit dem Philosophen Schelling knüpfte sich ein näheres Verhältnis an. Das Grießbachische Haus blieb Schiller und Lotte vertraut; wenn auch die geistige Anregung, die es zu bieten vermochte, nur gering war, so entschädigte dafür der erfahrene wirtschaftliche Rat der Frau Kirchenrätin, tüchtig und geschickt in den Sphären des praktischen Lebens. Wir teilen unseren Lesern ein kleines Gedicht mit, das Schiller zum Geburtstage des „Lorbeerkranzes" gemacht und seinem Karl in den Mund gelegt hat. Es ist in den gewöhnlichen Ausgaben seiner Werke nicht abgedruckt.

Zum Geburtstage der Frau Grießbach.

In Karl Schillers Namen.

Mach auf, Frau Griesbach; ich bin da,
Und klopf' an deine Thüre.
Mich schickt Papa und die Mama,
Daß ich dir gratulire.

Ich bringe nichts als ein Gedicht
Zu deines Tages Feier;
Denn Alles, wie die Mutter spricht,
Ist so entsetzlich theuer.

Sag selbst, was ich dir wünschen soll;
Ich weiß nichts zu erdenken.
Du hast ja Küch' und Keller voll,
Nichts fehlt in deinen Schränken.

Es wachsen fast dir auf den Tisch
Die Spargel und die Schoten;
Die Stachelbeeren blühen frisch
Und so die Renegloten.

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du,
Und gibst den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist Alles wohlgelungen.

Du bist wohl auf; Gott Lob und Dank!
Mußt's auch sein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl! ich sag' Ade,
Gelt? ich war heut bescheiden.
Doch könntest du mir, eh ich geh',
'ne Butterbemme schneiden.

Die Jugendfreundschaft mit Körner blieb dauerhaft trotz langer Trennung trotz auseinander gehender Lebenswege und geistiger Entwickelung. Ein lebhafter Briefwechsel ging zwischen Jena und Dresden; auch verweilte Körner einmal mehrere Wochen bei Schiller, wie dieser später den Freund in Loschwitz besuchte. Körners Wunsch, in weimarische Dienste gezogen und dadurch wieder mit Schiller vereinigt zu werden, erfüllte sich leider nicht. Dagegen machte Schiller ihn wenigstens aus der Ferne mit seinen thüringischen Freunden bekannt: Goethe sprach auf der Durchreise im Körnerschen Hause vor, und Humboldt trat sogar zu litterarischen Plänen mit ihm in Beziehung.

Am engsten wurde das Verhältnis Schillers zu Goethe. Wir haben in den vorigen Kapiteln gesehen, wie gemeinsame Interessen den Bund knüpften, gemeinsame Thätigkeit ihn unlösbar machte. Selbst der Briefwechsel, so un-

schätzbar er ist als ein Denkmal dieses beständigen Austausches der Gedanken zwischen den beiden großen Dichtern, bietet uns doch nur ein unvollständiges Bild, einen schwachen Abglanz dieses Austausches selbst. Was in mündlichen Gesprächen erörtert worden ist, können wir nur ahnen. Bald nach dem Beginn der persönlichen Beziehungen hatte Goethe den neuen Freund zu sich nach Weimar geladen. Schiller wohnte bei Goethe, und dieser that alles Erdenkliche, um es dem beständig mit seiner Gesundheit Kämpfenden behaglich zu machen. Die Nachmittage, bis in die Nacht hinein, waren sie zusammen; die beiden Wanderer, die sich so spät noch trafen, hatten sich viel zu sagen von dem Wege, den sie bis dahin einzeln zurückgelegt hatten. Oft kommt Goethe nach Jena, auf lange Wochen erscheint er in dem ‚stillen Thal‘, und wenn er scheidet, fehlt selten im nächsten Briefe ein Wort des Dankes und der Freude für den Gewinn des erneuten Verkehres. Alle Pläne und Werke des einen finden die Teilnahme des andern.

Selbst an Goethes mineralogischen Studien nahm Schiller belebenden Anteil, wie u. a. das kleine Gedicht beweist:

An Schiller.

(Mit einer kleinen mineralogischen Sammlung) 13. Juni 1797.

Dem Herrn der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Lass' es ein Brödchen sein!

Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.

Wer sich eine Vorstellung davon machen will, wie ernst sie das Eingehen aufeinander, die Idee der gegenseitigen Förderung nahmen, der lese Schillers Briefe über den Wilhelm Meister. In alle Seiten dringt die Betrachtung ein, mit dem liebevollen, bewundernden Versenken in den Gegenstand die Wahrung des starken und offenen subjektiven Urteils verbindend.

Diese stofflichen Interessen, gewiß zunächst die Quelle der Annäherung, bahnten auch die rein persönliche Zuneigung an. Goethe lernte allmählich die großen menschlichen Eigenschaften Schillers kennen, den schwungvollen Idealismus, die großherzige Betrachtung von Welt, Menschen und Leben, und mehr und mehr bricht der warme Strahl der Freundesliebe auch in den Briefen durch. Das häusliche Leben, Frau und Kinder, Wohnung und Garten, Krankheit und Wohlergehen werden je länger desto mehr in den Briefen erwähnt. Lotte war Goethe von Jugend auf bekannt. Er erlaubt sich mitunter, ihr kleine Geschenke zu schicken, einen Tisch oder etwas für die Küche. Der kleine Karl wird eingeladen, mit August von Goethe und Adolf von Wolzogen im Garten zu spielen. Schillers Stammbuchblatt für August von Goethe, ein schönes Zeugnis des persönlichen Anteils, mag hier seine Stelle finden:

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstliches — dich rühmend des Vaters zu freun.
Jetzo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn.
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist:
Laß ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
Und das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

Bei Ernst Schiller nahm Goethe Patenstelle an, wenngleich er zur Taufe selbst nicht erschien: Trauungen und Kindtaufen waren ihm aus begreiflichen



Schillers Garten und Wohnhaus in Jena.

Nach einer Handzeichnung Goethes aus dem Jahre 1810. (Nr. 13 der von Karl Ruland im Auftrage des Vorstandes der Goethegesellschaft herausgegebenen „Zweiundzwanzig Handzeichnungen Goethes".)

Gründen peinlich, sie verstimmten ihn. Schiller und Lotte konnten dies freundliche Interesse so nicht erwidern, denn in Goethes Hause waltete keine Frau; fast nie ist von dem Verhältnis die Rede, das auf ihm lastete; Schiller weilte tagelang in Goethes Hause, ohne Christiane zu sehen. Man ging darüber hinweg.

Die Freundschaft mit Goethe war das mächtigste Band, das Schiller an die thüringischen Gegenden fesselte. Er hatte früher manchmal erwogen, in dem milderen Klima Schwabens, in der alten Heimat seine Tage zu verbringen. Als aber wirklich ein Ruf der Universität Tübingen an ihn erging, da lehnte er ab: selbst vorteilhafte Bedingungen, die man durch die Vermittelung seines geliebten Jugendlehrers Abel an ihn gelangen ließ, vermochten nicht ihn zu gewinnen. Er blieb, in dem richtigen Gefühl, daß an der Seite Goethes sein Platz sei.

Ganz natürlich erzeugte sich in Schiller der Wunsch, Jena aufzugeben und in Weimar zu leben, in Goethes unmittelbarer Nähe, in den angeregteren Kreisen

der Residenz. In der Zeit, da sowohl Humboldts als Wolzogens Jena zu verlassen gedachten — Anfang 1797 — erwog Schiller ernstlich eine solche Übersiedelung nach Weimar. Er fragte sogar bei Goethe an, ob dieser ihm sein Gartenhaus am Park vermieten wollte. Goethe hätte es dem Freunde gern gegeben, aber er wußte, daß das enge und leicht gebaute Häuschen als Familienwohnung nicht zu brauchen war; überdies mochte es ihm geraten erscheinen, daß Schiller einstweilen wenigstens den Ort seiner Professur, auch wenn er diesem Amte nicht mehr thätig oblag, noch nicht verließ. Er riet ab. Schiller knüpfte darauf mit Jena ein festeres Band: er wurde Haus- und Grundherr, indem



Schillers Gartenhaus in Jena.
Nach eigener photographischer Aufnahme eines Aquarells im Körner-Museum zu Dresden.

er sich das lieblich gelegene Häuschen und den großen Garten des verstorbenen Professors Schmidt kaufte. Lange hatte er sich nach einer Wohnung gesehnt, die ihn in unmittelbare Beziehung zur Natur setzte, die ihm ermöglichte, in den seltenen und oft unerwartet kommenden Stunden des Wohlbefindens in die freie Luft hinauszutreten. Hoch über dem Ufer des Leutrabaches lag der Garten; von dem oberen Stock des primitiven Häuschens aus schweifte der Blick zu den Bergen jenseits der Saale und in die Felder und Wiesen des Thales. In einer Ecke des Gartens ließ er sich das Jahr darauf noch ein besonderes Häuschen bauen, in dessen oberem Stübchen, ‚der hohen Gartenzinne‘, wie Goethe in seinem Nachruf sagt, er sich seinen Arbeitstisch aufstellte:

‚Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.'

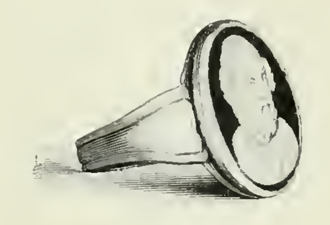
Noch wird in dem Garten, der heute die jenaische Sternwarte umgibt, der steinerne Tisch gezeigt, wo Schiller an milden Sommertagen am Wallenstein arbeitete und wo er mit Goethe, in tiefes Gespräch versunken, zu sitzen liebte.

Welches Genügen dem Dichter dieses Besitztum gewährte, wird man erst ganz ermessen können, wenn man bedenkt, wie traurig sein Gesundheitszustand war. Ein Sammler hat einmal alle auf die eigene Gesundheit sich beziehenden Stellen aus den Briefen Schillers zusammengestellt; es ist erschreckend, wahrzunehmen, wie ein Leiden das andere ablöste. Und dabei welche Thätigkeit! welcher Mut! welche Gewalt über den leidigen Körper! Zwar waren so schwere Anfälle wie der früher erzählte vom Januar 1791 selten, aber auch sie blieben nicht ganz aus; alle Fürsorge Lottens, alle Vorsicht Schillers selbst konnten sie nicht abwenden. Der Aufenthalt in dem milderen Klima Schwabens hatte nur ganz vorübergehenden Nutzen gebracht. Besonders die Wintermonate waren verhängnisvoll; mit schmerzlicher Sehnsucht erwartete Schiller die bessere Jahreszeit; jubelnd begrüßte er die ersten warmen Tage, die ihm erlaubten, den Fuß wieder über die Thürschwelle zu setzen, die er wohl einmal wehmütig ‚die alte Grenze seiner Wünsche und Wanderschaften' nannte. Nicht einen Tag war er vor den krampfhaften Anfällen sicher, die ihn zu aller Thätigkeit und auch zu jedem regelmäßigen häuslichen Leben unfähig machten. Als Goethe ihn im September 1794 zum erstenmale in sein Haus einlud, antwortete er: ‚Mit Freuden nehme ich Ihre gütige Einladung an, doch mit der ernstlichen Bitte, daß Sie in keinem einzigen Stück Ihrer häuslichen Ordnung auf mich rechnen mögen; denn leider nötigen mich meine Krämpfe gewöhnlich, den ganzen Morgen dem Schlaf zu widmen, weil sie mir des Nachts keine Ruhe lassen. Überhaupt wird es mir nie so gut, auch den Tag über auf eine bestimmte Stunde sicher zählen zu dürfen. — — — Die Ordnung, die jeden anderen Menschen wohl macht, ist mein gefährlichster Feind; denn ich darf nur in einer bestimmten Zeit etwas Bestimmtes vornehmen müssen, so bin ich sicher, daß es mir nicht möglich sein wird.' Das war nicht übertrieben; die Äußerungen seiner nächsten Umgebungen bestätigen diesen Zustand in vollem Umfange. Gesunde, schmerzlose Augenblicke waren die Ausnahme, Krankheit die Regel. ‚Ein Fieber hat mich seit 4—5 Tagen verlassen.' ‚Meine Poesien rücken sehr langsam vor, da ich ganze Wochen lang zu jeder Arbeit unfähig war.' ‚Januar und Februar sind die gefährlichsten Monate für mich, weil ich schon zweimal von einer Lungenentzündung darin heimgesucht worden bin.' ‚Nachdem ich einmal vierzehn Tage erträglich wohl gewesen, setzt sichs mir wieder in den Kopf und macht mich unlustig und unfähig zu Allem. Mein Kopf ist ganz wüst.' ‚Ich wünsche meine Fertigkeit im Übelbefinden, so wird der Zustand weniger unerträglich.' Man könnte diesen Briefstellen hundert ähnliche hinzufügen. Jammer ergreift uns beim Anblick dieses Mannes, der das Höchste zu vollenden strebte, und den jeder rauhe Windhauch auf das Krankenlager streckte.

Aber was ein Mensch vermag, das hat Schiller gegen diese Gewalt vermocht. In beständigem Kampfe mit der Schwäche des Körpers hat er seinen Geist frei gehalten von Kleinmut und von Unmut. Die beiden Mächte, die er einst in den ‚Idealen‘ herrlich gepriesen hatte, zeigten sich auch hier heilsam wirkend: die ‚leise, zarte Hand der Freundschaft‘ und die ‚Beschäftigung, die nie ermattet‘. ‚Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurteilt‘, schrieb er einmal an seinen jungen Freund Fischenich.

Die erstaunliche Thätigkeit Schillers in den letzten Lebensjahren wollen wir nun betrachten. Der Meister steht auf der Höhe. Es ist, als ob er Eile gehabt hätte, seinem Volke das zu werden, was er werden konnte; es ist, als ob er das Wort seines großen Freundes in der Seele gehabt hätte:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.



(Ein Ring Schillers mit Homerkopf. Nach eigener photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Freiherrn von Gleichen-Rußwurm.)



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Rückkehr zum Drama. — Wallenstein.

Aus allen, die wir das Leben nicht mehr mit der glücklichen Naivetät des Naturmenschen oder mit dem bloß dem Augenblick zugewandten Leichtsinn der Jugend ansehen, drängt sich immer wieder eine große Frage auf; sie zu lösen ist niemand imstande; aber zu ihr Stellung zu nehmen, ist allen Gebildeten Pflicht und Bedürfnis. Der Scharfsinn der Philosophen hat sich an ihr erschöpft gleich dem der Richter, der Theologen, der Ärzte; in schweren Seelenkämpfen haben große Männer um ihre Lösung gerungen, und die Nachwelt schaut gerade darum mit Ehrfurcht und Teilnahme zu manchem von ihnen empor, weil es ihm ein tiefes Bedürfnis war, zu seiner Seelen Seligkeit über diese Frage ins klare zu kommen. Tagaus, tagein wiederholt sich dieser Kampf, sei es im stillen Kämmerlein, ohne daß jemand darum weiß, sei es im dichterischen Kunstwerk, sei es endlich in der Schrift des Gelehrten. Das Rätsel des Lebens wäre gelöst, wenn wir die Lösung dieser Frage erführen.

Sie lautet: Ist unser Wille frei, oder ist er es nicht? Lebt in uns etwas, das gänzlich unabhängig ist von der Welt, die uns umgibt, und von dem historisch Gewordenen, von der mechanischen Verknüpfung der Dinge, von dem, was wir Schicksal nennen? Quillt unser Handeln aus der völlig freien Entschließung, oder ist es nur das Ergebnis tausendfältiger, erkennbarer und nicht erkennbarer Umstände? Können wir sagen: ‚Ich will‘, ohne daß ein schärferer Blick uns nachwiese, daß dieses ‚Ich will‘ nur eine Selbsttäuschung, nur eine gefällige Einkleidung des ‚Ich muß‘ wäre?

Auch Schiller hat diese Frage lebhaft bewegt. Wer unserer Darstellung bis hierher gefolgt ist, kann nicht zweifeln, wie er als Dichter und Mensch darüber gedacht hat. Mit dem glühenden Gefühle der Freiheit seines Willens stürmte der Jüngling in die Welt, Formen zerbrechend, die ihn einengen wollten, Formen schaffend, um, was sein Innerstes bewegte, zum Ausdruck zu bringen. Alle seine dichterischen Gestalten atmen dieses Gefühl der freien That, des Gegensatzes zu den Verhältnissen. Die Räuber, Ferdinand, Posa — überall quillt aus dem Innersten heraus Gedanke und Handlung. In den Briefen über die ästhetische

Erziehung ist die stille Voraussetzung der Umbildung des Staates, der Gesellschaft die Freiheit des Entschlusses, des Wollens; und das ästhetische Princip selbst, das Kennzeichen des Schönen, ist ‚Freiheit in der Erscheinung‘.

Aber auch Schiller erfuhr an sich die still wirkende Macht der Erfahrung, die keinem erspart bleibt, der weiter ins Leben hineinschreitet. Mehr und mehr sehen wir, wie die Mitmenschen in Denken und Handeln durch die umgebende Welt, durch das vergangene Geschehnis beschränkt, beherrscht werden; und an uns selbst nehmen wir wahr, daß auch wir dem Schicksal der Mitmenschen nicht entgehen. Krankheit, Sorgen ums tägliche Brot, Einfluß der Außenwelt und des eigenen Hauses redeten eine eindringliche Sprache auch zu Schiller; der Blick, den er in die Welt der Geschichte, des notwendigen Geschehens, that, belehrte ihn, daß der Glaube an die unbedingte vollkommene Freiheit der Einschränkung sehr bedarf. Aber doch auch nur der Einschränkung. Denn daß der Wille frei sei, daß, wenn auch auf beschränktem Spielraume des Menschen Entschließung nur von ihm selbst abhängig sei, hat Schiller bis ans Ende fest geglaubt, so sehr er gerade an sich selbst den gewaltigen Zwang der Dinge erfahren hat.

Das Ineinanderspielen menschlicher Freiheit und äußerer Einflüsse bildet das ethische Problem der Dramen, die der große Dichter nun in der Epoche der Vollendung seinem Volke geschenkt hat. Es tritt nicht aufdringlich hervor, aber wer auf den ethischen Gehalt der Stücke ein aufmerksames Auge hat, fühlt es überall durch, und wir gehen nicht irre, wenn wir dem schon einmal erwähnten Worte Goethes, daß durch alle Schriften seines Freundes sich die Idee der Freiheit ziehe, eine Deutung in diesem Sinne geben. Der Dichter steigt in die Tiefen des menschlichen Gemütes, um uns an großem Beispiel zu zeigen, daß nicht bloß von außen treibende Kräfte den Armen schuldig werden lassen, daß in unserer Brust unseres Schicksals Sterne sind!

Diese Gedanken führen uns an die große Dichtung heran, mit der Schiller sich nach langer Pause dem Drama, seinem eigentlichen Arbeitsgebiet, wieder zuwandte, an den ‚Wallenstein‘.

Folgen wir zunächst der Entstehung der Trilogie. Es war ein alter Plan, Wallenstein zum Gegenstand einer großen Dichtung zu machen. Er taucht zuerst auf in der Zeit, da Friedrich der Große und Gustav Adolf dem Dichter als epische Helden vorgeschwebt hatten, aber zur Seite geschoben worden waren. Die erste Erwähnung des Planes geschieht im Anfang des Jahres 1791. Dann, im Sommer, da Schiller in Karlsbad Genesung suchte, sinnt er über den Gegenstand nach; schon sucht er durch das Anschauen österreichischer Offiziere, durch eine Besichtigung der Stadt Eger und der dortigen Wallensteinerinnerungen Vorbereitungen für das Kolorit zu gewinnen. Dann treten andere Studien in den Vordergrund. Aber das Sinnen über den Wallenstein dauert fort; in Schwaben füllt es seine Mußestunden. Wieder wird der Gegenstand zurückgedrängt: die philosophischen Arbeiten, die Anknüpfung der Beziehungen zu Goethe, die Xenien, die Balladen, ja sogar ein anderer dramatischer Stoff, die Malteser, treten davor. Endlich entschließt er sich zum Wallenstein. Goethe selbst, der eben unter den Augen Schillers mit einem großen Werke, mit Hermann und Dorothea,

zur Dichtung zurückkehrte, treibt ihn an: „Das Angenehmste, was Sie mir melden können, ist Ihre Beharrlichkeit am Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit seiner Vollendung.“ Daß die Vollendung überhaupt möglich sei, war dem Dichter in den ersten Stadien der Arbeit nicht außer Zweifel. Endlos, eine wirre Masse, breitete sich der „rohe“ historische Stoff vor ihm aus. Noch im November 1796 war er nicht sicher, ob die Fabel sich „zur Tragödie qualificieren“ würde. Umfassendes Quellenstudium beschäftigte ihn wochenlang und brachte ihm endlich die Gewißheit, daß der Gegenstand die poetische Verwendbarkeit besäße. Freilich mußte der Dichter dazu manches hineinlegen, manches umgestalten. Er hatte in der letzten Zeit sich wieder mit den antiken Tragikern beschäftigt, besonders mit Sophokles' „König Ödipus“, und es ist bezeichnend, daß er das „Proton-Pseudos in der geschichtlichen Katastrophe Wallensteins, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt sei“, darin fand, daß „das Schicksal noch zu wenig und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück thue“. Dieses Abwägen zwischen der Macht der Verhältnisse und der Macht des persönlichen, handelnden Willens beschäftigte ihn sehr. Und es ist in der That der springende Punkt der tragischen Entwickelung. Den Griechen war durch die einmal geformte Sage diese Schwierigkeit erspart: die Erfüllung des Orakels im König Ödipus erklärt sich aus den Thaten und aus dem Charakter des Helden, diesem aber werden wieder von höheren Mächten die Verkettungen der Dinge zugeführt, in denen sein Wesen sich im Sinne der Orakelerfüllung äußern kann und muß. Der moderne Dichter kann mit solchen Entwickelungen nicht rechnen, und wenn er es könnte, er dürfte es nicht. Er muß die beiden Kräfte, die die tragische Handlung bilden, rein zur Erscheinung kommen lassen: die Wirkung von außen und die Gegenwirkung von innen. Beide vollziehen sich mit einer Notwendigkeit, die aus ihnen selbst und nicht aus einem Dritten entspringt, wie in der griechischen Sage. Ganz allmählich gestaltete sich diese tiefere Auffassung des Zusammenspiels von Schicksal und Menschenwille in Schiller, ganz allmählich lösten sich aus der formlosen Masse die beiden Momente los, die dem Kunstwerk erst die psychologischen Antriebe gewährten: „Die Base, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee,“ schrieb Schiller noch im November 1796 an Körner; sie ist „das Objekt, worauf Wallenstein ruht“; das Leben und den Geist dieser Armee mußte Schiller zeigen und erklären, wenn er die in der Außenwelt liegende Prämisse für Geist und Schicksal seines Helden glaubhaft zur Anschauung bringen wollte. „Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.“ Das andere Moment aber war die angeborene Eigenart dieses Helden selbst, die doch wieder aus den Dingen und aus den Geschehnissen nur das zieht, was ihr entspricht, und durch die erst das tragische Schicksal entschieden wird. Wallenstein hat das Heer, das in dem Augenblick, wo das Stück beginnt, als treibende Macht hinter ihm steht, selbst geschaffen; seinem Willen und nichts anderm verdankt es seine Entstehung. Wie wird dieser gewaltige Wille weiter wirken in den kritischen Augenblicken, die bevorstehen? Noch ist alles ihm anheimgegeben: frei und selbständig kann er sich entscheiden, wofür er will, bis die einmal getroffene Entscheidung ihn in die Fesseln einer unabänderlichen Notwendigkeit schlägt.

Schiller hat nicht ohne bedeutende Absicht dem astrologischen Moment einen breiten Platz eingeräumt; aber die Auffassung davon, die in dem vor Vollendung des Ganzen verfaßten Prolog ausgesprochen wird, daß die Dichtung ‚die größre Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälze', hat er im Verfolg des Stückes nicht gewahrt. Der Glaube an die Gestirne ist doch etwas durchaus Subjektives; ihm anzuhangen oder nicht, steht völlig in der Willenssphäre Wallensteins; er bildet einen Teil seines Wesens, und was aus ihm quillt, ist durchaus auf die Rechnung des frei handelnden Menschen zu stellen. ‚Die Freiheit reizte mich und das Vermögen' (III, 1, 149). So sammelt sich das psychologische Interesse in diesem Werke in dem Zusammenspiel von Freiheit und Notwendigkeit.

Mit treuer Teilnahme verfolgten die Freunde des Dichters Arbeit: Humboldt, Körner, Goethe, dazu noch der Schweizer Meyer; jeder wirkte in seiner Weise mit, denn nachdem erst die Idee des Stückes feststand, galt es, noch mit einer großen Reihe anderer Erwägungen ins reine zu kommen. Der Briefwechsel Schillers gibt uns ein fast vollständiges Bild der Arbeit am Wallenstein; in die Entstehung keines andern Werkes können wir so tiefe Blicke thun.

Der erste uns leider nicht mehr erhaltene Entwurf des Wallenstein ist in Prosa abgefaßt. ‚Ich bin nach reifer Überlegung bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoff auch viel mehr zugesagt' (An Goethe, 16. Dezember 1796). Er folgte damit einem Rate Humboldts, vielleicht auch der Erwägung, daß die Schauspieler der damaligen Zeit Verse nur ungern lernten und meist schlecht deklamierten. Aber je mehr er des Stoffes Herr wurde, je mehr er das anfangs beabsichtigte historische Gemälde auf die reinere Höhe der Dichtung hob, desto klarer wurde es ihm, daß dazu auch die dichterische Form erforderlich sei. Er erfahre es an sich selbst, schreibt er an Goethe, der ihm zuredete, daß in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, aufs engste zusammenhangen; er befinde sich mit dem Verse ‚unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit', auf sachliche Motive sogar habe die Form Einfluß. ‚Es ist nun entschieden, daß ich den Wallenstein in Jamben mache: ich begreife nicht, wie ich es je anders habe wollen können; es ist unmöglich ein Gedicht in Prosa zu schreiben' (An Körner, 20. November 1797).

Ganz natürlich gewann, je mehr sich Schiller mit der Gestaltung des Gegenstandes befaßte, die Exposition des Stückes an Umfang. Die Entwickelung des historischen Wallenstein umfaßt eine lange Spanne von Jahren; die Dichtung selbst mußte diese Breite auf wenige Tage zusammendrängen, doch aber durfte kein wesentliches Moment fehlen. Das Heer mußte, wie es war und wie es geworden war, mit vollkommener Deutlichkeit als die große Grundlage geschildert werden, auf der sich alles abspielte; ebenso mußte die weiter zurückliegende Vorgeschichte Wallensteins eingewebt werden; und die Handlung selbst, der Abfall und seine Folgen, bedurfte einer ausgiebigen unmittelbaren psychologischen und politischen Motivierung. So wuchs die Dichtung weit über die Grenzen hinaus, die durch die Erfordernisse der Bühnenaufführung gezogen waren. Schiller empfand das mit Unbehagen. Aus manchen Briefstellen klingt es wie Mißmut: ‚Es ist mir fast zu arg, wie der Wallenstein mir anschwillt.' ‚Man sollte sich hüten, auf ein so komplicirtes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich ein=

zulassen, wie mein Wallenstein ist.' ,Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser Wallenstein aus meiner Hand und von meinem Schreibtisch verschwunden ist. Es ist ein Meer auszutrinken und ich sehe manchmal das Ende nicht.' Diese Anwandlungen aber hob Goethe durch einen glücklichen Vorschlag. Im Herbst 1798 weilte Schiller in Weimar, und hier wurde die Form des Stückes endgültig beschlossen, die uns heute vorliegt: das Ganze sollte in zwei getrennte Stücke zerlegt werden und das ,Lager' ihnen als Vorspiel dienen. ,Ohne diese Operation wäre der Wallenstein ein Monstrum geworden' (An Körner, 30. Sept. 1798). Sofort nach der Rückkehr gab Schiller dem Lager die Form eines Ganzen, das ,für sich allein stehen sollte'. Einige neue Figuren wurden eingeführt, andere schon vorhandene ,wurden mehr ausgeführt'. ,Ich denke, in der Gestalt, welche der Prolog jetzt bekommt, soll er als ein lebhaftes Gemälde eines historischen Momentes und einer gewissen soldatischen Existenz ganz gut auf sich selber stehen können.' Gerade die Züge, die dem Vorspiel die bunte Lebendigkeit verleihen, wurden jetzt eingefügt Die Kapuzinerpredigt wurde eingeschoben. Der Gedanke, auch die Stellung der Geistlichkeit zu Wallenstein in einem markanten Beispiel zu bezeichnen, lag nahe. Goethe schickte dem Freunde einen Band des ,Pater Abraham, der ihn gewiß gleich zur Kapuzinerpredigt begeistern werde'. Wie er vorher schon mit großem Behagen astrologische Schriften des 16. Jahrhunderts studiert hatte, so vertiefte er sich jetzt in die urwüchsigen Predigten des Wiener Barfüßermönchs Abraham a Sancta Clara. Es scheint, daß Schiller bei der Einreihung dieses Prachtstückes der Lagerkomik an eine dauernde Beibehaltung nicht gedacht hat; darum glaubte er den Pater ,in vielen Stellen bloß übersetzen zu sollen'. Die große Wirkung der Episode hat ihr aber, so wie sie zuerst lautete, den Platz erhalten. Sie wurde mit Absicht unmittelbar an eine sehr erregte Scene angeschlossen, an den Beginn einer Rauferei um das Mädchen, die aber nicht die ganze Bühne füllt; auf der andern Seite und im Vordergrund wird getanzt und gespielt: ,Notwendig war es auch, daß ich den Spielmann und den Tanz noch anbrachte, um die Scene noch belebter zu machen.' Ebenso legte Schiller mit Absicht eine sehr belebte Scene (die Ergreifung des Bauern) unmittelbar hinter die Predigt. Von Gesang und Musik machte er ausgiebigern Gebrauch, als er ursprünglich beabsichtigt hatte: ,ich muß auch den Prolog (hierunter ist im Briefwechsel jener Tage stets das Vorspiel verstanden) mit vieler Musik begleiten lassen.' Goethe dichtete das Soldatenlied zu Anfang, Schiller fügte noch zwischen der Generalprobe und der ersten Aufführung einige Verse hinzu. Es ist in den Text nicht übergegangen; die erste Strophe lautete — nach der noch heute vielgesungenen Melodie —:

Es leben die Soldaten!
Der Bauer gibt den Braten,
Der Gärtner gibt den Most;
Das ist Soldatenkost.
Tra da ra la la la la!

Goethe wünschte dringend, das Lager zur Wiedereröffnung des umgebauten und neu ausgestatteten Weimarischen Theaters zu haben. Die erste Vorstellung stand

nahe bevor: am 12. Oktober 1798 sollte sie stattfinden. Er reiste selbst nach Jena, um den Freund zu drängen. Sein Einfluß auf die endgültige Gestaltung des Stückes ist groß gewesen; man hat sogar gemeint, daß einzelne Stellen aus der Feder Goethes stammen; nachweisbar ist nur, daß die beiden Verse

,Ein Hauptmann, den ein Andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach'

von ihm eingeschaltet sind. Als er abreiste, nahm er das Manuskript mit und begann sofort, den Schauspielern die Rollen einzustudieren. Einen Prolog, der teils zum Wallenstein, teils zu der Wiedereröffnung des Theaters Beziehung nehmen sollte, hatten beide zusammen entworfen; Schiller verfaßte ihn. Er steht heute in jeder Ausgabe der Dichtung. Goethe bewillkommnete die schöne Fassung mit warmem Worte.

Der wichtige Tag kam heran. Schiller fuhr mit Lotte und Karoline nach Weimar und wohnte mit ihnen der Hauptprobe am 11. Oktober bei. Die Schauspieler thaten ihr möglichstes: Genast spielte den Kapuziner, Leißring den ersten Jäger, Weihrauch den Wachtmeister. Besonders Leißring machte seine Sache vortrefflich, so daß Schiller auf die Bühne ging und, ihm auf die Wange klopfend, sagte: ,Brav, brav, lieber Leißring, Sie haben Ihre Rolle vortrefflich durchdacht.' Die Aufführung entsprach der Vorbereitung. Vohs sprach, im Kostüm des Max, den Prolog. Das Publikum spendete reichen Beifall; gleich am nächsten Abend wurde das Stück wiederholt. ,Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf, und das Publikum ergötzte sich. Die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an; Einzelne wurden wunderbar ergriffen' (An Körner 29. Oktober 1798).



Eduard Genast.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Bildes im Konversationszimmer des Hoftheaters zu Weimar.

So war der neue Bund mit der Bühne geknüpft, und wie für diese selbst und für die deutsche Schauspielkunst mit Schillers Wallenstein eine neue Ära begann, so auch für den Dichter selbst. Die Hauptarbeit seines Lebens, die Hauptneigung seines Herzens gehörte hinfort der dramatischen Kunst. Das Hochgefühl, die Gestalten seines Geistes lebendig über die Bretter wandeln zu

sehen, hatte er lange nicht gekostet: jetzt wird es ihm ein Ansporn zu neuer, begeisterter Thätigkeit.

Der Winter gehörte der Vollendung der beiden Stücke. Mit siegender Energie bekämpfte der Dichter die immer sich wiederholenden Krankheitsanfälle, die beständigen Begleiter der schlechten Jahreszeit. Goethe verfolgte den Fortgang der Arbeit mit gespannter Teilnahme, ermunternd, mitunter auch wohl drängend, stets zu Rat bereit. Seiner Entscheidung verdankte Schiller die Abkehr von einem Fehlgriff. Er schwankte, ob er das astrologische Motiv beibehalten oder lieber ein anderes mehr dem ganz willkürlichen Aberglauben entnommenes einführen sollte, ein Buchstabenorakel, ein fünffach verschlungenes F (Fidat Fortunae Friedlandus. Fata Favebunt). Goethe riet von letzterem ab; die Gestirne seien erfahrungsgemäß von großem Einfluß auf Witterung und Vegetation; es entspreche einem Zuge der menschlichen Natur, diesen Einfluß auch auf das Sittliche, auf Glück und Unglück auszudehnen. So blieb Schiller dabei, seinen Helden unter dem scheinbaren Einfluß der Gestirne handeln zu lassen. Mit warmem Worte dankte Schiller dem Freunde für den lebhaften und wertvollen beratenden Anteil an seiner Dichtung: ‚Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund.‘ Und Goethe schrieb ihm: ‚Es freut mich, daß ich Ihnen etwas habe wiedererstatten können von der Art, in der ich Ihnen so manches schuldig geworden bin.‘



Großherzogin Luise von Weimar.
Nach einer Photographie des Ölgemäldes im Goethe-National-Museum zu Weimar. Unterschrift aus einem Briefe im Goethe- und Schiller-Archiv.

Am 24. Dezember 1798 lagen die ‚Piccolomini‘ fertig vor. Mit verschiedenen auswärtigen Bühnen waren Verabredungen getroffen; Iffland, jetzt

Schauspieldirektor in Berlin, wartete mit größter Ungeduld auf das Manuskript, und so sehr hatte er gedrängt, daß Schiller drei Kopisten anstellen mußte, um mit der Niederschrift zeitig genug fertig zu werden. ‚So ist aber schwerlich,' schreibt er an Goethe, ‚ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden.'

Gleich nach Neujahr begab sich der Dichter, einer Aufforderung Goethes und des Herzogs folgend, nach Weimar; im Schlosse selbst waren ihm ‚niedliche und bequeme' Zimmer eingeräumt und behaglich eingerichtet worden. Am 30. Januar sollten die Piccolomini aufgeführt werden, und der Geburtstag der Herzogin sollte so eine besondere theatralische Weihe erhalten. Goethe, Meyer und Schiller leiteten die Proben; auch die äußere Ausstattung wurde mit besonderer Sorgfalt betrieben; Goethe war unermüdlich auch im kleinsten: ‚Wollen Sie Vohs nicht in den ersten Scenen im Küraß kommen lassen? In dem Kollet sieht er doch gar zu nüchtern aus. — Auch wäre das Barett für Wallenstein nicht zu vergessen, es muß so etwas wie Reiherfedern bei der Garderobe sein. — Wollten Sie nicht auch Wallenstein noch einen roten Mantel geben? Er sieht von hinten den andern so sehr ähnlich.' Mit Mühe und nicht ohne mancherlei Verdrießlichkeiten, von denen Goethe berichtet hat, gelang es endlich, das Stück so weit einzustudieren, daß man ohne Bedenken die erste Vorstellung veranstalten konnte. Das neue Schauspielhaus war bis auf den letzten Platz gefüllt; aus den Nachbarstädten, vom Lande waren sie in hellen Haufen herbeigeströmt. Die Schauspieler zeigten sich auf der Höhe. Graff gab den Wallenstein. In seiner ‚gefühlvollen Darstellung,' so berichtet Schiller selbst, ‚erschien die dunkle, tiefe, mystische Natur vorzüglich glücklich.' Besonders die Erzählung des Traumes riß alle Zuhörer hin. Vohs gab den Max ebenso gut: ‚Der Auftritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph, und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines



Johann Jakob Graff.
Nach eigener photographischer Aufnahme des Bildes im Konversationszimmer des Hoftheaters zu Weimar.



Karoline Jagemann.
Gemalt von Jagemann. Nach dem Stich von Roßmäsler.

Vortrags.' Thekla wurde durch Karoline Jagemann mit edler Anmut dargestellt. Die hauptsächlichen andern Rollen waren so verteilt: Malkolmi spielte den Buttler, Madame Teller die Gräfin Terzky, Fräulein Malkolmi (die nachherige bekannte Madame Wolf) die Herzogin, Leißring den Grafen Terzky, Kordemann den Illo, Genast den Isolani. Karl August nahm mit seiner Gemahlin an der Aufführung teil und ließ am folgenden Tage den Dichter zu sich bitten, um ihm freudige Anerkennung zu spenden. Von allen Seiten wurde er beglückwünscht; auch die alte Freundin Charlotte von Kalb schrieb ihm begeisterte Worte.

Es war einer der Höhepunkte von Schillers Leben. Selbst auf seine Gesundheit übte das Hochgefühl glänzenden Erfolges und tiefer dichterischer Wirkung fördernden Einfluß, so daß er den Strudel der weimarischen Geselligkeit sehr gut überwand.

Dann ging es wieder in das stille Jena. Goethe folgte ihm und blieb den Februar mit ihm zusammen. Der dritte Teil, Wallensteins Tod, ging dem Dichter leicht von der Hand. Am 17. März sandte er auch ihn nach Weimar. Die Vorbereitungen zur Aufführung gingen rasch von statten; die Schauspieler hatten sich an Schillers Ton, Sprache und Absichten gewöhnt. Am 15. April ging das Lager, am 17. die Piccolomini, am 20. Wallensteins Tod in Scene. — Der letzte Teil that die größte Wirkung. Lotte schrieb an Christophine, daß alles im Theater geschluchzt habe und sogar die Schauspieler dem Weinen nahe gewesen seien. Und Schiller schrieb an den Dresdener Freund, dessen treues Herz aus der Ferne alle diese erregten Tage miterlebte: ‚Der Wallenstein hat auf dem Theater in Weimar eine außerordentliche Wirkung gemacht und auch die Unempfindlichsten mit fortgerissen.' Das Stück wurde mehreremal wiederholt, darunter einmal, 30. Juni 1799, in Gegenwart König Friedrich Wilhelms III.



Luise Fleck.

und seiner Gemahlin, der Königin Luise. Schiller wurde veranlaßt, sich dem königlichen Paare vorzustellen, und wurde von beiden, insbesondere von der Königin, aufs huldvollste empfangen. ‚Sie war sehr graziös,‘ meldete er seinem Körner. Glänzend war auch die Aufführung am Königlichen Schauspielhause in Berlin, wo Luise Fleck als Thekla die lauschende Menge entzückte. Auch äußerliche Erfolge fehlten nicht: reichliche Honorarsendungen von den Bühnen, auf denen man den Wallenstein gespielt hatte, ja sogar ein kostbares Ehrengeschenk der Herzogin Luise, ein silbernes Kaffeeservice, das Lottens hausmütterliches Herz besonders erfreute. Überall in Deutschland fiel die Kritik dem Stücke bei; mit gespannter Erwartung hatte man ihm entgegengesehen, mit staunender Bewunderung nahm man es auf. Man stand allenthalben — die paar abfälligen Beurteilungen, Nachklänge des Xenienwesens, kommen nicht in Betracht — unter dem Eindruck, daß hier etwas ganz Neues geschaffen, daß der dramatischen Dichtung ein anderer, höherer Antrieb gegeben war. Nicht unbemerkt mag es bleiben, daß in manchen Kritiken die überraschende Ähnlichkeit hervorgehoben wurde, die die Wende des Jahrhunderts mit den im Wallenstein geschilderten Zeiten allerdings besaß; erinnert doch Wallensteins Laufbahn, Wesen und Macht fast überall an das eben damals beginnende Aufsteigen Napoleons.

Übereinstimmend pries die Kritik den außerordentlichen künstlerischen Fortschritt, von dem Wallenstein Zeugnis ablegte. Man verglich die Dramen von den Räubern zum Don Carlos und fand alles, was in ihnen das Genie versprochen hatte, reichlich erfüllt; von Wallenstein an ist Schiller in Deutschland der große, allgemein anerkannte und gefeierte Dichter gewesen. Diese Leistung zwang auch den Unwilligen und Grollenden Bewunderung ab; er hatte die Ehrenschuld abgetragen; er hatte die Xenien auch in den Augen derer gerechtfertigt, die ihn früher der Überschätzung eigener Fähigkeit bezichtigt hatten.



Frau Fleck als Thekla.
Nach der Zeichnung von F. Catel.

Groß ist allerdings der Fortschritt vom Carlos zum Wallenstein. Beide Dichtungen haben das gemein, daß ihre Entstehung eine längere Reihe von Jahren umfaßt. Rasch und sprunghaft war die Entwickelung des Dichters von

Bauerbach bis Dresden gewesen; das prägt sich im Carlos aus. Als er ernstlich an den Wallenstein herantrat, war er schon der gereifte Mann. Geschichte, Philosophie und Welt hatten ihn gebildet. Er hatte nach langem Schwanken endlich eine feste, zusammenhängende Weltanschauung gewonnen und war zu der von ihm selbst gerade in jenen Jahren formulierten Wahrheit durchgedrungen, daß, wer gern etwas Großes geboren hätte, still und unerschlafft im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln muß. Auch das prägt sich im Wallenstein aus. Im Carlos ist er noch nicht der sichere Herr des Stoffes, die Fäden laufen, wenn nicht auseinander, so doch nebeneinander her, nicht immer und nicht ohne merkbare Mühe, ohne Gewalt gelingt ihre Vereinigung. Im Wallenstein greift alles ineinander. Mit dem sicheren Gefühl, dem sicheren Blick, der sicheren Hand des vollendeten Meisters ordnet und leitet er. Jeder Vers, jede Person, jede Scene dient dem organischen Ganzen, von Anfang bis zu Ende ist mit wunderbarer Kunst der Plan inne gehalten, die Idee durchgeführt. Der Dichter steht nicht mehr in seinem Stoff, er steht über ihm. In den Briefen jener Zeit gesteht er sich selbst mit einiger Verwunderung, daß er dem Stoffe ‚kalt‘ gegenüberstände. ‚Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert.‘ Er objektivierte den Stoff. Mit dem ‚Don Carlos‘ war es anders gewesen; er hatte ihn am Busen getragen, als er durch die Wälder Bauerbachs streifte, die Dichtung war ihm ‚statt seines Mädchens‘ gewesen. Ruhe und Klarheit waren nun an die Stelle der Schwärmerei getreten; aber die Kraft, die den Carlos gleichwohl zu einer Dichtung gemacht hatte, die unbestimmbare und doch entscheidende dichterische Kraft war geblieben. Schiller war sich dieser Wandlung klar bewußt: ‚Ich finde, daß mich die Klarheit und die Besonnenheit, welche die Frucht einer späteren Epoche ist, nichts von der Wärme einer früheren gekostet hat‘ (An Goethe 5. Januar 1798). ‚Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen, und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten‘ (An Körner, 8. Januar 1798).

Nur die Hand eines Meisters konnte den gewaltigen Stoff beherrschen sichten, ordnen, gestalten. Das Chaos widerstreitender Kräfte ist in zwei Richtungen gesondert: Wallenstein und Oktavio. Beide sind, so sehr ihre Persönlichkeiten in Wert und Größe verschieden sein mögen, gleichgeordnete Vertreter zweier kämpfender Welten. Hinter Wallenstein stehen die Schweden, steht, zunächst wenigstens, das Heer, hinter Oktavio der Kaiser; die ohne Zuthun genialer Persönlichkeiten gewordene Macht des Bestehenden, die historische Entwickelung, das ‚ewig Gestrige‘ vertritt Oktavio; in Wallenstein erscheint uns das Spontane, der Wille eines gewaltigen Einzelmenschen, der sich aufbäumt — sei es nun aus persönlichen oder sachlichen Gründen — gegen das beharrende Moment, und der darüber zu Grunde geht. Beide aber spielen nicht auf rein politischem Boden. Drei Momente durchziehen das ganze Stück: Politik, persönliche Leidenschaft und Familiengeschichte. Oktavio und Wallenstein nehmen an allen dreien teil:

die Politik allein kommt in Questenberg und Wrangel zur Erscheinung; und das bei Schiller so beliebte Motiv der Familienverhältnisse findet Ausdruck in Thekla, Max und der Herzogin.

Von bloß künstlerischem Standpunkt aus möchten wir dem kurzen Vorspiele, dem Lager, den Preis zuerkennen. Seine Aufgabe war, den Boden zu kennzeichnen, auf dem die eigentliche Handlung sich abspielt, die Welt, aus der Wallenstein erwachsen war und an die ihn der Lauf der Dinge band. Die eigentliche Handlung ist geringfügig, nebensächlich und nur so weit angedeutet, als es die Verknüpfung mit dem Ganzen erfordert. Um so reicher ist das Bild des Heeres, das Nebeneinander der Erscheinungen ausgeführt. Ein Augenblick der Muße, des Sichgehenlassens, der sonntäglichen Stimmung ist gewählt; die Soldaten sind aufgelegt zum Gepräch, zu Sang, Tanz, Scherz; in behaglicher, ungezwungener Folge lösen sich die Scenen ab. Bald tritt diese, bald jene Gruppe vor. Diesen vollkommenen Schein des Zufalls, des Ungezwungenen hat der Dichter zu vereinigen verstanden mit künstlerischer Absicht; in das bunte Spiel des Individuellen mischt er das Typische. Wir lernen den Geist der Regimenter kennen, ihre Entstehung, ihre geistige und sittliche Stufe, ihr Verhältnis zu Wallenstein; der Geist eines vielgestaltigen Ganzen, in dem individuelle Verschiedenheiten scharf hervortreten, ohne die in dem Feldherrn gegebene Einheit zu gefährden, weht uns an. Die Typen, die aus dem Zusammenspiel des allgemein Menschlichen und des besonderen Soldatischen entspringen, sind vorzüglich getroffen, von dem beschränkten, einfältigen Gehorsam bis zu dem bewußten, leidenschaftlichen Hang. Auch auf den Zustand des Volkes, des Bürger- und Bauerntums, fallen helle Lichter. Und zu dem wogenden Bilde, das nimmer Ruhe bietet, paßt der wunderbar bewegliche Vers; bald kürzer, bald länger, wechselnd, schillernd, schwungvoll, platt, launig, ernst, possenhaft, fein komisch, stets gibt er der Stimmung den vollkommensten Ausdruck. Das besonders Kunstvolle an diesem Vorspiel ist, daß es nach dem Schluß zu eine deutlich wahrnehmbare Steigerung des Interesses bietet; mit dem ersten Kürassier verschwindet das Genrehafte des bisherigen Bildes; ideale Momente treten hervor, sie wirken auf die Stimmung: und schließlich klingt diese Stimmung in dem herrlichen Reiterliede aus.

Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie sich die beiden folgenden Stücke als Kunstwerke weit hinaushoben über alles Dramatische, was Schiller früher geschrieben hatte; lange Seiten würden dazu gehören, die wunderbare Kunst zu deuten, mit der er die Handlung aus dem ‚Chaos' herausgestaltet und aufgebaut, mit der er die Verschlingung der Fäden bewirkt hat. Mehr noch als dieser dramaturgische Fortschritt fällt der andere ins Auge, der sich in der psychologischen Vertiefung der Charaktere zeigt. Moor, Fiesco, Ferdinand, Posa waren doch noch nicht ganz frei von dem Vorwurfe, mehr die Träger einer Tendenz, einer Vernunftidee, als Individuen von Fleisch und Blut zu sein. Wallenstein ist eine wirkliche Persönlichkeit, ein Mikrokosmus. Man hat viel über diesen Charakter geschrieben, es gibt sogar eine nicht kleine Zahl recht kluger Leute, die sich aus diesem Wesen nicht herausfinden, die Schiller vorwerfen, Wallenstein sei nicht gut durch-

geführt, es seien zu viel Inkonsequenzen, zu viel Widersprüche in seinem Charakter. Solcher Tadel verkennt in erster Linie den Dichter selbst. Wo ist im Leben der Mensch — er sei denn ein ausgemachter Philister —, der nicht tiefe Widersprüche in sich trüge, die zu lösen, zu vereinigen, auszugleichen er vergeblich ringt; wo ist das psychologische Gebilde, das noch Anspruch auf Interesse und Teilnahme anderer erheben kann, wenn es unberührt ist von der Zwietracht, in der Welt und Wille miteinander liegen, und von dem inneren Zwiespalt, der der Seele daraus erwächst! Gerade das hebt den Wallenstein als dramatische Gestalt hinauf neben Faust, neben Hamlet. Er ist eine verwickelte Natur; das abenteuerliche Element in ihm spielt zunächst nur mit dem Gedanken des Abfalls, es ist ein Gedanke, wie Tausende, die durch unsere Seele ziehen; die Leidenschaft mischt sich ein, gekränkter Stolz, unbefriedigter Ehrgeiz lassen den Gedanken zur That werden; dann aber, als der Schritt gethan ist, treten große Rücksichten, der Friede des Vaterlandes, der Menschheit, das Glück der Völker, hinzu. Alle drei Beweggründe fließen zusammen und erzeugen eine gemeinsame Wirkung. Recht und Schuld vermischen sich in dem Helden. Er ist sich bewußt seiner genialen Kraft, die das sittliche Recht, das Ungeheure zu wagen, aus dem Gefühl schöpft, das Ungeheure schon vermocht zu haben. Er ist sich bewußt, daß die schwierige, doppelte, schwankende Stellung des mit unumschränkter selbsterrungener Vollmacht ausgestatteten Generalissimus zu dem Kaiser, dessen fügsamer Unterthan er gleichwohl sein soll, den Keim ihres Zerfalles in sich selbst trägt, und daß es gilt, neue Stellung zu gewinnen, um nicht mit der alten zusammenzubrechen. Und endlich, ist nicht alles auf die Spitze des Schwertes gestellt? ist nicht das Wesen dieser gänzlich unvergleichbaren, kriegerisch-soldatischen Zustände das Recht des Stärkeren, das Recht der Macht? Und doch ist die Anwendung dieses dreifachen Rechtes eine Schuld. Wallenstein fühlt es, sobald die That, das Ereignis, das Geschehene, das Unwiderrufliche seine deutliche Sprache redet. Und nun tritt die tragische Wendung ein; der Schritt, den er gethan hat, ist nicht wieder zurückzuthun; Sesina ist gefangen: ein Zufall hat die Entscheidung gebracht. So wachsen die Verhältnisse über Wallenstein hinaus, so werden sie zum Schicksal, das den Menschen zermalmt. In dieser Entwickelung steht er da, in dem unausdenkbaren Zweifel zwischen Notwendigkeit und Zufall. Aber seiner innersten Natur entspricht die Entscheidung, in allem Geschehenden das innerlich Notwendige zu sehen: ‚Es gibt keinen Zufall; und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt, gerade das steigt aus den tiefsten Quellen.' Dieses Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit des Menschen für das Geschehene tritt in seltsamen Kontrast zu dem astrologischen Wahn, an den sich Wallenstein je länger, desto hartnäckiger heftet. Sie macht ihn blind, und in dieser Verblendung trägt er Züge des Sophokleischen Ödipus, dessen erschütterndes Schicksal Schiller gerade damals von neuem sich nahe gebracht hatte. So liegt die Tragik in Wallensteins Schicksal in der That in ihm selbst, in seiner Brust, und die zur Vollendung dieses Schicksals führenden Ereignisse sind nur noch Zuthaten, die auch dem äußeren Eindruck dienen. Dieser äußere, gewaltig erschütternde Eindruck wird durch sehr wirksame künstlerische Mittel er-

höht: eine gewisse mystische Unsicherheit der Stimmung in der fünften Scene des fünften Aktes bereitet die Katastrophe meisterhaft vor; und die Furchtbarkeit von Wallensteins Geschick empfinden wir doppelt, wenn wir ihn, den gewaltig Wollenden, den genialen, seltenen Mann unter der Hand kleiner, niedriger Menschen hinsinken sehen.

Man hat mitunter dem Dichter vorgeworfen, daß er durch die Einführung des Liebesverhältnisses zwischen Max und Thekla die Einheit des Dramas gestört habe, daß diese Scenen unorganisch in dem ganzen Bau ständen; man hat diesem Vorwurf um so mehr Gewicht gegeben, als ein großer Teil der Leser und Zuschauer gerade dieser Episode ein besonders großes Interesse schenkt und dadurch Gefahr zu laufen scheint, von der Hauptsache abgelenkt zu werden. Man verkennt aber die Absicht des Dichters. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Theklascenen mit der Handlung in einem loseren Verhältnis stehen als alle andern; indessen, schon der Umstand, daß sie eine bedeutende Vertiefung der Charakteristik Wallensteins ermöglichen und seinen, alle zarteren, menschlichen Empfindungen niederschlagenden Ehrgeiz in grellem Lichte erscheinen lassen, macht sie unentbehrlich. Die Hauptsache aber ist, daß sie einem psychologischen und künstlerischen Bedürfnis entsprechen. Die Welt, in der Max und Thekla leben, aus der sie ihre Empfindung und ihr Handeln schöpfen, bildet den völligen Gegensatz zu der Wallensteins. Hier das politische Getriebe, voll Haß, Trug, List, Argwohn, Berechnung, das Wirken von Eigenschaften, Neigungen, Trieben, die auf der dunklen Seite menschlicher Natur spielen; dort eine Welt edler, begeisternder Gefühle, die Liebe mit ihrem Gefolge von Opfermut, Treue, Idealismus. Schiller selbst schreibt darüber an Goethe: ‚Die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß die Liebe nicht sowohl durch Handlung, als durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und durch ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, die ein unruhiges planvolles Streben nach einem Ziele ist, sich entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreis vollendet.‘ Also die ‚Totalität‘, die in Schillers Erörterungen über Kunst und Kunstwerk eine so große Rolle spielt, wird erst durch die Einführung von Max und Thekla erreicht. So verschieden die Gefühlskreise sind, in denen sich Wallenstein und Piccolomini einerseits, Max und Thekla andererseits bewegen, doch klingen die Haupthandlung und die Nebenhandlung in dasselbe Grundmotiv zusammen: beide erwecken das Gefühl der Wehmut. Dort scheitert der hochstrebende Wille des Erhabenen an der rohen Partisane eines elenden feigen Söldners, hier endet das Schöne unter dem Huftritt der Pferde. Daß aber unser Volk an Max und Thekla mit immer neuer Neigung hängt, wir führen es darauf zurück, daß hier die uralte Wahrheit anklingt, die nun einmal seit dem Nibelungenliede das deutsche Herz mit zauberischer Gewalt zu ergreifen bestimmt ist:

wie liebe mit leide ze jungest lônen kan.





Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Lied von der Glocke. — Maria Stuart.

Der große Erfolg des Wallenstein, noch mehr aber die freudige Erhebung an großem Schaffen hatten den Dichter seiner Kunst vollständig wiedergewonnen. Das Wort, das einst ein Kritiker beim Erscheinen der Räuber ausgesprochen hatte: Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser, sollte Wahrheit werden. Eine großartige dramatische Thätigkeit entfaltete Schiller in den letzten sechs Jahren seines Lebens; er beschenkte sein Volk mit vier unsterblichen Meisterwerken, die nicht zu kennen nur den ganz Ungebildeten erlaubt ist. Und viel größer ist die Zahl der Dramen, die er, dem zu frühen Rufe des Todes folgend, unvollendet oder nur als Entwürfe hinterlassen hat. Seit Sophokles, Shakespeare und Molière hat kein Dichter gelebt, der mit so gewaltigem Schaffenstriebe das Glück und die Gabe verband, in jeder Schöpfung auf der einmal erreichten Höhe der Vollendung zu bleiben.

Aus den Tiefen des eigenen Geistes und aus denen des Lebens schöpft der Dramatiker wie der Lyriker und der Epiker; aber der Zweck seiner Kunst bindet ihn an eine Rücksicht, die den andern fremd ist. Ohne beständige Beziehung zur Bühne, ohne die Anschauung ihrer Bedürfnisse hat noch kein dramatischer Dichter sich voll ausgestalten können. Schiller hatte das schon empfunden, als er einst aus der Waldeinsamkeit Bauerbachs nach Mannheim übergesiedelt war; er hatte dann auf diese Beziehungen verzichtet, während er am Carlos arbeitete; Bau und Gang dieses Stückes weisen den Schaden dieses Verzichtes auf. An dem Wallenstein war es ihm klar geworden, daß, wie der bildende Künstler mit der Beschaffenheit des Marmors, mit Licht und Schatten des Ortes rechnen muß, an dem sein Werk wirken soll, so der Dramatiker die Scene mit allen ihren äußeren, aber auch inneren Bedingungen vor Augen haben muß. Das Buchdrama ist ein Unding; kein Dichter hat es schreiben wollen, und wenn manches Drama es doch geblieben ist, so zeigt das eben, daß der lebengebende Nerv ihm fehlte. Nur einmal in seinem Leben hat Schiller daran gedacht, eins seiner Dramen der Bühne vorzuenthalten: es war die Jungfrau von Orleans; hier aber waren für diese Anwandlung Gründe ganz äußerlicher Natur maßgebend; und auch sie hat Schiller nur wenige Tage hindurch für ernsthaft

gehalten. Die Jungfrau schritt gleichwohl bald über die Bretter und brachte ihm den größten unmittelbaren Erfolg seines Lebens.

Enge Beziehungen zur Bühne, tägliche Beobachtung ihrer Bedürfnisse und ihrer Wirkung erkannte Schiller als eine unabweisbare Notwendigkeit. Shakespeare und Molière waren selbst Schauspieldirektoren und Schauspieler gewesen; etwas wie jenes sollte auch Schiller nun werden.

Der Plan wie der Wunsch, nach Weimar überzusiedeln, war alt. Schon vor dem Ankauf seines jenaischen Gartenhauses hatte Schiller ihn ernstlich erwogen. Damals war Goethes abratende Meinung ausschlaggebend gewesen. Jetzt, nach den Aufführungen des Wallenstein, tritt der alte Wunsch wieder lebendig hervor; und gerade Goethe riet dringend zu. Zu dieser Hauptrücksicht gesellten sich noch manche andere. Goethe und Schiller war der lebendige Austausch der Gedanken Bedürfnis geworden. Beide empfanden die langen, durch räumliche Entfernungen erzwungenen Unterbrechungen des Verkehrs schmerzlich. ‚Es wird meiner Existenz einen ganz andern Schwung geben, wenn wir wieder zusammen sind,‘ schreibt Schiller an Goethe, ‚wenn ich allein bin, versinke ich in mich selbst.‘ Dazu kam, daß Karoline mit ihrem Manne in Weimar lebte, und auch Charlotte eine Übersiedelung in die Residenz für Geist, Gemüt und Haushalt gleichermaßen wünschenswert erachtete. Im Herbst 1799 eröffnete Schiller den Plan, wenigstens den Winter in Weimar zu leben, seinem Herzog. ‚Die wenigen Wochen meines Aufenthalts in Weimar und in größerer Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen so belebenden Einfluß auf meine Geistesstimmungen geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunstgenusses und jeder Mitteilung, die hier in Jena mein Loos sind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platz; nunmehr aber da meine Neigung und meine verbesserte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt.‘ Der Herzog nahm den Plan freundlich auf. ‚Der von Ihnen gefaßte Vorsatz, diesen Winter und vielleicht auch die folgenden hier zuzubringen, ist mir so angenehm und erwünscht, daß ich gerne beitrage, Ihnen diesen Aufenthalt zu erleichtern. Zweihundert Thaler gebe ich Ihnen von Michaelis dieses Jahres an Zulage. Ihre Gegenwart wird unsern gesellschaftlichen Verhältnissen von Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können Ihnen vielleicht erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch Mitteilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, wenn man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isoliert. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie oft zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt ausdrücken zu können, die ich für Sie hege.‘ Auch die Herzogin Louise, die seit dem Wallenstein große Verehrung für Schiller gefaßt hatte, begrüßte seinen Entschluß mit huldvollen Worten. Nachdem alle Äußerlichkeiten erledigt waren (den Holzbedarf für den Winter ließ ihm der Herzog unentgeltlich anweisen), erfolgte am 3. Dezember 1799 der Umzug Schillers von Jena nach Weimar.

Charlotte von Kalb verließ eben damals die Stadt; in den Räumen, die sie bewohnt hatte, richtete sich Schiller mit seiner Lotte und den drei Kindern so behaglich ein, als es ging. Frau von Stein, Wolzogens und Goethe halfen nach Kräften, durch allerlei kleine Dienste Umzug und erste Einrichtung zu erleichtern.

Schiller atmete auf, als er alles hinter sich hatte, und fühlte sich wie am Beginn eines neuen Daseins. Die letzte Zeit in Jena war durch allerlei Trübsal verkümmert worden. Mit schwerer Sorge hatte er an Lottens Krankenbett gewacht. Wir wissen aus dem Früheren, daß ein heftiges langwieriges Nervenfieber auf die Geburt Karolinens gefolgt war. Ein gütiges Geschick hatte die Kranke den Ihrigen erhalten.

Nun konnte Schiller sich ganz seinen Arbeiten wieder zuwenden. Seit dem Frühling 1799 waren neue Pläne in ihm lebendig geworden. Nachdem er die Masse des Wallenstein überwunden, hatte er den Mangel einer neuen Arbeit wie eine drückende Leere empfunden; er kam sich vor wie wenn er im ‚luftleeren Raum‘ schwebte. Mehrere Pläne zu neuen Dramen tauchten in ihm auf; ein früheres Interesse fesselte ihn an die Malteser, an die ‚Kinder des Hauses‘. Nach einem Berichte Goethes hat ihn damals auch der Stoff der feindlichen Brüder beschäftigt. Endlich entschied er sich, einen noch älteren Plan wieder hervorzuholen und auszuführen: Maria Stuart. Schon in Bauerbach hatte ihn die Gestalt der unglücklichen Königin beschäftigt, jetzt gab er sich dem Studium der englischen und französischen Darstellungen mit Eifer hin; im Mai stand der Entschluß fest, eine Tragödie daraus zu bilden, im Juni war er mit den Entwürfen so weit im reinen, daß er an die Ausführung gehen konnte. Bis in die Mitte des folgenden Jahres hat diese Arbeit ihn festgehalten. Es ist, als ob das Gelingen des Wallenstein nicht nur seine Arbeitsfreude, sondern auch seine Arbeitskraft erhöht hätte. In verhältnismäßig kurzer Zeit wird er des neuen Werkes, das in künstlerischer Hinsicht das geschlossenste aller ist, Herr. Und noch viel eher würde Maria Stuart vollendet worden sein, wenn nicht eine Menge von Abhaltungen dazwischen getreten wären: die Krankheit Charlottens, eigenes Unwohlsein, ein Besuch der geliebten Schwester Christophine und ihres Mannes, eine Reise nach Rudolstadt, die obenerwähnten Pläne, der Umzug, und endlich eine aus äußerem Anlaß entspringende Abschweifung in das lyrische Gebiet.

Diese Abschweifung mag uns einige Augenblicke beschäftigen. Schiller hatte neben allen andern Arbeiten den Musenalmanach, den er 1796 begonnen hatte, auch in den letzten Jahren fortgeführt. Die Thätigkeit des Redakteurs, mit der er nun schon so manche Erfahrungen gemacht hatte, brachte ihm auch hier viel Verdrießlichkeiten. Er klagte einmal seinem Körner über die ‚unendlichen Saccaden‘, denen ihn die Berührung mit ‚zwanzig oder dreißig Versemachern in Deutschland aussetzte‘, und bezeichnet es als unendlich schwer, ‚bei dem ungeheuren Zuströmen des Mittelmäßigen und Schlechten auch nur ein paar Bogen leidliche Arbeit zu erhalten‘. So entschloß er sich, den Musenalmanach mit dem Jahrgang 1800 aufhören zu lassen. Aber nicht klanglos sollte diese Unternehmung zum Orkus

hinabgehen, wie die Horen: der Musenalmanach für 1800 enthält eins der köstlichsten Gedichte unseres Schrifttums, Schillers Lied von der Glocke.

Die Glocke ist die Ausführung eines lange gehegten Planes. Wenn Karoline recht hat, ist der Gedanke des ‚Glockenliedes‘ dem Dichter schon im Jahre 1788 in Rudolstadt gekommen; er ging damals öfters ‚nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen‘. Die erste Erwähnung des Gedichtes im Briefwechsel mit Goethe läßt erkennen, daß er dem Freunde schon früher davon gesprochen hatte; ‚ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen‘ (7. Juli 1797). Aber er kam damals noch nicht über das Meditieren hinaus. Erst die Notwendigkeit, den Musenalmanach für 1800 zu veröffentlichen, brachte das Gedicht zum Abschluß. Ein kurzer belebter Aufenthalt in Rudolstadt bei der chère mère hatte überdies den alten Plan wieder aufgefrischt. Am 30. September 1799 ging die Handschrift an Cotta ab.

Wie von selbst wendet sich der Blick des Lesers zurück zu den andern Gedichten, in denen Schiller die menschliche Kultur, ihr Entstehen, ihr Wachstum und wohl auch ihre Entartung behandelt hatte. Des Spaziergangs haben wir schon früher gedacht. Der Musenalmanach für 1799 hatte ein anderes kulturgeschichtliches Bild gebracht: ‚Das Eleusische Fest‘ oder, wie es damals noch hieß ‚Das Bürgerlied‘; es ist an die Stelle eines geplanten großen epischen Gedichtes getreten, in dem Schiller, nach Karolinens Mitteilung, die Entstehung der attischen Kultur hatte darstellen wollen. Vom Ackerbau geht die Gesittung aus, er ist die große Menschen bindende, Staaten gründende und erhaltende Macht. Diesem Gedichte fehlt der sinnlich greifbare Faden, der sich durch den Spaziergang zieht; es reiht sich den mehr philosophischen Gedichten einer früheren Periode an. In der Glocke dagegen waltet allenthalben die Anknüpfung an die sinnliche Anschauung, deutlicher, planmäßiger, eindrucksvoller noch als im Spaziergang. Der Glockenguß, sein Fortschreiten, seine Pausen, die handwerksmäßigen Kunstgriffe bilden die sinnliche Grundlage des Gedichtes; in besonderen, auch rhythmisch herausgehobenen Abschnitten vollzieht er sich vor unseren Augen, und an jeden Abschnitt schließt sich die manchmal fast allegorische Erweiterung des stofflichen Vorgangs zu allgemeiner Betrachtung. Der Gedanke an sich wäre nicht ohne eine gewisse Künstlichkeit, wenn nicht auf allen Stufen der Hinweis an die fertige Glocke, die mit ihrem Schwunge des Lebens wechselvolles Spiel begleitet, mit hineinspielte. Mit bewundernswerter Kunst, unaufdringlich, aber deutlich, ist diese Verknüpfung hergestellt, und schon der Zusatz unter der Überschrift, die berühmten Worte von der großen Münsterglocke in Schaffhausen ‚Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango‘ versetzt den Leser in die Stimmung, die bis zum Schlusse des Gedichtes vorhält. Der Bau des Gedichtes ist außerordentlich einfach; zwei große Teile fallen sofort ins Auge, einer, der die Abwandlungen des einzelnen Lebens, ein zweiter, der die hervorspringenden Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens schildert. Jener erste Teil ist ohne Zweifel der schönste, ihm besonders verdankt das Gedicht seine außerordentliche Volkstümlichkeit. Die ganze Reihe tiefster und heiligster Gefühle, die wir Menschen durchmachen, ist hier in rascher Folge, aber mit der herzergreifenden Unmittelbar-

keit, die nur dem Genie möglich ist, ausgesprochen. Wie viel Tausende deutscher Jünglinge und deutscher Mädchen haben in der Zeit der eben erwachten reinen Gefühle die berühmten Verse 60 bis 81 mit Entzücken gelesen, und wie viele Tausende werden noch in Zukunft das Tiefste ihrer Stimmung in jenen Versen ausgesprochen finden! Und wir Älteren, wenn wir sie wieder lesen, ist es uns nicht, als wehte wieder ein Hauch uns an aus schöner, längst vergangener Zeit, da alles in Blüten stand! Wer vermag zu ermessen, welchen Einfluß die Schilderung der Lebensaufgaben der Geschlechter auf unser ganzes Volk gehabt hat! Das, was Schiller über die Ehe, über das Wirken des Mannes und der Frau sagt, ist zunächst wohl das Ergebnis seiner eigenen Erfahrung und Beobachtung gewesen, aber diese bloße Erfahrungsbestätigung wird für Tausende und Abertausende junger Deutschen zur Mahnung und zur Richtschnur. Daß der Mann hinaus muß ‚ins feindliche Leben', daß er wirken und streben, erlisten, erraffen, wetten und wagen muß, daß das Reich der Frau das Haus ist, daß sie ohn' Ende die fleißigen Hände regt, daß sie zum Guten den Glanz und den Schimmer fügt, sind alte Wahrheiten, die in andern Worten schon Jesus Sirach und der spruchfrohe Salomo ausgesprochen haben; aber für den Deutschen haben diese Wahrheiten durch Schiller die klassische, unvergängliche Form gefunden, in der sie von Geschlecht zu Geschlecht wirken und die Ideale unseres Volkes geworden sind. Das Große und Unvergängliche an dieser Dichtung ist das völlige Fehlen absichtlichen Tiefsinns; nur, was uns alle, den Einfältigen wie den Hochgebildeten, einmal im Leben trifft oder treffen kann, was uns als einfache Wahrheit aufgeht, hat Schiller in sein Gedicht hineingezogen; neben die einfachste und schönste Form menschlichen Glückes, häuslichen Wohlstand, häusliches Behagen, Gedeihen der Kinder, stellt er die allgemeinste und doch ergreifendste Form des Unglückes: den Verlust der Habe und den Eintritt des Todes in den Familienkreis. Und den Übergang bildet eine leise, nur dem gereiften Menschen fühlbare Andeutung der allgemeinsten Sünde, von der nicht einer unter uns frei ist, der ὕβρις, der Überhebung:

Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!

Dann aber klingt sofort aus den nächsten Zeilen die alte Mahnung, die seit den Tagen des Krösus an das Ohr des auf seine Erfolge stolzen Mannes schlägt, und die wir aus dem Ring des Polykrates kennen:

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

So führt Schiller das einzelne Leben bis an seine Grenze. Ungezwungen ergibt sich dann der Übergang zur dichterischen Charakteristik des bürgerlichen Lebens. Im Fortgang des Gusses tritt eine große Pause ein: die Zeit erfordernde ‚Verkühlung' der Glocke; der Bursch hört die Vesper schlagen; die Vorstellung des Feierabends aufgreifend, erweitert der Dichter den Kreis des

Gedichtes. Die Nacht tritt ein, die Erde bedeckt sich schwarz. Aber die Nacht, die Feindin des Lichts, hat ihre Schrecken verloren, die gesellschaftliche Ordnung wacht. Und aus dem Gedanken an die segnende Wirkung staatlicher Ordnung entwickelt sich ganz natürlich, unter dem Hinweis auf die Sprengung des Glockenmantels, der Gedanke an die unheilvollen Folgen der Auflösung jener Ordnung. Die Beziehung auf die französische Revolution lag nahe; auch im Spaziergang hatte sie sich wie von selbst ergeben.

Scheinbar plötzlich und unvermittelt tritt der Schluß ein: aber gerade der Gegensatz zwischen dem wilden Chaos entarteter Kräfte und dem friedevollen Ton der letzten vierzig Verse ist beabsichtigt; wie aus dem Gewirre irdischen Treibens der Glockenklang zu dem Überirdischen ruft, so klingen Schillers Worte in einen schönen, erhabenen Idealismus aus, ein Ruf zum Ewigen, das hoch über des Lebens wechselvollem Bilde schwebt.

Die Weltanschauung Schillers, ihre Tiefe, ihr hoher sittlicher Ernst hat in diesem Gedichte den klassischen Ausdruck gefunden, und es hat einen schönen Sinn, daß man die Totenfeier für den großen Dichter mit einer Darstellung des Liedes von der Glocke beging und daß der überlebende Freund gerade an dieses Gedicht seinen herrlichen Nachruf knüpfte.

Die Übersiedelung nach Weimar brachte den Arbeiten Schillers an Maria Stuart eine noch größere Unterbrechung als die Abschweifung, die mit der Glocke und einigen kleineren Gedichten (‚Sprüche des Confucius‘, ‚Nänie‘ u. a.) verbunden war. Nicht nur der Umzug selbst mit all den kleinen Sorgen und Besorgungen lenkte von der Arbeit ab, sondern auch die geselligen Kreise Weimars. Jetzt war es ein anderer Empfang in Weimar als vor einem Jahrzehnt, da Schiller unbekannt eingezogen war. Alle Kreise kamen ihm mit fast ungestümer Freundlichkeit entgegen; der Herzog, die Herzoginnen zogen ihn an sich; und der reiche Kreis bedeutender Männer und Frauen that sich ihm weit auf: Voigt, Einsiedel, Frau von Stein, Amalie von Imhof waren ihm schon von früher her bekannt; mit Heinrich Meyer verknüpfte ihn Goethe. Auch Herder und Wieland sah er von Zeit zu Zeit, wenngleich die eigenartige, abgesonderte, aus ihrem Wesen entspringende Stellung beider in der weimarischen Gesellschaft einen freundschaftlicheren Verkehr hinderte. Mit Jean Paul, der von 1798 bis 1800 sich in Weimar aufhielt, knüpften sich keine näheren Beziehungen; die Verschiedenheit der Naturen war zu groß, und überdies hatte Jean Paul — mehr dem Herderschen Kreise zuneigend — es an dem nötigen Entgegenkommen fehlen lassen.

Die Wiedervereinigung mit Karoline von Wolzogen und ihrem Manne schuf Schiller und Lotte das größte Genügen. Wilhelm von Wolzogen hatte mittlerweile die weite Welt gesehen, Urteil und Erfahrung zeichneten ihn aus, und bei all den äußerlichen, ermüdenden und mitunter verdrießlichen Geschäften, die seine amtliche Stellung mit sich brachte, hatte er um so mehr das Bedürfnis, geistige Erholung bei seinem Schwager zu suchen, wie sich dieser an dem treffenden und geraden Verstande des Freundes erfreute. Karoline war auch allmählich ruhig geworden und wurde Schillern in erhöhtem Maße wieder das, was sie ihm früher gewesen war.

Und nun Goethe! Die große Zeit begann. Weimar wurde vollends die geistige Hauptstadt Deutschlands. Unsere beiden größten Dichter wohnten an einem Orte, durch wenige Straßen voneinander getrennt; die Gemeinsamkeit der Interessen, des Strebens wurde nun durch keine Entfernung mehr gehemmt. Nun konnten sie Hand in Hand die großen Ziele verfolgen, die ihnen vorschwebten: die Läuterung des deutschen Geschmacks und damit des deutschen Lebens, die Erziehung des Volkes durch das Schöne. Täglich und stündlich konnten sie sich mitteilen und, wenn die Gesundheit Schillers das gesprochene Wort nicht zuließ, konnte nun der rasch hingeworfene und rasch beantwortete Brief des Wortes Stelle vertreten.

Das Theater hatte Schiller nach Weimar gezogen. Dem Theater wendeten die beiden Männer ihre nächste Sorgfalt zu. Sie wollten die Weimarer Bühne, deren Äußeres, wie wir wissen, soeben prächtig erneuert worden war, auch durch den Wert ihrer Leistungen zu vorbildlicher Bedeutung erheben. Die deutsche Schauspielkunst wollten sie zu neuem Glanze führen. Sie konnte ja einige große Künstler aufführen: Iffland und Schröder waren allgemein und mit Recht gefeiert. Aber der Durchschnitt huldigte einem Naturalismus, an dem die höheren Absichten des dramatischen Dichters nur zu leicht Schiffbruch litten. Ganz besonders lag die Deklamation der gehobenen Prosa und vollends die des Verses im argen. Hier griffen Goethe und Schiller ein. In langen, weit ausgreifenden Gesprächen — als deren Nachklang wir vielleicht die im Jahre 1803 von Goethe verfaßten Regeln für Schauspieler anzusehen haben — erörterten sie die Wege, auf denen die mimische Kunst zur Höhe der Aufgaben gebracht werden könnte, die sie ihr stellen wollten. Und an die Erörterungen schloß sich unmittelbar die Praxis. Goethe und Schiller übten selbst den Schauspielern ihre Rollen ein. Bald in des einen, bald in des andern Hause versammelten sie sich zu Leseproben; auf diese Proben legte Schiller das größte Gewicht, die Deklamation, die sorgfältige Übung des Organs erschien ihm als das Wichtigste; Gebärde und Haltung einzuüben, war Goethes Aufgabe. Der Dichter des Wallenstein stand den Schauspielern anders gegenüber, als ehemals in Mannheim der Dichter der Räuber. Ein lobendes Wort aus seinem Munde stachelte ihren Ehrgeiz an, und er verstand es, durch Freundlichkeit, Geduld, sogar durch launiges Eingehen auf ihre kleinen Neigungen und Bedürfnisse Lust und Liebe zur Sache wachzuhalten. Nicht selten hatte Lotte einige Gedecke mehr aufzulegen, weil der Gemahl dieses oder jenes Mitglied der Schauspielergesellschaft zu Tisch geladen hatte. Und es kam vor, daß der Hausherr aus seinem Keller ein paar Flaschen Champagner holte und sie, unter dem Mantel verborgen, den Schauspielern als Dank für eine gelungene Probe zutrug.

Aber nicht die Leitung der Schauspieler allein lag den Dichtern am Herzen; sie wollten nicht, daß die vervollkommnete Kunst an unwürdige Gegenstände verschwendet würde. Der Spielplan der meisten Theater bot ein trauriges Bild, viel trauriger noch als heute, wo wenigstens ein Grundstock klassischer Stücke zum guten Ton gehört. Possen, Rührstücke, Singspiele, Opern wechselten miteinander ab. Es erschien unseren Dichtern als durchaus nötig, ein ‚Repertorium‘

guter Stücke zu schaffen, das gewissermaßen den eisernen Bestand der Bühne bilden sollte. Der Gedanke, ‚eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixieren‘, war nicht neu: Schiller hatte schon in Mannheim dem Intendanten den Vorschlag gemacht, eine Reihe Shakespearischer Stücke für die deutsche Bühne einzurichten, und aus ähnlichen Erwägungen ging Goethes Plan hervor, auch die besseren Stücke des französischen Theaters zu bearbeiten. Er selbst machte den Anfang mit Voltaires Mahomet. Für die Wahl des französischen Dramas waren noch besondere Gründe ausschlaggebend. Nicht als ein Meisterwerk sahen Goethe und Schiller das Stück an; sie waren sich wohl der Schwächen bewußt, die das französische Drama überhaupt hat, der Neigung zu Pomp und manieriertem Wesen. Aber gegenüber dem Naturalismus mußte es ein Vorteil sein, einmal die vornehme Eleganz, die peinliche Sauberkeit des französischen Heldenverses auf der Bühne erscheinen zu lassen. Gerade das hat Schiller in den schönen Stanzen ‚An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte‘ ausgesprochen; der Anblick des französischen Stückes sollte den Zwecken nationaler Bildung dienen. Bei dem ‚Franken‘ ist noch Kunst zu finden, wenngleich er ihr ‚hohes Urbild‘ nie ‚erschwang‘:

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne,
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied,
Es ist ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernsten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Schiller selbst folgte dem Beispiel des Freundes und fand Gefallen an gelegentlicher Bearbeitung fremder Stücke für das Theater. Er hat im Laufe der nächsten Jahre mehrere treffliche Arbeiten dieser Art geliefert; wir erinnern nur an die Übersetzung von Racines Phädra, ein Meisterwerk in seiner Art, das er im Winter 1804 auf 1805 in wenigen Wochen niederschrieb und das an mehreren Bühnen großen Erfolg erntete, und an die Bearbeitung des Gozzischen Märchens Turandot (1801). Karl August interessierte sich für die Verwendung französischer Stücke auf der deutschen Bühne; auf seine Anregung bearbeitete Schiller im Jahre 1803 zwei französische Lustspiele: ‚Der Neffe als Onkel‘ (Picard: Encore des Ménechmes) und ‚der Parasit‘ (Médiocre ou rampant, ou Le moyen de parvenir von demselben). Ferner bearbeitete Schiller für das weimarische Theater auch deutsche Stücke, wie Goethes Egmont und Iphigenia, Lessings Nathan den Weisen. Den alten Mannheimer Plan, auch Shakespeare der deutschen Bühne in neuer Form zuzuführen, nahm er gleich zu Beginn seiner neuen dramaturgischen Thätigkeit wieder auf: noch im Frühjahr 1800 bearbeitete er den Macbeth. Diese Bearbeitung ist sehr verschieden beurteilt worden. Es kommt eben darauf an, wie man grundsätzlich zu der Behandlung Shakespeares auf deutschen Bühnen steht. Wer den britischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts so, wie er für einen andern Geschmack, für ein anderes Publikum, ja unter ganz

anderen scenischen Voraussetzungen geschrieben hat, auch auf unserem Theater hören will, wird freilich mit der Bearbeitung Schillers nicht einverstanden sein können. Wer dagegen diese mehr philologisch-litterarhistorischen Forderungen nicht erhebt und meint, daß das, was an einem Kunstwerk zufälliger Aufputz des Jahrhunderts ist, einem gereinigten Geschmack geopfert werden darf, wird den sicheren Takt bewundern, mit dem Schiller eingegriffen hat, ohne die innere Bedeutung des großen Dichtwerkes irgend zu schädigen, ohne seinen Glanz zu trüben.

Alle diese Arbeiten aber haben für Schiller doch nur nebensächliche Bedeutung gehabt. Ihm galt es, die neuen Beziehungen zur Bühne für seine eigene dichterische Entwickelung fruchtbar zu machen, sein Ideal dramatischer Kunst in eigener Schöpfung zu verwirklichen.



Friederike Bethmann.

Im Juni 1800, in der Waldeinsamkeit von Ettersburg, wohin er sich um seiner Gesundheit und um ruhiger Arbeit willen, nur von seinem Diener begleitet, geflüchtet hatte, wurde der fünfte Akt der Maria Stuart beendet. In langen Zwischenräumen waren die andern Akte schon fertig geworden, und noch während der fünfte niedergeschrieben wurde, hatte die Einstudierung des Stückes begonnen. Am 14. Juni ging das Trauerspiel über die Weimarer Bühne. Die letzten Proben hatte Schiller selbst geleitet. Er bezeichnet in einem Brief an Körner die Aufführung als einen ‚Succeß, wie ich ihn nur wünschen konnte‘. Gleichwohl war doch der Eindruck durch mancherlei Umstände abgeschwächt; das Theater war überfüllt, es war ein glühendheißer Abend, der die Leistungen der Schauspieler und die Empfänglichkeit des Publikums beeinträchtigte; auch wurde die lange Dauer des Stückes — vier Stunden — von manchem unangenehm empfunden. Einen völlig durchschlagenden Erfolg erzielte Maria Stuart wenige Tage nachher in Lauchstädt, wohin die Schauspieler sogleich nach der Weimarer Vorstellung übergesiedelt waren. Der Bericht eines Zeitgenossen hat sich erhalten: ‚Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urteil von allen Zuschauern war, es sei das schönste Schauspiel, welches Deutschlands Bühne je dargestellt habe. Der Professor Niemeyer und die meisten übrigen Professoren von Halle waren gegenwärtig. Den Kassierer hat man gar nicht zur Kasse kommen lassen. Nachmittag um halb drei Uhr hatte man schon alle Billets aus seiner Wohnung abgeholt. Die Wuth der Menschen zu dem kleinen Haus war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne placierten und dieses mit Zuschauern vollpfropften. Sie boten einander selbst für ein Billet, welches acht Groschen kostete, drei Thaler.

Dennoch mußten über zweihundert Menschen zurückbleiben. Um sie nicht der langen Hitze auszusetzen, ließen wir schon halb fünf Uhr anfangen.‘

Dieselbe oder ähnliche Wirkung wie in Lauchstädt that das Stück auf den andern deutschen Bühnen, besonders in Berlin, wo Frau Unzelmann und Frau Bethmann die Rolle der Maria mit Meisterschaft spielten.

Maria Stuart hat von allen Dramen Schillers die größte unmittelbare Bühnenwirkung. Die Beobachtungen beim Wallenstein hatten rasche Frucht getragen. Noch heute sieht man das Volk zu keinem andern Stücke seines Lieblings sich in so dichten Scharen drängen, wie zu dem Schauspiel von der edlen und unglücklichen Königin; und aus keinem andern geht es erschütterter, als aus diesem. Das hat seinen Grund, abgesehen von der Sprache, sowohl in dem Stoff als auch in dem außerordentlich kunstvollen Bau des Dramas.



Frau Bethmann als Maria Stuart.
Nach der Zeichnung von Daehling.

Aus wenigen Quellen schöpfte Schiller den Stoff: aus Cambdens Annales rerum Anglicarum, Robertsons Geschichte Schottlands, Thoyras' Histoire d'Angleterre und Brantômes Vies de dames galantes. Diese Quellen, zusammengenommen, enthalten etwa das, was man heute noch als historische Wahrheit über Maria Stuart anerkennt und in jedem größeren Geschichtswerke nachlesen kann. Schiller hat aber diesem historischen Stoff gegenüber mit der vollen herrschenden Freiheit geschaltet, die er, die Theorieen des hamburgischen Dramaturgen noch überbietend, in seiner Abhandlung ‚Über die tragische Kunst‘ für den dramatischen Dichter in Anspruch genommen hatte. Zunächst hat er die in historischer Breite sich ausdehnenden Ereignisse in einem Brennpunkte aufgefangen: der ganze Prozeß der Maria ist beim Beginn der Handlung schon abgeschlossen, und was an diesem Prozeß für das Verständnis der Handlung und der Charaktere wichtig ist, tritt lediglich als Vorfabel auf. Schiller wollte so ausüben, was er die ‚Euripideische Methode‘ nannte: die Darstellung des Zustandes; die Voraussetzungen dieses ‚Zustandes‘, d. h. der psychologischen Gestaltung Marias, liegen in der Verurteilung; aus ihr quillt alles. Gleich im Beginn des Stückes wird der Königin durch Paulet das Urteil angedeutet, durch Burleigh mitgeteilt. So scheint ihr Schicksal besiegelt in dem Augenblicke, da das Trauerspiel, dessen Mittelpunkt nur sie bildet, anhebt.

Wir haben an früherer Stelle Schillers ästhetische Anschauungen von der Tragödie kennen gelernt; zweierlei verlangt er von ihr: sie soll den Menschen im ‚Zustande des Leidens', aber sie soll zugleich den sittlichen Widerstand des Leidenden zeigen. Er verlangte (‚Vom Erhabenen'): ‚Erstlich eine lebhafte Vorstellung des Leidens, um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu erregen; zweitens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leiden, um die innere Gemütsfreiheit ins Bewußtsein zu rufen.' Beiden Forderungen wird Schiller in der Maria Stuart durchaus gerecht; das Stück und seine Wirkung ist ein schlagender Beweis, daß der Dichter in seiner philosophischen Periode mit vollkommener Sicherheit das Wesen und die Bedürfnisse seiner Kunst erkannt hatte. Und wenn er in einer andern Abhandlung darauf dringt, daß das Leiden der tragischen Person ein ‚Werk' ihres ‚moralischen Charakters' sei, so ist auch diese Forderung in Maria erfüllt.

Um den Zustand der Maria in den drei letzten Tagen ihres Lebens — denn mehr umfaßt das Stück nicht — dramatisch zu entwickeln, boten die Quellen dem Dichter nicht genügenden Stoff: nun tritt die eigene Erfindung ein. Eine große Fülle von Zügen hat Schiller dem Bilde lediglich aus sich selbst zugefügt: erst sie begründen die Lebendigkeit der Handlung und die Bedeutung der psychologischen Entwickelung. Drei ganze Handlungsgruppen sind freier Erfindung entsprungen: Mortimer und seine Intrigue, Leicesters Verhältnis zu Maria und die große Scene des Streites zwischen den Königinnen. Wohl sind in den Quellen einzelne Andeutungen und Analogien vorhanden, die Schiller angeregt haben, aber so, wie sie im Stücke dastehen, sind jene Handlungsgruppen von ihm frei erfunden worden. Und mit bewunderungswürdiger Kunst sind sie unter sich und mit der Gesamthandlung verknüpft.

In keinem Stücke Schillers steht die Hauptperson so sehr im Mittelpunkte des Interesses wie in Maria Stuart. Alles dreht sich um sie, und selbst da, wo die Handlung sich von ihr auf Augenblicke abwendet, wie in dem Verhältnis Leicesters zur Königin Elisabeth, führen Fäden zu ihr hinüber. Auch die historische Gestalt Marias hat Schiller umgewandelt. Die Zwecke des Dramas erforderten es. Mortimer und Leicester als dramatische Gestalten haben zur Voraussetzung, daß sie Maria lieben; beide sind, je nach ihrer Art, von ihrer Schönheit hingerissen. Diese Wirkung konnte die historische Maria nicht thun, sie war fünfundvierzig Jahre alt. Neunzehn Jahre hatte sie in der Gefangenschaft verbracht; im Stück aber (III, 8) wird gesagt, daß sie vor zehn Jahren den Darnley geheiratet habe; von dieser Heirat bis zur Gefangenschaft waren drei Jahre. Demnach läßt Schiller die Gefangenschaft nur sieben Jahre dauern. Er hat dadurch der Königin, die mit sechsundzwanzig Jahren in die Gefangenschaft geriet, ein Alter von etwa dreiunddreißig Jahren gegeben und so die Grundvoraussetzung der Mortimer- und der Leicester-Handlung geschaffen.

Das Wesen und die Stimmung Marias tragen durchaus ‚erhabene' Züge im Sinne der Schillerschen Ästhetik. Sie trägt ihr Leid mit Fassung, mit Adel, mit Geringschätzung gegen die niedrige Behandlung, die sie erfährt. Aber die Fassung, die Würde erhebt sie doch nicht bis zur ‚Heiligen', die über die Wal-

lungen menschlicher Leidenschaft erhaben wäre. Sie hat sich nicht in ihr Schicksal ergeben in dem Sinn, daß ihr Wille zur Rettung gebrochen wäre. Diese Rettung vielmehr sucht sie, auch wenn sie sich gegen die Anschläge und Fluchtpläne Mortimers ablehnend verhält; ihre Begegnung mit Elisabeth, ihr Brief an Leicester sind Stadien des Kampfes, den sie gegen das Schicksal führt. Und hierin gerade liegen die Momente der ganz außerordentlichen dramatischen Wirkung dieses Wesens. Mit einem Male, gleich einer lange verhaltenen Flamme, bricht die Leidenschaft wie etwas Dämonisches heraus.

Wie Bergeslasten fällt's von meinem Herzen,
Das Messer stieß ich in der Feindin Brust!

ruft sie im Taumel befriedigter Rache der Kennedy zu. Wir fühlen, daß dieses Weib, das die ersten Scenen des Stückes in dem milden Lichte stiller Ergebung, mühsam erkämpfter Beruhigung gezeigt hatten, doch noch im Grunde des Herzens die leidenschaftlichen Triebe hat, durch die sie einst in leichtsinniger Jugend schuldig geworden ist.

In dieser Leidenschaftlichkeit und den aus ihr entsprungenen Handlungen liegt die tragische Schuld der Königin. Vielleicht ist dies für den tiefer schauenden Beurteiler der einzig schwache Punkt des Stückes. Wir können unmöglich meinen (und der Dichter selbst hat es auch gar nicht gewollt), daß das Verhalten Marias in der großen Streitscene mit Elisabeth irgendwelche Schuld begründe; dazu ist der Charakter der englischen Königin nicht angethan; im Gegenteil, der Zuschauer steht auf Marias Seite. Wo aber ist denn die Verschuldung, die sie mit dem Tode abtragen müßte? Sie erleidet den Tod, weil Elisabeth ihn gewollt hat; niemand aber wird in dem, was der Gerichtshof ihr zur Last legt, und was nur durch erkauftes Zeugnis subalterner Menschen erwiesen, erlogen wird, eine Verschuldung sehen. Es bleibt also nur übrig, an die alte Schuld der Ermordung Darnleys zu denken; diese aber wird von dem Gericht nicht einmal berührt und spielt in dem Prozeß gar keine Rolle. Es ist demnach der Tod Marias nicht aus dem motiviert, was sie während der sichtbaren Handlung sagt und thut, sondern aus Ereignissen, die lange zurückliegen. Dadurch werden die Personen, die die tödliche Entscheidung herbeiführen, Elisabeth und Burleigh, gewissermaßen mechanische Werkzeuge in der Hand der Nemesis, sie vollziehen eine Sühne, an der als solcher sie selbst auch nicht die leiseste Genugthuung empfinden können. Ich sehe darin keinen Mangel der Dichtung, sondern wiederum den Ausfluß des Studiums der antiken Tragiker; es erinnert uns wieder an den König Ödipus, den Schiller in dem Briefwechsel der damaligen Zeit oft mit Bewunderung erwähnt. Und es ist doch kaum zweifelhaft, daß die antike Vorstellung, nach der Schuld und Unglück nicht in unmittelbarem Zusammenhang der einzelnen Fälle, sondern in dem tieferen Zusammenhang des allgemeinen Ausgleichs stehen, der menschlichen Erfahrung und dem menschlichen Gerechtigkeitsgefühl durchaus entspricht.

So ist die ‚Maria Stuart' ein Seelengemälde, ein Werk von erstaunlicher psychologischer Tiefe und Kraft. Und gerade das hat Schiller gewollt. Er

wollte sich beschränken auf die Darstellung eines rein menschlichen Zustandes. Darum handeln die Kritiker völlig ungerecht, die da behaupten, Schiller habe in Maria gegenüber dem Wallenstein einen Rückschritt gethan. Sie meinen — und ihre Zahl wie ihr Gewicht ist nicht gering —, Schiller habe einen großen weltgeschichtlichen Gegensatz, den des Katholicismus zur evangelischen Kirche, in seine Dichtung bringen, sie dadurch zu höherer Bedeutung emporheben müssen. Es sei ja so leicht gewesen, Maria und Elisabeth als Vertreterinnen jener beiden geistigen Richtungen einander gegenüberzustellen. Daß es leicht war, müssen wir zugeben; es war sogar so leicht, daß wir gerade daraus den Schluß ziehen können, Schiller habe es nicht gewollt. Und er hatte guten Grund, es nicht zu wollen. Es war gerade seine Absicht, weiter nichts als ein ‚Seelengemälde' zu geben, als einen psychologischen Zustand zu schildern; soviel Maria als historisch-typische Gestalt gewonnen haben würde, genau soviel würde sie als Mensch verloren haben. Und gerade diesen Verlust wollte Schiller vermeiden; er hat mit Fug und Recht die Geschichtsphilosophie, die an einigen Stellen des Wallenstein noch recht sichtbar hervorgetreten war, in dem neuen Stücke dem Menschlichen untergeordnet. Wohl spielt der Gegensatz zwischen den beiden Konfessionen hinein, Mortimer geht von ihm aus, aber ohne daß seine Motive auf ihn beschränkt blieben, Burleigh zieht ihn heran, um seinen Ratschlägen größeres Gewicht zu geben, Maria selbst weist den ‚Dechanten' zurück; aber eine größere Bedeutung als die mannigfachen andern dramatischen Nebenmotive hat er nicht. Maria wie Elisabeth bleiben durchaus in dem Bezirk rein menschlicher Leidenschaften. Gerade diese Beschränkung auf das Menschliche, dieses Verharren im Persönlichen verleiht der Dichtung Schillers einen ästhetischen Wert, den die Hineintragung allgemeiner Begriffe nur zu verringern imstande gewesen wäre; denn jene Begriffe haben mit dem Kunstwerk als solchem nicht das mindeste zu thun.

Die Wirkung des gedruckten Dramas war nicht geringer als die des gespielten: auf der Bühne hatte bei den ersten Aufführungen die Abendmahlsscene aus äußerlichen Gründen wegfallen müssen; auf dem Papier nahm sich diese Scene selbst für die ängstlichsten Gemüter ganz harmlos aus. Die Kritik fiel dann auch dem Stück allenthalben begeistert bei, und wer die Zeitschriften jener Zeit daraufhin durchsieht, wird finden, daß die meisten Recensionen übereinstimmend an dem Dichter das rühmen, was gegenüber dem Wallenstein als schwer, fast als unmöglich erscheinen mußte: den Fortschritt. Es ist nicht ein Fortschritt der Ideen, an Tiefe der Gedanken steht der Wallenstein — schon der Gegenstand erklärt das — unerreicht da; aber es ist ein Fortschritt in der Handhabung der reinen Kunstform; Schiller hat das Ideal der schönen Form erreicht, das er einst in der Zeit ästhetischen Grübelns mit dem tiefsinnigen bedeutenden Worte bezeichnet hatte: ‚Freiheit in der Erscheinung.'



Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Jungfrau von Orleans.

‚Es ist nichts als die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht', hat Schiller einmal an Körner geschrieben. Das Wort bezeichnet ihn. Sein rastloser Arbeitstrieb verlangte sich stets aufs neue zu äußern; das behaglich stille Genießen des Augenblicks, in dem Goethes beschaulicherer Sinn sich so wohl fühlte, war nicht Schillers Neigung. Noch bevor er eine Arbeit abschloß, suchten seine Gedanken schon nach einer neuen, und es verstimmte ihn, wenn ein widerspenstiger Stoff oder andere Hemmnisse den Entschluß verzögerten.

Der Schritt von der Maria Stuart zur Jungfrau von Orleans geschah rasch. In dem Kalender Schillers finden wir unter dem 9. Juni 1800 die Notiz: ‚Maria Stuart geendigt', unter dem 14: ‚Maria Stuart zum erstenmal gespielt', unter dem 1. Juli: ‚Jungfrau von Orleans.' Der Entschluß ist gefaßt. Aber noch kommt eine längere Zeit des Schwankens über die Art der Ausführung, über das ‚Schema'. Soweit wir aus dem Briefwechsel schließen dürfen, wich der erste Plan ganz erheblich von der uns vorliegenden Fassung ab; es scheint, daß Schiller sogar den Prozeß der Jungfrau in das Drama zu verweben gedachte. Er bittet Körner um Zusendung von Schriften über das Hexenwesen und auch von Hexenprozessen. Diese Absicht aber bestand nicht lange: schon vierzehn Tage später gesteht er dem Freunde, daß derartige Schriften nichts böten, ‚was nur irgend poetisch wäre. — Es ist derselbe Fall mit der Astrologie: man erstaunt, wie platt und gemein diese Fratzen sind, womit sich die Menschen so lange beschäftigen konnten.'

Allmählich entwickelten sich dem Hin- und Hersinnenden die Gestalt und die Schicksale der Jungfrau, so wie sie heute sind. Mit viel größerer Freiheit noch als bei der Maria Stuart behandelt er das historisch Gegebene; es gilt ihm fast nichts; nur die allgemeinen Voraussetzungen der Handlung und der erste Teil dieser selbst, das Erscheinen und die Erfolge der Johanna, sind der Geschichte entnommen, alles andere, das Ende der Jungfrau und die zu ihrem Sturze führende psychologische Entwickelung, ist freie Erfindung. Wir wissen nicht genau mehr, welche Quellen Schiller benutzte, auch kommt bei keinem Stücke

weniger darauf an als bei diesem. Wahrscheinlich ist die Wahl des Stoffes auf die ausgedehntere Lektüre der Werke über englische Geschichte zurückzuführen, die er zu den Vorstudien über Maria Stuart benutzt hatte: Rapin de Thoyras und Hume; dazu hat er u. a. die Akten über den Prozeß der Jungfrau durchgesehen, soweit sie in der Sammlung De l'Averdys (Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du Roi) vorhanden waren.

Nachdem erst einmal der Stoff in seinen Hauptzügen zurecht gelegt war, ging die Arbeit rasch von statten, und selbst Unterbrechungen, wie gemeinsame Pläne mit Goethe zu großen Volksfesten zum Schluß des Jahrhunderts, die dann aus noch nicht ermittelten Gründen vom Herzog abbestellt wurden, vermochten den Fortschritt des Stückes nicht ernstlich aufzuhalten. Schiller nahm an der psychologischen Ausgestaltung der Johanna einen lebendigen Gemütsanteil: er stand diesem Stoffe nicht ganz so „kalt" gegenüber, wie er es von sich bei der Arbeit an Wallenstein und Maria Stuart behauptet hatte. Noch im Januar waren die ersten drei Akte fertig; im März reiste er auf einige Wochen nach Jena und führte in der Stille seines Gartenhauses das Stück bis zum Schluß des vierten Aufzuges. Am 16. April wurde es denn auch wirklich abgeschlossen und gleich darauf dem Herzog Karl August durch Karoline von Wolzogen überreicht. Welche Wirkung es auf diesen und auf die Zeitgenossen überhaupt ausübte, berichten wir später.

Zwischen der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans" besteht sowohl in Rücksicht auf den Stoff selbst als auf die künstlerische Form ein scharfer Gegensatz. Die Heldin jener Tragödie handelt lediglich in eigenem Interesse, und dieses Interesse selbst tritt gegenüber der psychologischen Entwickelung, nachdem es dazu einmal den Anstoß gegeben hat, fast ganz zurück. Johanna steht im Dienste einer höheren, sittlichen Idee, der Rettung des Vaterlandes, und dieser Dienst hat sogar die Form göttlicher Sendung angenommen; von Anfang bis zu Ende ist diese Sendung die treibende Kraft; selbst die Peripetie, das Zusammentreffen mit Lionel, ist ihre Wirkung und wird ohne sie nicht verstanden. Dort, in der Maria, wird nur gelegentlich ein Licht geworfen auf allgemeine politische, religiöse Verhältnisse, nur dann, wenn die Lage der Personen es erfordert: hier, in der Jungfrau, geben gerade diese Verhältnisse erst den Personen die rechte Beleuchtung. Dort wirkte der Dichter durch die beständige eigentlich dramatische Gegenüberstellung scharf kontrastierender Charaktere und Bestrebungen, und auch der psychologische Fortschritt bewegte sich in und erklärte sich aus diesen Kontrasten. Hier ist ein mehr epischer Gang, und nicht nur der Schauplatz der psychologischen Entwickelung, sondern auch die Gründe dieser sind in die Seele der Jungfrau verlegt. Dort spielte die Handlung sich in wenigen Tagen ab und die breiten historischen Voraussetzungen ordneten sich ihr als gelegentlich und sparsam erwähnte Vorfabel ein; hier umfaßt der Gang der Ereignisse Monate, wenngleich allerdings aus dieser langen Zeit immer nur die entscheidenden Tage und Ereignisse herausgehoben werden. Dort stand dem Spiele Marias ein reiches Gegenspiel, mehrere selbständige, scharf umrissene Charaktere, gegenüber; hier verschwinden alle Personen neben der Jungfrau, und

wir finden keine, die nur annähernd auf ein ähnliches Interesse Anspruch hätte, wie Elisabeth, Burleigh, Talbot und Leicester. Dort herrscht in dem ganzen Verlauf der Handlung allenthalben das Gesetz natürlichsten Geschehens, hier greifen überirdische Mächte ein und bestimmen Ereignisse wie Entschlüsse.

In diesem Gegensatze zeigt sich die außerordentliche Vielseitigkeit von Schillers dichterischem Streben und die Größe seines Geistes. Innerhalb der weiten Grenzen, die durch die allgemeinen Forderungen dramatischer Kunst gezogen sind, bewegte er sich mit vollkommener Freiheit; ihn band nicht der einmal eingeschlagene Weg, er suchte immer neue Formen. Seine Tragödien, sagt Humboldt gegen den Schluß seines herrlichen Aufsatzes über Schillers Geistesentwickelung, sind ‚nicht Wiederholungen eines zur Manier gewordenen Talentes, sondern Geburten eines immer jugendlichen, immer neuen Ringens mit richtiger eingesehenen, höher aufgefaßten Anforderungen der Kunst.‘ Schiller selbst hat sich diese Freiheit der Bewegung zum Recht und zur Pflicht gemacht: ‚Man muß sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten‘ (An Goethe 26. Juli 1800). ‚Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und werdend sein, und nur virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen‘ (An Körner 28. Juli 1800).

Der neue Stoff stellte allerdings besondere Anforderungen. Die von der Geschichte überlieferten Begebenheiten, so ergreifend sie sein mögen, boten kein eigentlich tragisches Moment. Zwar liegt der Grund der Ereignisse, die Johannas Gefangennehmung durch die Engländer vorausgehen, in einer gewissen Unvorsichtigkeit, einer zu großen Siegeszuversicht, und es ist möglich, daß Schiller einen Augenblick an die Verwendung des Motivs der ὕβρις, der Überhebung, gedacht hat; wenigstens deutet einzelnes darauf hin, daß er sich anfangs enger an die Geschichte anschließen wollte. Aber sowie er sich entschied, die göttliche Sendung zur Triebfeder von Johannas kriegerischen Handlungen zu machen, mußte er jenes Motiv, das doch eben durch diese Sendung gerechtfertigt worden wäre, fallen lassen. Er griff zur freien Erfindung: die Geschichte berichtet nur, daß Johanna von ihren Heiligen, ihren ‚Stimmen‘, den Auftrag zur Befreiung des Vaterlandes erhalten habe; Schiller macht die Durchführbarkeit dieses Auftrages abhängig von der Bewahrung ihres Herzens vor jeder irdischen Neigung (‚Nicht Männerliebe soll dein Herz berühren‘). Nur als reine Jungfrau soll sie das große Werk vollbringen können. Hiermit erst war die Möglichkeit des sittlichen Konfliktes, der sittlichen Schuld gegeben; hiermit erst gab Schiller seinem Stoffe die dichterische Tragik.

Diese Umgestaltung mußte eine weitere Veränderung des geschichtlichen Stoffes nach sich ziehen. Man hat viel darüber gestritten, warum Schiller wohl den historischen Ausgang der Jungfrau nicht beibehalten habe. Wie erschüttert ist jeder, der die noch in voller Ausdehnung bekannten Prozeßakten liest! Mit welcher heroischen Größe kämpft das Bauernmädchen, das nicht lesen und schreiben kann und doch ihren Peinigern an klarem Sinn, an Schlagfertigkeit weit überlegen ist, gegen eine Welt von Tücke und Bosheit! Welchen Reiz mußte es gerade für Schiller, den Meister in der Beherrschung der Massen, haben,

jene Gerichtsscenen auf die Bühne zu bringen, die uns schon aus den Akten heraus wie ein aufregendes Drama erscheinen! Und doch hat er es nicht gethan. Wenn er überhaupt daran gedacht hat, hat er doch den Gedanken nach wenigen Tagen wieder fallen lassen. Man hat gemeint, er habe die Furchtbarkeit eines solchen Schlusses gescheut; wer daran denkt, daß Schiller den Zuschauer die Hinrichtung der Maria Stuart bis an die Grenze des zulässigen Augenscheins miterleben läßt, wird dieser Meinung nicht beipflichten können. Ferner hat man geglaubt, Schiller habe vor der Darstellung des großen Prozesses aus technischen Gründen zurückgeschreckt; diese recht äußerliche Meinung vergißt ganz, daß der große Dichter viel unfügsamere Stoffe, z. B. das Gastmahl in Pilsen, den Schwur auf dem Rütli, den polnischen Reichstag zu glänzenden dramatischen Bildern zu gestalten vermocht hat. Endlich gibt es noch die Meinung, Schiller habe an der Ähnlichkeit des Schlusses der Maria Stuart mit dem Ende der Jungfrau Anstoß genommen und darum dieses anders gestaltet; diese Meinung erwähnen wir nur als ein Kuriosum. Wir glauben, daß der Grund für die größte Abweichung, die je ein Dichter von der historischen Wahrheit gemacht hat, ziemlich einfach ist. Nachdem einmal die Scene mit Lionel in die Peripetie gestellt, also in den Gang der Dichtung eine Verschuldung eingeführt war, die eine Sühne verlangt, konnte diese Sühne nicht wohl anders erfolgen als durch ein Ende, das in ästhetischem Zusammenhang mit dem Schauplatz und den Ereignissen stand, auf dem und durch die eben jene Verschuldung eingetreten war. Außerdem erforderte der tiefere Zusammenhang der Dinge, daß die kriegerische Jungfrau, deren ganzes Sinnen und Sein der Kampf fürs Vaterland erfüllt hatte, auch für das Vaterland starb. Erst dadurch erhält ihr Wesen die ‚Totalität‘, den Abschluß, die Weihe.

Mit derselben Entschiedenheit, mit der Schiller so, um der dichterischen Vertiefung willen, den Boden der geschichtlichen Wirklichkeit verließ, gab er auch die bisher in allen seinen Werken stets aufrechtgehaltene oder wenigstens angestrebte landläufige Wahrscheinlichkeit auf. Dieser Schritt war gewagter als jener.

Die historische Jungfrau von Orleans hat visionäre Erscheinungen gehabt; es sind ihr nicht nur die Heiligen erschienen, sie haben nicht nur zu ihr gesprochen und in gewissen entscheidenden Stunden ihr Weisungen erteilt, sondern Johanna hat auch die Gabe des Hellsehens räumlich entfernter Dinge gehabt. Die strengste Quellenkritik gibt dies zu. Neuerdings haben bedeutende Ärzte ihre Aussagen vor den Richtern vom Standpunkte heutiger medizinischer Wissenschaft aus geprüft und haben ganz bestimmte Formen der sogenannten Hypnose in den Zuständen der wunderbaren Jungfrau wiedererkannt. Schiller hat diese Seite ihres Wesens in sein Drama hinübergenommen; aber er hat sie geflissentlich aus dem Bereiche psychologischer Anomalien herausgehoben und mit vollem Bewußtsein in das des Wunders gesetzt. Dem gewöhnlichen Menschenverstande sind die Handlungen der Jungfrau und ihr Wesen unerklärlich, und diese Unerklärlichkeit hat der Dichter aufrecht erhalten. Aber er hat, wenn er Johannas Erscheinung über die gewöhnliche Verständlichkeit emporhob, doch dafür gesorgt, daß sie eine höhere, innere Wahrheit in sich trage. Er will Johanna verstanden

wissen aus der Umgebung und der Zeit. Man vergegenwärtige sich die Lage Frankreichs. Alles scheint verloren; der König und seine Großen haben jede Hoffnung aufgegeben; ein Zustand mutloser, stumpfer Ergebung in das Unvermeidliche lähmt jede Entschließungsfähigkeit; und diese in den obersten Schichten herrschende Fassungslosigkeit greift nach unten um sich. In solcher Zeit und solcher Lage kann nur ein Wunder Rettung bringen, und der selbstlose, wagemutige Idealismus erscheint der mattherzigen Welt schon an und für sich als ein Wunder. Dazu kommen die Vorstellungen des Mittelalters; ein mystischer Zug ging durch die Welt, und Schiller hat mit deutlicher Absicht diesen mystischen Zug in der Umgebung Johannas hervortreten lassen, er mag uns in den Gesprächen der Bauern von Dom Remy als finsterer Aberglaube erscheinen oder als belebender Glaube in Agnes Sorels durch nichts Äußeres begründetem Vertrauen auf Karls Sendung. Johanna selbst ist aus den mittelalterlichen Vorstellungen erwachsen, und in ihnen wiederum findet sie die Bedingungen ihrer gewaltigen Wirkung.

Dies alles aber würde dem Stück doch ein fast nur kulturgeschichtliches Interesse verleihen: wie kommt es, daß es gleich bei der ersten Aufführung den modernen Menschen ans Herz griff, daß es noch auf uns so hinreißende Wirkung übt? Weil alle die mystischen Antriebe und Erscheinungen doch nicht die Hauptsache ausmachen, sondern weil die Jungfrau von Orleans in einem großen, jeder Zeit und jedem Geschlechte verständlichen patriotischen Enthusiasmus lebt.

,Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist ums Vaterland?'

Man fühlt überall durch, daß Schiller mit seinem Herzen an dieser Gestalt hängt; er hat es selbst ausgesprochen: ,Schon der Stoff hält mich warm, ich bin mit ganzem Herzen dabei, und es fließt auch mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke' (An Körner, 5. Januar 1801). Johanna ist eine Gestalt voll hochfliegenden Idealismus, nicht beengt und gefesselt von den Banden ängstlicher Erwägung, irdischer Rücksichten. Das Wunder, das sich im letzten Akte vollzieht, die Zerreißung der centnerschweren Ketten, hat symbolische Bedeutung für das ganze Wesen der Jungfrau.

Dieser Idealismus, der über die Welt hinausdeutet, entsprang — und das kann zum Verständnis des Stückes und des Dichters gar nicht genug hervorgehoben werden — Schillers innerster Natur und einer gerade damals ihn beseelenden Absicht. Die ganze Tragödie sollte ein Schlag sein gegen den Geschmack der Zeit, sie steht in derselben Linie mit den Briefen über ästhetische Erziehung und mit den Xenien. Der platte Rationalismus, die Alltäglichkeit sollte überwunden werden; gerade darum wählte Schiller schon eine Gestalt, an der jener Rationalismus sein Meisterbubenstück verübt hatte. Voltaire hatte sie in seiner Pucelle der Lächerlichkeit preisgegeben; was der Schwung einer außerordentlichen Seele gewesen war, hatte er als Dummheit, Bigotterie, Heuchelei dargestellt. Und so, wie er es mit Johanna Darc gemacht hatte, machten es in Deutschland Dutzende von seichten Dichtern mit allem, was über ihren Verstand und über die Grenzen

ihres Maßes hinausragte. Die ‚Platitüde', die Goethe und Schiller einst in den Xenien bekämpft und verspottet hatten, sollte nun durch ein großes, begeisterndes Werk aus den Seelen der Zeitgenossen herausgerissen werden. Eine Schöpfung des Herzens sollte den Kreaturen des gemeinen Verstandes gegenübertreten. Man lese die schönen Stanzen, die Schiller ‚Das Mädchen von Orleans' überschrieb und gegen Voltaires Entheiligung des Erhabenen richtete, und man wird verstehen, was der Dichter mit diesem seinen Trauerspiel gewollt hat:

‚Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Hoheit rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.'

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

So hat Schiller die Gestalt der Jungfrau aus der ‚gemeinen Deutlichkeit der Dinge' herausgehoben und sie umwoben mit dem Schimmer des Außerordentlichen; er wollte seine Hörer und Leser mitreißen zu den Höhen, auf denen das Ideal lebt: er wollte einer mattherzigen Welt den Spiegel vorhalten, aus dem ihr das Große und Schöne in verklärter Form entgegentrat.

Aber indem er die Gesetze der Natur durchbrach, achtete er um so sorgfältiger die Gesetze der Kunst. Er schaltete frei mit Ort und Zeit, er trug kein Bedenken, häufigen Scenenwechsel einzuführen, er wandelte, in der Montgomeryscene, mit sicherem Fuß auf der feinen Grenze der dramatischen und epischen Kunst, er gewährte der rein lyrischen Äußerung einen breiteren Platz, als mancher andere Dramatiker zu thun gewagt haben würde, aber in dem einen Punkte, auf den alles ankam, in der psychologischen Begründung und Entwickelung, verfuhr er mit der keuschen Strenge, mit der gesammelten Folgerichtigkeit des großen Künstlers. All die Wunder, scheinbare und wirkliche, die in diesem Schauspiele geschehen, nirgends treten sie in eine Lücke ein, die etwa die psychologische Entwickelung gelassen hätte und die ihre Hilfe notwendig machte. Selbst da, wo es so scheint, in dem Augenblick, da der schwarze Ritter vor ihr steht, ist doch die Wundererscheinung nur ein Reflex dessen, was in der Seele Johannas, ihr selbst noch unbewußt, vor sich geht.

Überschaut man den Gang der Handlung vom Anfang bis zum Ende, so erstaunt man, wie vollständig das ganze Interesse von der Jungfrau in Anspruch genommen wird; gegen diese Sammlung aller Beleuchtung auf das eine Haupt tritt sogar die Rolle, die Maria Stuart oder die Wallenstein spielte, zurück. Alles dient nur der Titelheldin. Es ist, als ob König und Große, England und Frankreich, Krieg und Schlacht nur da wären, um der seelischen Entwickelung dieses außerordentlichen Mädchens Anstoß oder Hemmnis zu sein. Wir werden unwillkürlich an die Geschlossenheit der Sophokleischen Stücke erinnert, an Antigone,

Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott.
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Hoheit rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewgen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz! du wirst unsterblich leben.

(Nach eigner photographischer Aufnahme der Urschrift im Körner-Museum zu Dresden.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



an Ödipus, an Aias. Alles gruppiert sich um Johanna, die Bewohner des Heimatdorfes, der französische Hof und die englische Ritterschaft, in der nur der einzige Talbot ein etwas selbständigeres Interesse in Anspruch nimmt, obgleich auch er mittelbar, durch den Gegensatz seiner Weltanschauung, der Kennzeichnung Johannas dient.

Das Problem ist dieses: einen Menschen, der großer überirdischer Sendung gewürdigt ist, dessen ganzes Wesen von dem Bewußtsein dieser Sendung erfüllt ist, im Kampfe zu zeigen mit dem mächtigsten Antrieb irdischer Art, der auf dem Grunde der Seele lauert; das alte Problem vom Wollen und Vollbringen, vom Wissen und Handeln. Die ganze Ideenwelt des Stückes aber schwebt hoch über allem Gewöhnlichen: selbst die Liebe, deren Recht der Dichter doch so oft vertreten hatte, erscheint unheilig, sündhaft gegenüber einer Sendung, deren Voraussetzungen nicht mehr in reiner Menschlichkeit liegen. So sind die Empfindungen, die dieses Stück durchziehen, ungewöhnlich fein und zart und dienen deutlich dem Zweck des Dichters, den Hörer in eine sittlich-ästhetische Sphäre zu heben, die ihm fremd war, aber erhaben erscheinen mußte.

Man pflegt kein sonderliches Gewicht auf den patriotischen Enthusiasmus zu legen, der durch die Jungfrau von Orleans geht; uns scheint gerade dies von außerordentlicher Bedeutung zu sein. Bisher haben wir nie Gelegenheit gehabt, diesen Zug bei Schiller wahrzunehmen. Seine Zeit und seine frühere Entwickelung konnten in ihm nur den kosmopolitischen Sinn erzeugt haben, der den bedeutenderen Geistern der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen war. An manchen Stellen seiner Briefe, seiner philosophischen und historischen Schriften hatte er ausgesprochen, daß ihm der Patriotismus als eine traurige Beschränktheit, ja eine Art Verbrechen an der Menschheit erscheine. Im ‚Wallenstein‘ klingt dieses Weltbürgertum noch ganz deutlich an, und die wenigen Stellen, wo plötzlich den Haupthelden etwas wie deutsches, nationales Gefühl überkommt, scheinen unvermittelt und fast unglaublich. Auch in Maria Stuart, obgleich ohne Zweifel ein nationales Moment stark hervortritt, scheint doch des Dichters Sympathie ihm nicht zu gehören; Shrewsbury, der Träger einer durch Erfahrung, Alter, Nachdenken erworbenen höheren Weisheit, stellt den ‚Verein der menschlichen Geschlechter‘ der beschränkten Meinung eines einzigen Volkes geflissentlich gegenüber. Doch ist in jener Zeit schon eine gewisse Wandlung in Schiller vorgegangen. In der Glocke, an berühmter Stelle, wird der Trieb zum Vaterlande das ‚teuerste der Bande‘ genannt; ein deutliches Bewußtsein nationalen Wertes wenigstens auf geistigem Gebiete geht durch die von uns erwähnten Stanzen an Goethe bei der Aufführung des Mahomet; aus derselben Zeit stammen die stolzen Strophen ‚Die deutsche Muse‘; und in dem Nachlaß haben sich einzelne losgerissene Gedanken, Verse, prosaische vorläufige Niederschriften erhalten, aus denen eine hohe Meinung von der Zukunft deutschen Namens uns entgegenklingt. Mehreremal hat Schiller nach einem nationalen Stoffe gesucht; wir entsinnen uns, daß er den größten Deutschen jenes Jahrhunderts, Friedrich den Großen, zum Gegenstande einer epischen Dichtung hat machen wollen; aber eine Verkörperung der deutschen Nation war doch auch dieser König nicht; nach einer solchen Verkörperung suchte man über-

haupt damals vergebens. Weder Goethe noch Schiller haben sich dem vielen Trefflichen verschlossen, daß den Deutschen vor andern Völkern auszeichnet; die Gestalt Hermanns, besonders die Scene unter dem Birnbaum, ist für jenen ein deutlicher Beweis. Eine sittliche Größe, meinte Schiller, wohne in dem Charakter der deutschen Nation, und diese Größe sei von politischen Schicksalen unabhängig. Aber das war der Jammer: woran sollte sich damals deutscher Patriotismus klammern? Soweit das Auge reichte, war nichts zu sehen als Schwäche und Kleinlichkeit unter den Fürsten, Abwendung und Resignation in den gebildeten Ständen. Die Jahre 1795—1801 hatten für das deutsche Reich Thatsachen gebracht, die jeden mit trüber Voraussicht erfüllen mußten: ein gewaltiger Heerführer, dem Wallenstein gleichend, im Aufsteigen; ein Zustand drohend, in dem auf lange Jahre der Lärm der Waffen alle Menschlichkeit verscheuchen würde; überall Bangigkeit und Zagen, kein Mut, kein Aufschwung, keine Erhebung — wenigstens niemand, der es vermocht hätte, den Mut, den Aufschwung, die ‚sittliche Größe des deutschen Charakters‘ zu wecken



Titelkupfer des Kalenders auf 1802 mit dem ersten Druck der ‚Jungfrau von Orleans‘.
Nach einem Originaldruck.

In solcher Tage Mattigkeit und Dunkel war Schillers Jungfrau eine kräftigende, eine aufhellende Erscheinung. Wohl war sie Französin; aber ihre patriotische Begeisterung redete eine Sprache, die überall verstanden wurde und überall Wiederhall fand, war sie doch die Sprache eines der besten Söhne der deutschen Erde. Das Volk hörte in dem Dichterwort ein Wort der Weissagung; es ahnte, daß nur dieselben Gefühle auch einst Deutschland retten konnten, die Gefühle, die sich ein Jahrzehnt später zu dem Wahlspruch verdichten sollten, der den Inhalt von Johannas Thun bildete: ‚Mit Gott für König und Vaterland‘. Religiosität und Patriotismus, eins ins andere, eins durchs andere, hat die deutsche Erde von den fränkischen, wie einst die fränkische von den britischen Eindringlingen gesäubert.

So hat Schillers ‚romantische‘ Tragödie durch Kunstform und Ideengehalt die Herzen des deutschen Volkes erobert und ist bald sein köstlicher Besitz geworden. Freilich, nicht in dem Hause, in dem einst Wallenstein und Maria zuerst erschienen waren, sollte auch Johanna zum erstenmale über die Bühne schreiten. Karl August hatte mit einem gewissen Befremden, ja mit Sorge vernommen, daß Schiller eine historische Persönlichkeit behandelte, auf der seit

Voltaires dreistem Gedichte für alle, die wie Karl August noch in französischer Bildung wurzelten, der Fluch der Lächerlichkeit lastete. Dies Befremden war dann wohl geschwunden, als er das Manuskript gelesen hatte, und er spendete in reichlichem Maße Ausdrücke der Bewunderung für den Dichter, der allem Vorurteil zum Trotz so Herrliches geschaffen hatte. Aber er riet von der Aufführung ab; es waren Gründe persönlichster Art, auf deren nähere Auseinandersetzung wir hier nicht eingehen wollen, da sie seinen privaten Verhältnissen angehören. Außerdem machte er Bedenken geltend, die durch die scenischen Erfordernisse des Stückes und die scenische Leistungsfähigkeit des weimarischen Theaters begründet waren, und Schiller selbst scheinen diese Bedenken so einleuchtend gewesen zu sein, daß er einen Augenblick nicht nur für Weimar, sondern überhaupt für jede Bühne auf eine Aufführung verzichten zu wollen schien. Aber er blieb nicht lange bei diesem Vorsatz. Wenn irgend eins, so gehörte dieses Stück auf die Bühne. Der Stadt Leipzig wurde die Ehre, die erste Aufführung der ‚Jungfrau von Orleans‘ zu sehen, und die größere, Friedrich Schiller im Theater begrüßen zu dürfen.

KALENDER

AUF DAS JAHR 1802

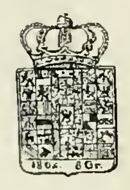
DIE

JUNGFRAU VON ORLEANS.

EINE ROMANTISCHE TRAGÖDIE

VON

SCHILLER.



BERLIN.

BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER

Titelblatt des ersten Drucks der ‚Jungfrau von Orleans.‘
Nach einem Originaldruck.

Anfang August reiste Schiller mit Lotte und Karoline nach Dresden. Es war lange her, daß er den geliebten Freund gesehen hatte. Eigentlich hatte er zunächst auf einige Wochen nach Dobberan fahren wollen, zum Genuß der Seeluft und des Seebades, um von dort über Berlin nach Dresden zu fahren. Aber es war zu spät geworden; er gab den größeren Plan auf und eilte ohne Umweg in die sächsische Hauptstadt. Es war ein schönes Wiedersehen. Was war alles in den neun Jahren geschehen, die zwischen seinem letzten Aufenthalt und heute lagen. Wie unendlich hatte sich der Kreis seiner Thätigkeit, seiner Einsicht, seiner Beziehungen erweitert! Dem Freunde aber war er der alte geblieben, wie dieser ihm. In traulichem Gespräch gingen ihm die Tage dahin, Vergangenheit und Zukunft flossen lieblich ineinander. Dichterische Erfolge und Pläne wurden besprochen, und dazwischen mischte sich wohl manch heitere Erinnerung an jugendliche Thorheiten, von denen die lustigen Elbufer zu erzählen

wußten, das grüne Loschwitz und die große Stadt, und wie ein Schiffer aus sicherem Hafen des gefahrvollen Sturmes gedenkt, so gedachte der Hofrat Schiller alter Erlebnisse: Gustel von Blasewitz und Henriette von Arnim tauchten wie leichte Schatten aus der Vergessenheit empor.

Mitte September ging es heimwärts. Körner, Minna und Dora begleiteten die Freunde nach Leipzig. Nun kam ein freudiger Tag: am 17. September spielte man im Theater am Ranstädter Thor die 'Jungfrau von Orleans'. Schiller war zugegen. Ganz Leipzig wußte es. Das Haus war bis auf den letzten Winkel gefüllt. Schon nach dem ersten Aufzuge erhob sich ein wahrer Tumult des Beifalls; dann lösten sich Rufe los: 'Es lebe Friedrich Schiller!' und die ganze Menge griff den Ruf auf, Trompeten und Pauken fielen ein. Schiller trat an den Rand seiner etwas zurückliegenden und daher dunklen Loge und verneigte sich. Nicht alle hatten ihn erblicken können. Kaum war das Stück beendet, da strömte das Volk hinaus und füllte den breiten Platz vor dem Schauspielhause und erwartete den Dichter. Er trat hinaus. Alles wich ehrerbietig zurück, eine Gasse bildete sich, alle Häupter entblößten sich, und Schiller schritt durch die Menge. Wenn er vorbei war, dann hoben Väter ihre Kinder empor und flüsterten ihnen zu: 'Seht, das ist er.' — 'Das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird,' fügt Schillers Mutter hinzu, nachdem sie ihrer Luise das Ereignis erzählt hat.

Wir fühlen es: der Ruhm ist entschieden, Schiller hat die Massen des Volkes ergriffen, er ist der Liebling der Nation geworden.

Nun hielt die Jungfrau ihren Siegeszug über die deutschen Bühnen. Am 26. Januar 1802 wurde sie in Dresden zum erstenmale aufgeführt in Anwesenheit des Kurfürsten. Die 'sehr unpoetische Natur' dieses Herrn, so berichtet Körner, 'wurde wirklich dadurch ergriffen. Er hat gegen jemand geäußert, es hätte noch kein Stück eine sensation aussi profonde auf ihn gemacht. Auch die Hofdamen waren ganz verliebt in die Jungfrau.' Der Zudrang zu den Wiederholungen war so groß, daß man 'auf allerlei Mittel raffinieren mußte einen Platz zu bekommen'. Am Neujahrstage 1802 wurde das neuerbaute Schauspielhaus in Berlin mit einer Vorstellung des Stückes eröffnet. 'Wenn Schiller,' so schreibt Zelter an Goethe, 'seine Jungfrau von Orleans jetzt sehen will, so muß er nach Berlin kommen. Die Pracht und der Aufwand ist mehr als kaiserlich; der vierte Akt (der Krönungszug) ist hier mit mehr denn achthundert Personen besetzt, und, Musik und alles andere mit inbegriffen, von so ellatanter Wirkung, daß das Auditorium jedesmal in Ekstase darüber gerät. Die Kathedrale mit der ganzen Dekoration, welche in einem langen Säulengange besteht, durch den der Zug in die Kirche geht, ist in gotischem Stil.' Wir wollen nicht unbemerkt lassen, daß Schiller den übertriebenen Pomp, der gerade mit dem Krönungszug getrieben wurde, nie gebilligt hat.

Nur kurze Augenblicke gab Schiller sich dem Hochgefühl eines großen nationalen Erfolges hin; dann trieb es ihn zu neuer Thätigkeit. Er sucht nach einem dramatischen Stoff; verschiedene Entwürfe ziehen an ihm vorüber. 'Warbeck' taucht wieder auf; daneben der Plan, Karl Augusts Wunsch nach drama-

Mit

wird

privilegirt

auf den

Die Ti

Mit gnädigster Erlaubniß
wird heute, Donnerstags den 17. Sept. 1801.
von den
Churfürstlich Sächsischen

privilegirten deutschen Schauspielern

auf dem Theater am Rannstädter Thore
aufgeführt:

Die Jungfrau von Orleans.

Ein romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen;
vom Herrn Hofrath Schiller.

Personen:

Karl der Siebente, König von Frankreich,	Herr Opitz.
Königin Isabeau, seine Mutter,	Mad. Schirmer.
Agnes Sorel, seine Geliebte,	Mad. Reinhard.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund,	Herr Haffner.
Graf Dünois, Bastard von Orleans,	Herr Schirmer.
La Hire, } Königliche Officiere,	Herr Millner.
Dû Chatel, }	Herr Sommerfeld.
Der Seneschal von Rheims,	Herr Henke.
Chatillon, ein Burgundischer Ritter,	Herr Bösenberg.
Raoul, ein Lothringischer Ritter,	Herr Zucker.
Talbot, Feldherr der Engländer,	Herr Ochsenheimer.
Lionel, englischer Anführer,	Herr Drewitz.
Thibaut von Arc, ein reicher Landmann,	Herr Christ.
Margot, }	Mlle. Koch.
Louison, } seine Töchter,	Mad. Ochsenheimer.
Johanna, }	Mad. Hartwig.
Etienne, }	Herr Schulz.
Claude Marie, } ihre Freier,	Herr Künzel.
Raimond, }	Herr Schröder.
Ein Edelknecht des Königs,	Mlle. Christ, die ältere.
Ein Köhler,	Herr Thering.
Sein Weib,	Mad. Henke.
Anet, ein Köhlerbursche,	Mlle. Christ, die jüngere.

Fastolf, englischer Offizier.
Montgomery, ein Walliser.
Ein englischer Herold.
Rathsherren von Orleans.
Bertrand, ein Landmann.
Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.
Mehrere französische, burgundische und englische Ritter.
Königliche Kronbediente.
Herolde.
Marschälle.
Magistratspersonen.
Hofleute.
Pagen.
Soldaten und Volk.

Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1430.

Die Preise sind wie gewöhnlich.

Der Anfang ist um 6 Uhr. Das Ende um 9 Uhr.

Theaterzettel zur ersten Aufführung der „Jungfrau von Orleans" in Leipzig.
Nach eigner photographischer Aufnahme eines Originaldrucks in der Stadtbibliothek zu Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

tischer Gestaltung der Thaten Bernhards von Weimar zu erfüllen. Aber keiner dieser beiden Pläne wurde ausgeführt. Es dauerte lange bis zur endgültigen Entscheidung. Andere Arbeiten und zerstreuende Anlässe des weimarischen Lebens traten dazwischen. Cotta hatte den Dichter nach dem Eingehen des Musenalmanachs um Beiträge für seinen ‚Damenkalender' gebeten, und für Schiller wurde dies ein Anlaß, wieder einen Schritt in die Balladenpoesie zu thun: er schickte ihm ‚Hero und Leander'.

Die epische Neigung war seit dem Balladenjahr nicht erloschen. Wir erwähnten zuletzt den ‚Gang nach dem Eisenhammer'. Zwischen ihm und ‚Hero und Leander' liegen zwei glänzende Erscheinungen: ‚Der Kampf mit dem Drachen' und ‚Die Bürgschaft'. Beide gehören dem Jahre 1798 an; mitten in dem Ringen mit dem ‚Wallenstein' entstanden sie, in wenigen Tagen empfangen und vollendet. Man merkt beiden Gedichten an, daß eine dramatische Stimmung ihren Verfasser beherrschte. ‚Der Kampf mit dem Drachen' trägt das Gepräge des Schauspiels; die eigentliche Handlung ist eine Gerichtsscene, voll bewegtesten Lebens; das ganze Volk nimmt daran teil; der Ritter selbst steht in dieser Verhandlung; die Erzählung vom Kampfe mit dem Ungeheuer bildet ihren Mittelpunkt. Mit atemloser Spannung, wie das Volk und die Ordensritter, folgt der Leser der Erzählung. Der ethische Inhalt aber der ganzen Dichtung, der Preis der Selbstbezwingung, klingt beruhigend und erhebend durch das wilde Brausen des erregten Volkes.

In anderm Sinne dramatisch ist ‚Die Bürgschaft'. Die zu Grunde liegende einfache Fabel des Hygin genügte dem Dichter nicht, er erfand die ‚retardierenden Momente', die Räuber, die Regengüsse, den glühenden Brand der Sonne, die beiden Wanderer, den Philostratus. Es verschlägt wenig, daß man in der Wirkung der Sonnenglut auf den vom Strom durchnäßten Phintias eine Unwahrscheinlichkeit gefunden hat: die Kunst des Dichters hebt uns darüber hinweg, und die Lust, mit der ein deutsches Jugendgeschlecht nach dem andern sich in das herrliche Gedicht versenkt, die Begeisterung, mit der das glänzende Bild der Treue alle erfüllt, läßt uns jenen Tadel wie die vermeintliche Unwahrscheinlichkeit des Schlusses leicht vergessen.

In ‚Hero und Leander' pulst dieses dramatische Leben nicht; Schiller schlägt wieder den Ton ruhiger Erzählung an, und unmerklich geht er sogar in den lyrischen Ton über. Die Stoffwahl gebot es so: denn was da vorgeht, gewinnt seine Bedeutung erst durch die Empfindungen Heros, etwa wie in Geibels ‚Nausikaa'. Es ist die alte Mär von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten. Ein großer Dramatiker hat diesen Stoff zu einem wundervollen Trauerspiel verwertet: aber auch hier fühlen wir, daß die lyrische Stimmung vorherrscht, so vorherrscht, daß sie sich sogar in dem Titel wiederspiegelt: ‚Des Meeres und der Liebe Wellen'.

Am ersten dürfen wir dieser Ballade die verwandte ‚Kassandra' (1802) anfügen. Auch hier ist das Geschehnis nur Hintergrund; die Stimmung des tief unglücklichen Weibes wirft über das ganze Gedicht einen durchaus lyrischen Schimmer. Die ergreifenden Töne der Frauenklage hat Schiller stets gern und

meisterhaft angeschlagen, wir gedenken neben Hero und Kassandra der suchenden Ceres und der klagenden Thekla.

Wenige Tage nur nahmen die Balladen in Anspruch; andere Arbeiten drängten. Die Sorge fürs Theater führte zu der Bearbeitung von Gozzis ‚Turandot‘, einem etwas steifleinenen Märchenspiel, dem Schiller so viel Leben einhauchte, als der Stoff zuließ: ganz besonderen Reiz erhielt das Stück durch die berühmten Rätsel, die Schiller aus eigener Erfindung schöpfte.

Häuslichkeit und Geselligkeit erhoben neben allem ihre regelmäßigen Ansprüche. Schiller erfüllte sie gern, soweit es die engen Grenzen zuließen, die ihm der immer schwankende Zustand seiner Gesundheit zog. Den hauptsächlichen Verkehr bildete natürlich Goethe. Immer mehr lebten sich die beiden Männer ineinander ein, immer unentbehrlicher wurden sie sich, immer herzlicher und fester gestalteten sich ihre rein menschlichen Beziehungen. Nicht überall in Weimar wurde dieses innige Zusammenleben und Zusammenhalten der beiden großen Dichter neidlos und mit reiner Freude angesehen. Hätten wir hier den Platz, ausführlicher das Leben und Treiben in der weimarischen Gesellschaft jener Tage zu schildern, so würden unsere Leser bald gewahr werden, daß es auch in jenen geistig hochstehenden Kreisen nicht an Kleinlichkeiten fehlte, daß Neid, Scheelsucht, Eifersucht, böswillige Nachrede selbst in der unmittelbaren Umgebung Schillers und Goethes und gegen sie ihr trauriges Spiel trieben. Ein Fall zeigt dies mit peinlicher Deutlichkeit; es war ein Versuch, die beiden Freunde zu trennen; mit fast teuflischer Schlauheit ging man zu Werke.

Gegen den Schluß des Jahres 1801 hatte Goethe eine Anzahl ‚harmonierender Freunde zu einem Klub oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage zusammenkommt und soupiert‘. ‚Es geht‘, so berichtet Schiller an Körner, ‚recht vergnügt dabei zu, obgleich die Gäste sehr heterogen sind; denn der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokuliert. Auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen, zu denen ich sonst bei meinen größeren Arbeiten niemals kommen würde.‘ In der That verdanken wir dieser Geselligkeit einige Lieder Schillers: ‚Die vier Weltalter‘, ‚An die Freunde‘, ‚Dem Erbprinzen von Weimar‘, ‚Die Gunst des Augenblicks‘. Regelmäßig kamen zu dem Kränzchen Schiller, Goethe, Lolo, Karoline, Wolzogen, Frau von Imhof, Goethes Freund Meyer, Gräfin Egloffstein und die lustige ‚Thusnelda‘, Fräulein von Göchhausen.

Dieses Kränzchen, die angesehenste und angeregteste Gesellschaft Weimars, sollte den Anlaß zu jener Intrigue bilden. Im Herbst des Jahres 1801 erschien in Weimar, wo er schon früher einige Zeit gelebt hatte, der bekannte Lust- und Rührspieldichter Kotzebue. Er war ein Mann von großen geselligen Gaben, dabei grenzenlos eitel, im übrigen ein dreister und seichter Geselle. Die Gunst des russischen Kaisers hatte ihm während eines längeren Aufenthaltes in Petersburg geschienen und seine Brust mit Orden bedeckt. Jetzt war sein äußerster Ehrgeiz, in der Weimarer Gesellschaft zu glänzen und sich auch als Dichter einen Platz neben den Größten zu erobern. Goethe und Schiller behandelten ihn sehr kühl und ließen ihn deutlich merken, daß sie nichts mit ihm zu schaffen

Hero und Leander

Ballade

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heilge Göttermacht
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebürge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Seite 1, 2 und 7 der Urschrift von „Hero und Leander".
(Auf der letzten freigebliebenen Seite 12 befindet sich die hier auf Seite 4 wiedergegebene handschriftliche Bemerkung von Minna Körner.)
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Besitz des Verlagsbuchhändlers Herrn Carl Geibel in Leipzig.

~~Auf Abydos~~ Dort auf Sestos Felsenthürmen,
Den mit ewgem Wogenstürmen
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach ~~den schönen~~ Abydos Küste schauend,
Wo der heiß Geliebte wohnt,
Ach zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labirinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden,
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprühnden Stiere
An den diamantnen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus,
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Plutos finstrem Haus.

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feurgen Gluten
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer

Der geliebte Wanderer sehn.
Und es säuselt und dröhnt von fern,
Finster kräuselt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weiter Fläche
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß,
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheure Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen
Öffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd, großer Zeus erbarme!
Ach! Was wagt ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeres ×
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle Meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eilger Flucht,
Alle Sturmerprobten Schiffe
~~[illegible]~~
Bergen sich in ~~der~~ sichrer ~~Hafen~~ Bucht."

× × ×

„Ach gewiß, der unverzagte
Unternahm das oft Gewagte,
Denn ihn trieb ein mächtger Gott.
Er gelobte mir beim Scheiden,
Bei der Liebe heilgen Eiden,
Ihn entbindet nur der Tod.
Ach! in diesem Augenblick
Ringt er mit der Stürme Wuth,
Und hinab in ihre Schlünde
Reißt ihn die empörte Fluth."

Schiller sendete jede neue Arbeit von sich, an Körner zur Beurtheilung, schrieb sie eigenhändig, und setzte daher seinen Nahmen nicht darunter.

verwittwete Staats Räthin Körner

Berlin
d 14 Januar
1836.

haben wollten. Aber das focht ihn wenig an. Er machte trotzdem Versuche, in das Mittwochskränzchen aufgenommen und damit, wie Goethe sich scherzhaft ausdrückte, auch ‚an dem geistlichen Hofe von Japan‘ hoffähig zu werden. Seine äußerliche Glätte und Gewandtheit brachten es fertig, einige Damen des Kränzchens, darunter die Gräfin Egloffstein, für sich zu gewinnen. Kaum merkte Goethe die Absicht, da ließ er einen Absatz in die Satzungen aufnehmen, nach dem nur der eintreten könne, der alle Stimmen der Mitglieder auf sich vereinige. Alle Versuche der Damen, Goethe umzustimmen, mißlangen; er meinte, man solle lieber das Kränzchen auflösen, als den Gesetzen untreu werden.

Nun versuchte Kotzebue, an Goethe seinen Zorn auszulassen. Er ersann eine nicht ungeschickte Intrigue. Goethe sollte geärgert werden durch eine Apotheose Schillers. Am 5. März 1802 sollte im weimarischen Rathaussaale eine öffentliche Aufführung stattfinden, bei der einzelne Scenen aus Schillers Dramen dargestellt und dann ‚die Glocke‘ gesprochen werden sollte. Man verfertigte eine Glocke aus Pappe; sie sollte am Ende vom Meister (dessen Rolle Kotzebue selbst zu spielen gedachte) zerschlagen werden, und unter der zerschlagenen Form sollte dann Schillers Büste von Dannecker sichtbar und ihr ein Lorbeerkranz aufgesetzt werden. An Mitwirkenden aus der besten Gesellschaft war kein Mangel, denn man durchschaute nicht allenthalben Kotzebues Absicht.

Schillers Feinfühligkeit entging der tiefere Zweck nicht, und doch gelang es ihm nicht, das ganze Unternehmen schon in den Anfängen zu ersticken.

Der große Tag nahte heran. ‚Ich werde mich wohl krank schreiben‘, hatte Schiller kurz vorher zu Goethe gesagt. Alles war fertig, Kostüme, Glocke, Scene. Nur zwei Hauptsachen fehlten noch, die Büste Schillers und die Genehmigung zur Benutzung des Rathaussaales, doch zweifelte man nicht, beide unbeanstandet zu erhalten. Aber die Rechnung war ohne den Wirt gemacht: man schrieb an die Bibliotheksdirektion und bat um die Büste. Sie wurde abgeschlagen. Man habe noch nie eine Büste unbeschädigt zurückerhalten; überdies sei es zweifelhaft, ob Schiller sich durch die Glocke von Pappe so geehrt fühlen werde, wie man anzunehmen scheine. Das war ein Schlag; ein zweiter folgte. Der Bürgermeister lehnte die Benutzung des Rathaussaales ab! Man habe diesen Saal eben erst neu dielen und ausschmücken lassen und könne ihn zu einem solchen Unternehmen nun nicht hergeben. So fiel die ganze Sache ins Wasser. Schiller aber atmete auf. ‚Der 5. März,‘ schrieb er launig, ‚ist mir glücklicher vorübergegangen als dem Caesar der 15‘. Beide, Goethe und Schiller thaten, als ob nichts vorgefallen wäre, verkehrten tagaus tagein miteinander, in Gespräch und Brief mit höheren Dingen beschäftigt, als mit solchen Kleinigkeiten. Kotzebue war außer sich, und seine Stimmung wird sich nicht gebessert haben, als einige Tage später ein boshafter Theaterzettel die Aufführung von Kotzebues Lustspiel ‚Üble Laune‘ ankündigte, und als er hörte, daß der unzugängliche Bürgermeister vom Herzog den Ratstitel erhalten hatte! Er fuhr fort, im geheimen gegen Goethe zu hetzen, und hatte wenigstens die Freude, daß das Mittwochskränzchen aufhörte und daß im Mai 1802 das Publikum eine von Goethe mit allerdings unvorsichtigem Eifer betriebene Aufführung von

Friedrich Schlegels schwachem Stück ‚Alarcos‘ in etwas ungezogener Weise ablehnte.

Die Kotzebuesche Angelegenheit hatte gezeigt, daß Goethe gegen Bosheit, Schiller gegen Schmeichelei gewappnet, daß beide der Kleinlichkeit unzugänglich waren. Immerhin mochten solche Vorkommnisse verdrießlich sein.

Es gab glücklicherweise für Schiller damals auch erfreulichere Dinge. Wir erinnern uns, daß er sich in Jena den langgehegten Wunsch, auf eigenem Grund und Boden zu hausen, hatte erfüllen können. In Weimar dagegen war er zunächst wieder in eine Wirtswohnung gezogen. Nun bot sich ihm im Jahre 1802



Das Schillerhaus in Weimar.
Nach einer Lithographie von F. Goetz etwa aus dem Jahre 1808.

wieder die Gelegenheit, ein eigenes Haus zu erwerben. Der Engländer Mellish, ein Verehrer Schillers, der Übersetzer der ‚Maria Stuart‘, zog damals von Weimar weg und bot ihm sein an der Esplanade gelegenes Haus zum Kauf an. Schiller schlug ein. Es ist das sogenannte Schillerhaus, heute von den modernen Häusern durch seine fast ärmliche Einfachheit abstechend, damals ein gutes Bürgerhaus. Es hat zwei Stockwerke; unten wohnte die Familie, im zweiten Stock liegt neben dem Entree ein größeres Zimmer, in dem die Gäste empfangen wurden, daneben das Arbeitszimmer, auch nach der Straße zu, nach hinten hinaus ein kleines Stübchen, das in den ersten Jahren als Schlafzimmer diente, bis in den Tagen der schweren Krankheit das Bett ins Arbeitszimmer gerückt wurde an die Stelle, wo es noch heute steht. Am 29. April zog Schiller mit Lotte und den drei Kindern in das neue Haus — ein schmerzliches Zusammentreffen, es war derselbe Tag, an dem in der fernen Heimat die geliebte

Hochgebohrner Reichsgraf,
Hochgeschätzter Herr Gesandter und Minister!

Von Ew: Excellenz freundschaftlichen Gesinnungen halte ich mich versichert, daß Dieselben die Freyheit, die ich mir in gegenwärti-ger Zuschrift nehme, gefälligst beurtheilen werden.

Seit einigen Jahren hält sich der bekannte Gelehrte, und Schrift-steller, Friedrich Schiller, Herzoglich Sächsischer Hofrath, hier auf, ein Mann, dem ich wegen seiner in ganz Deutschland genießenden Re-putation, anerkannten Gelehrsamkeit und schönen dichterischen Ta-lente, auch sonst in verschiedenen auf die Societät in welcher er lebt, sich beziehenden Rücksichten eine persönliche Ehren-Auszeichnung gönnen möchte.

Er ist von ehrsamen Herkommen, sein Vater war Offizier in Herzogl: Würtembergischen Diensten, seine Ehegattin ist aus einem guten Adelichen Hauße, er lebt mit Anstand und seine Sitten haben ihm eine allgemeine Achtung erworben.

Ich glaube, daß unter diesen Umständen mein Wunsch, daß Ihro Kayserliche Majestät allergnädigst geruhen möchten, denselben

Brief des Herzogs Karl August an den Grafen Stadion.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

in den Reichs Adelstand zu erheben, einer huldreichen Willfahrung nicht unwürdig wäre.

Ich bitte daher Ew: Excellenz angelegentlich, daß Sie mir die Gefälligkeit erzeigen, nach Dero Einsicht und Vermögenheit die Erreichung meines vorgelegten Wunsches bestens einzuleiten. und mich davon zu unterrichten, was mir zu dem Ende obliegen möchte.

Ich erkenne diese Ihre gütige Wirksamkeit für meine Wünsche mit ganz besonderem Dank und bin mit ausgezeichneter Hochschätzung

E. Excellenz

ergebenster Freund u. Diener.

Carl August H.

Weimar
den 2. Juny 1802.

Mutter die Augen zuthat, nachdem ihr letzter Gedanke ihr Fritz gewesen war. ‚Man kann sich nicht erwehren, von einer solchen Verflechtung der Schicksale schmerzlich angegriffen zu werden.‘

Wir wollen dieses Kapitel nicht schließen, ohne einer weiteren nicht unwichtigen Veränderung in Schillers Verhältnissen zu gedenken. Im Juni 1802 hatte sich Karl August an den Grafen Stadion gewendet mit der Bitte, die Erhebung Schillers in den Adelstand bei der kaiserlichen Regierung in Wien betreiben zu wollen. Der Geheime Rat Voigt verfaßte die ‚Personalien‘, die gleich darauf nach Wien abgingen und die folgendermaßen lauteten:

‚Johann Christoph Friedrich Schiller stammet von ächtdeutschen ehrsamen Voreltern ab. Sein Vater stand lange Jahre als Officier in Herzoglich Würtembergischen Diensten; er hat auch im siebenjährigen Kriege unter den deutschen Reichstruppen für die Kaiserin-Königin, gloriosen Andenkens, gefochten, und ist als Obristwachtmeister gestorben. Obbenannter sein Sohn erhielt in der Militärakademie zu Stuttgardt seine wissenschaftliche Bildung. Als er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden, hat er, besonders über Geschichte, mit allgemeinem und seltenem Beyfall Vorlesungen gehalten. Seine historischen Schriften sind in der gelehrten Welt mit eben dem ungetheilten Beyfall aufgenommen worden als die in den Umfang der schönen Wissenschaften gehörigen. Besonders haben seine vortrefflichen Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und des deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben; so daß er um das deutsche Vaterland und dessen Ruhm sich allerdings Verdienste erworben hat. Selbst das Ausland hat seine Talente hochgeschätzt, und mehrere ausländische gelehrte Gesellschaften haben ihn zum Ehren-Mitglied aufgenommen Seine Ehegattin ist eine gebohrene von Lengefeld und vom alten verdienstvollen Adel.‘



Schillers Adels-Wappen.

Schiller schrieb dem Geheimen Rat Voigt, als er von dem Inhalt dieses Briefes hörte, die launigen Worte: ‚Aufs schönste danke ich Ihnen, verehrtester Freund, für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir ertheilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualificierte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Ast der deutschen Sprache festzuhalten.‘

Der Wunsch Karl Augusts wurde in Wien bereitwilligst erfüllt. Am 7. September wurde das Adelsdiplom ausgefertigt, ein langes Schriftstück in wundervollem Curialstil. Schiller wurde ‚mit allen Leibeserben und derselben Erbeserben beiderley Geschlechts, in des heiligen römischen Reiches Adelstand gnädigst

erhoben, eingesetzt und gewürdigt, auch der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer adligen Personen dergestalt zugeeignet, zugefüget und verglichen, als ob sie von ihren vier Ahnen, väterlicher- und mütterlicher Seits, in solchem Stande hergekommen und gebohren wären'. Auch ein schön gemaltes Wappen wurde der Familie derer von Schiller zugesprochen.

So war der flüchtige Regimentsmedikus, der Citoyen der französischen Republik, nun Mitglied des Adels des heiligen römischen Reiches. Es versteht sich von selbst, daß Schiller an und für sich wenig Gewicht auf diese Form legte. ‚Sie werden wohl gelacht haben,' schreibt er an Humboldt, ‚da Sie von unserer Standeserhöhung hörten. Es war ein Einfall von unserem Herzog, und da er geschehen ist, so kann ich es mir um der Lolo und der Kinder wegen auch gefallen lassen.' Nur in diesen Beziehungen hatte die Adelsverleihung wirklichen Wert: Lolo hatte einst ihren Adel aufgegeben, als sie den bürgerlichen Hofrat Schiller heiratete, und Schiller freute sich, ihr nun den Adel wiedergeben zu können; nicht als ob die edle Frau an diesen Dingen gehangen hätte, aber es waren doch die gesellschaftlichen Anschauungen in der kleinen Residenz und besonders das althergebrachte Hofceremoniell so, daß die Bürgerlichen auf manche gesellschaftlichen Vorzüge der Adligen keinen Anspruch hatten; und daß der adlige Name den Kindern Vorteile bringen konnte, durfte der mittellose Vater so wenig geringschätzen, wie er damals ahnen konnte, daß der Name Schiller auch ohne die kleine Vorsatzsilbe den adelte, der ihn trug. ‚Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen.'

Schade nur, daß der Obristwachtmeister Schiller diese Ehre seines Sohnes nicht mehr erlebt hat: er würde seine helle Freude daran gehabt haben!



(Schillers Siegel. Nach Originalabdrücken überlieferter Petschafte Schillers im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.)



Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Häusliches und Persönliches. — Die Braut von Messina.

I.

Bevor wir Schiller weiter auf der glänzenden dichterischen Laufbahn verfolgen, wollen wir einen Blick in sein häusliches Leben werfen. Noch immer war er nicht des nächsten Tages Herr: die Tage völligen körperlichen Wohlgefühls waren selten. Eigentlich lebensgefährliche Anfälle seines Übels traten zwar in diesen Jahren nicht ein, aber das Übel selbst, die Erkrankung der Lunge, bestand und nahm seinen unabwendlichen Gang. Jeder Witterungsumschlag machte sich unangenehm bemerklich, Husten, Gliederschmerzen waren häufige unliebsame Gäste, und ein gelinder stechender Schmerz in der linken Seite schwand auch in guten Tagen nicht. Auch die Familie war nicht fest. Lolo hatte seit der schweren Krankheit vor der Übersiedelung nach Weimar mit manchen Beschwerden zu kämpfen und die Kinder litten sehr unter dem rauhen Klima und den mangelhaften Vorrichtungen der damaligen Wohnungen gegen Wind und Zug. Stoßseufzer wie: ‚Mein Haus ist ein Hustenlazarett' kehren öfters in dem Briefwechsel wieder.

So war Schiller zumeist auf das Haus angewiesen. Und er weilte gern darin. Die Gattin wußte es behaglich zu machen. Freilich, die Räume waren schmucklos, für unseren fortgeschrittenen Luxus sogar kahl und ungemütlich. Aber die Menschen jener Zeit waren einfacher, anspruchsloser: sie verstanden noch die große Kunst, das Behagen aus sich selbst zu schöpfen. Die Ausstattung der neuen Wohnung auf der Esplanade war noch einfacher, als es der heutige Zustand vermuten läßt. Der schöne Teppich und die Polstermöbel, Schenkungen späterer Zeit, zierten noch nicht den Salon. Einige gewöhnliche Stiche, drei farbige Drucke, südliche Landschaften darstellend, hingen an den Wänden. In dem Arbeitszimmer stand ein altes Spinett, an dem Lolo oft auf den Wunsch des Gatten niedersaß und einfache Lieder spielte und sang. Der Schreibtisch, an dem die unsterblichen Werke entstanden, kann nicht schmuckloser sein; es ist derselbe, den Schiller in der kargen jenaischen Zeit nicht ohne einige Gewissensbisse hatte anfertigen lassen. Die Fenster waren mit kurzen Vorhängen von roter Farbe versehen: Schiller behauptete, daß der rote Schein ihn beim Arbeiten anrege. Schränke, Kommoden, Stühle, alles war so einfach, daß heute eine Kleinbürgerfamilie sich kaum mit solchem Mobiliar begnügen würde.

Aber in diesen fast dürftigen Räumen herrschte ein hoher Geist. Nicht als ob Schiller und die Seinigen an jener damals viel verbreiteten Schöngeistigkeit Gefallen gefunden hätten, die die Dinge und Gedanken des gewöhnlichen Lebens geringschätzt und gehaltlos ist, weil sie Gehalt erkünstelt. In dem Schillerschen Hause ging es zu, wie es in einem deutschen Gelehrtenhause zugeht. Wenig Muße, viel Arbeit. Aber die Gegenstände und die geistige Bedeutung der Arbeit warfen ihren verklärenden Schein auch in die Mußestunden und in die Gespräche der Familie. Alles, was Schillers Wort berührte, auch das Alltägliche, wurde gehoben und veredelt. Er liebte den heiteren, sonnigen Scherz; aber man hörte ihn nie oder selten spotten. Sein Gespräch war lebhaft, er sprach schön, er bezauberte einfältige Herzen und bedeutende Geister gleichermaßen. Bescheiden ließ er dem andern das Wort und erfreute ihn, indem er das seine ungezwungen daran anschloß. Gästen war er der liebenswürdigste Wirt; in seinem äußeren Benehmen prägte sich eine wohlthuende Mischung ritterlicher Höflichkeit und herzlicher ungezwungener Freundlichkeit aus; jedem Fremden wurde bald in seiner Gesellschaft gemütlich zu Sinne. Ernestine Voß, die Gattin des Dichters der Luise, erzählt von ihrem ersten Besuch in Schillers Hause: „Liebenswürdige Herzlichkeit stimmte uns schon bei dem Aussteigen aus dem Wagen gemütlich, ich möchte sagen fast häuslich; er stand an der Hausthür und seine freundlich blasse Gestalt hatte etwas Rührendes. Mein Mann und ich hatten das Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein ganzes Herz aufschließen könne." Von Schillers Gespräch mit gleichstrebenden Männern entwirft Humboldt eine Schilderung: „Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber abends allein und meistenteils bis tief in die Nacht hinein. Er leitete von jedem Gegenstande aus die Gespräche zu einem allgemeinen Gesichtspunkte. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredens zu bedürfen und ließ ihn nie müßig werden. Sein Geist schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande, die Freiheit that aber dem Ganzen der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, welcher zu ihrem Endpunkte führen mußte, und brach die Unterredung nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab." Lassen wir über die Wirkung von Schillers Persönlichkeit noch einige Zeugen sprechen. Zunächst die eigene Gattin: „Es ist ebenso unmöglich, Schillers Bild zu entwerfen, als einen Naturgegenstand wie das Meer und den Rheinfall zu malen. Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geiste nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer, kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf alles in seinem Gemüt mit größerem Reichtum, als es andern erscheinen kann. Jedes Gespräch war fast eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde emporgetragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkte stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung: nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche

Anspruch war ihm zur Last. Es war, als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemütes bekannt sei, so konnte sein kräftiger Geist auch Hilfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen. Jahrtausende gehören dazu, einen Geist wie den seinigen zu wiederholen. — — — Goethe verstand ihn allein unter seinen Freunden in den hohen Momenten, davon war ich Zeuge. Wie glänzende Meteore gingen diese beiden Phänomene oft aneinander vorüber, und einer faßte die Flamme des andern auf, ohne sich zu zerstören. Schillers Geist stieg immer aus der tiefsten Tiefe mit Kraft aufwärts zum reinen Element, und deswegen wird kein solcher Mensch wieder erscheinen, den eine göttliche Kraft so belebte als ihn.'



Schiller.
Marmorbüste von Joh. Heinr. Dannecker in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Wir haben bisher nur ganz flüchtig von Schillers äußerer Erscheinung gesprochen. Die Bilder, die wir von ihm besitzen, geben allesamt keinen vollständigen Eindruck. Selbst das Antlitz ist uns nur mangelhaft überliefert. Das Bild von Ludovike Simanowiz soll nach dem Urteile ihm nahestehender Zeitgenossen das ähnlichste sein; die Danneckersche Büste gibt den geistigen Ausdruck am besten wieder. Karoline von Wolzogen berichtet: ‚Schiller war von großer, in richtigem Verhältnis gebauter Gestalt, von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie geblieben war, dazu besaß er die Freiheit des Geistes und das immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Äußern ausdrückte. Dies alles gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja machte sie sogar liebenswürdig. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas

starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust, der Leib war schmal; Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältnis. Seit Schillers letztem Krankheitsanfalle hatte seine physische Kraft abgenommen. Vorher war man gewohnt, die hohe Gestalt — er war der größte Mann in Weimar, sechs Fuß zwei Zoll hoch — mit der breiten Brust und dem stolz emporgerichteten Haupte festen militärischen Schritts einherwandeln zu sehen, wobei er den Stock mit der rechten Hand zu schwenken pflegte. Schillers Hände waren mehr stark als schön und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstechenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbrauen warf nur selten und im Gespräch belebt Lichtfunken; sonst schien derselbe in ruhigem Schauen mehr in das Innere gekehrt, als auf die äußeren Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf andere fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sei von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lange daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Übergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Rötliche. Die Hautfarbe war weiß, das Rot der Wangen zart. Er errötete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmutig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches. Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig; er legte auch keinen Wert darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der inneren Rührung seines Gemüts und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und das geschah früh, zuwider, die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf seine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet sein. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor allen gern, Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.‘

Fügen wir noch die Schilderung Charlottens hinzu: ‚Schiller hatte sehr blonde, hellgelbe Haare, ein blasses, weißes Gesicht und eine sehr zarte Haut, keine griechische Nase, keine aufgeworfenen Lippen; der Knochenbau des unteren Gesichtsteiles trat hervor. Es gab nicht leicht eine schönere Gestalt als die seinige. Edel und ernst war sein Anstand, man sah, daß er militärisch erzogen worden, an der Haltung seines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren: so war auch seine Erscheinung in der Welt und in der Gesellschaft. Nie war er verlegen und ängstlich, die Konvenienz drückte ihn nicht, weil sein Geist sich in jede Form fügen konnte. Nie wieder wird ein Gemüt erscheinen, das für die Menschen so viel Liebe und Wohlwollen in sich trug, ohne Furcht und Scheu vor ihnen zu haben.‘

Und da wir nun doch einmal Urteile der Zeitgenossen über die menschliche Art Schillers zusammenstellen, mögen noch einige folgen. Am 4. August 1805 schrieb die verwitwete Charlotte für ihre Kinder nieder: ‚Meine Liebe zu eurem Vater soll euch ein Bild entwerfen, denn niemand kannte ihn wie ich, kannte den ganzen Reichtum seines Herzens. Lernt von ihm euch selbst überwinden! Er war so oft leidend, und doch gewöhnte sich sein Geist, endlich über das körperliche Gefühl zu siegen. Immer thätig, strebte sein Geist rastlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Bestreben, sich zu vervollkommnen. Selbst seine vollendetste Arbeit genügte seinem Geiste oft nicht. Aber er verzagte auch nicht kleinlich mutlos an seiner Kraft. Es gab keinen Menschen, der, ohne stolz zu sein, so erhaben über das Urteil der Welt war.‘

Karoline sagt in ihrem Leben Schillers: ‚Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit



Schiller in römischer Tracht von Johann Friedrich August Tischbein.
Photographie des Ölgemäldes im Besitz des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm.

(Das Bild, der Familie Schiller vom Maler selbst überliefert, ist der Tradition nach nicht nach dem Leben gemalt, sondern nach Zeichnungen, die Tischbein von Schiller gemacht hatte.)

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens, Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugnis, das eigentliche Leben seines Geistes, der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemütern die Überzeugung zurückließ, wenige seien edler gewesen, wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt wie er.'

Und Goethe sagte am 11. September 1828 zu Eckermann: ‚Schillern war die Christustendenz eingeboren, daß er nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln. Er erschien immer im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur, er war so groß am Theetische, wie er im Staatsrate gewesen sein würde. Nichts genierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebte, ging immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein.'



Anne Louise Germaine de Staël-Holstein.
Nach dem Gemälde von F. P. Gérard. Unterschrift aus einem Briefe im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Im Anfang des Jahres 1804 weilte Frau von Staël, die berühmte französische Schriftstellerin, Verfasserin des sehr merkwürdigen Buches De l'Allemagne, in Weimar. Goethe und Schiller war die Anwesenheit ‚des gebildetsten und geistreichsten, aber auch beweglichsten, streitfertigsten und redseligsten weiblichen Wesens' sehr störend, und beide begegneten ihr nicht mit viel Sympathie. Gleichwohl faßte sie für Schiller eine große Verehrung; sie beurteilte ihn, den so ganz anders als sie selbst gearteten Deutschen, richtig und tief. Ihre Worte sind merkwürdig: ‚Ich sah Schiller zum erstenmale im Salon des Herzogs und der Herzogin von Weimar, in Gegenwart einer ebenso aufgeklärten als imponierenden Gesellschaft; er las das Französische sehr gut, hatte es aber nie gesprochen. Ich behauptete eifrig die Überlegenheit des französischen dramatischen Systems über alle anderen, er weigerte sich nicht, mich zu widerlegen, und ohne sich über die Schwierigkeit und Langsamkeit zu beunruhigen, mit welcher er sich im Französischen ausdrückte, ohne die Meinung der Zuhörer zu fürchten, welche der seinigen entgegengesetzt war, trieb ihn seine innere Überzeugung, zu reden. Ich bediente mich zuerst, um ihn zu widerlegen, französischer Waffen, der Lebhaftigkeit und des Scherzes; aber bald entdeckte ich in dem, was Schiller sagte, so viel Gedanken in dem Mangel der Wörter, ich staunte so über diese Einfachheit des Charakters, welche einen genialen Mann dazu trieb, sich in einen Kampf einzulassen, in dem die Worte seinen Gedanken fehlten, ich fand ihn so bescheiden und sorglos in dem, was nur seinen eigenen Erfolg betraf, so stolz in der Verteidigung dessen, was er für die Wahrheit hielt, daß ich ihm von diesem Augenblicke an eine bewundernde Freundschaft weihte.'

Und an einer früheren Stelle sagt sie: ‚Schiller war bewunderungswürdig sowohl durch seine Tugenden als auch durch seine Talente. Das Gewissen war seine Muse: man hat nicht nötig, diese aufzufordern, denn man hört sie immer, wenn man sie einmal betrachtet. Er liebte die Poesie, die dramatische Kunst, die Geschichte, die Litteratur um ihrer selbst willen. Wäre er entschlossen gewesen, seine Arbeiten nicht zu veröffentlichen, so würde er dieselbe Sorgfalt darauf verwendet haben . . . Schiller hat sich bei seinem Eintritte in die Welt Verirrungen der Phantasie zu schulden kommen lassen; aber mit der Kraft des Alters nahm er jene erhabene Reinheit an, welche aus dem großen Gedanken entsteht . . . Nie ließ er sich mit den schlechten Gefühlen in Unterhandlungen ein. Er lebte, er sprach, er handelte, als ob die Bösen nicht existierten, und wenn er sie in seinen Werken schilderte, so geschah es mit mehr Übertreibung und weniger Tiefe, als wenn er sie wirklich gekannt hätte. Die Bösen stellten sich seiner Einbildungskraft wie ein Hindernis, wie eine physische Geißel dar.

Schiller war der beste Freund, der beste Vater, der beste Gatte; keine gute Eigenschaft fehlte diesem sanften und friedlichen Charakter, welchen der Genius allein erregte. Die Liebe zur Freiheit, die Achtung vor den Frauen, der Enthusiasmus für die schönen Künste, die Anbetung der Gottheit lebten in seinem Geiste.‘

Aus dem häuslichen Leben Schillers ist uns mancherlei überliefert. Wir haben schon in einem früheren Kapitel einige Züge erzählt. Hier noch einer. Der Dichter Seume erzählt: ‚Schiller ist mir am liebenswürdigsten gewesen als Hausvater.‘ Einst habe er in Leipzig bei den Freunden geweilt, sei aber, von Unruhe um sein jüngstes Töchterchen — es ist Karoline gewesen — ergriffen, früher abgereist, als er geplant hatte. ‚Er eilte nach Weimar, und als ich einige Wochen nachher ihn besuchte, kam er mir im Vorhofe mit dem lieblichen Ideale von Mädchen auf dem Arm entgegen und sagte: Sehen Sie, das ist das kleine närrische Geschöpf, das mich nicht ruhig bei Ihnen lassen wollte. Die Kleine klammerte sich freundlich an seinen Nacken und rechtfertigte, was er sagte.‘ Ein überaus glückliches Familienleben umfing den großen Dichter: er hing an Weib und Kindern mit rührender Liebe. Mit den Kindern war er selbst Kind, und sonnige Freude geht durch die Briefe, in denen er den Freunden oder den Schwestern von den ‚kleinen Närrchen‘ berichtet.

Wir haben das Glück, einige schöne Aufzeichnungen aus den häuslichen Gesprächen Schillers zu besitzen. Im Frühjahr 1802 hielt sich im Hause des Dichters Charlottens Cousine Christiane von Wurmb auf, die spätere Gattin des Gymnasialdirektors Abeken in Osnabrück. Schiller erfreute sich an dem ernsten Sinn, dem hellen Verstande des jungen Mädchens und auch an ihrer schönen Stimme, zu deren Ausbildung sie nach Weimar gekommen war. Er liebte es mit ihr zu plaudern, und sie hat einzelne Teile dieser Gespräche, zumal die, in denen sich der Gedanke zu allgemeinen Wahrheiten erhob, aufgezeichnet. ‚Wie gehaltvoll,‘ sagt Karoline, die diese Niederschriften veröffentlicht hat, ‚seine tägliche Unterhaltung im häuslichen Zirkel war, wie er alles ihn Umgebende mit Geist und Herz ergriff, stellen folgende Blätter lichtvoll dar.‘ Wir können uns nicht versagen, unseren Lesern einige Stellen aus diesen Erinnerungen mitzuteilen:

Den 3. März, als ich von meiner Lektüre des Gibbon erzählen mußte.

Es macht einen ungeheuren Eindruck, wenn man einen Blick auf die Geschichte wirft; wo sich eine halbe Welt herumdrehete, wo Künste und Wissenschaften blühten, sucht der forschende Blick oft vergebens die Stelle, wo alles dieses vorging. Berühmtes Troja!

Weimar 7. Jan. 1803

Die gute Nachrichten von Deinem und
des guten Pathgens Befinden haben
mich auf das innigste erfreut liebste
Schwester. Möge alles noch seinen
guten Fortgang haben und die nächsten
Nachrichten recht erfreulich lauten.

Auch wir befinden uns in diesem
gelinden Winter ganz erträglich, die
Kinder und das Kleine besonders
am allerbesten. Ich wollte daß Du
die kleinen Närrchen sehen könntest,
sie würden Dir viele Freude machen.
Aber Du selbst wirst diese Freude jetzt
an Deinem eigenen Kinde reichlich emp-
finden und eine ganz neue Existenz
in den mütterlichen Sorgen und
Beschäftigungen kennen lernen.

Wer weiß ob wir dich dieses Jahr nicht

Brief Schillers an seine Schwester Luise Franckh vom 7. Januar 1803.
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

in deine Kinderstube einmal überraschen
denn es könnte kommen, daß ich mich einer
für eine Reise nach jenen Gegenden
machte, die mich dir auf einige Tagreisen
näher brächte, und dann würde ich dem
Wunsch schwer widerstehen können,
dich mit deinem lieben Mann zu be-
suchen. Schreibe uns doch bald und
bis dahin Gesundheit, so kann sich
vieles schicken und fügen.

Meine Lotte grüßt dich und deinen
lieben Schwager aufs freundschaftlichste
sie wird bald selbst schreiben.

Ich umarme dich von ganzem Herzen
Dein treuer Bruder
Sch.

Niemand kann nur noch einen einzigen Stein von dir entdecken. Bei einem solchen Überblick fühlt man sich so klein und nichtsbedeutend; und doch empfängt der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung; er fühlt eine unendliche Kraft, die auf dieser Sphäre keinen festen Ruhepunkt finden kann, sondern ins Unendliche flieht. —

Den 9. März, als ich ihm ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer und gehört ein Grad von Kultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es gibt Gemüter, die nie an diesen Stein des Anstoßes geraten; sie sind nicht zum tiefen Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Ist dagegen bei andern Naturen der erste jugendliche Traum verrauscht, wo alles in freundlichem Lichte erscheint, wo man alles umfassen möchte, wo man wähnt, alles, was da ist, sei um unsertwillen da — ist dieser süße Blick verschwunden, dann erscheint uns sogleich alles ernster; der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten, da sehen wir oft mit freiem Blick die trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, daß die Menschenliebe siege.

Den 14. März, als der kleine Ernst sich vor einem Hunde fürchtete und nicht ohne mich über die Straße gehen wollte.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Übel, was uns trifft, ist selten oder nie so schlimm als das, welches wir befürchteten. Das Tier hat hierin einen Vorzug. Der Ochse, welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag, als bis er trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit sollte der Mensch durch seinen klaren, hellen Verstand gelangen. Er sollte suchen, das Übel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

Am 16. März bei Tisch.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wieviel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären!

Den 16. März auf einem Spaziergange nach Ober-Weimar.

Ein frohes heiteres Gemüt ist die Quelle alles Edlen und Guten; das Größte und Schönste, was je geschah, floß aus einer solchen Stimmung. Kleine düstere Seelen, die nur die Vergangenheit betrauern und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heitigsten Momente des Lebens zu fassen, zu genießen und zu wirken, wie sie sollten. Erinnerung scheint ihnen nicht süß und die Zukunft nicht tröstend.

Den 21. März, als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jagemann singen zu können.

Man sollte beinahe behaupten, daß Neid der menschlichen Natur eigen sei, doch versteht sich, nicht jener gemeine, niedrige, welcher so tief herabwürdigt. Schon die Bewunderung einer Kunst, eines Talents, oder was es sei, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich, es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel, die menschlichen Kräfte zu einer gewissen Vollkommenheit zu erheben.

Am 22. März beim Souper, über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höheren Stufe würde der Mensch schon stehen, wenn alle vereinten Kräfte einen Zweck hätten, wenn nicht so viel verschiedenes Interesse sie trennte. Wie

hoch könnte Kunst und Wissenschaft gestiegen sein, würde sie nicht oft durch Sklavenseelen um Geld und Kunst feilgeboten!

Den 24. März.

Es ist nicht zu berechnen, welchen Vorteil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimmt, eine Stunde des Tags unsere Gedanken mit einiger Aufmerksamkeit auf unser Herz, unsere Kräfte, Schwächen und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kenntnis von unserem Innern, dann ist ein erster, ja beinahe der schwerste Schritt zur Vervollkommnung geschehen.

Den 25. März, als ich Thee einschenkte.

Wie selten benutzen und ergreifen die Menschen aus Leichtsinn die köstlichsten Augenblicke mit voller, heißer Seele, die nur einmal kommen und unbenützt einen tiefen Stachel in die Seele drücken.

Den 26. März beim Thee.

Man sollte so früh als möglich junge Leute gewöhnen, ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen; denn diese Mitteilung ist eine Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Mitteilung macht unsere oft geahnten Gefühle hell, deutlich und allgemein. Wir gewöhnen uns früh, zu reden und zu hören; unsere Ideen entwickeln sich schneller, unser Urteil wird sicherer, und wir gewöhnen uns schnell, das große Ganze eines Gegenstandes mit voller Seele zu umfassen.

Den 27. März.

Der Mensch ist immer schätzenswert, der einen bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

Den 3. April, als ich mich fürchtete in Rudolstadt zu singen.

Ernster, guter Wille ist eine große, die schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höhern, unsichtbaren Hand. Nur die Absicht gibt dem Aufwande von Kräften Wert. Und so erheben wir uns über Lob und Tadel der Menschen.

Den 4. April.

Es gibt Menschen, die immer studieren, immer lernen und im Grunde auch viele Kenntnisse haben; aber sie liegen in einen dunkeln Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das Eingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wissen erst Wert bekömmt.

Den 5. April.

Daß feste Grundsätze und Tugend unter dem Menschen wirklich und kein Traum seien, beweist der Umstand, daß so viele alle Kräfte aufbieten, uns, wenn auch nur durch den Schein derselben, zu blenden.

Den 6. April.

Wenn sich die Menschen nur die Mühe nehmen wollten, nur erst alles Schlechte und Gemeine aus dem Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wenn sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfassen möchten und mutlos zurückkehren, wenn es sich ihnen entzieht.

Den 8. April.

Es sind die kleineren, engeren Gemüter, die so gern jeden verdienten Kummer mit dem Namen eines unerbittlichen Schicksals bezeichnen.

Ein hoher Geist weht uns aus diesen Aussprüchen entgegen, und auch sie lehren uns verstehen, was Goethe meinte, wenn er von seinem Freunde das berühmte Wort sprach:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Das ist es, was Schiller ein unvergängliches Andenken und eine unvergängliche Wirkung im Herzen jedes Deutschen sichert, daß er, seiner Neigung und seiner Einsicht gehorchend, stets das Höchste erstrebte, daß sein Leben und sein Dichten fort und fort auf das Ideal hinweist, daß er allem Niedrigen, allem Platten, allem Schlechten mit der sieghaften Verachtung eines Mannes entgegentritt, für den nur die geistige Erhebung ein Lebensgut bedeutet. Wie dem großen griechischen Philosophen nur die Ideen wahrhaftes Sein hatten, so war dem deutschen Dichter alles ‚Gemeine' nur wesenloser Schein. —

II.

Wir haben darauf aufmerksam gemacht, daß Schiller in der Jungfrau von Orleans sich abkehrte von allem, was auch nur den Schein einer bloßen Nachahmung der Wirklichkeit haben mochte, und daß er das mit voller Absichtlichkeit that. Er wollte idealisieren, er wollte die Kunst zu den reinen Formen emporheben, er wollte auch die, die unter dem Einfluß einer flachen und äußerlichen Kunstauffassung ganz in dem Stoff befangen waren, mit sich reißen. Er wußte, daß — was wir Heutigen wieder schmerzlich miterleben müssen — der Naturalismus zur Entartung führen muß; und wir Heutigen haben immer nur noch den einen, den großen Schiller, der uns vor den Gefahren der neuesten Richtungen — die übrigens nur dem unhistorischen Sinne als neu erscheinen — retten kann.

Die Braut von Messina ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege Schillers gewesen Das Publikum seiner Zeit, so meinte Schiller, hafte zu sehr an dem Stoff und könne an einer ‚reinen Handlung', d.h. einer durch die ‚strenge Form' verklärten, ganz in das Gebiet des Poetischen emporgehobenen Form kein Gefallen finden. Und doch war er überzeugt, daß diese strenge Form den Höhepunkt künstlerischen Schaffens bilde. ‚In einem wahrhaft schönen Kunstwerk', schreibt er in dem nur Körner mitgeteilten Entwurfe zum Kallias, ‚soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun.' Das wollte er in der Braut von Messina zeigen. Körner fühlte sofort heraus, was der Freund gewollt hatte; als er das Stück gelesen hatte, schrieb er: ‚Der Stoff geht ganz unter in der Hoheit und Pracht der poetischen Form.'

Nicht so schnell wie einst zur Jungfrau von Orleans entschied Schiller sich für den neuen Stoff. Nach der Vollendung der Jungfrau empfand er dasselbe unbehagliche Gefühl der Leere, dieselbe Sehnsucht nach neuer Arbeit wie damals nach der Maria Stuart. Aber die Stoffe, die ihm vorschwebten, waren zu zahlreich, die künstlerischen Forderungen, denen sie entsprechen sollten, zu bestimmt, als daß der Entschluß nicht hätte schwer werden sollen.. Denn das war dem Dichter fester Vorsatz, diesmal in voller Unabhängigkeit von dem stofflichen Interesse die höchste Formvollendung zu erstreben, nur von den Forderungen künstlerischer Form sich bestimmen zu lassen. Eine ganze Reihe von Gegenständen hat Schiller damals erwogen, ja an einigen hat er sogar emsig gearbeitet. Da waren die Malteser; schon früher hatte er sie ins Auge gefaßt; jetzt schienen sie ihm eine Zeitlang geeignet zu ‚der einfachen Tragödie nach der griechischen Form'; der König Ödipus schwebte ihm beständig als Muster vor!

Dann kommt der Stoff der ‚feindlichen Brüder‘, der ja schon das Motiv der Räuber gebildet hatte; schon scheint die Handlung, wie sie in der Braut von Messina vorliegt, in ihren Grundzügen im Frühjahr 1801 ersonnen zu sein. Aber noch flößte ihm dieser Entwurf nicht den Grad von Neigung ein, den er brauchte, um sich einer poetischen Arbeit hinzugeben. Er läßt ihn zunächst wieder fallen und wendet sich dem ‚Warbeck‘ zu; aber auch der erwärmt ihn nicht hinlänglich. Unmutig springt er ab und versucht es mit einem gänzlich andern Stoff: ‚Die Gräfin von Flandern.‘ Wieder dasselbe: er findet auch darin nicht, was er sucht. Dann kommen die Ableitung durch Turandot, die aufregenden Wochen der Kotzebueschen Intrigue. Endlich scheint die Entscheidung fallen zu sollen: ‚ein mächtiger Interesse als der Warbeck hat mich schon seit sechs Wochen beschäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet ist. Noch ist zwar bloß der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er ist fruchtbar und viel versprechend und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde‘ (10. März 1802 an Goethe). Es ist der Tell! Aber, merkwürdig genug, auch ihn läßt er wieder fallen. Je mehr er sich in diesen Stoff vertiefte, desto deutlicher sah er ein, daß er sich für die nun einmal gewollte ‚strenge Form‘, für die Abgeschlossenheit einer Tragödie im antiken Sinne nicht eignete. Außerdem mochte ihm auch die Ausdehnung der Quellen bedenklich erscheinen; denn schon drückte ihn die lange Pause; er mußte etwas wählen, ‚was nicht de longue haleine ist, weil ich nach der langen Pause notwendig bedarf, wieder etwas fertig vor mir zu sehen‘. Endlich, im August, fiel die Entscheidung: Schiller kehrte zu den ‚feindlichen Brüdern‘ zurück. Hier waren keine umfassenden Studien nötig, wie beim Tell, bei den Maltesern, beim Warbeck; alles war der freien Erfindung anheimgegeben; hier stand der einfachen griechischen Form kein in der Masse der Begebenheiten begründetes Hindernis entgegen. Der Entschluß wirkte befreiend und ermutigend auf den Dichter. Im Oktober begann die Ausarbeitung. ‚Die Hauptsache ist der Fleiß; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Wert. Ich habe seit 6 Wochen mit Eifer und mit Succeß, wie ich denke, gearbeitet. Von der Braut von Messina sind 1500 Verse bereits fertig. Beendet wird das Stück im Anfang Februars 1803‘ (Brief vom 15. November 1802). Am 1. Februar 1803 lag es fertig vor.

Inwiefern die Braut von Messina einen Schritt weiter bedeutet auf dem mit der Jungfrau von Orleans eingeschlagenen Wege, haben wir schon gesagt. Aber wenn man von der, beiden Stücken gemeinsamen völligen Abkehr von dem, was Schiller selbst einmal die ‚servile Nachahmung der Natur‘ nennt, absieht, so wird man kaum viel Gemeinsames finden. Schon in der Form ist ein offenbarer Gegensatz. Die Braut von Messina ist eine Nachbildung des griechischen Trauerspiels; die Kennzeichen fallen sofort ins Auge: Einheit der Zeit, sehr seltener Scenenwechsel, beschränkte Zahl der Personen, die Eröffnung des Stücks durch den Prolog der Königin-Mutter, die Ankündigung neu auftretender Personen (I, 6; II, 6; IV, 1), die Sprache, die Verwendung des Chores.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf Schillers Verhältnis zur Antike.

Goethe ist sehr früh, schon um 1770, zur Beschäftigung mit dem Altertum geführt worden, Schiller gesteht im Jahre 1795 in einem Briefe an Humboldt, daß er in den Jahren seiner Entwickelung sich nur aus modernen Quellen genährt habe. Die griechische Dichtung trat ihm erst Ende der achtziger Jahre nahe, in der schönen Epoche seiner ersten Beziehungen zu dem Rudolstädter Kreise. Damals versenkte er sich mit Charlotte und Karoline in die Welt Homers; der ewig frische Zauber des großen Sängers umfing ihn, und wenn ihm auch die Sprache verschlossen blieb, sein feines Auge sah auch durch die Verse des alten Voß hindurch den vollen goldigen Glanz ewiger Schönheit leuchten. Von dem naiven Homer ging er — wohl nur der Zufall fügte es so — in die subjektivistische, reflektierende Dichtung des Euripides über; er übersetzte die Iphigenie in Aulis und Scenen aus den Phönizierinnen. Die ‚Götter Griechenlands' waren der fast leidenschaftliche Ausdruck der ganz neuen Anschauungen, die ihm das Griechentum zuführte; die ‚Künstler' stehen ebenfalls unter ihrem Einfluß. In der philosophisch-ästhetischen Epoche, die nun folgte, schwebten ihm beständig die Alten vor, und die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung zeigt uns Schiller in staunender Bewunderung des naiven Geistes, der ihn aus den antiken Dichtern anwehte. Und als nun Goethe in sein Leben eintrat, der den Geist der Antike so vollkommen in sich aufgenommen hatte, der den Alten eine geistige Wiedergeburt verdankte, da suchte auch Schiller mehr und mehr in seinen eigenen Schöpfungen sich antikem Geiste, antikem Kunstideal zu nähern. Die Xenien führen auf ein altes Vorbild zurück; in den Balladen begegnen wir fast allenthalben der Gedankenwelt des Altertums; aus den Kranichen des Ibykus klingt uns der Äschyleische Chor, aus dem Ring des Polykrates die Vorstellung vom Neide der Götter entgegen. Auch die wiederbeginnende dramatische Thätigkeit trägt die Spuren des Altertums, erst schwächer, dann stärker. In der Jungfrau von Orleans begegnen wir in ein und derselben Scene im Stoff Anklängen an eine berühmte Stelle der Ilias und in der Form dem tragischen Trimeter der Griechen. Daß der Ödipus Rex den Dichter schon zur Wallensteinzeit zu vielfältigem Nachdenken über Bau, Inhalt und Wirkung der Tragödie anregte, wissen wir. Mit der Braut von Messina geht Schiller über die bloß gelegentlichen Anklänge an die altklassische Tragödie hinaus: das Stück soll zumal in Form und Sprache eine Wiederbelebung dieser Tragödie sein. ‚Mein erster Versuch einer Tragödie in strenger Form wird Ihnen Vergnügen machen, Sie werden daraus urteilen, ob ich, als Zeitgenosse des Sophokles, auch einmal einen Preis davongetragen haben möchte. Ich habe es nicht vergessen, daß Sie mich den modernsten aller neuen Dichter genannt und mich also im größten Gegensatz mit allem, was antik heißt, gedacht haben. Es sollte mich also doppelt freuen, wenn ich Ihnen das Geständnis abzwingen könnte, daß ich auch diesen fremden Geist mir habe zu eigen machen können' (Brief vom 17. Februar 1803 an Humboldt).

Den Gegenstand und die Fabel hat Schiller erfunden; er mußte das thun, um desto besser seine auf die Form gerichteten Absichten zu erreichen. Am meisten Anknüpfungen bietet die Fabel der ‚Braut von Messina' zu der Ödipussage. Schon das Motiv der feindlichen Brüder findet sich dort. Ein Fluch

waltet über Ödipus und seinem Hause, wie über dem verstorbenen Gemahl der Isabella und seinem Geschlechte: und die Begründung dieses Fluches bildet in beiden Fällen ein Vergehen gegen die sittliche Weltordnung, ein Raub. Die furchtbare Wirkung des Fluches ist bei Schiller und in dem Sophokleischen Ödipus eine unnatürliche Liebe: des Ödipus zu Jokaste, der Brüder zu Beatrice, ein Verwandtenmord: Laïos wird vom eigenen Sohn, Don Manuel vom eigenen Bruder erschlagen. Bei Sophokles wie bei Schiller wird ein Glied der Familie ohne seinen Willen und ohne sein Wissen das Werkzeug des Fluches: Ödipus und Beatrice; beide sollten auf den Befehl des Vaters weggeführt und getötet werden, damit das Geschick nicht die Möglichkeit habe, sich ihrer zu bedienen; beide sind wider den Befehl des Vaters erhalten, verborgen, erzogen worden.

Das ist eine Fülle von Motiven, die Schiller dem Sophokleischen Stücke und der weiteren Ödipussage entnahm; aber er verwendete sie in durchaus eigenartiger und selbständiger Weise. Es liegt auf der Hand, auch wenn er es selbst nicht ausgesprochen hat, daß die Nachbildung der Antike sich nur auf die Form erstrecken sollte; die Handlung selbst ist in das Mittelalter verlegt, in die Zeit der normännischen Eroberungsfahrten im Mittelmeer; und geflissentlich hat der Dichter den antiken Vorstellungen nicht den ganzen Raum überlassen: stark mischen sich mit ihnen die des Christentums, und selbst Anklänge an die arabische Kulturwelt sind nicht selten eingestreut: ‚Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen teils lebendig, teils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen.‘

Auch in den beiden augenfälligsten Beziehungen, die die Braut von Messina zu der antiken Tragödie hat, weicht Schiller von seinen Vorbildern ab: in der Anwendung der Schicksalsidee und in dem Gebrauch des Chores.

Über die Schicksalsidee sind die Meinungen der Erklärer Schillers noch heute verschieden. Die einen können — meistens zu ihrem eigenen Bedauern — nicht zu der Überzeugung gelangen, daß Schillers Auffassung vom Schicksal sich über die der Alten erhebt, daß sie das Schicksal verklärt zu der gerechten ‚hohen Nemesis‘, von der er selbst einmal aus Anlaß von Shakespeares Richard III. als dem erhabensten tragischen Erfordernis gesprochen hat; andere halten mit Überzeugung an der Wahrheit dessen fest, was jene nicht gelten lassen können. Erwägen wir folgendes:

Wie waltet das Schicksal in der Ödipussage? Halten wir uns an diese, denn nur sie hat Schiller damals genauer gekannt, nur sie hat ihm vorgeschwebt. Ödipus ist der Mörder seines Vaters. Aber trägt dieser Mord im Sinne des Altertums, oder vielmehr, worauf es hier ankommt, der Heroenzeit, die Merkmale einer Verschuldung? Ödipus zieht, aus sittlich lobenswertem Grunde Korinth verlassend, einsam durch das Phokerland. In einem Engpaß begegnet ihm ein Wagen. Der Lenker dieses Wagens drängt den Wanderer vom Wege; dieser schlägt ihn mit seinem Stock, dann will er weiterschreiten. Der Herr des Wagens aber, ein unbekannter Mann, benutzt den Augenblick, da Ödipus

an ihm vorbeigeht, und schlägt ihm mit seinem Doppelstachel über den Kopf. Nun ergreift den Ödipus berechtigter Zorn; er dringt auf den Angreifer ein und erschlägt ihn; das Gefolge mischt sich in den Streit; es gelingt dem einzigen, ihrer aller Herr zu werden. Nach dem Maßstabe altgriechischer Anschauungen, zumal derer des heroischen Zeitalters, kann in diesem ganz unauffälligen und oft seinesgleichen findenden Vorkommnis nicht eine Spur von Verschuldung gefunden werden. In einem notwehrartigen Zustande einen fremden Menschen totzuschlagen, war etwas völlig Gewöhnliches und Unsträfliches. Ödipus wird der Gemahl der Jokaste. Mit Mut und Klugheit hat er die Sphinx überwunden, Theben von furchtbarer Not befreit. Er nimmt die als Lohn ausgesetzte Krone und die Hand der Königin-Witwe. Beide sind der Preis mutiger und menschenfreundlicher That. Auch darin ist nicht die Spur einer Verschuldung zu entdecken. Die griechische Sage aber und der griechische Tragiker kennen keine andere Begründung des Elends, das das Schicksal über den König, sein Haus und sein Reich verhängt. Es fehlt also vollständig an dem Moment subjektiver Schuld: die Moira, das Fatum, das Verhängnis oder wie wir es nennen wollen, waltet blind und ohne sittliches Recht; es ist eine Auffassung wie die der schroffsten, traurigsten, unheimlichsten Prädestinationslehre. Um ein naheliegendes Mißverständnis abzuwenden, sei ausdrücklich bemerkt, daß Sophokles nichts anderes gewollt hat, daß er, wie es scheint, sogar geflissentlich selbst die nachwirkende Schuld des Laïos und den alten Fluch des Hauses im ‚König Ödipus' gar nicht erwähnt; der Gedanke des Stückes war überhaupt ein ganz anderer, man braucht nur den ‚Ödipus in Kolonos' heranzuziehen, um einzusehen, daß die äußere Machtlosigkeit des Menschen gegen die thatsächlichen Fügungen des Schicksals, daneben allerdings auch die innere sittliche Unangreifbarkeit des Schuldlosen durch die beiden Stücke gedeutet werden sollte.

Es handelt sich nun darum: ist dies dasselbe Schicksal, das in Schillers ‚Braut von Messina' waltet? Wir glauben nicht. Das, was den Untergang des Geschlechtes thatsächlich herbeiführt, liegt in dem Schillerschen Stücke überhaupt gar nicht in der Vorgeschichte. Die Brüder sind versöhnt, der unselige Zwist ist zu Ende, eine neue glückliche Bahn öffnet sich dem Reiche und dem Geschlechte. Das sind Thatsachen, die durch den Gebrauch der sittlichen Freiheit, den freien Entschluß der Brüder, herbeigeführt sind; das Gebiet dieser Freiheit verlassen wir nun überhaupt nicht mehr. Beatrice tritt in die Handlung ein. Cesar findet sie in den Armen Manuels. Was steht im Wege, daß Cesar sich überwinde, sich bescheide? Nichts als des eigenen Herzens ungestümer Drang, als der Mangel an Selbstbeherrschung. Er ersticht in aufwallendem Zorn den eigenen Bruder. Das ist eine rein menschliche und darum auch rein tragische Schuld, mit der die nach den Zeitanschauungen unanfechtbare Ermordung des Laïos ganz und gar nicht verglichen werden kann. Don Cesar hat die Wahl, so oder anders zu handeln. Freilich — und das ist etwas, was lediglich in die individuelle dichterische Charakteristik hineinschlägt — Don Cesar ist so geartet, daß sich durch die oft wiederholte Erfahrung seines aufbrausend unbedachten Wesens seine Überzeugung von der Möglichkeit sittlicher Freiheit schon abgeschwächt

hat; darum antwortet er auf die Frage der Mutter ‚Laß hören, was deine Wahl gelenkt' mit den bezeichnenden Worten:

> Wahl, meine Mutter
> Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen,
> Ereilt in der verhängnisvollen Stunde?

Aber angesichts der ungeheuern Blutthat wacht das Gewissen zu voller Lebendigkeit auf:

> ‚Wer das erfuhr,
> Was ich erleide und im Busen fühle,
> Gibt keinem Irdischen mehr Rechenschaft.'

Und in dem klaren Bewußtsein seiner Schuld vollzieht er die einzige Sühne, die nach den nun einmal der Kulturwelt des Gedichtes angehörenden Vorstellungen möglich war: er tötet sich.

So ist das über jeden Zweifel erhaben: bei Sophokles herrscht das blinde Schicksal, das Verhängnis; unbekümmert um Schuld oder Sühne zwingt es den Menschen zur That, es macht ihn zum willenlosen, aber darum auch schuldlosen Werkzeug seines Willens; bei Schiller vollendet sich das Schicksal, indem er die entscheidende Handlung aus dem Wesen des Menschen, der auch anders hätte handeln können, entspringen läßt.

Es ist nun allerdings schwer, dem gleichwohl einen breiten Raum im Stücke einnehmenden Schicksalswesen gerecht zu werden. Über dem Hause waltet ein Fluch. Er entstammt der unheilvollen Gewaltthat des gestorbenen Königs, der die dem Vater bestimmte Braut sich angeeignet hat. Ferner sind in den beiden Traumdeutungen, die Schiller sogar durch geflissentliche Wiederholungen unserem Gedächtnis besonders deutlich eingeprägt hat, offenbare Gegenstücke zu den antiken Orakelsprüchen gemeint. Und diese Traumdeutungen sind in eine ganz bestimmt vorhersagende, nicht beschränkende, bedingende Form gekleidet, darin über manche alten Orakelsprüche hinausgehend. Aber, was die Traumdeutungen — oder wenigstens die des Arabers, denn die andere ist nur ein zweideutiger, erst nach dem Ereignis verständlich werdender Spruch — enthalten, das sind nicht bestimmte Ereignisse, sondern nur die allgemeine Versicherung durch die Schwester herbeigeführten Unglücks. Wann, wie, wo, unter welchen Voraussetzungen und Umständen es eintritt, ist nicht gesagt. Erst als die unglückliche Wendung beginnt, treten in den Reden der Personen wie in denen des Chors Andeutungen auf das Verhängnis, den nun erst klar werdenden Sinn der Weissagung auf. Aber was Isabella, Beatrice, der Chor selber als ‚den Dämon', den ‚bösen Genius', ein ‚verderblich Schicksal' bezeichnen, sind doch schließlich alles Einflüsse, deren eigentliche Quelle in der menschlichen Seele liegt; keine von den Handlungen, deren schlimme Verkettung schließlich das Unheil herbeiführt, ist aus äußerlich zwingender Notwendigkeit erfolgt, keine ist ganz ohne irgend eine Verschuldung, ja ohne das Bewußtsein der Handelnden von der Verschuldung vollzogen worden. Beatrice empfindet peinliche Regungen des Gewissens, weil sie der Totenfeier wider den Willen der Mutter beigewohnt hat und weil sie dem Entführer gefolgt ist:

Mich naget die Reue
Es faßt mich der Schmerz.

Und auch Manuel trifft der Vorwurf, ‚die Pforte der heiligen Zelle‘ durchbrochen zu haben.

So wirkt das Schicksal durch die Entschlüsse der Menschen; diese Entschlüsse werden zwar gefaßt gemäß der angeborenen, ererbten Sinnesart, aber nach Schillers ethischen Anschauungen, aus denen heraus man doch auch die Dichtung wird beurteilen müssen, ist der Mensch diesen Einflüssen gegenüber frei, er kann sich nach dieser oder jener Seite hin entscheiden, die Folgen seines Entschlusses werden ihm zugerechnet. Und selbst die fatalistische Auffassung der Dinge, die er den Personen des Dramas in den Mund legt, beweist hiergegen nichts; sie stehen unter dem Banne von zeit- und landläufigen Vorstellungen. Das Wort Don Cesars ist sehr bezeichnend: ‚Die freie That durchbricht des Schicksals Kette.‘ Wer aber einer freien That einmal fähig ist, muß ihrer immer fähig sein und gewesen sein.

Wir kommen also auch hier wieder auf den Gedanken, der im Wallenstein in die schönen Worte gekleidet ist: ‚In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne‘ und dem Goethe eine ebenso berühmte Fassung gegeben hat, indem er von den himmlischen Mächten sagte: ‚Ihr laßt den Armen schuldig werden.‘ In dem ewig ungelösten uralten Problem des Menschen: Notwendigkeit oder Freiheit, haben sich beide großen Dichter für die menschliche Verschuldungsfähigkeit, also für die Freiheit, ausgesprochen; und selbst das ‚eherne Band‘, das die Götter um die Stirne einzelner Sterblichen legen, schließt diese Verantwortlichkeit nicht aus. Freilich, das gestehen wir zu, Schiller hat diesen Gedanken in der ‚Braut von Messina‘ scheinbar überwuchert werden lassen; er tritt erst gegen das Ende mit unzweifelhafter Klarheit hervor: ‚Der Übel größtes aber ist die Schuld.‘ Aber schließlich ist es für eine tiefere Betrachtung des Lebens auch nicht anders: die erste Verkettung der Ereignisse schafft die ‚unregiersam stärkere Götterhand‘, sie erscheinen uns so oft als ein gebietendes, höheres Schicksal, und doch werden sie erst Schicksal durch das, was wir nach eigenem Entschluß aus ihnen machen.

So gewinnen wir die Ansicht, daß Schiller in diesem ungemein wichtigen Punkte von den Alten weit abweicht. Er geht über sie hinaus oder, wenn man will, er bleibt hinter ihnen zurück: der ethische Gehalt gewinnt, der moderne Mensch kann sich nicht verleugnen; die künstlerische Gestaltung verliert, denn nachdem wir in Don Cesar die wesentlichen Kennzeichen dramatischer Schuld und Sühne wahrgenommen haben, will uns die Einführung einer Art Schicksalsidee nicht mehr ganz in den Plan des Stückes passen, sie mutet uns fremdartig an, nicht weil sie einem fremden Boden entstammt, sondern weil sie sich der ethischen Grundanschauung des Dichters und dem Wesen des Dramas nicht ungezwungen einordnet.

Der zweite wichtige Bestandteil, den Schiller in Anlehnung an das Altertum in sein Drama eingeführt hat, ist der Chor. Was der Dichter damit gewollt hat, findet sich in der Abhandlung ‚Über den Gebrauch des Chors in der

Tragödie', einem Meisterstück klassischer Prosa, ausgesprochen. Wir wollen dieser Abhandlung, die zugleich ein merkwürdiges Zeugnis allgemeiner Kunstanschauungen Schillers ist, einige Augenblicke widmen.

Ein alter Gedanke Schillers eröffnet sie: es ist der Zweck des Theaters, das Publikum zu veredeln. Das Publikum tritt ‚vor den Vorhang' mit unbestimmtem Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. ‚Zu dem Höchsten bringt es eine Fähigkeit mit, es erfreut sich an dem Verständigen und Rechten, und wenn es damit angefangen hat, sich mit dem Schlechten zu begnügen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.' Jeder Mensch erwartet von der dramatischen Kunst eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen; aber diesem Bedürfnis wird durch den Künstler durchaus nicht dadurch genügt, daß er den Zuschauer eine Weile bloß an Träumen der Phantasie sich ergötzen läßt; ‚wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden Enge, er ist ihr Raub wie vorher, denn sie selbst ist geblieben.' Nicht auf eine ‚vorübergehende Täuschung' darf es der Künstler abgesehen haben, nicht auf einen ‚augenblicklichen Traum von Freiheit', sondern darauf, daß er den Zuschauer in der That frei mache, und zwar dadurch, daß er ‚eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektive Ferne zu rücken, in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.' Die Kunst soll auf der Wahrheit, auf der Natur ruhen, aber auf ihr ein ‚ideales Gebäude aufrichten', sie soll ‚zugleich ganz ideell und noch im tiefsten Sinne reell sein.' Diese scheinbar doppelte Aufgabe der Kunst ist für das ‚gemeine Urteil' sehr schwer zu fassen, ja es scheint, als ob die eine die andere ausschließe. Daher kommt es, daß man so oft die eine mit Aufhebung der andern zu erfüllen sucht. Entweder wird man ‚ein treuer Maler des Wirklichen sein', man wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Was Schiller hier meint, trifft ganz auf unsere modernen Naturalisten zu; er hat den Boden, auf dem sie stehen, genau bezeichnet; sie geben nichts als ein treues Gemälde des Wirklichen, d. h. der einzelnen Erscheinung; und auch ihre Wirkung auf das Gemüt des Menschen kennzeichnet er mit schlagendem Worte: ‚Ernst zwar, doch unerfreulich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit peinlich zurückversetzt.'

Es gibt, dieser Richtung entgegengesetzt, eine andere, die sich um die Wirklichkeit zu wenig kümmert und dem Zuschauer nur die ‚bizarren Combinationen' der Phantasie vorführt. Sie gewährt ebensowenig wahre Befriedigung. ‚Phantastische Gebilde willkürlich an einander reihen, heißt nicht ins Ideale gehen, und das Wirkliche nachahmend wiederbringen, heißt nicht die Natur darstellen.' Die Natur darstellen und ins Ideale gehen, das sind aber die beiden Forderungen der wahren Kunst; sie schließen sich nicht nur nicht aus, sondern sie sind dasselbe. Denn (wir verzichten auf den Versuch, diese Gedanken anders

auszudrücken als mit Schillers Worten) ‚die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloß der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen, und dadurch wahrer sein als alle Wirklichkeit und realer als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Teilen ideell sein muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.‘

Diese Bemerkungen treffen auf alle Künste zu. Der bildenden Kunst gibt man, wenn auch nur in beschränktem Maße und mehr aus konventionellen als aus inneren Gründen, eine gewisse Idealität. In der Tragödie hat man immer noch zu kämpfen mit dem ‚gemeinen Begriff der Natürlichkeit‘, oder aber man verlangt ‚Illusion, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, doch nur ein armseliger Gauklerbetrug sein würde‘. ‚Alles Äußere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architektur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal, aber die Handlung soll nun einmal real sein, und der Teil das Ganze stören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz mißverstanden haben, eine Einheit des Ortes und der Zeit nach dem gemeinsten empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier ein anderer Ort wäre als der bloß ideale Raum, und eine andere Zeit als bloß die stetige Folge der Handlung.‘

Mit der Einführung der metrischen Sprache, die ja erst um wenige Jahrzehnte zurücklag, ist man der eigentlich poetischen Tragödie schon näher gekommen; ‚einige lyrische Versuche sind auf der Schaubühne glücklich durchgegangen.‘ Als ein ‚letzter entscheidender Schritt‘ auf diesem Wege erscheint Schiller die Einführung des Chors, ‚und wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er uns eine lebendige Mauer sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen, und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.‘ Die griechische Tragödie hat sich aus dem Chor entwickelt, und indem sie ihn bewahrte, ist sie selbst eine ideale Tragödie geblieben. Die Abschaffung des Chors, seine Umwandlung in die ‚charakterlose langweilig wiederkehrende Figur eines ärmlichen Vertrauten‘ hat sich an dem Theater der Franzosen selbst gerächt. Aber in der alten Tragödie, die sich ursprünglich nur mit ‚Göttern, Helden und Königen abgab‘, war der Chor ein ganz ‚natürliches Organ‘, er war die Begleitung der Helden, die überdies ein durchaus öffentliches Leben führten, allen sichtbar; ‚er folgte schon aus der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens‘. Der neuere Dichter muß den Chor erst wiedererschaffen, und dazu muß er mit der Fabel die Veränderungen vornehmen, die sie in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt; er wird durch den Chor ‚auf die einfachsten

und naivsten Motive hinaufgetrieben'. Das Volk ist in moderner Zeit zum Staat, d. h. zu einem abstrakten Begriff geworden; der Dichter giebt ihm seine ursprüngliche sinnliche Bedeutung wieder, indem er ihn als Chor auf die Bühne bringt.

Der Zweck des Chores ist nun, von der Handlung hinweg die Seelen der Zuschauer, einem verbreiteten Triebe der Menschen gemäß, auf das Allgemeine, auf Vergangenes und Künftiges, zu lenken, er soll ‚die großen Resultate des Lebens ziehen und die Lehren der Weisheit aussprechen'. ‚Aber er thut dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht — und er thut es von der ganzen himmlischen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet'. Gerade auf diese gehobene Sprache des Chors legt Schiller das größte Gewicht; der tragische Dichter umgibt im Chore die streng abgemessene Handlung und die festen Umrisse seiner handelnden Figuren ‚mit einem lyrischen Prachtgewebe, in welchem sich, als wie in einem weitgefalteten Purpurgewand, die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegen'. Dieser Ton des Chors wird die Sprache des ganzen Stückes heben und veredeln.

Ein weiterer wichtiger Zweck des Chores ist, in die Handlung Ruhe zu bringen, ‚die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edlen Kunstwerks sein muß'. ‚Das Gemüt des Zuschauers soll auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten, es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet.' Der wahre Künstler vermeidet es, die blinde Gewalt der Affekte herrschen zu lassen. Wenn die Schläge, womit die Tragödie unser Herz trifft, ohne Unterbrechung aufeinander folgten, so würden wir ‚uns mit dem Stoffe vermengen und nicht mehr über demselben schweben'. Die Freiheit des Gemüts, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde, gibt der Chor uns wieder. Auch die Personen des Stückes selbst werden durch den Chor dieser Freiheit teilhaft: ‚Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunsttheater zu einem Publikum zu reden.'

Schiller hat ausdrücklich gesagt, daß es seine Absicht war, den Chor der Alten, so wie er thatsächlich gewesen sei, wieder einzuführen. Wir werden darum mit Recht fragen dürfen, ob der Chor der Braut von Messina denn auch wirklich der antike Chor ist. Man hat auf äußerliche Unterschiede hingewiesen, die sich aus der Verschiedenheit der Bühneneinrichtung und der Bühnengewohnheiten erklären; aber man darf darauf sicherlich kein Gewicht legen. Die moderne Bühne hat keine Thymele und keine Orchestra; der Chor muß sich also auf der Bühne aufstellen. Auch daß er nicht singt und tanzt, ist ein selbstverständliches und nebensächliches Zugeständnis an veränderte Anschauungen und Einrichtungen. Anders aber steht es mit der doppelten Eigenschaft des Chores: er ist bald als ‚wirkliche Person und blinde Menge', bald als ‚ideale Person' gedacht: in jener Eigenschaft ist er in zwei Parteien geteilt, völlig in der Leidenschaft des Hasses

befangen und nicht geschützt vor dem rohesten Ausbruch dieser Leidenschaft; er greift zum gehässigen Wort und sogar zum Schwerte, so daß Isabella ihre Meinung vom Chor in die Worte kleidet:

> O diese wilden Banden, die euch folgen,
> Die raschen Diener eures Zorns;

und der Chor sagt von sich selbst;

> Uns aber treibt das verworrene Streben
> Blind und sinnlos durchs wüste Leben.

In der andern Eigenschaft aber ist er das, als was Schiller ihn in der Abhandlung geschildert hat; er steigt zu einer Höhe edelster Reflexion auf, die nur der höchsten und reifsten Bildung eignet, und er trägt seine Gedanken in einer so schönen, so glänzenden Form vor, daß Schöneres und Glänzenderes in deutscher Sprache überhaupt nicht gefunden wird. Diese beiden Eigenschaften sind in denselben Personen schlechterdings nicht miteinander zu vereinigen, die eine schließt die andere aus. Der Chor kann nicht bald Partei sein, bald über allen Parteien stehen. Die alte Tragödie kennt eine solche Doppeleigenschaft des Chores überhaupt nicht. Wohl teilten die antiken Dichter die Chöre in Halbchöre, aber ein Unterschied des Standpunktes ist nirgends wahrzunehmen, es sei denn, daß man die Teilung am Schluß der Sieben gegen Theben von Äschylus so auffassen wollte; diese Chöre verschwinden aber sofort nach ihrer Teilnahme (der eine schließt sich Antigone, der andere Ismene an) von der Bühne; auch ist von irgend welcher Leidenschaftlichkeit nichts zu merken. Man darf also behaupten, daß Schiller die Doppelstellung des Chores ohne ein antikes Vorbild geschaffen und damit das Vorbild des alten Chores überhaupt aufgegeben hat. Er hat selbst das Mißliche dieser Maßnahme gefühlt, er hat nirgends eine Erklärung, eine Rechtfertigung versucht; überall, wo er davon spricht, hat er sich auf die bloße Thatsache beschränkt. Es darf nicht geleugnet werden, daß diese ganze Anordnung verfehlt ist und einen störenden Widerspruch in sich trägt. Wie er dazu kam, ist uns durch eine Äußerung Humboldts bekannt geworden. Die Alten waren an den Chor gewöhnt; sie fanden ihn als etwas Überliefertes vor. Der moderne Dichter glaubte ihn, um sein Erscheinen der Willkürlichkeit zu entkleiden, dem Stücke einordnen zu sollen, er machte ihn zum Diener der Fürsten; und in dieser Stellung liegt die Fehlerquelle.

So sehen wir, daß Schiller, obgleich er nur die Alten nachahmen wollte, doch in manchen Dingen, ganz besonders in der Handhabung der Schicksalsidee und der Einführung des Chors, sich von ihnen weit entfernte. Im einen Falle war es ein Vorteil, im andern ein Nachteil.

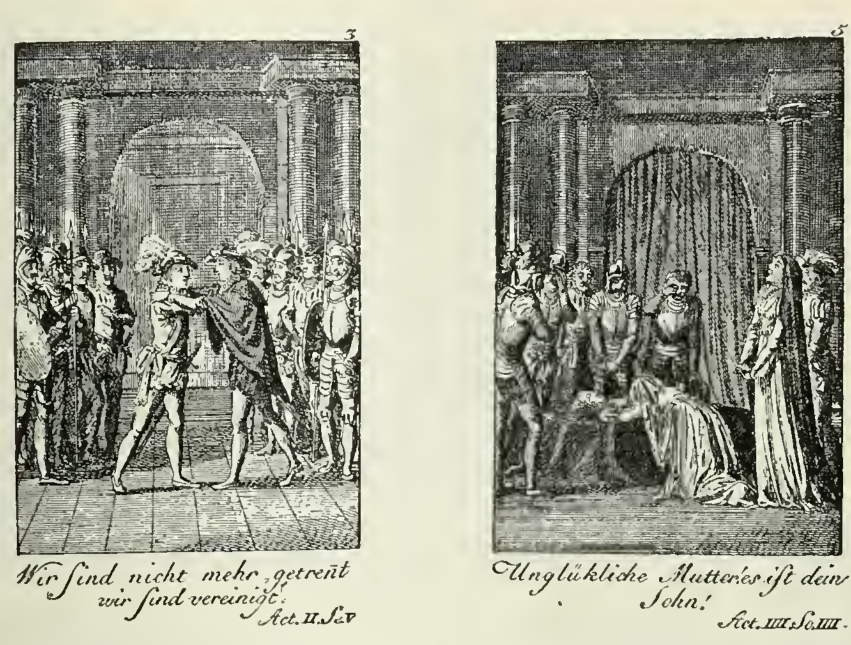
Aber den höheren Zweck, dem doch auch der Hinweis auf das Altertum nur untergeordnet war, hat er trotz allem glänzend erreicht: ein Schauspiel zu schaffen, das den Empfänglichen aus der Sphäre der Naturnachahmung hoch emporhebt, das eine ideale Wahrheit schafft, das die Seele erfüllt mit dem Schauer der Ehrfurcht, der Größe und der Schönheit. Weniges in unserer

Litteratur ist diesem Stücke zu vergleichen an Fülle erhabenster Weisheit, an edlem Glanz der Sprache. Wo wir das Buch aufschlagen, da funkeln uns gleich köstlichem Edelgestein berühmte Worte entgegen, die schon allein, losgelöst vom Ganzen, durch Gedanke und Form Herz und Sinn gewaltig ergreifen. Und sie leuchten, wie ein Abglanz ewiger Wahrheit, in das Leben auch derer, die nach ihrer übrigen Bildung die Schönheit der ganzen Dichtung nicht fassen können.

Der Erfolg der Dichtung war groß. Gleich nach ihrer Vollendung hatte Schiller Gelegenheit, eine vorläufige Wirkung in engerem Kreise zu erproben. Der Herzog von Meiningen, damals in Weimar zu Besuch weilend, wünschte es zu hören, und so las der Dichter sein neues Werk ihm in einer ‚sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern mit großem und übereinstimmendem Effecte' vor. Die Freunde waren von dem Stück sehr erbaut. Körner hob nach frischer Lektüre sogleich heraus, was ihm am besten gefallen hatte: die Mutter sei eine echte Niobe; ‚schauderhaft' sei die Entstehung des größten Unglücks aus löblichen Handlungen; unter den Fällen, wo ein einfaches Mittel eine große Wirkung hervorbringe, sei ihm besonders die Stelle in der Erzählung des Boten lieb, wie der Einsiedler seine Hütte anzündet. Aber auch einige Bedenken, besonders wegen der Vermischung der Religionsvorstellungen, verschweigt er ihm nicht. Daß Humboldt dem Freunde mit begeisterten Worten beifiel, war sicher zu erwarten; lag doch ihm wie keinem andern die Grundtendenz am Herzen, die Idealisierung der Natur. Er begrüßte den Chor mit den Worten: ‚Es ist die letzte Höhe, auf der man die Tragödie dem prosaischen Leben entreißt, und vollendet die reine Symbolik des Kunstwerkes.' Goethe dachte alsbald an die Aufführung; der Chor wurde in Rollen zerlegt, die Proben nahmen schnellen Fortgang, und am 19. März 1803 ging die ‚Braut von Messina' über die Bretter. Es war ein Experiment, dem alle nicht ohne Bangen entgegengingen. Aber es gelang über Erwarten. ‚Der Eindruck war,' so berichtet Schiller an Körner, ‚bedeutend und ungewöhnlich stark; auch imponierte es dem jüngeren Theile des Publikums so sehr, daß man mir nach dem Stück am Schauspielhause ein Vivat brachte, was man sich sonst hier noch niemals herausnahm.' ‚Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden sei durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden.' Andererseits wird doch auch von Karoline berichtet, daß sich — bei Wiederholungen und bei Aufführungen in andern Orten — in der großen Masse eine gewisse Mattigkeit spüren ließ; und sie freut sich, daß die jenaischen Musensöhne oft einen erfrischenden Hauch jugendlichen Lebens und Anteils brächten.

Daß gerade die Jugend an Schiller mit begeisterter Verehrung hing, zeigten ihm die nächsten Wochen. Anfang Juli 1803 reiste Schiller für einige Zeit in das uns schon aus seiner Lebensgeschichte bekannte Bad Lauchstädt. Das bunte Welttreiben der zahlreichen und eleganten Badegesellschaft sagte ihm sehr zu; er genoß einmal einige Wochen ‚recht mit Nichtsthun'. Allerlei

neue Bekanntschaften wurden geschlossen. Er lernte den preußischen General Prinz Friedrich Eugen von Württemberg kennen und verkehrte täglich mit ihm. Auf die dringende Einladung Professor Niemeyers fuhr er nach dem benachbarten Halle, wo man ihn als berühmten Mann ehrte. Mit preußischen und sächsischen Offizieren ritt er in die Lauchstädter Umgebung, um einem Manöver, das sie gegeneinander anstellten, zuzusehen. Alles suchte ihn zu sehen, mit ihm zu sprechen. Am 3. Juli wurde im neugebauten Theater die ‚Braut von Messina' aufgeführt, aus Halle und Leipzig waren viele Studenten herübergekommen; abends spät rückten sie vor seine Wohnung und brachten ihm ein Ständchen,



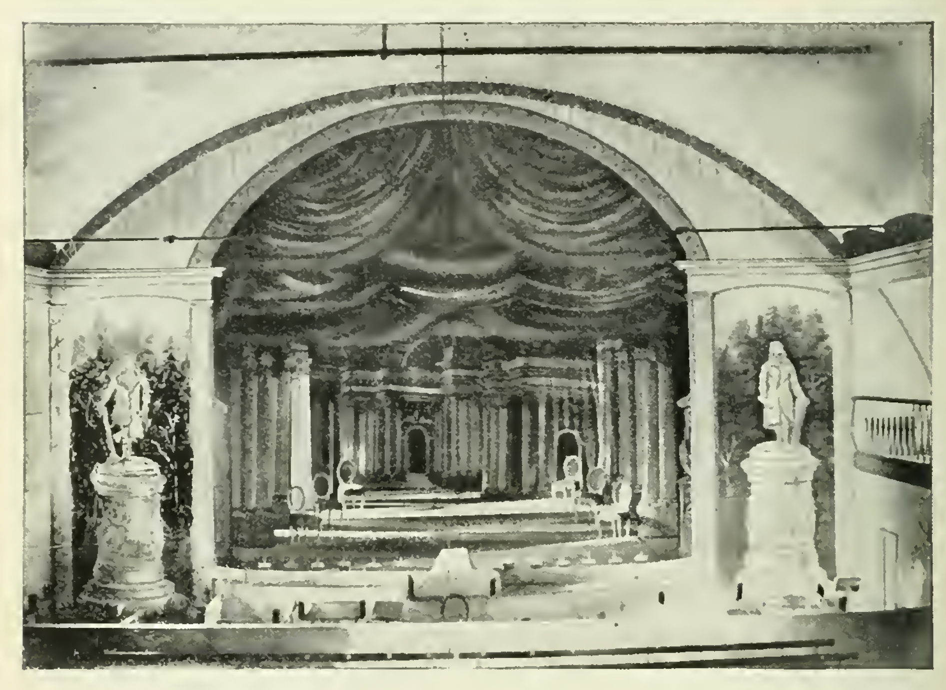
Kupferstiche zur ‚Braut von Messina' aus dem Kalender für 1804 (Offenbach bei C. L. Brede).

ebenso wurde er am nächsten Morgen durch einen Gesang begrüßt. Es waren ungezwungene von Herzen kommende Zeichen der Verehrung. Übrigens war die Lauchstädter Aufführung durch begleitende Umstände so merkwürdig, daß er Lotte einen ausführlichen Bericht schickte. ‚Die Braut von Messina ist gestern gegeben worden, bei sehr vielen Zuschauern; aber es war eine drückende Gewitterluft, und ich habe mich weit hinweggewünscht. Dabei erlebte ich den eigenen Zufall, daß während der Komödie ein schweres Gewitter ausbrach, wobei die Donnerschläge und besonders der Regen so heftig schallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomine erraten mußte. Es war eine Angst unter den Schauspielern, und ich glaubte jeden Augenblick, daß man den Vorhang würde fallen lassen müssen. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Haus heraus; es war eine ganz erstaunliche Störung. Dennoch wurde zu Ende ge=

spielt, und unsere Schauspieler hielten sich noch ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effekt, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel und gerade bei den Worten des Chors:

> Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
> Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
> Da, da fühlen sich alle Herzen,
> In des furchtbaren Schicksals Gewalt,

fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff ex tempore



Die Lauchstädter Bühne mit den aus dem Jahre 1803 erhaltenen Dekorationen.
Nach einer von Herrn Franz Peschel in Straßburg zur Verfügung gestellten photographischen Aufnahme.

eine Gebärde machte, die das ganze Publikum ergriff.'

Auch in Berlin hatte das Stück einen großen Erfolg gehabt. ,Die Chöre senkten sich wie ein Wetter über das Land,' schrieb Iffland.

Aber schon drängte es den Nimmermüden, wieder in neuer dramatischer Arbeit zu stecken. In den letzten Monaten hatte er neben gern genossenen und seiner Gesundheit nötigen Mußetagen eine etwas zersplitternde Thätigkeit gehabt; er hatte die beiden früher erwähnten französischen Lustspiele bearbeitet, eine neue Ausgabe seiner Gedichte besorgt, und einige kleinere lyrische Erzeugnisse waren nebenbei abgefallen, zumal solche, die an gesellige Gelegenheiten anknüpften: ,Das Siegesfest', das ,Punschlied' und das ,Punschlied im Norden zu singen', daneben, ohne nachweisbaren Anlaß, ,Der Pilgrim' und das in den ,Parasiten'

aufgenommene liebliche Gedicht ‚Der Jüngling am Bache'. Auch Schillers letzte große Ballade fällt in den Mai 1803: ‚Der Graf von Habsburg'; schon die Stoffwahl deutet an, daß sie den Vorarbeiten zum ‚Wilhelm Tell' entsprungen ist, wie dem Gedankenkreise dieses Stückes auch das später entstandene ‚Berglied', das Goethe beifällig einen ‚artigen Stieg auf den Gotthard' nannte, der ‚Alpenjäger' und die Stanzen ‚Wilhelm Tell' angehören.

Damit sind wir an Schillers letzte große Dichtung herangetreten.





Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelm Tell.

In künstlerischer Hinsicht liegt zwischen der Braut von Messina und dem letzten vollendeten Drama, das wir von Schiller besitzen, eine tiefe Kluft. Dort war er, wenn wir den Kunstausdruck der Briefe über die ästhetische Erziehung hier anwenden wollen, ganz dem Formtrieb gefolgt, im Tell gewinnt wieder der Stofftrieb die Oberhand. In der Braut war ihm die strenge, einfache, antike Form die Hauptsache gewesen, ihr zuliebe hatte er die Fabel selbst erfunden und sie alles Nebensächlichen, alles Belastenden entkleidet, damit sie sich ganz dem einmal gewollten künstlerischen Ausdruck anpaßte; im Tell ist die breite Masse des gegebenen Stoffes das Erste, wieder, wie einst beim Wallenstein, ringt er mit dieser Masse und sucht die Form, die ihr eignet. Dort hatte er Personen und Scene zu einem idealen ‚Symbol des Wirklichen' erhoben, das sogar die Vermischung verschiedener Religionen und Kulturanschauungen zuließ; hier sucht er, allerdings ohne jemals in bloße ‚Nachahmung der Natur' zu verfallen, ‚ein ganzes lokalbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter' darzustellen; dort hatte er zunächst nur für einen kleinen klassisch gebildeten Kreis, bei dem allein das volle Verständnis vorauszusetzen war, geschrieben, hier soll ‚ein Volksstück Herz und Sinne interessieren' (Brief an Iffland vom 12. Juli 1803); dort schwebte ihm der König Ödipus des Sophokles mit seinen einfachen Formen vor, hier spürt man den Einfluß von Shakespeares Julius Cäsar mit seinem bunten Leben, seinen bewegten Massen.

So schnell er erfolgte, ganz unvermittelt war dieser Übergang doch nicht. Wir wissen, daß der Tell ihm schon früher nahe getreten war. Goethe hatte von der Schweizer Reise, die er 1797, ‚einer unglaublichen Sehnsucht' folgend, mit seinem Freunde Meyer machte, den Plan mitgebracht, die ganze Sage in einem epischen Gedichte darzustellen. Den Tell selbst wollte er als ‚eine Art von Demos' vorstellen, ‚als einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirg hinüber und herüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen'. Der Landvogt soll einer ‚von den behaglichen Tyrannen' sein,

die ‚herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke eindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dieses und jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken, oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann'. Über diesen beiden Hauptgestalten sollte das schweizerische Volk, an Besitz, Leib, Ehre und Ansehen verletzt, das sittlich Leidenschaftliche zum Ausdruck bringen. Goethe hat diesen Plan wie so manche andere fallen lassen, aber er hat ihn mit Schiller oft besprochen; dabei hat er dem Freunde in dem behaglich sich dehnenden Gespräch der Abendstunden lebendige Beschreibungen von Land und Leuten, von der großartigen Natur, von ‚jenen Felswänden und gedrängten Zuständen' entworfen. So entwickelte sich in Schiller eine Neigung für die Landschaft; Beschreibungen ferner Länder hatten stets sein Interesse. Wie manchen Reiseplan hat der kranke Mann geschmiedet, wie oft hat er, den schon eine mehrstündige Postfahrt so sehr angriff, seine Phantasie in sonnigere Gefilde schweifen lassen, immer mit der stillen Hoffnung erfüllt, es werde ihm noch einmal vergönnt sein, die Herrlichkeit der schönen Erde mit Augen zu sehen! Aus dieser Anteilnahme an der Landschaft scheint das Interesse für die Tellsage erwachsen zu sein. Schon 1802, nach Vollendung der Jungfrau von Orleans, erwog er, ob diese Sage nicht den Stoff zu einem neuen Schauspiel geben könne; ‚es ist ein gewagtes Unternehmen und wert, daß man alles dafür thue,' schrieb er im März 1802 an Körner. Schon begibt er sich an eine vorläufige Durchsicht des ganzen Materials. Tschudis schweizerische Chronik zieht ihn ungemein an: ‚er hat einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß er einen poetisch zu stimmen imstande ist'. Noch als er sich schon zur Braut von Messina entschlossen hat, beschäftigt ihn der Tell, bis endlich jene Dichtung völlig die Oberhand gewinnt. Und doch, unter der Arbeit an der Braut kommt ihm sogar der Gedanke, ‚einen historischen Stoff, wie etwa den Tell, in der Form der antiken Tragödie aufzufassen'! Dazu eignete sich allerdings dieser Gegenstand am wenigsten, und es lag in der Natur der Sache, daß, wenn Schiller sich einmal für den Tell entschied, eine ganz andere Form gewählt werden mußte.

Besonders stark hat auf den Entschluß Schillers ein Bekannter aus längst vergangenen Tagen eingewirkt: Iffland. Wir haben zuletzt von diesem Manne gesprochen, als wir den Bruch Schillers mit dem Mannheimer Intendanten erzählten. Welche Rolle der Schauspieler dabei spielte, hat Schiller nie erfahren. Ein langes Stück Leben, ein Wachsen an Menschen- und Weltkenntnis, auch an Selbsterkenntnis lag zwischen jenen Ereignissen und jetzt. Iffland hatte mittlerweile die Größe des Dramatikers Schiller, die ihn einst mit Neid erfüllte, ohne Beimischung anderer Gefühle bewundern lernen; seit dem Wallenstein war er mit dem ehemaligen Freunde wieder in Beziehung getreten, und was Cotta als Verleger für den Dichter war, das wurde für ihn der mittlerweile in Berlin zu bedeutender Stellung aufgestiegene und einflußreiche Iffland als Schauspieldirektor. Alle neuen Stücke gingen nach Berlin, und von der Scene des Königlichen Schauspielhauses herab thaten sie ihre größte Wirkung; wirklich bedeutende Schauspieler und ein gebildetes Publikum, gegen dessen Fähigkeiten die Xenien-

dichter doch wohl etwas unbillig gewesen waren, vereinigten sich in der preußischen Hauptstadt, um den Werken Friedrich Schillers Erscheinung und Würdigung zu geben. Iffland war ein kenntnisreicher und geistreicher Mann. Er verstand sehr wohl, der Entwickelung Schillers gerecht zu werden; auch den Schritt in die rein idealisierende Richtung hat er mit Freuden begrüßt; er verschaffte der Braut von Messina eine glänzende, durchaus den Absichten des Dichters entsprechende Darstellung und berichtete, daß der ‚Totaleffekt' der Dichtung ‚der höchste, tiefste, ehrwürdigste' gewesen sei. Aber er verschwieg doch auch nicht, daß es an ‚Gegenfüßlern' nicht fehle. Er fühlte, daß die große Masse, wenn einmal erst der Reiz der Neuheit vorbei sein würde, sein Interesse dieser Richtung nicht bewahren könne; die ‚hohe Einfalt taucht alle leeren Köpfe vollends unter, und deren ist Legion'. Der Theaterdirektor wünschte ein Stück ‚für alle', er wünschte Bühnenwirksamkeit. Schiller machte den Vorbehalt, daß, wenn er sich den theatralischen Forderungen nähern solle, doch die Kunst selbst ihn dazu führen müsse; und Iffland wehrt sich darauf gegen ein Mißverständnis: ‚Gott behüte mich, ein Werk von Ihnen zu wünschen, wozu der Geist Sie nicht geführt hätte, der in Ihnen wohnt! Nur denke ich, ehe man den Stoff erwählt, während der Geist über der Tiefe schwebt, sei eine unmerkliche Richtung, wo er sich niederlasse, noch möglich. Dann wäre es zu erreichen, das Interesse, welches für die Sinne eine gewisse äußere Herrlichkeit darbeut, wie Jeanne d'Arc, eher zu wählen, als ein anderes, welches abstrakte Kenntnis und einen freien Geist fordert.'

So entschied sich Schiller denn. Mehreremal schon war ihm früher das Gerücht zugetragen worden, er arbeite an einem Tell; von Hamburg, Frankfurt und Berlin aus hatte man sogar bei ihm angefragt. Jetzt wollte er das Gerücht zur Wahrheit machen. Und er konnte um so mehr sicher sein, daß er mit dieser — übrigens nur vorübergehend gedachten — Abkehr von dem griechischen Stil nicht seinen künstlerischen Grundsätzen untreu würde, als er eben damals am ‚Julius Cäsar' sich der Möglichkeit hoher Kunstübung an wuchtigem Stoff inne wurde.

Als sich die Kunde verbreitete, die diesmal kein leeres Gerücht war, daß Schiller am Tell arbeitete, wurde man allerorten von ungeduldiger Spannung ergriffen. Man fühlte, daß es ein außerordentliches Werk werden müßte. Der gefeierte schweizerische Historiker Johannes von Müller, der sich bald darauf nach Norddeutschland begeben wollte, schrieb von Wien aus an Goethe: ‚Ich freue mich unendlich auf die Bearbeitung Tells. Empfehlen Sie mich Ihrem großen Freunde, welchen ich sehr verehre. . . . . . Wie viel von Habsburg, dem Hause, dem Land und Hof, und von dem wunderbaren alten Hirtenstamme in dem alten Gebirg läßt sich unvergleichlich malerisch herausheben. Es ergreift mich selbst, indem ich mir's denke.' Und Iffland sehnte sich nach der ersten Manuskriptsendung ‚wie ein Archenbewohner nach der Taube mit dem Ölblatt'.

Schiller war von vornherein mit seinem ganzen Herzen an der Arbeit: Handlung und Schauplatz zogen ihn mächtig an, und auch der Zweck war ihm lieb; ‚wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland

Berlin den 20 August 1803

Herzlich danke ich für Ihren liebevollen Brief.
Mit Sehnsucht erwarte ich Ihre Stücke
Warbeck, den Warwick und Tell,
ganz besonders. — Können Sie denn
Demetrius kennen und geben wollten?
das wäre trefflich! Sie sehen ich bin
gierig begehrlich! — Meine Gustav Adolph
mit seinem romantisch, religiösen Wesen
sein nicht dramatisch? Gedenken Sie in
meiner Beurtheilung auch meines Freundes
Bekenntnis, der [illegible] den [illegible] so toll
herzig geschildert hat! — Ich sehe wie
die Augenbewegungen nach der Taube mit
dem Oelblatt, auf das hoffe ich was Sie
mir senden! Der Himmel erhalte Sie!

Ihr
Iffland

Brief Ifflands an Schiller (Berlin, 20. August 1803).
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



erschüttern' (an Körner 12. September 1803); ,ich bin jetzt leidlich fleißig am Tell, womit ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen gedenke' (an Wilhelm von Wolzogen 27. September 1803). Der Stoff, als Idee wie für ein Schauspiel geschaffen, war hinsichtlich seiner Zusammensetzung ungefügig; besonders der mangelnde Zusammenhang der Gruppen (Tells That, Rütlischwur) war störend. Aber gerade die Schwierigkeiten spannten das thätige Interesse und die Hoffnung: ,Im Tell leb' ich und web' ich jetzt; . . . . . Ein rechtes Stück für das ganze Publikum verspreche ich Ihnen' (an Iffland 9. November 1803). Auch störende Zwischenfälle, seine körperliche Schwäche, der ungelegene und zu lange Besuch der Frau von Staël, vermochten die Thätigkeit nicht ernstlich zu unterbrechen. Am 18. Februar 1804 war das Stück vollendet. Schon vorher hatte er einzelne Teile, den ersten Akt und die Rütliscene, Goethen mitgeteilt, der beständig mit beratendem Worte an der entstehenden Dichtung teilnahm. Nur weniges von dem, was Goethe über jene Teile sagte, ist uns erhalten: der erste Akt schien ihm sehr gelungen, die ausgezeichnete Exposition nannte er ,ein ganzes Stück und zwar ein fürtreffliches'. Er wünschte Glück und bat den Freund fortzufahren, ihm ,durch seine schöne Thätigkeit ein neues Lebensinteresse zu verschaffen'. Ebenso fand er die Rütliscene und den Gedanken, ,gleich eine Landesgemeinde zu konstituieren', vortrefflich. Iffland verlor ganz die Fassung, als er den ersten Akt gelesen hatte: ,Ich habe gelesen, verschlungen, mein Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt! O bald, bald mehr! — Blätter, Zettel — was Sie geben können. Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! Welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie, Amen.' Das deutsche Volk hat diese Empfindung des bühnenkundigen Mannes bestätigt, indem es nie einem Schauspiele eine so glänzende, so begeisterte Aufnahme gewährte wie diesem.

Die Sage von Wilhelm Tell war damals in ganz Deutschland allgemein bekannt. Johannes von Müller in seinen schon 1786 erschienenen meisterhaften ,Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft' hatte sie noch als historische Wahrheit vorgetragen, obgleich ihm schon, zumal im Hinblick auf die Ähnlichkeit der altnordischen, von Saxo Grammatikus überlieferten Sage von Toko dem Schützen, starke Zweifel an der Echtheit der schweizerischen Überlieferung gekommen waren. Für Schiller war, wie auch für seine Zeitgenossen, der Gegenstand schon ein Märchen. Aber das Interesse für die merkwürdigen Thaten des Urner Landmannes war darum in ganz Deutschland nicht geringer. Bearbeitungen und zahlreiche Stiche zeigen das deutlich.

Schiller hat zu seiner Dichtung ein umfangreiches Quellenstudium betrieben. Die Geschichte selbst fand er in dem ,Chronicon Helveticum' des Ägidius Tschudi, der von 1505—1572 gelebt hat. Es ist ein köstliches Buch; wie ein Hauch der Natur weht es uns an aus der naiven, kräftigen, kunstlosen Darstellung des biederen Mannes, und wer ihn den schweizerischen Herodot nennt, thut ihm nicht zu viel Ehre an. Schiller hat an der Anordnung des Stoffes große Veränderungen vollzogen, wie sie für den dramatischen Gebrauch durchaus nötig

waren, aber die Art der Erzählung und besonders die Sprache Tschudis klingt auch in der modernen Dichtung noch deutlich an. Wir setzen eine Probe hierher, die unseren Lesern am besten den Ton des Ganzen vergegenwärtigen wird:

Wie Wilhelm Tell von Uri dem Hut nit Reverentz tet; darumb er sinem Kind ein Oepfel ab dem Houpt schießen mußt.

Darnach am Sonntag nach Othmari, was der 18 Wintermonats, gieng ein redlich frommer Landt-Mann von Uri, Wilhelm Tell genannt (der ouch heimlich in der Pundts-Gesellschaft was) zu Altorf etlichmal für den uffgehenckten Hut, und tet Im kein Reverentz an, wie der Landt-Vogt Geßler gebotten hat; das ward Jme Landt-Vogt angezeigt. Also mornedes darnach am Montag berufft Er den Tellen für sich, fragt Jn trutzlich, warumb er sinnen Gebotten nit gehorsam wäre, und dem Künig ouch Jme zu Verachtung dem Hut kein Reverentz bewisen hette? Der Tell gab Antwurt: Lieber Herr, es ist ungevärd und nit uß Verachtung geschehen, verzichtend mirs, wär ich witzig so hieß ich nit der Tell, bitt um Gnad, es soll nit mer geschechen. Nun was der Tell ein guter Armbrust-Schütz daß man Jn besser kum fand, und hat hübsche Kind, die Jm lieb warend, die beschickt der Landt-Vogt, und sprach: Tell, welches undter denen Kindern ist dir das liebst? Der Tell antwurt, Herr, si sind mir alle glich lieb. Do sprach der Landt-Vogt: Wolan Tell, du bist ein guter verruempter Schütz, als ich hör, nun wirst du din Kunst vor mir müssen beweren, und diner Kinden einem ein Oepfel ab sinem Houpt müssen schießen, darumb hab eben Acht, daß du den Oepfel treffest, dann triffst du Jn nit des ersten Schutzes, so kost es dich din Leben. Der Tell erschrack, bat den Landt-Vogt um Gottes willen, daß Er Jne des Schutzes erließe, dann es unnatürlich wäre, daß er gegen sinem lieben Kind solte schießen, Er wöll lieber sterben. Der Landt-Vogt sprach: Das mußt du thun oder du und das Kind sterben. Der Tell sach wol, daß Ers thun mußt, bat Gott inniglich, daß er in und sin lieb Kind behüte. Nam sin Armbrust, spien (spannte) es, legt uff den Pfyl, und stackt noch ein Pfyl hinden in das Göller und legt der Landt-Vogt dem Kind (das nit mehr dann 6 Jahr alt was) selbs den Oepffel uff sin Houpt. Also schoß der Tell dem Kind den Oepffel ab der Scheitlen des Houpts, daß Er das Kind nie verletzt. Do nun der Schutz geschechen was, verwundert sich der Landt-Vogt des meisterlichen Schutzes, lobt den Tellen siner Kunst, und fragt Jne, was das bedüte, daß Er noch ein Pfyl hinden ins Göller gesteckt hatte? Der Tell erschrack aber, und gedacht die Frag bedütet nützit (nichts) Guts, doch hett Er gern die Sach glimpfflich verantwurt, und sprach: Es wäre also der Schützen Gewonheit. Der Landt-Vogt merckt wol, daß im der Tell entsieß (auswich) und sprach: Tell, nun sag mir frölich die Wahrheit, und fürcht dir nützit darumb, du solt dins Lebens sicher sin, dann die gegebene Antwort nimm ich nit an, es wird etwas anders bedüt haben. Do redt Wilhelm Tell: Wolan Herr, sindmalen Jr mich mins Lebens versichernd habend, so will ich üch die grundlich Warheit sagen, daß min entliche Meinung gewesen, wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfyl erschossen, und ohne Zwifel ümer nit gefält wolt haben. Do der Landt-Vogt das hört, sprach Er: Nun wolan Tell: Jch hab dich dins Lebens gesichert, das will ich dir halten, dieweil ich aber din bösen Willen gegen mir verstan, so will ich dich füren lassen an ein Ort, und allda inlegen daß du weder Sunn noch Mon niemerme sechen solt, damit ich vor dir sicher sig. Hieß hiemit sine Diener Jn fachen und angentz gebunden gen Flüelen füren.

An diesem kleinen Ausschnitt erkennt man leicht, wie der Dichter sich seiner Hauptvorlage gegenüber verhielt; wie er hier durch die zeitliche Zusammendrängung der Handlung die epische Erzählung in das Gebiet des Dramatischen erhebt, so hat er es allenthalben gethan. Der lebhaft bewegten Stimmung des Volkes entspricht im Drama eine raschere Folge der Handlung, als sie Tschudi aufweist. Der schweizerische Chronist verteilt die Ereignisse auf geraum anderthalb Jahre

(Herbst 1306 — Baumgartens That — bis Frühjahr 1308 — Ermordung König Albrechts), Schiller drängt die Ereignisse zusammen: ‚Simons und Judä‘, also am 28. Oktober 1307, beginnt er, am 20. November 1307 schließt er. Die That Baumgartens setzt er also später, die Ermordung Albrechts früher an; die Apfelschußszene spielt am 19. November, am Tage darauf erscheint Parricida in Tells Haus. Die anderthalb Jahre werden in der Dichtung drei Wochen.

Aber auch in der inhaltlichen Gestaltung des Stoffs weicht Schiller mit



Kupferstich zur Tellsage von Daniel Chodowiecki aus dem Jahre 1781.
(Lavater zugeeignet.)
Nach einem Originaldruck im Besitz der Verlagshandlung.

vollem Bewußtsein von seiner Vorlage ab: Tschudis, des Chronisten, hauptsächliches Interesse haftet an der Befreiung der Schweiz durch die Eidgenossen vom Rütli, an der zum Neujahrstage 1308 geplanten Einnahme der Burgen; dieser Haupthandlung gegenüber ist alles, was Tell angeht, nur episodisch. Wohl ist Tell ‚ouch heimlich in des Pundts Gesellschaft‘, aber was er thut, erwächst weder aus dem Bunde, noch hat es auf dessen Entschlüsse und Thaten irgend welchen Einfluß. Schiller machte aus der Tellhandlung die Hauptsache, und die Rütlihandlung rückte er vor ihr zurück; sie diente ihm lediglich zur Kennzeichnung der Stimmung, in die die ungeheueren Frevelthaten der Vögte das Volk versetzten, und aus der auch Tells That verständlich wird. Wir sehen: es ist derselbe Gedanke, der auch in Goethes epischem Entwurf vorherrscht. Und

um der Tellhandlung noch mehr Selbständigkeit zu verleihen, löste er den kühnen, ganz auf sich selbst ruhenden Schützen geflissentlich aus dem Kreise der Verschworenen los; er teilt nur ihre Stimmung, aber nicht ihre Pläne. Mit dem, was er thut, bezweckt er nicht eine Erfüllung der Absichten seiner Landsleute, obgleich es sich thatsächlich so darstellt, sondern nur die Abwehr ‚unmittelbarsten persönlichen Übels', ganz wie in dem Goetheschen Entwurf. Endlich fügte Schiller, indem er nach der Rütliscene die ganze Handlung, die sich bei dem Historiker an sie anschließt, fallen ließ, eine dritte Handlung ein, die sogenannte ‚Rudenzhandlung'; sie reicht mit ihrem einen Teile — dem Verhältnis des Jünglings zu Attinghausen — in die Kennzeichnung der schweizerischen Zustände hinein, der auch die Scenen mit Stauffacher, Walther Fürst, Melchthal und dem Eidschwur auf dem Rütli dienen; mit ihrem andern Teile trägt sie das Moment der Liebe in eine Handlung, die dieses Momentes bisher entbehrte. ‚Die Verschwörung wird durch die Liebe zur Ausführung gebracht,' heißt es auf einem der Zettel, auf denen Schiller seine Gedanken beim ersten Entwurf seiner Dichtungen niederzuschreiben pflegte.

Tschudi ist für alles Historische die Hauptquelle Schillers gewesen; neben dieser trefflichen Chronik treten die andern historischen Schriften, die der Dichter benutzt hat, Müllers Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, Etterlins und Stumpffs Chroniken, zurück. Wohl aber hat er eine Reihe von Büchern angezogen, aus denen er das Lokalkolorit schöpfte. Seit dem Erscheinen der großen kritisch-historischen Ausgabe der Werke Schillers ist es uns vergönnt, einen Einblick in die Art zu thun, wie er diese Bücher benutzte. Man war bis dahin der Meinung gewesen, daß Schiller die ganze Fülle von Zügen der Natur und Volkssitte, die er in seine Dichtung verwebt hat, von Goethe empfangen habe. Diese Meinung stützte sich auf Goethes eigenes Zeugnis, der in den Gesprächen mit Eckermann geradezu sagt: ‚Was in seinem Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles erzählt'; dem alternden Dichter war indes der Inhalt seiner Gespräche mit dem verstorbenen Freunde nicht mehr genau erinnerlich: die Länge der Zeit entschuldigt die Übertreibung. Schon Ende der dreißiger Jahre wies Joachim Meyer in einer ausgezeichneten Abhandlung die eigentlichen Quellen des Tell nach. Im Nachlasse Schillers haben sich mehrere Zettel erhalten, auf denen er sich Auszüge aus Schriften über die schweizerische Landeskunde gemacht hat. In der großen Ausgabe sind diese Zettel abgedruckt. Es ist sehr anziehend, durch sie einen Blick in die Werkstatt des Dichters zu thun. Hier ist ein solcher Auszug aus Fäsis Buch ‚Genaue und vollständige Staats- und Erdbeschreibung der ganzen helvetischen Eidgenossenschaft':

> Schweitzer wohnen auf den höchsten Gipfeln der Europäerwelt. Berge stehen auf Bergen. Auf diesen wieder neue Felsenjoche. Von ihnen strömen viele Flüsse in alle vier Straßen der Welt. — Bergkräuter (die unteren) sprießen am Anfang Mays hervor, und dahin zuerst das Vieh getrieben. — Die mitteren Theile der Berge haben kurze Kräuter, dieß die kräftigsten. Ende Junys fahren die Sennen auf diese höheren Alpen. Dort die Sennhütten, um S. Bartholomä ziehen sie ab. — Es giebt Berge (Gletscherberge), die bloß aus Eis bestehen. Firnen, sie glänzen wie Glas. Sie erhalten ihre isolirte Kegel-Figur durch das Schmelzen im Sommer. — Alle vier Jahreszeiten erscheinen oft neben-

einander. Eis. Blumen. Früchte. — Wolken erzeugen sich in den Klüften der Berge, sie hängen sich an die Felsen an. — Daraus die Witterungs prognostica. — Anblick von oben wenn man über den Wolken steht. Die Gegend scheint wie ein großer See vor einem zu liegen, Inseln ragen daraus hervor: öffnen sich die Wolken irgendwo, so kann man ins Menschen bewohnte Thal auf Häuser und Kirchen hinabsehen. — Wasserfälle, Sommerszeit, überal auf den Bergen. Staubregen und Regenbogen, oder Regenkreise; wer sie sieht, steht immer im Rand des Zirkels, der seine Füße umschlingt. — Bergquellen. — Gräten oder hohe Bergspitzen. Gratthier. — Gemsen weiden gesellschaftlich. — Vorgeiß pfeift wenn Gefahr ist — ihre Zuflucht unter Felsvorsprüngen. — Lämmergeier. — Haselhuhn. — Bergfuchs. Wolf. Bär Murmelthier. — Die Firsten der Berge. — Tells Blatten oder Tells Sprung. Das Felsenstück hängt an der Seite des großen Axenbergs, eine starke Stunde unter Flüelen. Vor der Blatten sind einige Felsenschiefer, wo die Schiffe länden können. Die ganze Ebene der Blatte hält 18 quadrat Schuh. Hinter der Blatten steigt der Axenberg hoch in die Wolken. — Gesommert, gewintert. [Auf der Reußalp allein werden jährlich über 300 Stücke Pferde und Ochsen, welche das dritte Jahr müssen erfüllt haben, gesommert. — Kulm höchste Alpenspitze ‚Kulm oder höchste Spitze der Reuß-Alp.'] — Das Eisthal auf der Blümlis Alp.

Dieselbe Wichtigkeit wie das Fäsische Buch hatten für Schiller Johann Jakob Scheuchzers ‚Naturgeschichte des Schweizerlandes' und desselben ‚Helvetiae historia naturalis' gehabt. Natürlich sind die lebendigen, aber wohl mehr auf allgemeine Eindrücke abzielenden Schilderungen Goethes den aus Büchern geschöpften einzelnen Zügen an Bedeutung für die Dichtung mindestens gleich. Daß auch Charlotte von Schiller aus ihrer Jugend ein sehr lebendiges Bild schweizerischer Landschaft in der Seele trug und daß eine alte Sehnsucht, die Ufer des Genfer Sees wiederzusehen, in den Herzen beider Schwestern lebte, mag für den Dichter des Tell nicht ohne Bedeutung gewesen sein.

Aus solchen Anregungen und Quellen erwuchs die herrliche Dichtung. Von allen Dramen deutscher Zunge ist es das volkstümlichste; in allen Schichten der Bevölkerung ist es bekannt und geliebt; eine große Anzahl von Versen aus dem Tell sind mit dem vollen Bürgerrechte des Sprichwortes in den Sprachschatz und damit in das Bewußtsein, die Seele des deutschen Volkes aufgenommen worden; in großer Zeit hat dieses Stück die vaterländische Begeisterung geweckt und wachgehalten, wie kein anderes; durch den Tell erst wurde Schiller vollends der Liebling des deutschen Volkes und besonders deutscher Jugend.

Es kommt vieles zusammen, was die tiefe und breite Wirkung des Wilhelm Tell erklärt. Zunächst die dem Gegenstande zu Grunde liegende allgemeine Idee, die sich am schärfsten in den Worten Stauffachers in der Rütliscene ausgesprochen findet:

> Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
> Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last — greift er
> Hinauf getrosten Mutes in den Himmel,
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hangen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
> Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
> Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —

Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Ein geknechtetes Volk, dem Ungeheuerliches zugemutet wird, erhebt sich gegen einen Tyrannen, der dem Lande fremd ist und den nichts als selbstsüchtige Bosheit zu seinen Handlungen treibt. Mit einer Kunst sondergleichen hat Schiller das unerträgliche Walten der Zwingherren geschildert. Gleich der Anfang des Stückes erweckt selbst in dem Zuschauer die Stimmung des Hasses gegen die Landvögte: in dem Einzelfrevel Wolffenschießens und der Einzelrache Baumgartens tritt uns die ganze gespannte Lage, die Furchtbarkeit der rechtlosen Zustände entgegen. Die Blendung von Melchthals Vater, die durch die Anwesenheit des eigenen Sohnes bei der Erzählung uns fast wie sichtbare Wirklichkeit entgegentritt, erschüttert die Zuhörer bis ins Innerste. Dann hören wir von Geßlers Beginnen. Schon das Gespräch zwischen Stauffacher und Gertrud wirft ein Licht auf den Vogt. Und nun vollends sein Verhalten gegen Tell, die Apfelschußscene! Gegen solchen Zwang gibt es nur das eine Mittel der Notwehr mit ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit. Dieser Notwehr verleiht Schiller schon durch jene Schilderung des Elends und der Rechtlosigkeit die tiefste sittliche Berechtigung; aber er thut noch mehr, er zeigt uns auch, welche Güter es zu verteidigen, zu retten galt. ‚Wir stehn für unser Land, für unsre Weiber, unsre Kinder.' Darin liegt ein weiterer Grund der unwiderstehlichen Wirkung des Gedichtes auf das Volk, auf Gebildete und Ungebildete, daß wir mit vollkommener, ergreifender Anschaulichkeit erfahren, was auf dem Spiele steht: Vaterland und Familie.

Es geht durch alle schweizerischen Personen des Stückes ein Zug des tiefsten Patriotismus. Dies Gefühl ist bei ihnen natürlich, mit ihrem innersten Wesen verwachsen. Nur auf den Bergen und Matten der Heimat scheint ihnen das Leben lebenswert; denn Berge und Matten sind ein Teil ihres Lebens. Was sie sagen und was sie denken, nimmt seinen Inhalt aus der Natur, die sie umgibt; sie sind, wie Schiller das selbst einmal ausdrückt, ‚lokalbedingt'. Darum hat er es für notwendig gehalten, die Wechselwirkung von Land und Leuten so vollkommen als möglich zur Anschauung zu bringen. Gleich die erste Scene zeigt uns, wie sehr die Menschen mit der Natur verwachsen sind; ihnen spricht der kleinste Zug im Leben und Weben des Sees, der Wolken, der Gestirne eine deutliche Sprache; und mit der Teilnahme, die aus der Absicht des Nutzens und rein menschlichem Gefühl glücklich gemischt ist, stehen sie selbst dem Tiere gegenüber; ja, wie es in dem einfachen Naturleben stets eintritt, sie geben der Kreatur menschliches Fühlen und Denken:

Ruodi.

Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht.

Kuoni.

Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt,
Und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Jägerliedchen für
Walther Tell
womit Actus III. anzufangen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh im Morgenstrahl!

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

Das „Jägerliedchen für Walther Tell“.
Nach der Urschrift im Besitz des Herrn Geheimen Justizrats Lessing in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Als der Fischer Ruodi ungläubig sagt: ‚Ihr seid nicht klug! Ein unvernünftges Tier —‘, da erwidert mit treuherziger Überzeugung der Jäger:

‚Ist bald gesagt. Das Tier hat auch Vernunft‘;

und aus der Beobachtung des klassischen Bergtieres, der Gemsen, führt er den vollgültigen Beweis. Selbst in den Niedrigstgeborenen lebt die Liebe zur Heimat; sie besitzen wohl nichts zu eigen, aber das Gewerbe, zu dem das Land und der Auftrag begüterter Volksgenossen (I, 1) ihnen die Mittel und die Gelegenheit geben, erfüllt reichlich ihre bescheidenen Ansprüche; der Besitz erhöht wohl das Ansehen, aber er ist nicht dessen Bedingung: sogar der einfache Fischer (IV, 1, 6) hat unter den Vertrauensmännern von Schwytz mitgeschworen, gleichberechtigt mit allen andern. Selbst die im unmittelbaren Dienste eines andern stehen, die Knechte, sind menschlich darum nicht geringer: Attinghausen, der Bannerherr, trinkt mit ihnen aus demselben Kruge, und sie sind seine ‚Kinder‘ (II, 1); auch schwören ‚eigene Männer‘ auf dem Rütli mit. Doch aber erhöht sich, wie recht und billig, das Pflichtgefühl mit dem Besitz des freien Erbes. Die Besitzenden, die oder deren Ahnen sich durch der Hände Arbeit Land und Herden und Haus erworben haben, sind mit dem Vaterlande enger verknüpft; der Besitz wird ihnen, und keineswegs um seiner selbst willen, der Grund zu größerer Verpflichtung für das Ganze; sie fühlen, diese prächtigen Männer Walther Fürst und Werner Stauffacher, daß auf ihren Schultern die Verantwortung für das Wohl und Wehe des Landes liegt. Allen Leiden der Bedrückung, des Rechtsbruches sind zunächst sie ausgesetzt: aber in der schönen Menschlichkeit einfacher Seelen fühlen sie, daß der gewöhnliche Mann den Eingriff in seine heiligsten Rechte nicht minder schwer empfindet, als sie selbst. Mit sicherer Hand hat der Dichter zwei Formen des Rechtsbruches, die ganz unabhängig sind von dem Besitz und seiner möglichen Beraubung und denen alle, vom einfachen Arbeiter bis zum reichbegüterten Landmann, gleichmäßig ausgesetzt sind, in den Vordergrund gerückt: die Mißachtung der persönlichen Unantastbarkeit und die frevelhaften Angriffe auf die Familienehre. Ohne Rechtsspruch, ein Opfer gemeinster und augenblicklichster Rachsucht, wird Tell abgeführt; ohne Rechtsspruch, ein Opfer der gleichen Leidenschaft, wird Melchthals alter Vater geblendet; ohne Rechtsspruch wird der Mann der unglücklichen Armgart im finsteren Gefängnis gehalten. Einen unerhörten Frevel an seinem Weibe hat Baumgarten mit dem Beile abwenden müssen; und durch Gertruds Worte: ‚Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei‘ klingt die Wahrscheinlichkeit ähnlichen Frevels durch.

Dies letztere, der gewaltsame Eingriff in die Familienrechte, ist das schlimmste Übel von allen; und der Dichter hat uns das mit vollkommenster Deutlichkeit empfinden lassen, indem er uns an zwei Beispielen die außerordentliche Zartheit des auf einfach menschlicher Grundlage ruhenden Familienlebens schildert: Gertrud und Hedwig, so verschieden sie geartet sein mögen, sind unvergleichlich schöne Frauengestalten, jede in sich eine der großen Richtungen darstellend, in der sich die Eigenart des deutschen Weibes bewegt, des weisen Iberg hochverständige Tochter das schöne Musterbild der Gattin, der starkmütigen, opfer-

freudigen, großdenkenden Genossin des Mannes in schweren Stunden, Tells Gattin, das nicht weniger schöne Musterbild der sorgenden, feingestimmten, gemütvollen deutschen Mutter. Man kann nichts Rührenderes und menschlich Wahreres denken als Tells Abschied (III, 1), Hedwigs Wiedersehen mit Walther (IV, 2) und Tells Rückkehr (V, 2); und es ist sehr bezeichnend, daß das erste Wort, das der aus grauenhafter Gefahr heimkehrende Mann ausruft, lautet: ‚O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!‘

So kämpft das schweizerische Volk für die drei höchsten Güter, die wir Menschen auf dieser Erde besitzen, für den heimischen Boden, für die Freiheit, für Weib und Kind. Und daß Schiller den Wert und die Wirkung dieser Güter mit der unvergleichlichen Kunst des Dichters, mit der hinreißenden Überzeugungskraft des Herzens anschaulich macht, das ist der eine der Gründe, warum dieses Schauspiel das volkstümlichste deutscher Zunge ist und seine Wirkung thun wird, solange Deutsche deutsch empfinden.

In der Fabel und ihrer Darstellung selbst erkennen wir einen weiteren Grund der Volkstümlichkeit des Tell. Drei Gipfelpunkte hat diese Fabel: den Apfelschuß, den Rütlischwur, die Ermordung Geßlers. Alle drei sind durch Tschudi überliefert und bilden alte Bestandteile der Sage. Aber was hat Schiller daraus gemacht! Wir wissen in unserem gesamten Schrifttum nichts zu nennen, was an dramatischer Kunst, an dramatischem Leben mit diesen Scenen verglichen werden könnte. Mit fieberhafter Spannung verfolgt der Zuschauer, welchem Alter, welcher Bildungsstufe er angehören möge, den Gang der ersten und der letztgenannten Scene; die ganze Seele ist erfüllt von den Gefühlen, die die Rütliscene beherrschen. Diese Wirkung thut nicht der Gegenstand allein, die Kunst des Dichters erst macht sie voll. Welches Leben in der Apfelschußscene! Auf der einen Seite die ganze Gehässigkeit und Häßlichkeit Geßlers, verstärkt noch durch den Zug der Rachsucht, die sich in der Anspielung auf Baumgartens Rettung, also auf die That ausspricht, in der gerade für den Zuschauer der ganze selbstlose Edelmut Tells erschienen war; auf der andern Seite die Menge derer, die mit allen Mitteln das ungeheuere Ansinnen Geßlers abzuwehren suchen; und in diesen wieder der reichste Wechsel des Gebahrens und Redens, das doch alles demselben Ziele zugewandt ist: zunächst das bittende Wort der Frau, die zu dem Gefolge Geßlers gehört, dann der Versuch selbst Rudolfs des Harras, das Unheil abzuwenden, dann die flehende Bitte Walther Fürsts, des stolzen Mannes, der sich, um den Enkel zu retten, vor dem Tyrannen auf die Erde wirft, dann des Pfarrers furchtbar ernster Hinweis auf die Gerichte Gottes, Melchthals ohnmächtiger Versuch zur Gewalt, und endlich Rudenz, der eben im Begriff ist, mit dem Schwert auf seinen Herrn loszuschlagen. Und zwischen Geßler und den Flehenden Tell mit seinem Knaben: seinem rechtlichen Sinn erscheint das Ansinnen zunächst unglaublich, er hält es für einen grausamen Scherz, so Ungeheueres kann er selbst dem Todfeinde nicht zutrauen. Dann erkennt er den furchtbaren Ernst der Lage. Der natürlichste Entschluß drängt sich ihm als erster auf: ‚Eher sterb' ich!‘ Aber der Teuflische verschließt ihm auch diesen Ausweg: ‚Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben‘; und

nun folgt der innere Kampf, ein langes Schweigen, während die andern Geßlers Sinn zu wenden versuchen; dazwischen klingt es, in dieser die Grenzen des Furchtbarsten erreichenden Lage, wie ein beruhigender Ton aus dem Munde des unschuldigen Kindes, das das höchste Zutrauen zum Vater hat und freien Auges den Pfeil erwarten will:

> Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist,
> Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
> Dem Wütrich zum Verdruße, schieß und triff.

Die schmerzliche Anspannung des Gemütes ist bis aufs höchste getrieben, eine Steigerung ist nicht mehr möglich, nur ihre Dauer wird noch verlängert. Da ertönt der Ruf Stauffachers: Der Apfel ist gefallen! und wie von einem Alp befreit atmen wir auf. Alles löst sich. Tell wendet sich, geführt von den Freunden, zum Gehen — dieser Zug fehlt bei Tschudi —, da beginnt die Spannung von neuem, und was glücklich zu enden geschienen hatte, endet mit Schrecken. So ungeheuer ist das Beginnen Geßlers, daß keines Menschen Macht mehr Rettung bringen kann; aber der Dichter mildert mit Absicht die schneidende Herbigkeit dieser Scene, indem er an ihren Schluß ganz dem Charakter Tells gemäß das stellt, was noch Hoffnung gibt: ‚Der Knab' ist unverletzt, mir wird Gott helfen.' Um die schöpferische Kraft des Dichters voll zu würdigen, lese man einmal erst die Scene und dann den oben abgedruckten Bericht Tschudis; man wird staunend wahrnehmen, was die Kunst vermag.

Nicht weniger glänzend hat Schiller die Aufgabe gelöst, die Ermordung Geßlers auf die Bühne zu bringen. Erst die Selbstbesinnung und Selbstprüfung Tells, dann — die Scene erinnert an Shakespeare — der Kontrast zwischen dem Ernst des Augenblicks, der den ganzen Menschen ergreift, und dem sorglos heiteren Hochzeitszuge, zwischen der in ihrer innersten Tiefe aufgeregten Seele Tells und dem seichten, abergläubischen Opportunismus des Flurschützen; dann erscheint Geßler, und um uns den Tyrannen noch einmal in seiner ganzen Scheußlichkeit zu zeigen, führt der Dichter ihm Armgart in den Weg, die durch seine Grausamkeit so grenzenlos unglücklich geworden ist, daß sie nichts nach seinem Zorn mehr fragt; er verweigert ihr und den zerlumpten Kindern die Befreiung des Ernährers. Da, in seiner Sünden Blüte, trifft ihn der rächende und gerechte Pfeil; kein Wort des Mitleids wird gesprochen, durch alles, was gesagt wird, selbst durch die Worte Rudolfs des Harras klingt es wie die Überzeugung gerechten Gerichtes, und sogar der Mund der frommen Mönche vermag nichts anderes zu sagen:

> Bereitet oder nicht, zu gehen,
> Er muß vor seinem Richter stehen!

Einen andern Charakter hat die Rütliscene; ‚Würde' und ‚Breite' rühmt Goethe an der Ausführung des Gedankens, ‚gleich eine Landgemeinde zu konstituieren'. Sie trägt eine epische Farbe. Was geschehen wird, wissen wir schon; das Interesse haftet nicht an der Thatsache der Bundesgründung, sondern an den Formen, unter denen sie sich vollzieht, an dem Sinn und Geist, der in

diesen Formen sich ausspricht. Der Geist des edelsten Patriotismus, geboren aus der irdischen Not, aber sich emporhebend zu göttlicher Heiligung, waltet durch die ganze Scene; nur in dieser Natur, die alles Große, Erhabene, Majestätische in sich umfaßt, kann das Gefühl eines einfachen Landvolkes so sich äußern; darum hat Schiller gerade in diese Scene die Berge und den See mit ihrer ganzen geheimnisvollen und reinen Macht hineinspielen lassen, und die scheinbar äußerliche Thatsache des Mondregenbogens hat tiefste Bedeutung. Die Natur, mit ihrem ewigen Kreislauf und ihrer ewigen Ruhe, erscheint auch als die Bildnerin der Gefühle des Volkes, sie gibt den Grund der Stimmung, die der Schweizer dem ‚gewaltsam neuen Regiment' gegenüber hegt. Melchthal sagt:

Entrüstet fand ich diese edlen Seelen
Ob dem gewaltsam neuen Regiment,
Denn so wie ihre Alpen fort und fort
Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen
Gleichförmig fließen, Wolken selbst und Winde
Den gleichen Strich unwandelbar befolgen,
So hat die alte Sitte hier vom Ahn,
Zum Enkel unverändert fort bestanden,
Nicht tragen sie verweg'ne Neuerung
Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.

Die hundertjährige geschichtliche Entwickelung, genährt an dem Busen der umgebenden Natur, tritt als eine innerlich berechtigte Macht der frevelhaft angemaßten neuen Gewalt entgegen; sie ist nicht mehr das ‚ewig Gestrige', das im Wallenstein der Tadel des Dichters traf; der uralte Gebrauch ist heilig, weil er uralt ist und weil nicht Willkür, sondern der tiefe Sinn natürlichen Geschehens sich in ihm ausspricht. Daher die Achtung für das historisch Gewordene, auch wo es zu Gunsten des Gegners spricht.

Wir verehren den trefflichen Sinn, den Opfermut, die Bescheidung der Männer, die da zusammenstehen wollen wider alle Gefahr. Wir verehren sie doppelt wegen der in solchen Zeitläuften schweren Mäßigung. Nicht der rechtmäßigen, nur der angemaßten Herrschaft widerstreben sie; es ist nichts Revolutionäres in ihrem Beginnen:

Abtreiben wollen wir verhaßten Zwang,
Die alten Rechte, wie wir sie ererbt
Von unsern Vätern, wollen wir bewahren,
Nicht ungezügelt nach dem Neuen greifen.
Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist,
Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß.

Selbst der Zins an Österreich, der in einzelnen Fällen zu Recht besteht, soll weiter gezahlt werden.

Meier von Sarnen.
Ich trage Gut von Österreich zum Lehen.

Walther Fürst.
Ihr fahret fort, Östreich die Pflicht zu leisten.

So herrscht das Maß auch in den von hoher Leidenschaft erregten Seelen. Schlichte, geschlossene Männlichkeit waltet in allen Gestalten; und wir fühlen, daß der Schwur, in den die Scene ausklingt, ganz den Schwörenden angemessen ist. Der Bund ruht auf den drei starken Säulen: Bewußtsein der eigenen Kraft, Anknüpfung an das Vermächtnis der Väter, Vertrauen auf die Hilfe Gottes: ‚Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern‘; ‚Wir wollen frei sein, wie die Väter waren‘; ‚Wir wollen trauen auf den höchsten Gott‘.

Zu dem in der sittlichen Grundstimmung des Stückes und zu dem in der Fabel liegenden Reize tritt noch ein dritter: die Persönlichkeit Tells. Die Menge der Zuschauer und Leser hängt mit Begeisterung und Liebe an dieser Gestalt. Was von jeher den deutschen Helden ausgezeichnet hat, was wir an Siegfried preisen, das hat Tell: Kraft und Milde. Er ist ein ganzer Mann; nur den nicht irrenden Antrieben seines eigenen Empfindens gehorcht er; er ruht geschlossen in sich selbst: vergeblich suchen andere ihn in die Kreise gemeinschaftlichen Handelns zu ziehen. Er hat ein weiches Herz für alles Menschliche; Baumgarten zu retten, ist ihm selbstverständliche Pflicht, aber die Pflicht quillt aus dem Herzen, er thut nur, was er nicht lassen kann; selbst dem Feinde tritt er großmütig entgegen, er weiß, daß Geßler ihn verderben will, aber er ‚erbarmt sich seiner‘, da er ihm auf gedrangem Steg begegnet und ein Schuß, eine Handbewegung ihn in die Tiefe stürzen könnte. Mit kindlich harmlosem Vertrauen begegnet er Welt und Menschen; das ruhige Bewußtsein seiner Kraft läßt Furcht oder Mißtrauen nicht aufkommen.

‚Wer frisch umherspäht mit gesunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Not.‘

Diese heitere, sorglos gute Natur wirkt um so mehr, da sie in scharfen Kontrast mit Geßler gestellt ist; das Gegenteil von dem was an Tell gefällt, mißfällt am Vogt. Er ist mißtrauisch, argwöhnisch, boshaft, finster, grausam, vor allem aber rachsüchtig. Gerade von dieser Leidenschaft ist Tell vollständig frei; trotz allem was er erduldet hat, ist in dem ganzen Stück nicht ein Wort zu finden, aus dem etwas wie Rache klänge; ja vor dem entscheidenden Augenblicke zieht ernste Selbstprüfung durch seine Seele, und erst das Bewußtsein, daß nur Notwehr und nichts anderes ihn treibt, gibt ihm die Kraft zur That:

— Und doch an euch nur denkt er, lieben Kinder,
Auch jetzt — euch zu verteidigen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen!

Sicher wie seine Hand und sein Auge ist sein sittliches Urteil. Wohl geht, eben in jenem Augenblick der Selbstprüfung, der Zweifel durch seine Seele, ob der Mord, den er zu begehen gedenkt, bestehen kann vor Gott und Menschen, aber fast im selben Augenblick sagt ihm sein Gefühl das Richtige. Und auch die geschehene That hat kein anderes Antlitz als die gedachte: die Scene mit Hedwig

und mit Parricida zeigt ihn in dem unerschütterten Besitz der naiven Überzeugung recht gehandelt zu haben.

Dies letztere führt uns zu noch einigen Bemerkungen, die wir nicht unterdrücken dürfen. Es wird unsere Leser überraschen, aber es ist so: kein Stück Schillers, ja vielleicht kein Stück unserer ganzen klassischen Litteratur hat so heftige Angriffe erfahren, wie ‚Wilhelm Tell‘. Diese Angriffe richten sich gegen zweierlei: gegen den dramatischen Bau des Stückes und gegen den Charakter Tells.

Man sagt, daß dem Stück die Geschlossenheit, die strenge innere Zusammenhang der Handlung fehle, die man von jedem Drama erwarten müsse. Es ist wahr, äußerlich betrachtet, laufen drei Handlungen nebeneinander her, die unter sich entweder gar nicht oder nur sehr lose verknüpft sind: die Tellhandlung, die Rütlihandlung, die Attinghausenhandlung. Zwischen dem was Stauffacher, Walther Fürst, Melchthal und mit ihnen die Vertreter der drei Waldstätte planen, und dem was Tell thut, ist keine äußerliche Verbindung, und ebenso ist zwischen Tell und Attinghausen keine unmittelbare Beziehung herzustellen. Tell ist geflissentlich, und entgegen der Tschudischen Chronik, vom Bunde ferngehalten, er will im Rate nicht mitwirken; ‚der Starke ist am mächtigsten allein‘; auch was er thut, geschieht nicht um der Allgemeinheit willen, es ist sogar geeignet, die Absichten des Rütlibundes zu durchkreuzen, denn bis zum Christfest, dem Augenblick des Losschlagens, sollte nichts geschehen und alles erduldet werden, und es war sogar ausdrücklich das Verbot selbständiger vereinzelter Handlung gegeben worden:

> ‚Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
> Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.‘

Ebenso ist die Einführung des Rudenz, sein Gesinnungswechsel, sein Eintreten für die Eidgenossen etwas ganz Neues, das zur Bewirkung des Zwecks der Handlung füglich hätte entbehrt werden können. Gleichwohl ist dem Vorwurfe kein großes Gewicht beizumessen. Denn alle drei Handlungen finden doch eine Verbindung und eine Rechtfertigung in dem höheren und allgemeinen Zweck des Stückes, die Befreiung des Landes von der Gewalt der Landvögte zu schildern. Auch daß die Rütlihandlung, woraus man einen besonders schweren Tadel hat ableiten wollen, überhaupt nicht fortgeführt wird, daß nach ihr eine große, durch den Beschluß selbst herbeigeführte Pause eintritt, deren schließliche Abkürzung wir nur gar flüchtig erfahren, hat seine Berechtigung. Denn mit dieser Scene hat Schiller offenbar nur den einen wichtigen Zweck erreichen wollen, dem Zuschauer einen vollständigen Einblick in die Stimmung der Gemüter zu geben; diese Stimmung bildet die breite Grundlage für den weiteren Gang und für die beherrschende Idee des Stückes. Die Geschlossenheit der Handlung ist doch überhaupt nur eine Forderung, die aus einer Reihe von klassischen Dramen, darunter auch Schillerschen, abgeleitet worden ist; wir dürfen nicht vergessen, daß jedes wahre Kunstwerk seine Gesetze in sich trägt; Schiller hat selbst oft nachdrücklich betont, jeder Stoff bedinge seine eigene Form. Und schließlich ist doch der letzte Maßstab die einheitliche große Wirkung, die der Wilhelm Tell auf jeden empfäng-

lichen Sinn hervorbringt. Diese Wirkung wird durch die Mehrteiligkeit der Handlung nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern sogar erhöht.

Ganz eigenartig sind die Ausstellungen, die einige Beurteiler an dem Charakter und den Handlungen des Tell machen. Sie finden die Apfelschußscene psychologisch unwahrscheinlich, unmöglich, widerspruchsvoll; sie behaupten, Tell habe auf das Haupt seines Kindes nicht schießen dürfen, diese ans Frevelhafte grenzende Handlung stimme nicht zur Natur Tells, zumal nicht zu der Liebe, mit der er an seinen Kindern hängt: der Vater hätte über den verwegenen Schützen siegen müssen. Die so sprechen, verschließen sich gegen die meisterhafte Kunst, mit der Schiller uns die höchste unentrinnbare Nötigung zeigt, die zu dem Schusse zwingt. Tell bietet dem Geßler sein Leben an. Dieser aber erwidert: ‚Du schießest oder stirbst mit deinem Knaben.' Hierin eine ‚ganz unglaubliche Drohung' zu finden, ist durchaus willkürlich; warum soll ein Mann, dessen gleichgesinnter Genosse einen unschuldigen alten Mann, um des Sohnes geringes Vergehen zu ahnden, blenden ließ, nicht ein Kind sterben lassen, um sich am Vater zu rächen! Geßler ist eben so gezeichnet, daß ihm alles, auch das Ungeheuerste, zuzutrauen wäre. So steht Tell vor der Wahl, sich und das Kind preiszugeben oder Gott und der eigenen erprobten Kunst sein und des Kindes Schicksal anheimzustellen. Er thut das letztere, und durchaus nicht wie ein leichtsinniger Schütz, dem ‚die Eitelkeit, ein schwieriges Ziel nicht zu verfehlen, eine wichtigere Herzensaufgabe ist als das Leben des Sohnes' (das sogar hat man behauptet!), sondern als ein gottvertrauender Mann, der die ganze Furchtbarkeit seiner Lage, die grauenhafte Gefahr seines Beginnens durchgefühlt hat. Jene Kritik wirft nun ein: ‚dann hätte Tell den Schuß nur zum Scheine abgeben, er hätte absichtlich in die Luft schießen müssen.' Auf derartige Aufstellungen vermag man kaum ernsthaft einzugehen. Es ist doch jetzt selbstverständlich, daß Geßler einen weit abirrenden Schuß — ein Pfeil ist leichter zu kontrollieren als eine Gewehrkugel — als eine Umgehung seines Befehls aufgefaßt haben würde; nur um ein Weniges fehlen zu wollen, würde die Gefahr für den Knaben nicht verringert haben. Es bleibt also jene Nötigung durchaus zwingend. Und nun kommt es bloß noch darauf an, ob der Dichter uns den Schuß, den er äußerlich zweifellos völlig begründet hat, auch innerlich, aus der Eigenart Tells heraus, begreiflich gemacht hat. Nehmen wir einmal an, die Scene würde vor einer Zuschauermenge gespielt, die mit ihrem Verlauf nicht von vornherein bekannt wäre. Meine Leser mögen entscheiden, ob diese Zuschauer die Leistung und das Gelingen oder aber die Unterlassung des Schusses erwarten werden. Für mich ist es nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß alle, bei vollständigem Gefühl für das Furchtbare des Unterfangens, den Schuß für selbstverständlich halten. Das kommt, weil der Dichter uns von Tell ein scharfes Bild in die Seele gebracht hat; er hat den Entschluß in der Apfelschußscene durch das vorbereitet, was er uns früher von Tell hat erfahren lassen. Ein Mann, der im Vertrauen ‚auf Gott und die gelenke Kraft' die allen unmöglich scheinende Rettung Baumgartens wagt, der zu diesem ungeheueren Wagnis sich in zwei Minuten und doch mit dem vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit gegen das eigene Weib entscheidet,

ein Mann, der dieses Wagnis nicht nur unternimmt, sondern auch glücklich ausführt, warum sollte er sich nicht zu dem Schuß entscheiden, dessen glückliches Gelingen von vornherein um vieles wahrscheinlicher ist, als der ungleiche Kampf mit dem wilden Element am Tage Simons und Judä!

Ebensowenig Berechtigung wie diesem sonderbaren Vorwurf können wir einem andern zusprechen; Tell soll sich des ‚Wortbruchs' schuldig gemacht haben, indem er, statt den Vogt und sein Gefolge glücklich ans Ufer zu bringen, also statt die Bedingung zu erfüllen, unter der er seiner Fesseln entledigt worden ist, sich selbst rettet und die Insassen des Kahns dem aufgeregten See überläßt! Der Urheber dieses Vorwurfs ist Ludwig Börne gewesen. Für den ernsthaften Menschen ist eine Ehrenrettung Tells überflüssig. Aber nicht nur zum Wortbrüchigen hat man Schillers herrliche Gestalt machen wollen, man ist noch weiter gegangen und hat ihn einen Meuchelmörder genannt. Er ‚stellt sich hinter den Busch und begeht einen schnöden Meuchelmord, statt mit edlem Trotze eine schöne That zu thun!' Es spricht sich in solchem Urteil eine lediglich am Äußerlichen haftende Auffassung aus. Freilich, die äußerlichsten Merkmale des Meuchelmordes liegen vor. Tell steht hinter dem Busch und schießt, ohne daß Geßler ihn gesehen oder auch nur vermutet hat. Man könnte einfach darauf hinweisen, daß dann die ehrenwertesten modernen Offiziere und Soldaten, die unbeobachtet vom Feinde eine geschickte Aufstellung genommen haben und nun mit ihren Batterien den Feind vernichten, samt und sonders Meuchelmörder sein müßten. Aber auch wer diesen Vergleich nicht gelten läßt, kann unmöglich einen Meuchelmord nennen, was lediglich eine Handlung nur so und nicht anders ausführbarer Notwehr ist. Was dem Weib und den Kindern Tells bevorsteht, wenn Tell den Geßler nicht erschießt, ist niemandem zweifelhaft; grauenhafte Rache erwartet sie, gegen die sogar die Blendung des alten Melchthal nur Kinderspiel ist Dies Unheil muß Tell abwenden, oder er macht sich selbst des Unglücks der Seinigen mitschuldig. Aber er hat ebenso die Pflicht, sich den Seinen zu erhalten, und das kann er nur, indem er aus dem Hinterhalt schießt. Das Gefolge Geßlers ist nahe, und Rudolf der Harras, so wenig er die Handlungen seines Herrn gebilligt hat, ist doch nicht der Mann, dessen Tod an dem leicht ergreifbaren Mörder ungerächt zu lassen. Überdies selbst wenn Tell sichtbar und frei stehend schösse, er würde nicht einmal in den Kampf gegen die Gefolgsleute eintreten können, denn er hat den letzten und einzigen Pfeil verschossen, ‚keinen andern zu versenden'. Und dann, verdient die Handlungsweise Tells irgend einen Tadel gegenüber einem Menschen, der alle Gesetze, die geschriebenen und die ungeschriebenen, aufs frevelhafteste mißachtet, der aller Menschlichkeit Hohn gesprochen hat? Der gesunde Sinn Tells selbst schwankt nicht. Wohl klingt der Monolog wie eine Selbstprüfung, er führt sich noch einmal den Grund vor, warum er zum Morde schreitet, die Pflicht gegen Weib und Kind; er rechtfertigt vor sich selbst, daß er seinen ‚Herrn' und ‚des Kaisers Vogt' erschießen will; aber es kommt ihm auch nicht der leiseste Zweifel, ob die Art seines Handelns berechtigt sei. Und wie Tell selbst, so denkt seit alters — lange vor Schillers Dichtung schon — die öffentliche Meinung: in keinem Zuschauer regt sich auch nur das geringste Miß-

fallen an dem Schuß; alle stehen unter dem Eindruck, daß hier eine gute und berechtigte That gethan ist, alle möchten aufjubeln, daß das Ungeheuer niedergestreckt ist; alle möchten mit einstimmen in die begeisterte Begrüßung, mit der im letzten Aufzuge die Schweizer ihrem Befreier nahen.

Die eifrigsten Tadler der That Tells haben sogar versucht, Schiller selbst gewissermaßen zum Ankläger seines Helden zu machen; sie fragen, warum er sonst die Parricidascene angefügt habe, und meinen, daß er dadurch Tell von jenem Vorwurf, den er nach der Scene in der hohlen Gasse für möglich gehalten, habe reinigen wollen. Man mag die Einführung Parricidas aus andern, rein künstlerischen Gründen nicht billigen, man mag zugeben, daß sie in gar keinem Zusammenhang mit der Handlung steht und darum nach der Katastrophe, wo alles zum Schlusse drängt, überflüssig ist, aber man wird ihr keinen apologetischen Zweck, sondern nur den andern zuschreiben können, die That durch die Gegenüberstellung mit der Parricidas noch höher und glänzender erscheinen zu lassen, als sie an und für sich schon jedem erschienen ist. Übrigens wollen wir nicht verhehlen, daß wir jene Scene um der zuerst angeführten Gründe willen auch für störend halten. Eine Überlieferung, die sich auf einen gelegentlichen Ausspruch Goethes und einen andern von Schillers Tochter Emilie von Gleichen stützt, berichtet, daß Charlotte ihren Gemahl zur Hinzufügung der Scene bewogen habe; sollte diese Überlieferung recht haben, so können wir nicht umhin, aus der Nachgiebigkeit des Gatten dem Dichter einen leisen Vorwurf zu machen.

Aber was wollen solche Vorwürfe, berechtigte und unberechtigte, bedeuten gegen die Schönheit der ganzen Dichtung! Wie mächtig greift sie jedem Empfänglichen ans Herz, wie zünden diese Scenen, diese Gefühle, diese edle volkstümliche Sprache in der andächtig lauschenden Menge. Nie hat ein dramatischer Dichter es vermocht, so alles aufzuregen, was in der Seele des deutschen Volkes an edlen Gefühlen ruht, an vaterländischen und menschlichen Empfindungen. In großer Zeit, da unser ganzes Volk unter dem Joche eines hartherzigen Tyrannen seufzte, hat es aus Schillers Wilhelm Tell Trost und Mut und den Glauben geschöpft, daß ‚eine Grenze hat Tyrannenmacht'; in trauriger Zeit der Zersplitterung und des Kleinmutes hat des toten Dichters gewaltige Stimme seinem Volke zugerufen:

> Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
> Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.

Und als im Jahre 1870 die Entscheidung anbrach, da trat auch Schiller unter seine Deutschen, und tausendstimmiges Echo antwortete den Versen, die von allen deutschen Bühnen in das Volk rauschten:

> Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
> In keiner Not uns trennen und Gefahr!
> Wir wollen frei sein wie die Väter waren,
> Eher den Tod als in der Knechtschaft leben!
> Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
> Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

So erfüllte der große Sohn deutscher Erde seine Sendung an dem deutschen Volke.



Neunundzwanzigstes Kapitel.

Aussichten, Entwürfe und letzte Arbeit.

Goethe hatte an dem Fortgang des Tell beständigen Anteil genommen, und der mündliche Gedankenaustausch erklärt die Kürze, mit der er dem Freunde gleich nach der Beendigung den Empfang der Handschrift brieflich bestätigte: ‚Das Werk ist vortrefflich geraten und hat mir einen schönen Abend verschafft.‘ Es lag Schiller daran, noch vor Ostern das Stück zur Aufführung zu bringen, und Goethe that alles, um diesen Wunsch zu erfüllen. Am 17. März erfolgte die erste Aufführung; wie einst in Mannheim drängte sich die Menge schon am frühen Nachmittage vor dem Theater, und brausender Beifall antwortete den Schauspielern, die ihr möglichstes thaten. Am 19. März wurde das Stück wiederholt; unter den Zuschauern befanden sich Frau von Staël und der Historiker Johannes von Müller; dieser war auf der Durchreise nach Berlin begriffen und wurde durch die zarte Aufmerksamkeit des Dichters, der Akt V, Sc. 1 den Namen des berühmten Geschichtschreibers einflocht, sehr gerührt; er saß neben Wieland in der herzoglichen Loge, und als die Stelle gesprochen wurde, richteten alle Augen sich auf ihn.

Alsbald machte sich auch Iffland an die Vorbereitungen zur Aufführung. Es ist bezeichnend für den trotz allen Enthusiasmus vorsichtigen Mann, daß er in einigen Stellen politische Bedenklichkeiten fand. Er sandte seinen Theatersekretär Pauli — einem Briefe scheint er die Bedenken nicht anvertraut zu haben — nach Weimar, damit er persönlich mit dem Dichter verhandelte. Wir wissen nicht, auf welche Stellen sich die Bedenken erstreckten, es ist aber anzunehmen, daß Schiller den Wünschen des Intendanten entgegengekommen ist, und daß die Fassung des Stückes, die bei Cotta im Druck erschien, dieselbe ist, in der es in Berlin aufgeführt wurde. Erst im Juli war Iffland mit allen Zurüstungen fertig. Der Erfolg war außerordentlich. Innerhalb einer Woche wurde es dreimal wiederholt.

Der Zweck von Paulis Reise war aber nicht die Unterredung über jene Bedenken allein: der Vertrauensmann brachte eine dringende Einladung an Schiller, nach Berlin zu kommen und mit eigenen Augen die Wirkung seiner Werke zu schauen. Unsere Leser wissen schon, daß Schiller stets gern mit Reise-

plänen umging; der Geist, der von dem stillen Weimar aus mit gewaltig schaffender Phantasie die Welt umfaßte, dürstete nach wirklichen Anschauungen, und so sehr ihn die kleine, aber bedeutende Menschenwelt für die Dauer befriedigte, er sehnte sich doch nach Unterbrechungen, die ihm andere Gesichts- und Denkkreise eröffneten. Wie hatte er sich in Erfurt, in Lauchstädt des Verkehrs mit den Offizieren erfreut, wie heiter aufgeräumt empfing er die durch Weimar reisenden Fremden, mit welchem gespannten Interesse war er dem so ganz anders gearteten, so fremden Wesen der Frau von Staël entgegengekommen! Wie manchmal hatte er, da der Fuß ihm an die Scholle gefesselt war, den Wolkenpilger, den Gedanken, ausgeschickt und sich in heiteren Reiseplänen ergangen; mit Humboldt hatte er nach Paris reisen wollen, dessen großartiges vielgestaltiges Leben ihn so anzog, daß unter seinen dramatischen Entwürfen sogar einer in der französischen Hauptstadt spielt; Humboldt in Italien zu besuchen, war ihm einige Augenblicke nicht zu verwegen erschienen; und oben im Norden, jenseits der deutschen Grenze, lebte ihm der dänische Kreis, mit dem er immer noch in brieflicher Beziehung stand und den er auch noch im Leben aufzusuchen hoffte. Die Schneeberge, die in den Schauplatz des Wilhelm Tell hineinragen, die brausende See, auf die er sogar einem uns erhaltenen Entwurfe zufolge ein Drama verlegen wollte, erfüllten seine Seele mit Sehnsucht. Nun bot sich ihm wenigstens die Möglichkeit, einmal eine große Stadt zu sehen, eine Stadt, die zwar mit ihrem heutigen Zustande verglichen klein und unbedeutend war, in der aber doch auch damals schon der Pulsschlag der Zeit am deutlichsten fühlbar war. Schiller griff die Anregung Ifflands auf; seiner eigenen Versicherung gemäß trat zu den angeführten Gründen noch der andere, daß die Beziehung zu der preußischen Hauptstadt, vielleicht auch zum preußischen Hofe seiner äußeren Lage eine erwünschte Wendung geben könnte. Denn Schiller war immer noch auf die Erträgnisse seiner Arbeiten angewiesen; sein Gehalt betrug noch immer nur 400 Thaler, und wenn er auch wußte, daß der Herzog ihm im wirklichen Bedürfnisfalle sofort beispringen würde, so hatte er doch seit der letzten Regelung der Gehaltsfrage nichts gethan, um auch ohne das äußerste Bedürfnis eine Erhöhung seines regelmäßigen, gewährleisteten Einkommens herbeizuführen. Von Cotta und den andern Buchhändlern, besonders auch von den Theatern, gingen reichliche Summen ein; aber es waren unregelmäßige Einnahmen, und sie hingen ganz von seiner Gesundheit ab. Gerade dies aber beunruhigte ihn und ließ ihn oft mit schwerer Sorge in die Zukunft blicken. Er wußte, daß er nicht lange leben würde; was er den Seinen ängstlich verbarg, sah er selbst mit um so klarerer Gewißheit: daß er ein unheilbares Leiden in sich trug, daß ihm nicht viele Jahre mehr vorbehalten waren. Frau und Kinder einer ungewissen Zukunft überlassen zu müssen, wenn er selbst abberufen werden würde, das nagte an seinem Herzen, und die Gewissenhaftigkeit seines Wesens trieb ihn, alles zu versuchen, um die Seinen sicher zu stellen. Es ist gewiß, daß daraus zum Teil die außerordentliche, alle Hindernisse verachtende Thätigkeit Schillers zu erklären ist; und statt, wie das einige thun, darüber zu spotten, daß der Dichter mit seiner Kunst auch äußeren Erwerb gewinnen wollte, sollte man lieber die traurigen deutschen Verhältnisse anklagen, die einen Mann

wie Schiller nicht der Sorge überhoben, während es für Leute wie Kotzebue einträgliche Pfründen gab.

Schiller that, was eines gewissenhaften Mannes erste Pflicht ist: er sorgte mit eigener Kraft dafür, daß sein Weib und seine Kinder nicht Not litten, wenn er die Augen zuthat. Wenn ihn das Schicksal nur das fünfzigste Lebensjahr erreichen lasse, sagte er einmal zu einem Freunde, dann werde er so viel erworben haben, daß für die Unabhängigkeit der Seinen gesorgt sei. Aber diese Ungewißheit gerade, ob sein Leben noch nach Jahren zählen werde, war das Peinigende. Darum griff er die Gelegenheit der Anknüpfung mit Berlin auf.



Königin Luise.
Von Joh. Gottfr. Schadow modelliert.

Im April reiste er mit Lotte und seinen ‚beiden Jungen‘ ab; es ging über Leipzig, wo ihn alte Freunde anderthalb Tage festhielten, Wittenberg und Potsdam. Am 1. Mai kam er in Berlin an. Mit Staunen mag er wahrgenommen haben, wie berühmt der Name Friedrich Schiller war; alles begegnete ihm mit Verehrung, Ehrerbietung und Liebe. Das Volk auf der Straße, wo es seiner inne wurde, brachte ihm Ovationen. Was Berlin an geistigen Größen besaß, drängte sich zu ihm. Er sah die alten Freunde Hufeland, Fichte, Woltmann, Erhard wieder, eine Fülle neuer Bekanntschaften, darunter der Komponist Zelter, gesellte sich dazu. Prinz Ludwig Ferdinand, der hochstrebende Fürst, der später bei Saalfeld den Tod fürs Vaterland starb, lud ihn zur Tafel. Preußens große Königin, Luise, empfing den lange verehrten Dichter, wie sie ihn einst in Weimar empfangen hatte, und Karl von Schiller, der älteste Sohn, wurde dem Kronprinzen Friedrich

Wilhelm zugeführt; es ist wahrscheinlich, daß der damals siebenjährige Prinz Wilhelm, unser nachheriger glorreicher Kaiser, auch mit dabei war und dem großen Dichter hat ins Auge schauen dürfen. Die Königin scheint den Wunsch angedeutet zu haben, den Verfasser des Tell für Berlin zu gewinnen.

Iffland zeigte ihm, daß die Berliner ihren Schiller verstanden; er ließ die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Wallensteins Tod im Hoftheater spielen, und als Schiller seine Loge betrat, erhob sich die Menge und brach in jubelnden Zuruf aus. Klopfenden Herzens gewahrte er die gewaltige Wirkung seiner Werke. Welch eine Laufbahn von jenem ersten Theaterabend in Mannheim bis zu diesem! Welch eine Laufbahn von dem überschäumenden wilden Ton der Räuber bis zu der ruhigen Schönheit der Braut von Messina! Und, so dürfen wir hinzufügen, welch eine Wandlung in der geistigen und ästhetischen Bildung des deutschen Volkes enthält dieser Zeitraum! Fürwahr, Schiller hatte schon für die Zeitgenossen nicht vergebens gelebt.

Die Frage der Übersiedelung nach Berlin wurde durch Iffland in Fluß gebracht, der am 16. Mai an den Kabinetsrat von Beyme in Potsdam ein ‚Memoire‘ abgab, in dem er die Neigung Schillers zu Verhandlungen mitteilte und andeutete, daß wenigstens gegen einen Aufenthalt von einigen Jahren auch vom weimarischen Hofe kaum Widerspruch erhoben werden würde. Am Tage darauf trat Schiller seine Rückreise nach Weimar an und wurde von Beyme aufs freundlichste aufgenommen; er erhielt die Mitteilung, daß der König ihn wohl nach Berlin zu ziehen wünsche; er möge seine Bedingungen stellen. Iffland hatte in jenem ‚Memoire‘ schon die Andeutung fallen lassen, daß diese Bedingungen sich nach dem Berliner ‚Bedürfnis‘ richten würden, daß z. B. eine Equipage dem Dichter ‚bei seinem Befinden unvermeidlich‘ sein würde. Am 21. Mai kam Schiller wieder in Weimar an. Wie er selbst zu der wichtigen Frage stand, ergibt sich aus seinem Briefe an Körner vom 28. Mai:

‚Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectiren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen.

Es ist aber kostbar in Berlin zu leben, ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andere Artikel sehr theuer, und unter sechshundert Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. In dieser großen Stadt kann man sich weniger behelfen, als in einer kleinen.

Es steht also bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genöthigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden.

Berlin gefällt mir und meiner Frau besser, als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie

kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden, und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern.

Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alle Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei, und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun zu gehen. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz bietet, so habe ich doch Lust zu bleiben. So stehen die Sachen.'

Daß seiner Frau Berlin gut gefallen habe, war ein Irrtum Schillers. Charlotte hatte ihrem Mann zuliebe zurückgehalten; im Dezember 1804, als ihr Bleiben in Weimar entschieden war, schrieb sie an Fritz von Stein: ‚Ich wollte und durfte nicht Nein sagen, denn ich wollte Schiller seine ganze Freiheit lassen, und nichts für mich selber wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf, aber ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Sie wissen, daß es um uns herum auch nicht gerade schön ist, aber ich weinte fast, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte. Diese Krisis hat sehr auf meine Gesundheit eingewirkt, ich hatte Fieber aus Angst, ich wollte gefaßt scheinen und Schiller durch meine Wünsche nicht beschränken.'

Die Angelegenheit ging aber doch nicht allein die Familie an. Das erste Anrecht, sie zu erfahren, hatte Karl August. Mit vertrauender Offenherzigkeit schrieb Schiller ihm, wie die Dinge lagen, und deutete auch das an, was er Körner als die Bedingung seines Bleibens mitgeteilt hatte. Karl August antwortete sofort: ‚Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, werthester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu laden wünschte, daß Sie so handeln und so die Lage der Sache beurteilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwiedere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermögte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältnis dem größeren vorgezogen zu haben. — Schreiben Sie mir aber wiederholt Ihre Wünsche und leben wohl. Karl August. H. z. S. W.' Schiller schrieb, daß eine Gehaltserhöhung von 400 Thalern ihn instand setzen würde, in Weimar ohne Sorgen zu leben, daß er aber, wenn die Berliner darauf eingingen, einige Monate in der Hauptstadt zubringen würde. Der Herzog bewilligte sofort die Zulage und schrieb: ‚Empfangen Sie, werthester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisirt würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden. Leben Sie wohl!' — Kurz darauf richtete Schiller seine Forderungen nach Berlin, an Beyme.

‚Nach den gütigen Äußerungen, die Sie mir in Potsdam gethan, nehme ich keinen Anstand, Ihnen meine Wünsche mit der Freimüthigkeit zu entdecken, die ich den großmüthigen Absichten des Königs und Ihren wohlwollenden Gesinnungen schuldig bin.

Daß ein längerer Aufenthalt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt. Doch auch schon der Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres in Berlin würde vollkommen hinreichend sein, seinen Zweck zu erfüllen. Ich würde durch eine solche Abwechslung meines Aufenthaltes die beiden Vortheile voreinigen, welche das rege Leben einer großen Stadt zur Bereicherung des Geistes und die stillen Verhältnisse einer kleinen zur ruhigen Sammlung darbieten; denn aus der größeren Welt schöpft zwar der Dichter seinen Stoff, aber in der Abgezogenheit und Stille muß er ihn verarbeiten. Da es die großmüthige Absicht des Königs ist, mich in diejenige Lage zu versetzen, die meiner Geistesthätigkeit die günstigste ist, so darf ich von Seiner Gnade erwarten, daß Seine Majestät mir dieses Glück unter derjenigen Bedingung zusagen werden, von welcher es unzertrennlich ist.

Zweitausend Rthlr. jährlicher Gehalt würden mich vollkommen in den Stand setzen, die nöthige Zeit des Jahres in Berlin mit Anstand zu leben und ein Bürger des Staats zu sein, den die ruhmvolle Regierung des vortrefflichen Königs beglückt. v. Schiller.‘

Was die Wirkung dieses Briefes am Berliner Hofe gewesen ist, wissen wir nicht; es scheint, daß man überhaupt die ganze Angelegenheit hat fallen lassen, weil man Schiller ganz besitzen und nicht auf eine Teilung des Besitzes mit dem weimarischen Hofe eingehen wollte. Jedenfalls blieb Schiller in Weimar, und Charlotte betrachtete Ende 1804 die Sache als vollständig entschieden. Je länger der Dichter sich selbst das Für und Wider überdachte, desto mehr senkte sich die Wagschale zu Gunsten Weimars. Es war auch abgesehen von dem, was er in jenem Briefe an Körner aufgeführt hatte, so vieles, daß ihn dort zurückhielt. Wie schmerzlich würde Goethe den Freund entbehrt haben, und was hätte diesem den täglichen Verkehr mit dem großen Geistesverwandten jemals ersetzen können! Und würde der neue Verkehrskreis in Berlin an freundschaftlicher Zuneigung, an geistiger Anregung, an dauerhaftem Werte dem gleich gewesen sein, den er in Weimar verlassen haben würde? Wir glauben nicht, und Schiller hat es auch nicht geglaubt. Wir Nachgeborenen aber dürfen uns mit Recht freuen, daß das große Schauspiel von Schillers höchster Thätigkeit bis zum Schlusse die Einheit des Ortes gewahrt hat, das in den Mauern Weimars und unter dem Schutze seines hochsinnigen Fürstenhauses Schiller seine Tage vollendet hat, daß die Erde, die Karl August und Goethe birgt, auch, was an Schiller sterblich war, umfängt.

Kaum nach Weimar zurückgekehrt, sann der Rastlose wieder auf Arbeit. Mehrere dramatische Pläne, die schon früherer Zeit entstammten, beschäftigten ihn; bald neigte er sich diesem, bald jenem zu, den Reiz des Stoffes und die Möglichkeit künstlerischer Gestaltung abwägend. Wohl hatte er schon am 10. März 1804 in seinem Kalender vermerkt: ‚Mich zum Demetrius entschlossen‘, aber das Schwanken zeigt uns, daß der Entschluß noch nicht ganz feststand. Jetzt, nach der Rückkehr aus Berlin, hemmten allerlei äußere Störungen die Entscheidung. Die Geburt des vierten Kindes stand bevor; mit der ganzen Freude eines Mannes, der der Vorsehung dankt, daß sie sein eigenes vor dem natürlichen Ziele zusammenbrechendes Leben in dem folgenden Geschlechte fortsetzen will, sah

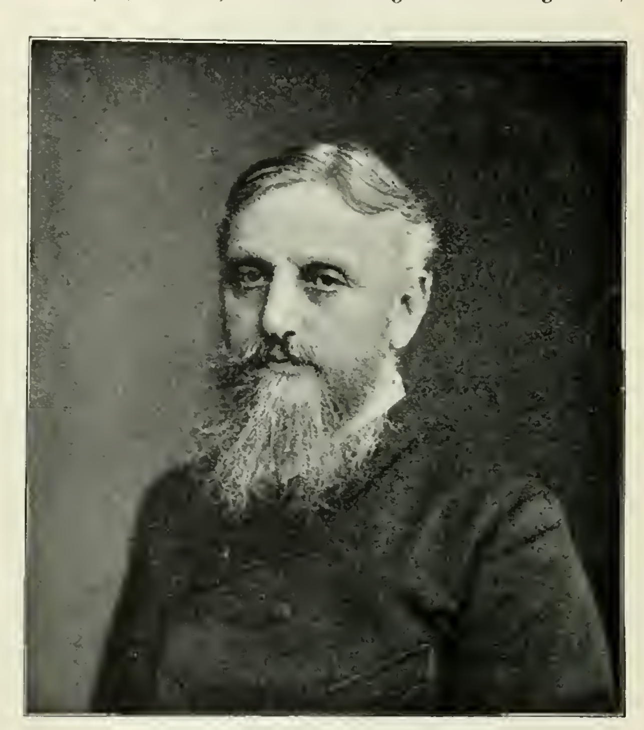
er dem freudigen Ereignis entgegen. Er reiste mit Lolo nach Jena, wo ihm der alte Freund und Hausarzt Starke wohnte, dessen oft bewährter Fürsorge er die Gattin anvertrauen wollte, und hier wurde ihm am 25. Juli 1804 ein Töchterchen, Emilie Henriette Luise, geboren. Die regierende Herzogin von Weimar übernahm Patenstelle bei dem Kinde. Der glückliche Vater hat das Wachstum der geliebten Tochter nicht mehr erlebt; es ist ihm versagt worden, zu sehen, wie sie von allen Kindern am meisten seine Züge, die geistigen und körperlichen, trug. Sie ist die Gemahlin des Freiherrn Adalbert von Gleichen-Rußwurm geworden, dessen Eltern schon mit den ihrigen befreundet gewesen waren; sie war eine treffliche deutsche Frau, den Pflichten des Hauses mit gleicher Treue obliegend wie den andern, die ihr aus ihrer edelen Geburt erwuchsen. Das Andenken des Vaters hat sie gehegt wie ein teueres Kleinod, und der deutschen Nation ist sie in Zeiten hoher Erinnerungen die berufene Vertreterin der Familie Schillers gewesen. Die rein menschliche Verehrung des großen Mannes, in der sie sich mit ihrem Gemahl begegnete, hat sie auf ihren Sohn übertragen, den Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm, der noch heute auf seinem Stammschloß Greifenstein in Unterfranken über den sichtbaren Erinnerungen an den Großvater waltet.



Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller.
(S. a. Kapitel XXIII, S. 399.)

Im August 1804 kehrten die glücklichen Eltern mit ihrem Kinde nach Weimar zurück. Nur langsam konnte der Dichter seine Arbeiten wieder aufnehmen, denn eine heftige Erkältung, die er sich bei einer Wagenfahrt im Dornburger Thale zugezogen hatte, übte auf Wochen hinaus schlimme Wirkung in dem angegriffenen Körper. Und als die volle Arbeitskraft noch einmal wiederkehrte, da störten äußere Abhaltungen die ruhige Fortbildung der dramatischen Pläne.

Schillers Schwager Wilhelm von Wolzogen hatte eine für Weimar und Deutschland wichtige Sendung zu erwünschtem Ende gebracht: er war beauftragt gewesen, in Petersburg im Namen des Großherzogs die Verhandlungen über die Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna zu führen. Im November 1804 sollte das junge Paar seinen feierlichen Einzug in Weimar halten. In allen Kreisen wurden Festlichkeiten zum Empfange vorbereitet, nur das Theater hatte bis kurz vor dem festgesetzten Tage noch nichts gethan. Goethe fand nicht die Stimmung und den Augenblick, etwas Dichterisches zu schaffen, und so wandte er sich an den Freund, dessen rasche Erfindung und thätige Hilfe er kannte. Schiller schlug ihm die Bitte nicht ab, in wenigen Tagen schuf er das Festspiel ‚Die Huldigung der Künste', eine der vollendetsten Gelegenheitsdichtungen, die unsere Litteratur besitzt. Am 12. November wurde das Spiel auf der Weimarer Bühne aufgeführt; und wie er das Herz Luisens, der Mutter Kaiser Wilhelms I., lange besaß, so gewann er nun auch das der Maria Paulowna, der Mutter unserer späteren Kaiserin Augusta. Als die Verse erklangen:



Ludwig Freiherr von Gleichen-Rußwurm
(Enkel Schillers).

> Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
> Wo man beglückt, ist man im Vaterlande,

da ergriff allgemeine Rührung die Zuhörer, der Fürstin aber traten Thränen ins Auge.

Mit gutem Bedacht hatte Schiller gerade die Künste der neuen Herrin huldigen lassen: es entsprach seinem alten Gedanken, daß die Künste das Leben veredeln, den Menschen erziehen; in einem Briefe an Körner klingt der dichterisch geäußerte Wunsch nach: ‚Gebe Gott, daß sie (die Prinzessin) etwas für die Künste thun möge.' Und nicht nur für die Dichtkunst allein bittet er, alle Künste haben die erhebende und veredelnde Kraft; es ist bezeichnend, daß Schiller

in jenem Briefe an Körner die Thätigkeit der hohen Frau besonders auch für die Musik wünscht. Wir wissen, daß ihm diese Kunst von jeher sehr nahe gestanden hatte; er fühlte sich in seinem ganzen Wesen und Denken von ihr wunderbar angeregt, selbst wenn sie ihm nur aus Charlottens bescheidenem Spinett entgegenklang. ‚Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.‘ Wir besitzen aus Schillers letztem Lebensjahre einen merkwürdigen Brief; der Komponist Zelter, mit dem er in Berlin oft und gern zusammengewesen war, hatte ihm und andern Freunden die Frage vorgelegt, was man zur Verbesserung des Kirchengesanges thun könne. Schiller antwortete darauf mit einem weiten Ausblick auf das Verhältnis von Religion und Kunst und mahnte, dem Volke den protestantischen Glauben durch die Mittel der Kunst, der Kirchenmusik, nahe zu bringen: wir sehen, die ästhetische Erziehung soll auch zur Religion führen. ‚Daß es hohe Zeit ist, für die Kunst etwas zu thun, fühlen wenige; daß es mit der Religion nicht so bleiben kann, läßt sich allen begreiflich machen. Berlin hat in den dunklen Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet, dies war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen; es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist.‘



Maria Paulowna, Erbprinzessin von Weimar.
Gemalt von H. Benner. Nach dem Stich von J. Mécou.

Die ‚Huldigung der Künste‘ ist, so zufällig ihre Veranlassung und so rasch ihre Ausführung gewesen sein mag, doch eine Art Glaubensbekenntnis des Dichters gewesen; die alten Überzeugungen von dem Wesen der Kunst und von

der Macht der Kunst, die er so oft und in so verschiedenen Formen, vom lyrischen Lied bis zur strengen philosophischen Abhandlung, geäußert hat, klingen noch einmal an:

Doch Schönres find' ich nichts, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele!

Nach dieser Abschweifung wollte Schiller sich wieder zum Demetrius wenden. Aber er fand nicht sogleich die Stimmung dazu; auch war sein körperliches Befinden den außerordentlich umfangreichen Vorstudien nicht immer gewachsen. ‚Fast alles ist krank, wo ich anklopfe, und leider bin ich es selbst mit meinem ganzen Hause', schrieb er um diese Zeit an einen Freund. So kam es, daß er, ‚um nicht ganz müßig zu sein', sich einer leichten Arbeit hingab: der Übersetzung von Racines Phädra. Am 14. Januar schrieb er in seinen Kalender: ‚Wurde ich mit der Phädra fertig, nach 26 Tagen.' Das Stück wurde am 30. Januar zum Geburtstag der Herzogin Luise mit viel Beifall gespielt; auch in Berlin fand es, zumal durch das ergreifende Spiel der Frau Bethmann, sehr gute Aufnahme. Die Phädra ist von allen Übersetzungen Schillers die gelungenste; sie macht ganz den Eindruck des Originals, vielleicht gerade deshalb, weil der Alexandriner, der im französischen Ohre bekanntlich eine ganz andere Wirkung thut als im deutschen, durch den reimlosen fünffüßigen Jambenvers ersetzt ist; dabei ist der Inhalt so treu als möglich wiedergegeben. Wir fügen hier einen Teil des berühmten Berichtes des Theramenes ein und setzen den französischen Text daneben, um unseren Lesern an einem bedeutenden Beispiel zu zeigen, mit welcher Meisterschaft Schiller die schwere Kunst der Übersetzung handhabte.



Frau Bethmann als Phädra
(Akt III, Sc. 2.)
‚Räche dich, Göttin! Räche mich! Er liebe!'
Nach der Zeichnung von F. Catel.

A peine nous sortions des portes de Trézène,	Kaum sahen wir Trözene hinter uns,
Il était sur son char; ses gardes affligés	Er war auf seinem Wagen, um ihn her,
Imitaient son silence, autour de lui rangés;	Still, wie er selbst, die trauernden Begleiter.
Il suivait tout pensif le chemin de Mycènes;	Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Straße,
	Die nach Mycenä führt, die schlaffen Zügel

Sa main sur ses chevaux laissait flotter les rênes.
Ses superbes coursiers, qu'on voyait autrefois
Pleins d'une ardeur si noble obéir à sa voix,
L'œil morne maintenant et la tête baissée,
Semblaient se conformer à sa triste pensée.
Un effroyable cri, sorti du fond des flots,
Des airs en ce moment a troublé le repos;
Et du sein de la terre une voix formidable
Répond en gémissant à ce cri redoutable.
Jusqu'au fond de nos cœurs notre sang s'est glacé;
Des coursiers attentifs le crin s'est hérissé.
Cependant sur le dos de la plaine liquide
S'élève à gros bouillons une montagne humide;
L'onde approche, se brise, et vomit à nos yeux,
Parmi des flots d'écume, un monstre furieux.
Son front large est armé de cornes menaçantes;
Tout son corps est couvert d'écailles jaunissantes;
Indomptable taureau, dragon impétueux,
Sa croupe se recourbe en replis tortueux.
Ses longs mugissements font trembler le rivage.
Le ciel avec horreur voit ce monstre sauvage;
La terre s'en émeut, l'air en est infecté;
Le flot, qui l'apporta, recule épouvanté.
Tout fuit; et sans s'armer d'un courage inutile,
Dans le temple voisin chacun cherche un asile.
Hippolyte lui seul, digne fils d'un héros,
Arrête ses coursiers, saisit ses javelots,
Pousse au monstre, et d'un dard lancé d'une main sûre,
Il lui fait dans le flanc une large blessure.
De rage et de douleur le monstre bondissant
Vient aux pieds des chevaux tomber en mugissant,
Se roule, et leur présente une gueule enflammée,
Qui les couvre de feu, de sang et de fumée.
La frayeur les emporte: et sourds à cette fois,
Ils ne connaissent plus ni le frein ni la voix.
En efforts impuissants leur maître se consume;
Ils rougissent le mors d'une sanglante écume.
On dit qu'on a vu même, en ce désordre affreux,
Un dieu qui d'aiguillons pressait leurs flancs poudreux.
A travers les rochers la peur les précipite:
L'essieu crie et se rompt. L'intrépide Hippolyte
Voit voler en éclats tout son char fracassé;
Dans les rênes lui-même il tombe embarrassé.
Excusez ma douleur. Cette image cruelle
Sera pour moi de pleurs une source éternelle.
J'ai vu, Seigneur, j'ai vu votre malheureux fils
Traîné par les chevaux que sa main a nourris.
Il veut les rappeler, et sa voix les effraie;
Ils courent. Tout son corps n'est bientôt qu'une plaie.
De nos cris douloureux la plaine retentit.
Leur fougue impétueuse enfin se ralentit:
Ils s'arrêtent, non loin de ces tombeaux antiques
Où des rois ses aïeux sont les froides reliques.
J'y cours en soupirant, et sa garde me suit.
De son généreux sang la trace nous conduit:
Les rochers en sont teints; les ronces dégouttantes
Portent de ses cheveux les dépouilles sanglantes.

Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die stolzen Tiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hitze sonst gehorchen sah,
Sie schienen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermut einzustimmen.
Plötzlich zerriß ein schreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer aufstieg, der Lüfte Stille,
Und schwer aufseufzend aus der Erde Schoß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei. Es trat uns allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Rosse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Wasserberg,
Die Woge naht sich, öffnet sich und speit
Vor unsern Augen, unter Fluten Schaums,
Ein wütend Untier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib:
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's,
In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Scheusal sieht der Himmel mit Entsetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpestet ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge selbst,
Die es herantrug, springt zurück mit Grausen.
Alles entflieht und sucht, weil Gegenwehr
Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein würd'ger Heldensohn,
Hält seine Pferde an, faßt sein Geschoß,
Zielt auf das Untier, und, aus sichrer Hand
Den mächt'gen Wurfspieß schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weite Wunde.
Auf springt das Ungetüm vor Wut und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich,
Und gähnt sie an mit weitem flammenden Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen scheu davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Zügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röten
Mit blut'gem Geifer das Gebiß; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Quer durch die Felsen reißt die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücke fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Zügeln.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz! Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüt'gen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rossen,
Die er gefüttert mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur; sie rennen um so mehr.
Bald ist sein ganzer Leib nur eine Wunde.
Die Ebne hallt von unserm Klaggeschrei;
Ihr wütend Ungestüm läßt endlich nach.
Sie halten still, unfern den alten Gräbern,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die andern folgen,
Der Spur nachgehend seines edeln Bluts;
Die Felsen sind davon gefärbt; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruf' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet

J'arrive, je l'apelle; et me tendant la main,
Il ouvre un œil mourant, qu'il referme soudain.
«Le ciel, dit-il, m'arrache une innocente vie.
Prends soin après ma mort de la triste Aricie.
Cher ami, si mon père un jour désabusé
Plaint le malheur d'un fils, faussement accusé,
Pour apaiser mon sang et mon ombre plaintive,
Dis-lui qu'avec douceur il traite sa captive;
Qu'il lui rende» . . . A ce mot ce héros expiré
N'a laissé dans mes bras qu'un corps défiguré,
Triste objet, où des dieux triomphe la colère,
Et que méconnaitrait l'œil même de son père.

Ein sterbend Aug' und schließt es alsbald wieder:
„Der Himmel," spricht er, „entreißt mir mit Gewalt
Ein schuldlos Leben. O, wenn ich dahin,
Nimm, teurer Freund, der ganz verlassenen
Aricia dich an! — Und kommt dereinst
Mein Vater zur Erkenntnis, jammert er
Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
Mög' er an der Gefangnen gütig handeln,
Ihr wiedergeben, was —" Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge.

Endlich, nachdem diese Nebenarbeit erledigt war, kamen Stimmung und Kraft auch für die schwere Kunst zurück: die nächsten Monate — der Genesene ahnte nicht, daß es schon die letzten des Lebens sein sollten! — gehörten ganz dem Demetrius. ‚Ich habe mich,' schreibt er an Goethe, ‚mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu fassen, und ich mußte mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge.'

Die große Dichtung ist unvollendet geblieben. Aber auch in dem Zustande, in dem die erkaltende Hand sie zurücklassen mußte, ist sie ein köstlicher Besitz für uns, nicht nur um der wenigen Teile willen, die noch ausgeführt sind, sondern zumal auch darum, weil sie uns den Künstler bei der Arbeit zeigt, weil die bis auf den kleinsten Zettel erhaltenen Vorarbeiten uns eine unvergleichlich lebendige Anschauung geben von dem Werden eines Kunstwerkes. Wir staunen über die Gründlichkeit, die Gewissenhaftigkeit, mit der er den Stoff bis ins einzelne erfaßte, mit der er in langwieriger Sammlerarbeit aus den Quellen die kleinen Züge zusammenholte, die der Dichtung die lebenswarme Farbe geben sollten; wir staunen noch mehr über das unermüdliche, von keinem Mißerfolg entmutigte Streben, die Dichtung aus dem rohen Stoff zu immer edlerer Gestalt emporzubilden; wir beobachten mit Ehrfurcht, wie der Geist des Dichters das fand, was keine Arbeit geben kann, was nur das Genie zu finden vermag, was sich dem fleißigsten der gewöhnlichen Sterblichen spröde verbirgt: das Poetische im Stoff.

Und so, wie er hier arbeitete, hat Schiller, seit er einmal die Höhe der dramatischen Kunst erreicht hatte, überall gearbeitet. Der vorletzte Band der großen historisch-kritischen Ausgabe, in der mit pietätvollem Sinn Karl Goedeke dem Meister ein schönes Denkmal gesetzt hat, enthält alles, was uns von Schiller an dramatischen Entwürfen erhalten ist. Es mag für uns hier der Ort sein, einen Rückblick auf diese Entwürfe zu thun. Wert und Bedeutung haben zwar die meisten erst durch eine rein litterargeschichtliche Betrachtung, auf die wir nicht eingehen können; wohl aber muß auch unser Buch dessen gedenken, was Schiller gewollt und geplant hat, damit unsere Leser ermessen können, welche Schätze ein herbes Geschick unserem Volke vorenthalten hat, und damit sie einen neuen Blick thun in den unerschöpflichen Gedankenreichtum dieses großen Geistes.

Schon öfters haben wir im Verlauf unserer Darstellung große Entwürfe erwähnt, die in Schillers Geist auftauchten, aber bald von andern entwickelungsfähigeren wieder zurückgedrängt wurden. In früher Zeit, in Bauerbach, beschäftigte ihn der Imhof, von dem wir nicht viel mehr wissen, als daß die Inquisition den dunkeln Hintergrund bilden sollte. Dann in der Zeit der geschichtlichen Studien treten ihm Gustav Adolf und Friedrich der Große nahe als Mittelpunkte glänzender dichterischer Belebung ganzer Epochen; Bernhard von Weimar dramatisch zu bearbeiten, trieb ihn eine Zeitlang gleichermaßen die eigene Neigung und das Dankgefühl gegen den Fürsten, der sein Herr war; und der Wunsch, nachdem er fast überall in Europa seine Stoffe gesucht und gefunden hatte, auch einmal in die deutsche Geschichte zu greifen, ließ ihn erwägen, ob nicht Ludwig von Bayern und Friedrich von Österreich sich zu einem Drama gestalten ließen. Aber von all diesen Entwürfen ist uns nichts erhalten; es ist sogar nicht einmal wahrscheinlich, daß er Aufzeichnungen dazu gemacht hat.

Auf den letzten Seiten des Kalenders, in dem Schiller seinen Briefwechsel, wichtigere Vorkommnisse des täglichen Lebens, Einkommens- und Ausgabenberechnungen u. s. w. einzutragen pflegte, steht ein Verzeichnis der Schauspiele, die er seit dem Wallenstein geschrieben hatte und die er noch zu schreiben gedachte. Es sind im ganzen einunddreißig Titel; sechs davon sind durchstrichen, weil die Stücke bei der Aufstellung des Verzeichnisses vollendet waren. Zu sechzehn Stücken, darunter einigen, die im Verzeichnis nicht aufgeführt waren, haben sich in Schillers Nachlaß Aufzeichnungen gefunden; mitunter sind es nur wenige Sätze, die den Stoff kurz andeuten, die springenden Punkte für die dramatische Gestaltung herausheben; mitunter aber sind es lange Entwürfe, man möchte sagen Selbstgespräche, in denen der Dichter sich über die möglichen Wendungen der Handlung Rechenschaft gab, in denen er die besten Formen und Gruppierungen in immer neuen Anläufen zu ergreifen suchte.

Der älteste unter allen vorhandenen Entwürfen galt den ‚Malthesern‘. In die Zeit des Don Carlos reicht der Gedanke zurück, die verzweifelte Gegenwehr der Johanniter in St. Elmo gegen Soliman zum Gegenstande eines Trauerspiels zu machen. 1787 tauchen die ersten Andeutungen auf; im Don Carlos bildet eben diese Verteidigung schon den Gegenstand der lebendigen Erzählung Akt III, Scene 7. Schiller las dann Vertots Histoire des chevaliers hospitaliers de S. Jean de Jérusalem; in Weimar, kurz bevor er sich auf Jahre hinaus ganz für historische Studien entschied, beschäftigte ihn noch der dramatische Plan. Das erste, was er, nach der großen Abschweifung zur Poesie zurückkehrend, ergriff, waren wieder die Malthesér; am 20. September 1794 berichtet er Charlotten, daß er Goethe den Plan der Malthesér vorgelegt habe, und daß dieser ihm keine Ruhe lasse, das Stück ‚bis zum Geburtstag der regierenden Herzogin‘ zu vollenden. Er entschloß sich ganz ernsthaft dazu; bis Ostern 1795 sollte Cotta das Stück haben. Aber der Wallenstein übte größere Anziehung; gleichwohl hören wir auch während der Arbeit an ihm immer wieder von den Malthesern. 1797 hofft er ‚im nächsten Herbst tief in den Malthesern zu sitzen‘. Dann legt er 1799 dem Herzog, der es gewünscht hatte, den Entwurf vor; aber es kommt

Die Malteser. Tragödie.

Wallenstein. Tragödie. 1797. 98. 99.

Das Ereigniß zu Verona beim Römerzug Rupprechts. Verbrechen seines Günstlings und strenge Justiz des Kaisers.

Maria Stuart Tragödie 1799–1800.

Narbonne oder die Kinder des Hauses.

Der Seeräuber.

Verschwörung gegen Venedig.

Sicilianische Vesper

Das Mädchen von Orleans 1800–1801

Macbeth nach Shakespear 1800.

Gozzis Turandot 1802

Schillers Arbeitskalender.
Nachbildung der verloren gegangenen Urschrift.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Agrippina Tragödie.

Die Begebenheit zu Famagusta.

Warbeck.

Die Polizey ein Schauspiel.

1803. ~~Die feindlichen~~ Brüder zu Messina.
~~Tragödie.~~

Themistokles. Tragödie.

Gräfinn von Flandern. Schauspiel.

1804. Wilhelm Tell. Tragödie.

Gräfin v. S. Geran.

Die Flibustiers. Schauspiel.

Bluthochzeit zu Moskau.

Das Schiff.

Henri IV. der Biron.

Charlotte Corday. Tragödie

Rudolph v. Habsburg.

Heinrich der Löwe v. Braunschweig.

Der Graf von Königsmark.

Monaldeschi.

Rosamund.

Die Braut der Hölle.

Elfride



immer nicht zur Ausführung; im Mai 1801 fehlt noch immer ‚das punctum saliens‘, das er früher schon gefunden zu haben glaubte. Endlich nach Vollendung der Braut von Messina hören wir zum letztenmale davon: ‚Ich habe meine alten Papiere über die Malthefer vorgenommen, und es steigt eine große Lust in mir auf, mich gleich an dieses Thema zu machen. Das Eisen ist jetzt warm und läßt sich schmieden.‘ Dann verschwindet jede Spur. Der Grund dafür, daß Schiller den Plan schließlich doch fallen ließ, liegt eben darin, daß in der That das ‚punctum saliens‘, die dramatisch wirksame That, auf die die ganze Handlung hindeutet, nicht zu finden, wenigstens bis zuletzt nicht gefunden war. Im übrigen bot der Stoff viele Vorteile. Schon hinsichtlich des Schauplatzes; er ist eng begrenzt; die Ritter sind auf Malta von aller Außenwelt abgeschlossen, auf Entsatz von Sicilien her ist nicht mehr zu hoffen, sie sind auf sich selbst, auf die Entschlüsse der eigenen Brust, auf die eigene Tapferkeit angewiesen. Dem beunruhigenden äußeren Andrängen der Türken, die sich schrittweise wie ein unabwendbares Verhängnis nähern, entspricht ein ebenso beunruhigendes inneres Moment, die Zerfahrenheit, die Entartung, der Zwiespalt der Ritter; diesem stellt sich mit der ganzen Macht sittlicher Überzeugung und sittlicher Verantwortlichkeit La Valette entgegen, eine innere Rettung des Ordens anstrebend, um auch die äußere herbeizuführen. Sein Sinn ist hart gegen die Ritter, ‚ohne es je dem Zuschauer zu scheinen‘, besonders aber gegen sich selbst, denn den eigenen Sohn gibt er mit preis um seiner Pflicht zu genügen. ‚Der Pivot des ganzen Stückes,‘ sagt Schiller an einer Stelle des Entwurfes, ‚ist daß La Valette durch das strenge Gesetz, das er durchsetzt, selbst am schmerzlichsten leidet, daß er seinen Sohn hingibt. Aber in diesen zerreißenden Schmerz des Vaters mischt sich zugleich ein herrliches Freudengefühl an der heroischen Gesinnung des Jünglings, der wie ein Engel trefflich und edel sich zu dem Opfer schmückt.‘

Schiller hat in diesem Stücke auch den Chor verwenden wollen; welche Rolle er ihm zugedacht hatte, läßt sich aus den erhaltenen Aufzeichnungen nicht mehr vollständig erkennen, doch scheint es, daß er den Charakter einer idealen, einheitlichen Person erhalten sollte und daß die Zweiteilung und die aus ihr folgenden Eigentümlichkeiten, wie wir sie bei der Braut von Messina besprochen haben, nicht beabsichtigt waren. Der Chor sollte (nach einer Randbemerkung im Manuskript) eine ‚geistliche Person‘, d. h. eine Gruppe von Geistlichen sein, die ‚die Kirche vorstellt‘. Er steht — nach den kurzen Andeutungen, die der Entwurf enthält — über den Parteien. In dem Streit um ein Mädchen, wodurch Schiller gleich im Anfang des Stücks eine Anschauung von den bedenklichen inneren Zuständen des Ordens geben wollte, wenden sich beide Parteien an den Chor und bitten ihn um einen Schiedsspruch. Er aber weist beide ab; er hält stets das Wohl des ganzen Ordens und die Gespanntheit der Lage Maltas im Auge: ‚in diesem schrecklichen Augenblick sei an Privatstreitigkeiten, und vollends so strafbarer Natur, nicht zu denken.‘ Daß der Chor den Zweck, den Zuschauer aus dem Drange des Augenblicks zur beruhigenden Höhe der Reflexion zu erheben, haben sollte, ist anzunehmen, aber aus dem, was Schiller niedergeschrieben

hat, nicht wohl zu erweisen. Wohl aber geht aus diesen Aufzeichnungen hervor, daß Schiller ihm neben jener auch die Aufgabe zugedacht hatte, in die Handlung mit einzugreifen, wenn auch nicht in dem Maße wie in der Braut von Messina. Er schildert den Rittern mit eindringenden Worten die furchtbare Lage von St. Elmo, die gewaltige Ansammlung der türkischen Kriegsmacht: ‚Umgeben ist Malta, ein Gürtel von donnergeladenen Schiffen zieht sich, schnürt sich um die Insel. Alle seine heidnischen Völker, die nicht ehren das Kreuz, gießt das ungläubige Morgenland über diese Insel aus. Alle die das Schlangen ernährende Afrika zeugt, die die aufgehende Sonne umwohnen, und den wachsenden Mond, den ewig sich füllenden, zum Zeichen haben (Am Rande steht schon der Ansatz zur poetischen Form: Und dem Kreuz gegenüber drohend hängt der blutige, immer wachsende Mond).‘ ‚Wie des Hagels unendliche Schlossen, wie die Flocken fallen im Wintersturm, also steigen Völker aus den donnergeladenen Schiffen aus einem Volke von Heidenstämmen. Das Wasserreich verschwindet unter ihren Flotten, fester Boden ist die See, und das Meer, das allverbreitete, ewig offene, ist ausgeschlossen. Diese Insel ist ein Gefängnis, verriegelt ist das Meer, das ewig offene.‘ Dann wieder gibt der Chor seine politischen Meinungen im Interesse der Entschlüsse, die zu fassen sind, ab; er warnt vor der Unzuverlässigkeit spanischer Versprechungen. Immer aber scheint der Chor in den Malthesern doch auch dann, wenn er mit Rat und Wort in die Handlung sich einmischt, eine Würde gewahrt zu haben, die der Eigenschaft derer, die ihn bildeten, entsprach und die bekanntlich dem Chor in der Braut von Messina nicht eignet.

Schillers dramatische Entwürfe sind nicht auf die neuere Geschichte beschränkt: zweimal hat er auch ins Altertum gegriffen. Zunächst hat er, wohl durch Racine angeregt, den er gegen das Ende des neunten Jahrzehntes genauer kennen gelernt hatte und den er 1804 wieder mit erneutem Interesse las, die Mutter Neros A g r i p p i n a zu einer Tragödie verwenden wollen. Es ist ungemein schwer, den verworfenen Charakter der Römerin so zu gestalten, daß er nicht nur der tragischen Forderung der Furcht, sondern auch der des Mitleides entspricht. Schiller fühlte das sofort heraus, aber gerade diese Schwierigkeit reizte ihn: ‚Agrippina ist ein Charakter, der nicht stoffartig interessiert, bei dem vielmehr die Kunst das stoffartig Widrige erst überwinden muß. Rührt Agrippina, versteht sich, ohne ihren Charakter abzulegen, so geschieht es lediglich durch die Macht der Poesie und die tragische Kunst.‘ Das, wodurch Agrippina ‚widrig‘ ist, liegt nicht in dem, was sie gegen ihren Sohn thut, sondern in ihren anderen Handlungen, ja Schiller entwirft geradezu so: ‚Agrippina muß in dem Stücke nichts gegen den Nero thun, obgleich sie zu allem fähig wäre; diesen Grad der Unschuld muß sie ihm gegenüber und in diesem letzten Verhältnis haben, das erfordert das tragische Gesetz — Sie muß als Mutter gegen den Sohn dastehen. Zwar als eine sehr schuldige Mutter, aber nicht gegen den Sohn schuldig.‘ Merkwürdig würde in dem Stück sicherlich der Charakter des Nero gewesen sein, wir hätten hier eine psychologische Entwickelung von großem Interesse erhalten, denn es würde ähnlich, aber wahrscheinlich mit viel tieferer Erfassung der Natur,

Der gediegene menschliche Inhalt dieser Tragödie ist die Darstellung der verderblichen Folgen verletzter Pietät gegen sein Vaterland. Dieses kann nur bei einer Republik statt finden, in welcher die Bürger frei und glücklich sind, und nur als reine Bürger geschätzt werden, wo das Verhältniß zum Vaterland das höchste Gut war. Themistocles ist in Persien heimatlos, heiß und schmerzlich und hoffnungslos ist sein Sehnen nach Griechenland es ist ihm nun zu schauen gewähret als seitdem er es auch ewig verloren, seit strebt er, sich in diese geliebte Flamme zurück zu begeben.

Hier gilt es also die möglichst innige Schilderung des Bürgerglücks ~~sind~~

Aufzeichnungen Schillers über die geplante Tragödie „Themistokles".
Nach eigner photographischer Aufnahme der Urschrift im Besitz des Herrn Hofrat Dr. Peschel in Dresden.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

ist a. ist eines unendlich wachsenden
Staats und in Contrast mit dem
sklavischen Zustand eines barbarischen
freundlichen Volks; die Begeiste-
rung muß für das öffentliche Leben
für den Bürgersinn etc erweckt
werden, und allem muß ein hoher
edler energischer Menschheit zum Grund
liegen.

Themistocles stirbt wie er ge-
lebt hat, ehrenvoll mit einem gleichen
Antheil reiner und unreiner An-
triebe. Er hatte eine hohe Gesinnung
eine Begeisterung für die wahre Tugend
und den wahren Ruhm; aber ihn
nagte die Ehrsucht und diese tadel-
hafte Leidenschaft war Ursache, daß er
den Stolz der wahren Tugend nicht
behielt. Und so mischt sich auch in
seine heroische Selbstaufopferung der
Schmerz der gekränkten Ruhmsucht; doch
wird er gewissermaßen Herr über

nicht immer hingeschwindet, oder sie
läutert sich wenigstens zu einem
schön menschlichen Abgang, und
er scheidet zuletzt als ein edler
Mensch, von der Idee seines
unsterblichen Nachruhms über die
gekränkte Hoffnung getröstet. Mit
dem Giftbecher am Munde wird
er wieder zum Betrüger [illegible].
[illegible]



wie in Racines Britannicus, das letzte Aufflackern des sittlichen Bewußtseins gezeigt worden sein.

In ein anderes Gebiet des Altertums trägt uns der Entwurf zum ‚Tod des Themistokles‘ (1803); ein Blatt aus diesem Entwurfe, das die allgemeine Kennzeichnung des Gedankens enthält, können wir unseren Lesern in der Nachbildung mitteilen; ein zweites enthält Ausführungen ins einzelne. Wir würden in dem ‚Tod des Themistokles‘ nicht nur eine Tragödie erhalten haben, die durch die herrschende Idee des Patriotismus auf Wilhelm Tell hingedeutet hätte, sondern zugleich ein großartiges Bild griechischen Lebens, farbenreich und lebensvoll, wie das Bild des schweizerischen Lebens im Tell. Themistokles ist ein edler, groß angelegter, reich begabter Mensch: ‚Geist fließt von seinen Lippen, Leben glüht in seinen Augen, Feuer und Thätigkeit ist in seinem ganzen Thun.‘ Die Ehrbegierde allein begründet seine menschliche und tragische Schuld. Die ganze reiche Stimmungswelt, die der leidenschaftlichen Liebe zur alten Heimat und zu den Volksgenossen erwachsen kann, sollte in diesem Stück zum Ausdruck kommen, die wehmütige und die begeisterte Erinnerung, die glanzvollen Tage im Vaterland, der Haß und die Verachtung gegen die Fremden, die Barbaren, der innere Unfriede, gerade an dem geliebten Vaterlande gesündigt zu haben, der Schmerz, von den eigenen Volksgenossen verachtet zu werden und sie doch zu lieben. Überraschend ist die Vielfältigkeit der Mittel, durch die diese Stimmungen vom Dichter erweckt werden sollten. Wir erwähnen nur eins: Griechische Schauspieler sollten am Hofe des Perserkönigs auftreten (das einzige Beispiel des ‚Schauspiels im Schauspiel‘ bei Schiller!) und einige Scenen ‚aus einer verloren gegangenen Tragödie des Äschylus‘ aufführen; die Gewalt des Dichterwortes, der schöne Klang der heimischen Sprache sollten in der Brust des Themistokles die Macht der Gefühle, zugleich des Schmerzes um Verlorenes und der Begeisterung für Griechenland, aufregen.

Es scheint fast, daß Schiller, nachdem er einmal zur Poesie zurückgeführt war, kaum irgend eine Lektüre betrieb, ohne daß sich ihm unwillkürlich Pläne dramatischer Arbeiten daraus bildeten. Die Malteser erwuchsen aus Vertots schon genanntem Buche. Daß zur Agrippina die erneute Beschäftigung mit Racine die Anregung gab, scheint zweifellos, so gut wie wir den Themistokles selbst aus der Fassung einzelner Stellen des Entwurfes auf Plutarch zurückführen dürfen, von dem Schiller schon seit der Jugend ein Exemplar besaß und zu dem er sich in Mußestunden immer wieder gern wendete.

Der ganz zufälligen Lektüre von Reisebeschreibungen, mit der Schiller sich an Tagen körperlicher Unfähigkeit zu anstrengender Beschäftigung die Zeit zu vertreiben pflegte, verdanken wir zwei höchst merkwürdige Entwürfe. Im Jahre 1798 schrieb er an Goethe: ‚Da ich seit diesem Winter viele Reisebeschreibungen las, so habe ich mich nicht enthalten können zu versuchen, welchen Gebrauch der Poet von einem solchen Stoffe wohl möchte machen können.‘ Goethe erwiderte am folgenden Tage, daß er glaube, eine Reise, wie z. B. die des Cook, enthalte ohne Zweifel schöne epische Motive, aber er selbst werde nie wagen, einen solchen Gegenstand zu behandeln, weil ihm das unmittelbare Anschauen fehle,

und weil ihm in dieser Gattung die sinnliche Identifikation mit dem Gegenstande, die durch Beschreibungen niemals bewirkt werden könne, ganz unerläßlich scheine. Der Dichter des Tell schreckte vor diesem Hindernis nicht zurück. Er faßte den Plan zu einem Drama, ‚worin alle interessanten Motive der Seereisen, der außereuropäischen Zustände und Sitten, der damit verknüpften Schicksale und Zufälle geschickt verbunden werden sollten‘. ‚Aufzufinden ist also ein punctum saliens, aus dem alle sich entwickeln, um welches sich alle natürlich anknüpfen lassen, ein Punkt also, wo sich Europa, Indien, Handel, Seefahrten, Schiff und Land, Wildheit und Kultur, Kunst und Natur u. s. w. darstellen läßt. Auch die Schiffsdisciplin und Schiffsregierung, der Charakter des Seemanns, des Kaufmanns, des Abenteurers, des Pflanzers, des Indianers, des Kreolen müssen bestimmt und lebhaft erscheinen. Landen und Absegeln. Sturm. Seetreffen. Meuterei auf dem Schiff. Schiffsjustiz. Begegnung zweier Schiffe. Scheitern des Schiffs. Ausgesetzte Mannschaft. Proviant. Wassereinnehmen. Handel. Seekarten, Kompaß, Längenuhr. Wilde Tiere, wilde Menschen.‘ Der Entwurf ist überschrieben ‚Das Schiff‘. Er enthält auch die Ansätze zu einer Handlung; sie sollte auf einer entlegenen Küste in ‚Indien‘ oder auf einer fernen Insel, etwa ‚Isle Bourbon‘ spielen; ein junger Europäer, der sich in Indien niedergelassen und durch Fleiß und Treue die Gunst seines Patrons sich erworben hat, wird von diesem zu seinem Eidam ausersehen; aber er liebt das Mädchen nicht, wie auch dieses schon an einen andern sein Herz gehängt hat. Der junge Europäer kennt nur eine Sehnsucht: Europa, woraus er wegen einer ‚unglücklichen auf einem Irrtum beruhenden Geschichte exiliert‘ ist, wiederzusehen. Ihm bietet sich keine Möglichkeit, zurückzukehren; das Mädchen aber, dem eine Fahrt nach Europa an sich gar kein Wunsch ist, macht sich bereit, auf einem Schiff, das gelandet ist, mit ihrem Geliebten zu entfliehen. Weiter läßt uns der Entwurf die Handlung nicht verfolgen; es scheint sogar noch eine andere, die an Stelle dieser ersten treten sollte, angedeutet zu sein. So wie der Entwurf vorliegt, spielt das ethnographische und landschaftliche Moment die hervorragende Rolle. ‚Natur, Bäume, Luftton, Gebäude, Tiere, Kleidertrachten‘ sollten in farbenreichen Bildern vorgeführt werden; der Dichter, der nie ein größeres Wasser als die Elbe bei Dresden oder die Havel bei Potsdam gesehen hatte, wollte die unendliche See, die tropische Landschaft, das ‚regsame Gewühl eines Seehafens‘ schildern. An ein streng gebautes Drama hat er allerdings wohl kaum gedacht; es scheint sogar, daß eine recht lockere Aneinanderreihung von Bildern beabsichtigt war; selbst ein gewisses phantastisches Gepräge mag nicht ausgeschlossen gewesen sein: der letzte Akt sollte in Europa spielen, und ‚um den ungeheuren Sprung launigt zu entschuldigen‘, wollte Schiller im letzten Zwischenakt den ‚Oceanus‘ redend einführen!

Nahe verwandt mit diesem Entwurfe ist ein anderer, nicht minder merkwürdiger: ‚Die Flibustiers.‘ Hier sollte die ganze Handlung sich auf einem Schiff abspielen, das sich auf hoher See befindet, und das ganze Seeleben sollte auf diesem engen Raume zur Anschauung gebracht werden: ‚Meuterei auf dem Schiffe. Brand im Wasser. Verlorener Anker. Seebegräbnis. Seegefecht.

Seeraub. Tauschhandel mit Wilden. Geographische Entdeckungen. Mitreisende Gelehrte. Transportierte Verbrecher. Charakter eines großen Seemanns, der auf dem Meere alt geworden, die Welt durchsegelt und alles erlebt hat.' ,Das Schiff als eine Heimat, eine eigene Welt.' Der Schauplatz sollte ,bald auf dem Verdeck, bald im Raum, bald in der Kajüte' sein. ,Der Schiffsgottesdienst. Die Schiffsstrafe. Die Taufe unter der Linie. Die Anstalten zu einem Seetreffen. Das Entern.' Dann, auf anderen Blättern, ändert sich des Dichters Absicht. Das Kriegsschiff, wie es zuerst geplant war, wandelt sich in ein Korsarenschiff. Neue Motive treten dadurch ein. Der Führer hat mit der menschlichen Gesellschaft gebrochen; er führt mit den Seeräubern ,eine abgeschlossene Existenz unter eigenen strengen Notgesetzen. Eine Schiffsverschwörung gegen ihn bricht aus. Kämpfe mit andern Schiffen.' ,Teilung der Beute, jeder muß schwören, daß er nichts beiseite gebracht.' ,Alles Gewonnene wird gleich verschwelgt. Ungeheure Verschwendung und größter Mangel wechseln schnell aufeinander.' ,Unmenschlichkeit der Flibustiers, sie ist eine Folge ihrer Desperation, weil sie keine Gnade zu hoffen haben.' ,Einer von den Seeräubern fällt den Karaiben in die Hände und wird gefressen.' ,Unsicherheit eines solchen Räuberchefs vor seinen eigenen Mannschaften.'

Es sind nur flüchtige Aufzeichnungen, und einen weitergreifenden Zusammenhang hineinzubringen ist nicht mehr möglich. Gleichwohl sind sie überaus merkwürdig, als Zeugnisse der erstaunlichen Vielseitigkeit des Dichters, als Beweise für sein Streben, die Welt zu umfassen.

Im engsten Zusammenhange mit der gelegentlichen Lektüre steht eine andere Gruppe von Entwürfen. Im Jahre 1792 hatte Schiller eine Vorrede zu einer unter seiner Redaktion stehenden ,Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle nach Pitaval' geschrieben; das Unternehmen, um das er, mit wichtigeren Dingen beschäftigt, sich nicht viel mehr kümmerte, als daß er die Bearbeitung der einzelnen Stücke in vertrauenswürdige Hände legte, ging gut weiter, aber erst als der vierte Band vorlag, begab Schiller sich an die Lektüre. Es war im Jahre 1795; die endgültige Rückkehr zur Poesie war erfolgt; es ist anzunehmen, daß er die Sammlung zur Hand nahm, um nach tragischen Stoffen zu suchen. Das wenigstens ist sicher, daß mehrere Entwürfe daran anknüpfen. In fast allen diesen Kriminalfällen handelt es sich um das Verhältnis der Polizei und der Justiz zum Verbrechen und dessen Enthüllung. Dieses Verhältnis hat Schiller zur Grundlage zunächst von zwei Stücken machen wollen: in dem einen handelt es sich um ein vor Jahren begangenes Verbrechen, über das lange Gras gewachsen zu sein scheint, das aber endlich durch die zu seiner dauernden Verbergung unternommenen Handlungen des Verbrechers selbst ans Tageslicht kommt; in dem andern sollte die Polizei um eines bloß vermeintlichen Diebstahls willen in Bewegung gesetzt werden, die Schritte, die sie thut, sollten zu allerlei höchst spannenden Verwickelungen Anlaß geben, die schließlich zu einer humoristischen Auflösung führen. Dieses sollte ein Lustspiel, jenes ein Trauerspiel werden; beide waren zunächst nach der Hauptträgerin der Handlung unter dem Titel ,Die Polizei' gedacht worden. Aber weder das eine noch das andere gelangte zunächst

zu einer auch nur vorläufigen Skizzierung. Das Lustspiel ließ Schiller überhaupt fallen; dagegen dachte er über den Plan des Trauerspieles weiter nach, und aus ihm entwickelte sich schließlich der Entwurf, der uns unter dem Titel ‚Narbonne oder die Kinder des Hauses' erhalten ist. Der Gedanke ist auch hier: die stillwaltende Nemesis bringt den schon vergessenen Mord, den die Hauptperson begangen hat, ans Tageslicht, und diese Hauptperson selbst ist es, die, ohne eine Ahnung der Folgen, der Nemesis ‚die Hände losbindet'. Aber der Unterschied zwischen diesem Entwurf und dem ersten Plane ist der, daß an Stelle der Polizei die Person Narbonnes die hauptsächliche Trägerin der Handlung wurde. Diesen selben Gedanken der späten Ahndung eines Verbrechens verwob Schiller, nachdem er die Rechtsfälle gelesen hatte, in einen Entwurf, der ihn schon lange beschäftigt hatte: ‚Die Braut in Trauer.' In diesem Stücke hätten wir vermutlich denselben Plan zu erblicken, von dem Streicher erzählt, daß ein ‚Gespenst' die Entscheidung bringen sollte, und den Schiller im Jahre 1785 unter dem Titel: ‚Räuber Moors letztes Schicksal' seinem Körner bezeichnete (An Körner 3. Juli 1785). Die ‚Braut in Trauer' ist thatsächlich eine Fortsetzung des ersten Jugendwerkes.

Es scheint, daß auch der in dem Titelverzeichnis aufgeführte Plan: ‚Die Marquise von St. Geran' einen Kriminalfall der Pitavalsammlung betraf: Aufzeichnungen Schillers sind nicht mehr vorhanden, aber der Name entspricht einer Persönlichkeit der Rechtsfälle.

Sieben Jahre später — 1802 — griff Schiller den Plan der ‚Polizei' wieder auf. Nun ist es aber nicht mehr ein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel und wird im Verzeichnis ausdrücklich als solches bezeichnet. Der Anlaß zu dieser Rückkehr ist uns fast sicher bekannt. Eben im Jahre 1802 erschien das damals Aufsehen erregende und vielgelesene Buch des Hamburger Domherrn F. J. L. Meyer: ‚Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs'; es enthielt eine ungemein vielseitige und lebendige Schilderung des Pariser Lebens, und besonders lange und bewundernd verweilt er bei der Beschreibung der vortrefflich organisierten Polizei: ‚Das erste,' so beginnt er einen Abschnitt, ‚wovon man sich in Paris im täglichen Leben überzeugt, ist die Vortrefflichkeit der Polizei in allen ihren Zweigen.' Und an einer andern Stelle sagt er: ‚Jede große Stadt ist der Lärmplatz zahllosen Gesindels aller Stufen, und Paris steht hierin auf der höchsten. Mehr als hier ist nirgends der Diebstahl und jede Art der Gaunerei in ein System gebracht und planmäßiger organisiert. Aber die Polizei wacht und weiß sich die Diebe selbst als Kundschafter ihres Verbrechens, oft noch ehe es begangen wird, zu verbinden. Eins der gefährlichsten Komplotte ward in diesen Tagen entdeckt. Es hatte seine Zweige durch die ganze Stadt verbreitet.' Schiller las dieses Buch mit dem größten Interesse; seit den Ereignissen der Revolution war ihm Paris ein Gegenstand besonderer Wißbegier gewesen, und mit gespannter Aufmerksamkeit las er die Berichte, die ihm Reinhard, Humboldt und Wolzogen daher sandten. In Ansehung des geistigen Lebens, der psychologischen Merkwürdigkeit seiner vielseitigen Erscheinungen schien ihm Paris nicht minder die Hauptstadt der

Welt, wie seinem Freunde Goethe, der es in dem bekannten Verse in Hermann und Dorothea geradezu mit diesem Namen bezeichnet hatte. Wir wissen, daß Schiller an den Revolutionsereignissen, die sich in Paris abspielten, den regsten Anteil nahm, ja daß er sogar mit seiner Feder in die Geschicke Ludwigs XVI. hatte eingreifen wollen. Aus einem Briefe von 1788 (27. November) an Karoline von Beulwitz klingt es wie Sehnsucht, die wunderbare Stadt einmal zu schauen: ‚Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen .... Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen drängenden Menschen-Ocean.‘ Der Wunsch, diesen ‚Menschen-Ocean‘, da es ihm versagt war, selbst in ihn hinauszusteuern, wenigstens durch andere kennen zu lernen, trieb ihn zur Lektüre von Meyers Briefen; von diesen ging er zu Merciers, dieselben Gegenstände noch eingehender und lebendig behandelndem Buche ‚Tableau de Paris‘ über, das von 1781—1789 in sechs Auflagen erschienen war. Und um das so gewonnene Bild des Pariser politischen und gesellschaftlichen Lebens noch farbenreicher zu gestalten, las er ‚Les Nuits de Paris‘ von Rétif de la Bretonne, von dem er schon in den achtziger Jahren die ‚Contemporaines‘ kennen gelernt hatte.

Aus der Lektüre dieser drei Schriftsteller (Meyer, Mercier, Rétif de la Bretonne) entwickelte sich Schillers Plan, das ganze Kulturleben von Paris in einem dramatischen Bilde zusammenzufassen! Der Entwurf dazu findet sich in seinen nachgelassenen Schriften unter dem Titel: ‚Die Polizei, ein Schauspiel.‘ Nur der Titel knüpft an den früher erwähnten Plan an; inhaltlich ist etwas ganz anderes gemeint. Die Handlung bezeichnet Schiller selbst so: ‚Ein ungeheures, höchst verwickeltes, durch viele Familien verschlungenes Verbrechen, welches bei fortgehender Nachforschung immer zusammengesetzter wird, immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand.‘ Ganz im Vordergrunde sollte die merkwürdige Gestalt des berühmten Polizeiministers d'Argenson stehen, ein Organisations- und Kriminalgenie ersten Ranges, dem Mercier ein besonderes, langes, bewunderndes Kapitel gewidmet hatte. Aber Handlung und Personen sollten doch, nach dem erhaltenen Entwurf wenigstens, nicht die Hauptsache sein, sondern das kulturgeschichtliche Bild. Es hat einen ganz eigentümlichen Reiz, zu lesen, was Schiller niedergeschrieben hat, zu beobachten, wie sein umfassender Geist, der die Zeit des dreißigjährigen Krieges, Land und Volk der Schweizer so lebendig zu gestalten gewußt hatte, und der sich mit derselben Lebendigkeit in die Zustände und Anschauungen des russischen Volkes zu versetzen verstanden hat, die fremde und verwickelte Welt der französischen Hauptstadt zu gestalten gedachte. Wir versagen es uns nicht, einige Auszüge hierher zu setzen. Die Quelle ist fast allenthalben Mercier, wie neuerdings nachgewiesen worden ist.

Paris, als Gegenstand der Polizey, muß in seiner Allheit erscheinen. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen kommen zur Darstellung und in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten. Die einfachste Unschuld wie die naturwidrigste Verderbnis, die idyllische Ruhe und die düstere Verzweiflung. — Die Handlung wird im

Audienzsaale des Polizeilieutenants eröffnet, welcher seine Kommis abhört und sich über alle Zweige des Polizeigeschäfts und durch alle Quartiere der großen Hauptstadt weitumfassend verbreitet. Der Zuschauer wird sonach schnell mitten ins Getriebe der ungeheuren Stadt versetzt und sieht zugleich die Räder der großen Maschine in Bewegung. Delatoren und Kundschafter aus allen Ständen. — Poetische Schilderung der Nacht zu Paris als des eigentlichen Gegenstandes und Spielraums der Polizei. — Geheime Gesellschaften. — Charakter eines Pariser Schmarotzers, eines Ubique, der wirklich auch überall vorkommt, dem man überall begegnet. — Die bekannte Replik: ‚Ich muß aber ja doch leben', sagt der Schriftsteller. ‚Das seh ich nicht ein' antwortet Argenson. — Alle Stände müssen in die Handlung verwickelt werden. — Eine Privatkomödie. Ein Privatball. — Contrebandier. — Druck geheimer Schriften unter den Holzbeugen. Feuerwerk. Unglück dabei. Mortalität jährlich 20000. — Schneller Volkszusammenlauf, schneller Ablauf. — Promenade zu Longchamp. — Paris unterhöhlt, die Steine sind über der Erde, es steht auf Höhlen. — Aussicht vom Turm Notre-Dame. — Fiacres sind numeriert. Was man darin liegen läßt, ist wieder zu bekommen. — Unaufhörliche Verkleidungen der Polizeispionen. Degen und Rabet (Mäntelchen eines Abbé). — Kolporteurs. — Escroc. Filou. — Das Signalement eines Menschen, den die Polizei aufsucht, ist bis zum Unverkennbaren treffend. — Vaudeville. — Savoyarden, die Schlotfeger und Kommissärs zu Paris, machen ein eigenes Corps aus, das sich nach eigenen Gesetzen selbst richtet. Sie schicken alljährlich von ihrer Ersparnis an ihre armen Familien. — Die Tagesstunden: Früh 9: Friseurs. Limonadejungen. — 10: Schwarzer Zug von Justizofficianten nach dem Palais (Gericht). 11—1: Agioteurs, Wechselagenten strömen nach der Börse, die Müßigen nach dem Palais royal. Das Quartier St. Honoré, wo die Finanziers und Hommes en place wohnen, ist sehr besucht von Sollicitanten &c. Nachmittags 2 Uhr: les dineurs en ville, aufgestutzt, ziehen auf den Fußspitzen fort, Fiacres rollen. 3: Augenblickliche Ruhe in den Straßen. 5 Uhr: Ungeheures Gewühl und Geräusch, man eilt nach den Spectacles u. s. w. 7 Uhr: Wieder Ruhe, fast allgemein, die Pferde an den Kutschen stampfen den Boden. — Gefahr dieser Stunde im Herbst. Es dunkelt dann schon, und die Nachtwache ist noch nicht aufgezogen. 8 Uhr: Heimziehende Handwerker. 9 Uhr 10: Lärm hebt wieder an. Man kommt aus den Spectacles. Man gibt kurze Visiten vor dem Abendessen. . . . . 1 Uhr Nachts kommen 6000 Bauern mit Gemüse, Früchten, Blumen nach der Halle. Hier ist niemals Stille des Nachts. Erst die Maraquer (maraqueurs, Gemüsehändler), dann die Poissonniers, dann Coquetiers u. s. w. Der vielzüngige Lärm, der des Nachts hier tobt, kontrastiert mit der allgemeinen Stille, in der noch die übrige Stadt liegt. — 6 Uhr gehen die Handwerker, Tagelöhner u. s. w. an ihr Tagewerk u. s. w.

Wir fragen staunend, was aus diesem Plane, der über das Stadium einer Stoffsammlung und flüchtigen Skizzierung der Handlung nicht hinausgekommen ist, geworden wäre, und bedauern, daß das Werk nicht weiter gefördert ist. Es würde uns ein neues Zeugnis der gewaltigen Gestaltungskraft des Dichters geworden sein.

Noch eine große Reihe anderer Stoffe hat Schiller in Erwägung gezogen; aus der angelsächsischen Geschichte des zehnten Jahrhunderts nahm er ‚Elfride', aus dem germanisch-romanischen Mittelalter ‚die Gräfin von Flandern', eine romantische Fabel; aus der hannoverschen Geschichte die ‚Herzogin von Celle' oder, wie der andere Titel lautet, den ‚Grafen von Königsmark'; sogar einen Operntext hat Schiller, vermutlich für seinen Jugendfreund Zumsteeg, der ihn darum angegangen hatte, bearbeitet: ‚Rosamund oder die Braut der Hölle.'

Von allen Entwürfen sind am weitesten ausgeführt worden ‚Warbeck' und ‚Demetrius'. Die Stoffe beider haben, trotz des räumlichen und zeitlichen Ab-

standes, viel Ähnlichkeit. Falsche Prätendenten stehen im Mittelpunkte beider Stücke; aber die Prätendenten selbst, die historischen und zumal die psychologischen Vorbedingungen ihres Auftretens sind verschieden.

Auf den Warbeck wurde Schiller im Spätsommer 1799 aufmerksam, als er bei den Vorstudien zur Maria Stuart die von uns schon öfters erwähnte Geschichte Englands von Rapin de Thoyras las. Er teilte Goethe die geschichtlichen Thatsachen in kurzen Zügen mit: ‚Unter der Regierung Heinrichs VII. in England stand ein Betrüger, Warbeck, auf, der sich für einen der Prinzen Eduards IV. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden lassen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei, die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin desselben Hauses York, aus dem Eduard abstammte und welche Heinrich VII. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug; sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hof in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeit lang gespielt hatte, manquierte die Unternehmung; er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet.‘ Schon beim ersten Anblick bemerkte Schiller, daß der Stoff, so wie die Geschichte ihn überlieferte, fast nicht zu gebrauchen war. Die Handlung müsse ‚mit völliger Freiheit erfunden werden‘; der Betrüger selbst und die Herzogin von York könnten ‚zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen‘. In den Zwischenräumen zwischen den vier folgenden großen Stücken beschäftigte Schiller sich immer wieder mit dem Stoff; den Entschluß, ihn nicht fallen zu lassen, war gefaßt, aber stets verhinderte ‚ein mächtiger Interesse‘ die Ausführung. Das Stück ist gleichwohl bis an die Grenze geführt worden, wo die bloße Vorbereitung in die dichterische Ausführung übergeht. Wir dürfen als sicher annehmen, daß Schiller diese Dichtung, wenn ihm das Leben erhalten wäre, vollendet haben würde; gerade der Demetrius würde ihm ein Anreiz gewesen sein, die ganz andere psychologische Entwickelung des englischen Prätendenten zu versuchen. Warbeck fühlt sich von vornherein als Betrüger; er ist eine Kreatur der ehrgeizigen, rachsüchtigen Margarete von Burgund, die ihn gegen König Heinrich VII. ausspielen will. Gleichwohl hat er doch etwas wie eine dunkle Ahnung, daß er mit Eduard IV., als dessen Sohn er auftritt, in Beziehung stehe; und ganz besonders fühlt er in sich die Kraft, der fürstlichen Rolle, die ihm zugeschoben wird, gewachsen zu sein; er ist im Grunde ein ehrenwerter Mann, von den Verhältnissen auf eine schiefe Bahn gedrängt. Nun kommen die Konflikte; sie zeigen seine wahre Natur; er wagt es nicht, die Hand der Prinzessin Adelaide anzunehmen, die an die Wahrheit seiner Sendung glaubt; er findet allerdings auch nicht den Mut, ihr den wahren Sachverhalt zu entdecken. Besonders bezeichnend ist sein Verhalten, als der rechtmäßige Prätendent Eduard von Clarence erscheint; es wäre ihm ein Leichtes, mit der mächtigen Hilfe des englischen Botschafters, der ihn im Namen Heinrichs VII. darum angeht, den Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen; aber er ist eines solchen Verbrechens nicht fähig. So offenbaren sich in Warbeck die edleren Züge seiner Natur; er ist zunächst gezwungener Betrüger, dann aber Edelmann; auch die Lösung des Stücks, seine Huldigung

vor dem Herzog von Clarence, nachdem er seine wahre Abstammung — er ist ein natürlicher Sohn Eduards IV. — durch den Grafen Kildare erfahren hat, läßt ihn schließlich in den Augen seiner Umgebung und auch des Zuschauers völlig gereinigt erscheinen. Die Entwickelung Warbecks geht durch eine ganze Reihe spannender, sehr glücklich erfundener Konflikte; ganz besonders dürften die Wandlungen seines Verhältnisses zu der dämonischen Herzogin Margarete zu glänzender dramatischer Wirkung geführt worden sein; die Scene im fünften Akt, wo die Herzogin die vermeintlich wahre Geburt des Warbeck den versammelten Lords enthüllt und gleich darauf Kildare die ganze Spannung durch seine Geständnisse löst, läßt schon im Entwurf die Wirkung durchfühlen, zu der der Dichter sie gesteigert haben würde.

Die umgekehrte Entwickelung nimmt Schillers letzte große dichterische Gestalt, Demetrius. Warbeck beginnt als Betrüger, und am Schlusse des Stückes steht er mit sich und der Welt im Frieden da; er ist der Held eines Schauspiels. Demetrius beginnt seine Laufbahn mit dem begeisternden Glauben an sein göttliches und menschliches Recht, er endet als Usurpator, mit sich und der Welt zerfallen: er ist der Held eines Trauerspiels.

Erst im Jahre 1804 ist Schiller diesem Stoff näher getreten. Wohl hat er schon im Jahre 1802 einmal eine ‚Bluthochzeit zu Moskau‘ als Plan notiert, aber es war nur ein flüchtiger Einfall. Während der Theaterproben zum Tell, im März 1804, faßte er den Entschluß zum Demetrius. Es ist uns nicht bezeugt, was ihn veranlaßt hat, diesen Stoff zu wählen, aber es liegt nahe, daß die vielfache Beschäftigung mit Rußland, die im Hause Wolzogens aus Anlaß von dessen diplomatischer Sendung nach Petersburg getrieben wurde, entscheidend gewesen ist. Dazu kam die alte Neigung Schillers zur Darstellung von Verschwörungen, von Auseinandersetzungen zwischen legitimer und usurpierter politischer Gewalt; eben erst hatte im Warbeck derselbe Gegenstand ihn gefesselt. Daß die Ankunft der Erbprinzessin Maria Paulowna für Schiller einen Antrieb, wenn auch nur einen zufälligen, bildete, einem Drama aus der russischen Geschichte vor anderen Plänen den Vorzug zu geben, ist nicht wohl zu leugnen, wenngleich die Ansicht derer, die Schiller äußere Zwecke dabei unterschieben, gänzlich unhaltbar ist. Die Kaiserin von Rußland, eine württembergische Fürstin, eine Verehrerin seiner Dichtungen, hatte ihm einen Diamantring von außerordentlichem Werte geschickt: und Körner hatte ihm bei diesem Anlaß angedeutet, daß ein Trauerspiel aus der russischen Geschichte recht greifbare äußere Erfolge haben würde. Karoline von Wolzogen berichtet uns im Zusammenhang damit einen kleinen Zug, der uns zeigt, wie ‚rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußeren Beziehung erhielt‘: Eines Abends sagte Schiller zu den Frauen: ‚Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit, in der Person des jungen Romanow der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen.‘ Am folgenden Tage kam er darauf zurück: ‚Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben.‘

Wir haben oben schon die Unterbrechungen kennen gelernt, die die Arbeit am Demetrius erleiden mußte: die Berliner Reise, der Aufenthalt in Jena, der Krankheitsanfall, der Einzug der Erbprinzessin, die Übersetzung der Phädra und

Demetrius

Czar Iwan ~~Wasilowitsch~~ der ~~Schreckliche~~ hatte siebenmal gefreit
~~Genannt von Rußland~~ In seiner Herrschaft
Die erste Gattin aus dem edlen Stamme
Der Romanow gab ihm den Feodor
Die erste, aus dem Stamm der Romanow
~~Gebar~~ War Mutter des Feodor, der nach ihm herrschte
Die letzte, Marfa, aus dem Stamm Nagoi,
Gebar ihm einen einzigen Sohn, Dimitri
Ein zartes Kind noch, als der Vater starb!

Czar Feodor ein

Iwan Wasilowitsch der große Fürst
Von Moskau hatte ~~siebenmal~~ fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste aus dem glänzenden Geschlecht
Der Romanow gab ihm den Feodor
Der nach ihm herrschte. Einen einzigen Sohn
~~Gab ihm Maria sein jüngster~~
Demetrius Dmitri, des späten Glückes
Gebar ihm Marfa aus dem Stamm Nagoi,
Noch zarten Alters, da der Vater starb.

Aufzeichnungen Schillers über „Demetrius“.
Nach eigner photographischer Aufnahme der Urschrift im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.

Demetrius

Iwan Wasilowitsch, der große Czar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reichs langer Dauer.
Die erste aus dem [heldenmüthigen Stamme] glänzenden Geschlecht
Der Romanow gab ihm den Fedor
Der nach ihm herrschte. Einen einzgen Sohn
Dmitri, die späte Blüthe seiner Kraft
Gebahr ihm Marfa, aus dem Stamm Nagoi
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.

endlich die vielen Tage des Unwohlseins, das nur leichtere Beschäftigung zuließ. Aber alle freien Augenblicke gehörten dem neuen Werke. Die ausgezeichnete Ausgabe der Demetriusfragmente von Gustav Kettner (9. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft Weimar 1894) gewährt uns einen tiefen Einblick in die Arbeit, ihre Art und ihre Stufen. Schon vor Beginn der Berliner Reise stand das Drama in seinen Grundzügen fest. Im Mai legte Schiller sich das in jener Ausgabe gesondert gedruckte Studienheft an, worin er alle Gedanken, wie sie ihm beim Meditieren kamen, unbekümmert um ihren größeren Zusammenhang vorläufig niederschrieb. Dann, im Juni, begab er sich an die Lektüre von Schriften über Rußlands Volk und Geschichte. Seinen Schwager Wolzogen, der in Petersburg weilte, bat er unter dem 16. Juni, ihm ‚Costümes aus jener Zeit, Münzen, Prospekte von Städten und was ihn sonst noch bei seiner Arbeit fördern' könnte, mitzuteilen. Nun kommen längere Unterbrechungen; es scheint aber, daß die Sammlung von charakteristischen Zügen über russische Dinge während dieser Zeit nicht aufgehört hat. Schiller schrieb sich diese Notizen auf besondere Blätter, die unter der Überschrift ‚Collectanea' in jener Ausgabe abgedruckt sind.

Sie zeigen uns dasselbe Bestreben des Dichters, der Dichtung eine getreue Lokalfarbe zu geben, wie wir es schon beim Tell und zumal bei dem Entwurfe zur ‚Polizey' beobachtet haben. Es ist sehr interessant, einen Blick in dieses Heft zu werfen. Der Dichter sammelt russische Ausdrücke, zumal auch russische Sprichwörter; er schreibt genau auf, wie die Kosaken aussehen und wie sie organisiert sind, welche Vorstellungen die Russen von dem Zaren, vom Adel, von den Ständen haben; die Bauart der Häuser, zumal der Kirchen wird beschrieben; die Kleidung der Russen wird nicht minder genau aufgezeichnet wie ihre von denen des Westens abweichende Sitten; mehrere Blätter beschäftigen sich mit den ‚freien Ständen von Pohlen', zumal mit der Zusammensetzung und dem Geschäftsgange des großen Reichstages. Eine Fülle von geschichtlichen Darstellungen und Reisebeschreibungen sieht der Dichter durch, und was nur irgend an bezeichnenden Zügen verwendbar scheint, wird in das Sammelheft eingetragen. Dann, es mag noch im Januar 1805 gewesen sein, entwarf Schiller ein ausführliches Scenar, der Gang der Handlung, schon mit seiner Verteilung auf die Akte, wurde aufgeschrieben; und endlich, vom Februar an, begann die dichterische Ausarbeitung der ersten Scenen. Mit seinem ganzen Herzen hing Schiller an der Dichtung; er nahm seine ganze gewaltige Thatkraft zusammen, um den Gestalten seines Inneren Leben zu geben; aber schon war seine Gesundheit so angegriffen, daß sie den Kampf nicht mehr aushielt. Es kamen Tage, da die Hand des kranken Dichters nicht einmal die Feder mehr halten konnte, und Lotte mußte niederschreiben, was die zitternde Stimme diktierte. Aber alles Ringen war vergebens; mitten in großem Werke hat die Vorsehung den Dichter den Seinen und seinem Volke entrissen. Das letzte Blatt, das er beschrieben hat, enthält den Monolog der Marfa, der zu dem Schönsten gehört, was Schiller geschaffen hat. Es ist, als webte in diesen herrlichen Worten noch etwas von den eigenen Gefühlen, die in den letzten Wochen durch die Seele des Dichters

zogen, den Gefühlen der Trauer über sein gebundenes Los und denen der hoffnungsvollen Begeisterung, die ihn hinaushob über die bedrückende Wirklichkeit:

O warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei du die Botin meiner Wünsche!
Du allverbreitet ungehemmte Luft,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts als mein Gebet und Flehn,
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Beflügelt send' ich's in des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschar send' ich's dir entgegen!

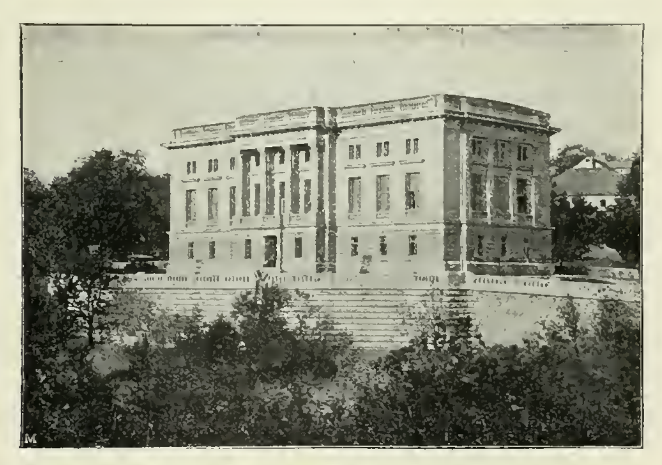
Es ist zweifellos, daß der Demetrius den Dichter auf der Höhe der Vollendung gezeigt haben würde, die er um die Wende des Jahrhunderts erreicht hatte. Die äußere Form erinnert an den Tell. Das Drama sollte sich in einer Reihe von frei aneinander gefügten Bildern abspielen; und diese Bilder sollten auch scenisch von demselben Reichtum sein, wie im Tell. Aber die Handlung selbst ist sehr viel geschlossener, als in jener Dichtung. Und während im Tell nur eine große allgemeine Leidenschaft, nennen wir sie nun Freiheitsliebe oder Tyrannenhaß, waltet, deren Ausdruck auch der Einzelne dient, gewährt der ‚Demetrius‘ eine Fülle von psychologischen Abwandlungen verwickeltster Art. Demetrius selbst steht im Vordergrund des Interesses; er ist durchaus nicht wie Tell, wie die Jungfrau, wie Maria Stuart ein von vornherein gegebener Charakter, er macht eine erschütternde und überraschende Entwickelung durch. Von dem Augenblick an, da er über seine Abkunft die Wahrheit erfährt, da sein Glaube an sich selbst zusammenbricht, schlägt der hochstrebende Prätendent zum finsteren Gewaltherrscher um, und die Notwendigkeit oder der Wunsch, sich trotz der Hinfälligkeit seiner Grundlagen zu halten, verkehrt seine Natur. Diese Wandlung psychologisch wahrscheinlich zu machen, würde das Meisterstück Schillerscher Kunst gewesen sein, dessen Unterbleiben die Nachwelt aufs schmerzlichste bedauern muß.

Neben Demetrius bewegt sich eine Fülle von Gestalten, die, wenn auch alle der Haupthandlung unmittelbar dienend, doch ein durchaus selbständiges Interesse erwecken. Besonders würde, zum erstenmale in Schillers Dichtungen, die Frauenwelt eine reiche Ausgestaltung erfahren haben: Marfa, Marina, Lodoiska, Axinia würden die ganze Fülle der Möglichkeiten weiblicher Natur gezeigt haben, von der durch maßlose Ehrsucht aus allen Schranken getriebenen Intrigantin bis zu der nur dem edlen Gefühl gehorchenden Liebenden.

Den großen Meister zeigt auch der Bau des Stückes, soweit es ausgeführt ist; der erste Aufzug ist ohne jedes Bedenken unmittelbar neben die Exposition des Tell zu stellen. Wir werden mit einem Schlage in die Handlung eingeführt, und wie dort Tell, so tritt uns hier Demetrius sofort mit den entscheidenden Zügen seines Wesens entgegen; wie dort die allgemeine Lage der Schweiz, so wird hier die Lage Rußlands, die Stimmung der Polen meisterhaft geschildert; und der politische und kriegerische Charakter des ganzen Stücks wird durch die

Reichstagsscene glänzend gezeichnet. Ursprünglich hatte Schiller geplant, den Aufzug in Sambor zu eröffnen und das auf der Bühne vor den Augen der Zuschauer geschehen zu lassen, was in der endgültigen Fassung Demetrius selbst den polnischen Großen erzählt; man muß die beiden Fassungen lesen, um an einem schlagenden Beispiel zu sehen, wie der dichterische Geist eine eigene Arbeit umgestaltet und mit welcher Sicherheit Schiller das poetisch Wirksame herausfühlte. Von besonderer beabsichtigter Wirkung ist auch die Folge der Stimmungen, die in den beiden Aufzügen herrschen. Der erste Aufzug ist angefüllt mit Äußerungen heftig pulsierenden Lebens; eine Menschenansammlung voller Bewegung, der bunte Glanz der Nationaltrachten, das wirre Durcheinander der Stimmen und Meinungen erregen Auge und Ohr. Der zweite Aufzug versetzt uns weit hinaus in eine öde Landschaft, eine Wintergegend am See Belosero, wo eben die schwachen Anzeichen eines späten Frühlings einziehen; und wie die Natur finster ist, so das Gebaren und die Gewänder der Menschen; ‚Nonnen in schwarzen Kleidern'. Hier schleicht das Leben langsam, und die dürftige Kunde dessen, was ‚draußen lebt im Seculum', dringt spät und nur zufällig in diese weltentlegene Stätte. Wie die Stimmungswelt dieser Scene gegen den bunten Reichstag kontrastiert, so hebt sich von ihr wieder um so wirksamer das leidenschaftliche Aufflammen der Hoffnung Marfas ab, als sie erfährt, daß ‚Dmitri lebt'. Das traurig öde, weltentlegene Asyl verknüpft der Dichter mit der großen politischen Handlung, die Hunderttausende von Menschen in Bewegung setzen soll.

So deutet dieser Torso auf eine Dichtung von großer Schönheit, auf ein Meisterwerk. Er läßt uns ahnen, was der große Geist noch hätte schaffen können, wenn ihm das Leben geblieben wäre.



Das neue Goethe-Schillerarchiv zu Weimar.
Nach einer Aufnahme von L. Held, Weimar.



Dreißigstes Kapitel.

Der Ausgang.

Am Neujahrstage 1805 schrieb Goethe dem Freunde einige Glückwunschzeilen. Als er sie durchlas, fand er, daß er von dem ‚letzten‘ Neujahrstage gesprochen hatte. Er stutzte und zerriß das Blatt, um die Worte neu zu schreiben; als er wieder an die Stelle kam, konnte er sich nur mit Mühe zurückhalten, das Wort ‚letzter‘ noch einmal zu schreiben. Wenige Stunden später traf er mit Frau von Stein zusammen und sprach ihr mit bedrücktem Sinne die Ahnung aus, daß er oder Schiller in diesem Jahre abberufen werden würde.

Die Gedanken an den Tod waren Schiller selbst lange vertraut. Mehr als einmal hatten Krankheitsanfälle ihn an den Rand des Grabes gebracht; mehr als einmal hatten er wie die Freunde und Ärzte seine letzte Stunde nahe geglaubt. Mit der Ruhe eines Weisen, dem des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken erscheint, hatte er sich an den Gedanken gewöhnt, daß das Verhängnis beständig über ihm schwebe. Im Gespräch mit vertrauten Freunden, mit Goethe, Wolzogen, Lotte, Karoline berührte er ohne Scheu den Gedanken des letzten Abschiedes. Und doch, wie hing Schiller am Leben! Man kann von ihm sagen, daß er nach dem schönen Worte eines später geborenen großen Dichters gehandelt hat: ‚Leb, als müßtest du morgen sterben, Streb, als ob du unsterblich wärst.‘ Er hatte noch so viel zu thun, er war noch so nötig. Eine Welt von Entwürfen harrte des Meisters. Und um ihn, den Vater, scharten sich vier Kinder, noch zart und klein, des Schutzes, der Fürsorge bedürftig. Für sie lebte er. Der Gedanke, daß die geliebten Kinder ‚vor Abhängigkeit‘ ungeschützt zurückbleiben könnten, war ihm unerträglich, peinigend. Und um ihn drängten sich die Freunde. Wie vielen Menschen war er ihres Lebens bester Inhalt! Wie konnten Goethe und Lotte, Körner und Karoline ihn entbehren; und in der Ferne die geliebten Schwestern, die Zeuginnen der Heimatsjahre, mit welcher Innigkeit hingen sie an dem teueren Bruder!

Alle diese Bande zerriß ein grausames Geschick.

Seit dem Krankheitsanfall in Jena hatte Schiller sich nicht ganz erholt, und die scheinbare Genesung während weniger Wochen vermochte ihn selbst nicht zu täuschen. Er fühlte, daß es dem Ende zuging; nur ahnte er nicht, daß es

so nahe bevorstand. ‚Alle Projekte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken,‘ sagte er eines Tages zu Lotte und ihrer Schwester, als sie, auf sein oft wiederkehrendes Verlangen die Schweiz und das Meer zu sehen eingehend, Reisepläne entwarfen. Mit Sorge und Verwunderung äußerte er im Frühjahr 1805 zu Karoline, daß der Schmerz, den er jahrelang in der linken Seite gespürt hatte, plötzlich aufgehört habe. Dem ehemaligen Arzte entging die verhängnisvolle Bedeutung dieser Erscheinung nicht. In seinem Kalender steht unter dem 9. Februar: ‚Hatte ich in der Nacht den Fieberanfall‘ und unter dem 11.: ‚Fieberanfall in der Nacht.‘ Es waren gefährliche Anfälle. ‚Die zwei harten Stöße,‘ schreibt er am 22. Februar an Goethe, ‚die ich nun in einem Zeitraum von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustand überfallen, daß mir ebenso zu Muthe ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit aufstände, und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Muthlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Übel in meinen Umständen ist. Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen bessern und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wiedersehen.‘ Der Gattin suchte Schiller seinen Zustand möglichst zu verbergen. Heinrich Voß, der Sohn des Homerübersetzers, damals Lehrer am Weimarer Gymnasium, wachte oft bei dem verehrten Manne. Eines Nachts, gegen zwölf Uhr, war Charlotte mit im Zimmer, als Schiller eine Ohnmacht nahen fühlte. Er bat die Gattin, zur Ruhe zu gehen, und als sie nicht ging, wiederholte er mit einiger Dringlichkeit seinen Wunsch. Kaum war sie gegangen, da verlor er das Bewußtsein. Beim Erwachen war seine erste Frage: ‚Hat meine Frau etwas gemerkt? Habe ich auch verwirrt gesprochen?‘ Erst als Voß versicherte, daß Charlotte das Zimmer schon verlassen hatte, war er beruhigt. Aus solchen Krankheitstagen berichtet Voß rührende Äußerungen von Schillers freundlich rücksichtsvollem Sinn. Einst verweigerte der Dichter dem jungen Freunde die Erlaubnis, bei ihm zu wachen. ‚Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. ‚Mein bester Hofrat,‘ sagte ich, ‚Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen.‘ Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. ‚Sie hätten,‘ sagte er, ‚nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen;‘ worauf er nach einer kurzen Pause lächelnd hinzufügte: ‚Nicht wahr, dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?‘ Ich mußte die Nacht durch meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorgeschmack zu seiner Gesundheit einatmete.‘

Daß in dem Wesen Schillers in diesen letzten Monaten des Lebens etwas rührend Freundliches, etwas Verklärtes lag, berichten die Zeugen dieser Zeiten.

‚Unser innerliches Leben,‘ sagt Karoline von Wolzogen, die die Pflege des Dichters mit seiner Gattin, ihrer Schwester, teilte, ‚war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen und gab sich kund in all seinem Urteilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unserer Gespräche. So bemerkte er einst: da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen sei, habe notwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christentum habe die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.‘ Karoline berichtet weiter: ‚Über Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit‘ (Herder war im Jahre 1803 ihm im Tode vorangegangen) ‚waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. ‚Ich weiß nicht, wie es mir ist,‘ sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, ‚dies Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb.‘ Noch erinnere ich mich eines schönen Gesprächs über den Tod, welches Schiller mit den schönen Worten schloß: ‚Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist.‘

Das Verhältnis Schillers zu seinen Kindern war stets das schönste gewesen; jetzt bekam es einen rührenden Zug: die Ahnung des Todes ließ ihn die Kleinen mit doppelter Liebe umfassen. Augenzeugen berichten, wie beglückt er sich fühlte, wenn die Kinder an ihm hinaufkletterten, um ihn zu küssen; ‚die kleine Emilie,‘ sagt Voß, ‚nahm er auf den Arm und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte.‘

Noch einmal flackerte die Flamme der Gesundheit wieder auf. Im April konnte er mehreremal einer Einladung zum Hofe folgen, und die Herzogin Luise mit den Ihrigen freute sich seines regen Gespräches. Am 29. April ging er zum letztenmale ins Theater. Karoline begleitete ihn. Schon stand er fertig angekleidet in seinem Zimmer, da trat Goethe ein, der nach langem Unwohlsein zum erstenmale wieder ausging. Schiller lud ihn zum Bleiben, aber Goethe wollte den Freund nicht zurückhalten. So gingen sie zusammen hinab, und unten vor Schillers Hause nahmen sie Abschied voneinander. Keiner von beiden ahnte, daß es der letzte Abschied war.

Als das Stück zu Ende war, trat Voß in des Dichters Loge, um ihn nach Hause zu begleiten. Er fand sein Aussehen plötzlich verändert, ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Zu Hause bereitete Lotte einen Punsch, von dem man oft gute Wirkung bemerkt hatte. Aber das Fieber wollte nicht weichen. Den folgenden Morgen fand Voß ihn, matt auf dem Sofa liegend, in einem Mittelzustande zwischen Schlafen und Wachen. ‚Da liege ich wieder,‘ sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Teilnahme, äußerte kein Zeichen väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tag zu Tag gefährlicher und schien schon vier Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe, jeder Nerv zuckte krampfartig. Das Mädchen

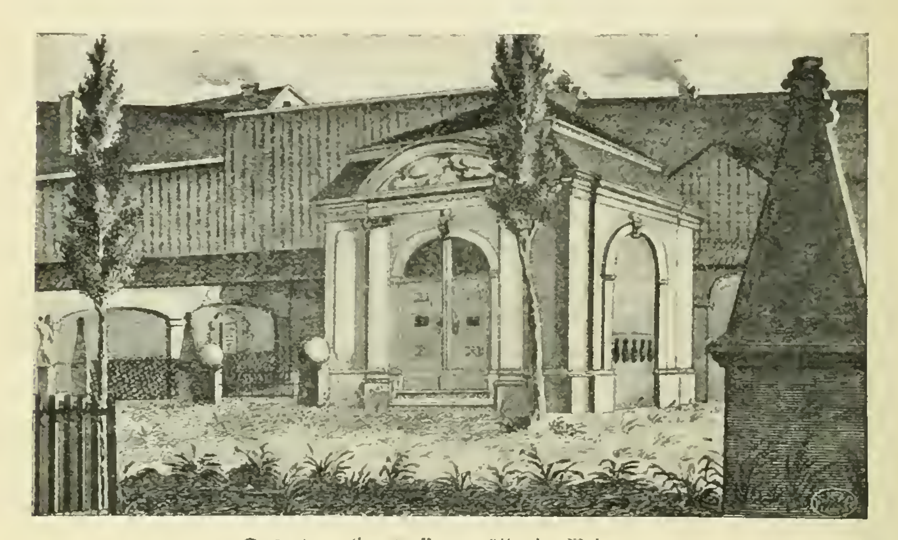
brachte Citronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrte in diesem Zustande vierundzwanzig Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmut ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte.

Charlotte, Karoline und sein langjähriger treuer Diener waren fast beständig um ihn. Der Arzt Starke, der ihn so oft behandelt hatte, war schon vor dem Anfall mit der Großfürstin nach Leipzig gereist; ein anderer Arzt, zu dem er selbst Vertrauen hatte, behandelte ihn ganz nach Starkes Methode. Besonders schmerzlich empfand er es, daß sein Schwager Wolzogen auch abwesend war; er begleitete die Großfürstin nach Leipzig. Mit ihm hat Schiller wohl noch die Angelegenheiten der Seinen besprechen wollen. Als Karoline am Abend des 8. Mai bei ihm eintrat und fragte, wie es ihm gehe, drückte er ihr die Hand und sagte: ‚Immer besser, immer heitrer.‘ Er verlangte, so berichtet die Schwägerin, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterem Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen habe, meist von Demetrius, aus dem er Scenen recitierte. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte. Am 9. früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein. Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen; doch war er in allem, was zu seiner Wartung geschehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nötig gefunden, daß er ein Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien aber die Umgebenden nicht zu kennen.

Gegen drei Uhr nachmittags trat vollkommene Schwäche ein; der Atem fing an zu stocken. Charlotte kniete an seinem Bett; der Sterbende muß sie noch erkannt haben, sie fühlte es an dem schwachen Drucke seiner Hand, die sie in der ihrigen hielt. Karoline und der Arzt standen am Fuße des Lagers und legten gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Da plötzlich fuhr es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge, dann sank das Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

So starb, am 9. Mai 1805, umgeben von der Liebe und der Trauer der Seinen, im sechsundvierzigsten Jahre seines arbeitsvollen und ruhmreichen Lebens, Friedrich Schiller, unser großer Dichter.

Am 12. Mai, nachts zwischen zwölf und ein Uhr, wurde Schiller leise zur Ruhe bestattet. Es war in Weimar Sitte, die Begräbnisse in aller Stille, ohne jedes Gepränge, zu vollziehen; am Tage darauf pflegte in der Kirche eine Gedächtnisfeier, die sogenannte Kollekte, gehalten zu werden, zu der alle dem Verstorbenen Nahestehenden erschienen. Charlotte, ganz überwältigt von dem Schmerze, hatte den Konsistorialrat Günther gebeten, alles Äußere für das Begräbnis anzuordnen. Dieser verfuhr nach der herrschenden, unschönen Ortssitte: das Recht, die Toten gegen Lohn zur Gruft zu tragen, ging in den Handwerkerzünften um; er bestellte zur festgesetzten Stunde die Handwerker, die an der Reihe waren. Niemand schien da zu sein, der eingriff, um wenigstens für diesen Fall eine Ausnahme von der Gewohnheit zu heischen; Goethe war krank, Wolzogen



Das ehemalige Kassengewölbe in Weimar.

fern. Da, am letzten Nachmittage, ging ein junger Verehrer Schillers, der nachherige weimarische Bürgermeister Schwabe, eben von einer Reise zurückgekehrt, zu einigen Freunden und verabredete sich mit ihnen, daß sie selbst den Sarg zur Gruft tragen wollten. Der Konsistorialrat Günther wurde angegangen, die Handwerker wieder abzubestellen, und that es nach einigen Schwierigkeiten. Die Leiche sollte in dem sogenannten ‚Kassengewölbe‘ ruhen, einer der Landschaft gehörigen Gruft, die zur Bestattung angesehener Persönlichkeiten unentgeltlich überlassen wurde.

Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug der Träger — zwanzig junge Männer, Gelehrte, Künstler, Beamte — von Schwabes Wohnung nach Schillers Hause Es war eine mondhelle Nacht, nur einzelne Wolken verhüllten bisweilen den Mond. Die Nachtigallen schlugen im Gebüsch. Das Totenhaus war still, nur aus einem Zimmer tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Hausthür von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen, tiefe, lautlose Stille herrschte



Schillers Totenmaske.

Nach einer Photographie aus dem Schillerhause in Weimar.



in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Unterwegs gesellte sich eine Gestalt dem Zuge zu: es war Schillers Schwager Wolzogen, der auf der Rückreise von Leipzig, in Naumburg, die Kunde vom Tode des Freundes erhalten hatte und nun eilends zu Pferde herbeigekommen war. Bitterlich weinend folgte er dem Sarge. Vor der Thüre des Gewölbes setzten die Träger die Bahre nieder. Hell durchbrach in diesem Augenblick der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit seinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg sich die Lichtscheibe wieder hinter den rasch am Himmel



Die heutige Fürstengruft in Weimar.

dahineilenden Wolken, und hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete sich die Pforte des düsteren Gewölbes, der Totengräber und seine drei Gehilfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, öffneten eine Fallthür, und ‚der teure Tote,‘ so berichtet der Bürgermeister Schwabe, ‚wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstrahl erhellte Gruft hinabgesenkt. Die Fallthür ward wieder niedergelassen und dann das äußere Thor des Grabgewölbes wieder verschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht.‘

Am Nachmittage desselben Tages fand in der Jakobskirche die Totenfeier statt. Der Totengesang des großen Künstlers, der auch auf der Höhe des Schaffens weggerafft worden war, Mozarts Requiem, eröffnete und beschloß die ernste Stunde, und der Generalsuperintendent Voigt sprach ergreifende Worte zu der dichtgedrängten Menge.

In jenem Gewölbe haben Schillers Überreste zwei Jahrzehnte gelegen. Im Jahre 1826 hat man sie, besonders auf die Anregung des alten Jugendfreundes Streicher und des Bürgermeisters Schwabe, der Gruft entnommen. Der Schädel, bei dessen Betrachtung Goethe die berühmten Strophen dichtete, wurde von den übrigen Gebeinen getrennt in dem Postament von Danneckers Büste in der Weimarer Bibliothek niedergelegt. Aber König Ludwig I. von Bayern vermochte den Großherzog, die Gebeine wieder zu vereinigen, und am 16. September 1827 wurden die irdischen Überreste des Dichterfürsten in der Gruft des weimarischen Fürstenhauses beigesetzt. Hier ruhen sie noch. Neben Schillers Sarg steht der Goethes, und einige Schritte weiter, in der Mitte des Grabgewölbes, ruht der edle Fürst, der Augustus der Deutschen. Es ist eine geheiligte Stätte, und jahraus jahrein kommen zu ihr die Menschen aus der ganzen Welt, mit Ehrfurcht der größten Geister gedenkend, die im deutschen Volke erstanden sind.

— —

Der Eindruck, den die Nachricht von Schillers Hinscheiden in dem Freundeskreis und in der ganzen Nation machte, war tief und schmerzlich. Goethe war während der letzten Krankheit Schillers sehr niedergeschlagen gewesen. Voß war in jener Zeit öfters bei ihm; eines Tages fand er ihn im Garten weinend. ‚Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch ist wenig,‘ war alles, was er antwortete, als er die Nachricht von der offenbaren Lebensgefahr hörte, in der der Freund schwebte. ‚Als aber,‘ berichtet Voß, ‚Schiller gestorben war, war eine große Besorgnis, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Mut, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei tot. Meyer wurde hinausgerufen, hatte aber nicht den Mut, zu Goethe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieses läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. ‚Ich merke es,‘ sagte er endlich, ‚Schiller muß sehr krank sein,‘ und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: ‚Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?‘ Der Nachdruck, den er auf das ‚sehr‘ legt, wirkt so heftig, daß sie sich nicht länger halten kann. ‚Er ist tot?‘ fragte Goethe mit Festigkeit. ‚Sie haben es selbst ausgesprochen,‘ antwortete sie. ‚Er ist tot,‘ wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Auch in den folgenden Tagen war er in sich gekehrt und stumm; niemand wagte von Schiller zu sprechen. ‚Ich dachte mich selbst zu verlieren,‘ schrieb er an einen Freund in Berlin, ‚und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins.‘ Die Leiche wollte er nicht sehen. ‚Warum,‘ so hat er später geäußert, ‚soll ich mir die lieblichen Eindrücke der Gesichtszüge meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Ich will von meinen Freunden ein seelenvolleres Bild im Gedächtnis bewahren.‘ Auch das Begräbnis ließ er so

geschehen, wie wir es erzählt haben, einem uns nicht sympathischen Zuge seiner Natur folgend. ‚Paraden im Tode sind nicht, was ich liebe.‘

Er wollte dem Freunde ein Denkmal setzen, wie es ihrer beider würdig gewesen wäre. Das Werk, das der Tod unterbrochen hatte, den Demetrius, wollte er zu Ende führen; er hatte den ernstlichen Vorsatz dazu. Goethe war mit allen Einzelheiten des Planes vertraut; alles hatte der Abgeschiedene mit ihm durchgesprochen. Aber der Vorsatz kam nicht zur Ausführung. Wer sich die Verschiedenheit des dichterischen Schaffens der beiden Männer vergegenwärtigt, sieht leicht, daß ein solches Unternehmen an und für sich unmöglich war. Dagegen plante Goethe eine Gedächtnisfeier auf der Bühne: Zelter, sein und Schillers Freund, sollte die Musik geben, er selbst wollte in das Stück die großen Gestalten der Schillerschen Dramen verweben. Nur die flüchtige Skizze dieses Planes, auf wenige Blätter niedergeschrieben, ist uns erhalten; nach dieser Skizze hat vor kurzem ein feinsinniger Forscher den Gang des Stückes wieder aufzubauen gesucht, und es ist uns nun um so schmerzlicher, daß auch dieser Plan nicht ausgeführt worden ist. Gleichwohl hat Goethe seine Pflicht nicht versäumt, er hat seinem toten Freunde ein herrliches Denkmal geschaffen in einem der schönsten Gedichte, die unser Schrifttum besitzt, in dem ‚Epilog zu Schillers Glocke‘. Am 10. August 1805 wurde das ‚Lied von der Glocke‘ auf der Bühne in Lauchstädt dramatisch aufgeführt, und als die letzten Verse verklungen waren, trat unter der hochhängenden Glocke die Muse hervor und sprach, unmittelbar anknüpfend an die Dichtung selbst, den Epilog. Alles, was des Freundes innerstes Wesen war, sprechen diese Worte aus, und Liebe, Ehrfurcht und Trauer wecken sie heute wie damals in allen Gemütern.

Nur langsam machte der heftige Schmerz der stillen Trauer Platz in dem Herzen der Frau, die Schillers vertrauteste Weggenossin gewesen war. In den ersten Tagen nach dem furchtbaren Schlage war Charlotte fassungslos. Erst der Blick auf ihre Kinder, das teure Vermächtnis des Dahingegangenen, flößte ihr wieder Mut ein, den Mut der Pflicht. Wir besitzen viele von den Briefen, mit denen die trauernde Frau auf den tröstenden Zuspruch ferner Freunde antwortete; sie gewähren uns einen Einblick in ihre Gedanken. So schreibt sie an Schillers Schwester Luise: ‚Liebe Schwester! Ich schreibe Dir, da ich eben einen ruhigen Moment habe. Was wir eigentlich verloren haben, fühlt niemand als wir; ihr verlort einen Bruder, der in jeder Lage des Lebens mit Rath und That sich gezeigt hatte und seinen Verwandten mit treuer Kindlichkeit anhing; so liebte er auch seine Kinder wieder. Aber unter uns Allen verlor niemand so viel als ich, weil ich ihn liebte, weil ich in ihm die ganze Welt fand! Wie öde mir das Leben vorkommt, kann ich nur fühlen; diesen treuen Anteil an meinem Wesen, wie die höhere geistige Existenz, deren ich durch seinen Umgang teilhaftig wurde, kann mir nichts, nichts mehr auf der Erde ersetzen und sollte es auch nicht, wenn es auch möglich wäre; denn dieses Wesen, das vielleicht in Jahrtausenden nicht wieder so erscheint, muß auch einzig geliebt sein. — Mein Trost, meine Kinder seiner würdig zu bilden, ist noch der einzige, den ich haben kann auf dieser Welt; sie allein halten mich noch am Leben, ich kann sonst nur

im Grabe wieder Ruhe finden. Sein Geist ist um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen. Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, teilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. . . . . . Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsere Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen, daß ich seiner Liebe wert war, denn sie sind sein teures Erbteil.'

Dieser Aufgabe gehörte das Leben Charlottens nun ganz, und als sie die Augen zuthat — sie starb im Jahre 1826 in Bonn bei ihren Söhnen — nahm sie das Bewußtsein, aus ihren Kindern wackere Menschen gebildet zu haben, mit ins Grab.

Von dem Augenblicke an, da Schiller starb, haben seine Witwe und seine Kinder die Wirkung seines Wesens segensreich erfahren. Von allen Seiten nahte sich die Teilnahme und der Dank der Menschen. Jetzt zeigte es sich, welche Liebe Schiller besessen hatte, welche Kraft der Liebe sein Wesen und seine Werke in den Herzen angefacht hatten. Wir können uns nicht versagen, einige der Briefe hierher zu setzen, die Charlotte in den Trauertagen erhielt. Die Großfürstin Maria Paulowna, die nach einigen Wochen selbst mit der regierenden Herzogin bei Charlotte erschien und mit ihr weinte, ‚wie wenn sie einen Bruder verloren hätte', sandte gleich nach Schillers Tode folgenden (französisch geschriebenen) Brief:

‚Verehrte Frau! Ich bin gestern an Ihrer Thür vorbeigegangen, aber ich bin nicht eingetreten, ich fühlte, daß meine Gegenwart Sie erregt hätte. Aber lassen Sie mich Ihnen wenigstens meine herzliche Teilnahme aussprechen bei dem Verluste, der uns alle in Trauer versetzt, und lassen Sie mich diesen Augenblick wählen, nicht um Sie zu trösten — es wäre jetzt vergebens — aber um Ihnen von denen zu sprechen, auf die sich jetzt Ihre ganze Liebe richtet. Ihre Kinder leben, verehrte Frau, und mehr als jemals bedürfen sie jetzt Ihrer. Wollen Sie mir die Bitte gewähren, daß ich für sie sorgen darf in dem Sinne, wie Sie selbst es bestimmen wollen? Es wird mir eine hohe Freude sein, wenn Sie mir die Sorge für ein so kostbares Gut übertragen wollen, und wenn ich Ihnen dadurch die herzlichen Gefühle bezeugen kann, die ich gegen Sie hege und die ich Ihrem Gemahl stets bewahren werde. Verzeihen Sie mir, daß ich dies an Sie schreibe; aber es ist mir ein dringendes Bedürfnis, zu wissen, daß Sie mich wählen, wenn Sie jemand in der Folge Ihr Vertrauen schenken wollen; und ich möchte es nicht aufschieben, Ihnen meinen Wunsch mitzuteilen.

Maria.'

Und drüben in der alten Heimat Schillers wohnte ein Freund, der es nicht minder gut meinte: Cotta. Noch Anfang Mai war er, nach Leipzig reisend, durch Weimar gekommen und am Krankenbette des Dichters hatte ihn die trübe Ahnung ergriffen, daß es ein Abschied für immer sei. Er setzte sich unmittelbar nachdem er die Todesbotschaft erhalten hatte hin und schrieb: ‚So war denn

meine Ahnung wirklich wahr, und es war das letzte Lebewohl, das ich unserem verewigten Freunde sagen konnte! Allmächtiger, wenn mich der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust beinahe niederdrückt, wie muß es erst Ihnen, theuerste Freundin, sein, da Sie in ihm alles verloren, da Sie nur in ihm und für ihn lebten. Worte des Trostes gibt es hier keine. Selbst der Blick in die Zukunft ist nicht mildernd, wenn er nicht mit dem Glauben an eine ewige Fortdauer verbunden ist. Diesen Glauben theilen Sie gewiß mit mir, und wenn er in den ersten Momenten nicht Stärke genug hat das Markverzehrende des herben Schmerzes zu lindern, so hoffe ich, die Mutter wird die Gattin so weit zur Fassung bringen, daß die armen Kinder nicht einen doppelten Verlust zu erleben haben. Ja, beste Freundin, ich spreche zur Mutter, wenn ich hoffen darf, daß Sie Sich zu fassen wissen. — Was kann nicht Mutterliebe über den Menschen. Sie werden sich daher Ihren Kindern erhalten. Lassen Sie mich nach meinen Kräften denselben Vater sein. Die Erziehung der beiden Knaben, wünschte ich, überließen Sie mir, ich würde sie mit mir nehmen, und damit Ihnen dies nicht schwer würde, wie wäre es, wenn Sie zu uns nach Schwaben zögen? Wir wollten dann im Andenken an unsern Freund und in der Erziehung seiner Kinder unsere trauernden Tage dahin bringen. Über alles Übrige seien Sie ohne Sorgen — ich habe hierüber Pläne genug. — Da Sie nun dringende Ausgaben haben werden, so bitte ich für jedes Bedürfnis Wechsel auf mich zu ziehen ..... Ich freue mich in dem Gedanken, daß Sie mich unter Ihre treuesten Freunde zählen. Mit der innigsten Verehrung Ihr Cotta.'

Mit bewegtem Herzen bot auch Körner der Gattin des geliebten Freundes seine Hilfe an: ‚Etwas zur Linderung Ihres Schmerzes beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke, für so etwas mögen diese Zeilen gelten.' Ihm, der aufs genaueste mit Schiller vertraut war, erschien es als ein Trost, daß ein längeres Hinsiechen ihm erspart geblieben war. Daß der Freund nicht lange mehr leben konnte, hatte Körner gewußt. Die ersten Stunden nach dem Eintreffen der Todesnachricht ‚hat mich mein Körner geängstigt,' schreibt Minna an Charlotte; ‚aber nach einer Stunde Einsamkeit kam er sehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle seine Briefe hervorzusuchen, und beschäftigt sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmut nur mit ihm.'

Und so kamen sie alle in langer Reihe, die Freunde des Toten, um die unglückliche Frau zu trösten und den eigenen Schmerz zu äußern. Auch die edelste der deutschen Frauen sandte den Ausdruck ihrer Trauer, Königin Luise. Sie beauftragte den Dr. Hufeland. ‚Mit tiefer Wehmut,' so schreibt er, ‚schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Teil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihm gewichen! Wenn etwas trösten kann, so ist es gewiß der Gedanke, daß so viel Tausende mit ihnen um ihn weinen, und daß sein Andenken in den Herzen so vieler Tausende fortlebt, und sein Geist unter uns bleibt. Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verluste gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Theilnahme zu bezeugen, und wie sehr sie wünsche,

etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienste zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten mir nur ein Wort darüber zu schreiben. Gott erhalte Ihre Gesundheit zum Trost Ihrer Kinder und zur Freude Ihrer Freunde.' Die beiden Prinzen, Friedrich Wilhelm, der nachmalige König, und Wilhelm, unser



Das Schiller-Denkmal von Reinhold Begas in Berlin.
Nach einer Photographie.

späterer Kaiser, sandten bei Gelegenheit der Gedächtnisfeier am 9. Mai 1806 den beiden Söhnen Schillers goldene Denkmünzen an. ‚Beide Königliche Prinzen,' so heißt es in dem Begleitschreiben ihres Erziehers Delbrück vom 8. Mai, ‚erinnern sich lebhaft und gerührt der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verewigten, dessen Gedächtnis wir morgen feiern werden, und mit Teilnehmung seiner beiden Söhne, die Sie vor zwei Jahren oftmals sahen.'

Der König Ludwig von Bayern schrieb später: ‚Nicht Sie allein trauern um Schiller, viele Tausende betrauerten ihn, betrauern ihn noch; nicht Ihnen war er nur, er gehörte seinem ganzen deutschen Volke, dessen Ruhm der Edle erhöhte. Seine persönliche Bekanntschaft zu machen war ein sehnsuchtsvoller

Stuttgart 5. May 1805.

Schillers Tod hat mich sehr niedergedrückt.

Durch Hr: Capell M: Granz kam die fürchterliche Nachricht zu erst hir her, im ersten Moment konte ich kein Wort vor=bringen es erstikte in mir, tröstete mich; daß Dieses schon ein paar mahlen auf diese Art betrübt wurde ohne daß es die Wahrheit war.

Ihr Brief erhalte mich nun genug, ich fürchtete mich ihn zu lesen, — fieng ein und warf ihn bey der ersten Zeile weg ach Gott, das ist hart ich wollte weiter lesen konte nicht endlich nach einiger Zeit nahm ich ihn meine liebe Weibchen und las ihn mir im tiefsten Jammer vor. Ich glaubte die Brust müßte mir zerspringen und so plagte mich den ganzen Tag. Den andern Morgen beym erwachen war der göttlich Mann vor meinen Augen, da kam mir in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber, der kan nicht anders lebig sein, als, Colosal. Schiller muß colosal in der Bildhauerey leben ich will eine Apoteose. —

ich machte mir einen Plan zur Ausführung 120 prenomeranten jeder zu einem Louis dor und jeder soll für seinen eingelegten Preiß einen Schiller in Gyps lebens größe erhalten der die Colosal Büste erhält kan sie nehmen oder sie in ein Denkmal für Weimar stiften. —

Erste Seite von Danneckers Brief über die Schiller-Büste an Freiherrn W. von Wolzogen (Stuttgart, Mai 1805).
Nach eigner photographischer Aufnahme des Originals im Schillerhause zu Marbach.

Verlag von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.



Wunsch von mir, leider blieb es nur Wunsch; doch die Werke seiner großen reinen Seele begleiteten mich auf allen meinen Reisen, Nahrung für Herz und Geist, wie so oft aus dem Menschengewühle flüchtend gaben sie Befriedigung meiner Sehnsucht.‘

Überall regte sich das Gefühl des Dankes. Der alte Dannecker, der einst mit Meisterhand die Züge des Jugendfreundes in Marmor gebildet hatte, sann auf eine Verherrlichung des Toten durch die Kunst. ‚Schillers Tod hat mich sehr niedergedrückt,‘ schreibt er später an Karoline. ‚Im ersten Moment wo Kapellmeister Granz die furchtbare Nachricht hierher nach Stuttgart brachte, konnte ich kein Wort hervorbringen, es erstickte in mir. Ach Gott das ist hart! Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen. Der göttliche Mann steht immer vor meinen Augen, ich will ihn lebig machen, Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose. Die Büste muß in Schillers Familie kommen. Der König war neulich in meinem Atelier. Wie er Schiller so groß sah, sagte er: ‚Potztausend, so groß? Aber warum so groß?‘ ‚Schiller muß so groß sein, Majestät,‘ erwiderte ich, ‚der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen.‘ ‚Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein,‘ sagte unser König. ‚Ja, Majestät, von Jugend auf; täglich beschäftige ich mich mit ihm und arbeite an der kolossalen Büste, sie kostet Mühe, es freut mich aber sehr, weil das Bild kolossal einen unbegreiflichen Eindruck machen wird.‘



Der Mythenstein am Vierwaldstättersee.
Nach einer Photographie.

Auch die werkthätige Dankbarkeit der Nation regte sich. Zacharias Becker in Gotha und Iffland in Berlin faßten den Plan, durch Aufführung von Schillers Dramen in den deutschen Städten eine große Summe zu vereinigen und, wie die Engländer dem Sieger von Höchstädt ein Landgut als Alterssitz schenkten,

so der Gattin des heimgegangenen großen Dichters ein Stück deutscher Erde als Witwensitz anzubieten; ‚Schillersehre‘ sollte das Haus heißen. Der Plan, dem viele der besten Männer sich begeistert anschlossen, wurde leider nicht ganz ausgeführt; die Stürme der Kriegsjahre, die so vieles knickten, haben ihn unterbrochen. Die beträchtlichen Summen aber, die die Aufführungen ergaben, wurden der Familie ausgezahlt. Fügen wir an dieser Stelle hinzu, daß Charlotte und die Ihren durch den buchhändlerischen Erfolg der Schriften Schillers nicht nur vor jeder Sorge bewahrt, sondern sogar zu erfreulicher Wohlhabenheit geführt worden sind.

Die Deutschen aber sind bis auf den heutigen Tag nicht müde geworden, mit sichtbaren Zeichen des Dankes und der Liebe ihren großen Dichter und sich selbst zu ehren. Der hundertste Geburtstag Schillers war ein nationaler Feiertag, wie erhebender und allgemeiner kein anderer in unserer Geschichte gefeiert worden ist. Mit ergreifender Gewalt trat es in jenen Tagen hervor, daß in Schiller sich verkörpert, was in unserem Volke an großen und edlen Gefühlen lebt, und selbst die Idee, die die beiden nach Schillers Tode lebenden Geschlechter beherrscht hat, der deutsche Einheitstraum, heftete sich an den Dichter des Wilhelm Tell. Edler Fürstensinn und edler Bürgersinn haben sich vereinigt, um in Erz und Marmor dem Volke die Züge des Verewigten gegenwärtig zu erhalten. In Stuttgart errichtete Thorwaldsen das Bild des sinnend dahinschreitenden Mannes nahe der Stätte, wo er einst sein erstes Werk schuf; in Weimar erhebt sich Rietschels Meisterschöpfung und mahnt an die große Zeit, da Schiller und Goethe gemeinsam hier wandelten; vor dem Schauspielhause in Berlin hat Reinhold Begas dem jetzt lebenden Geschlechte die Gestalt des Dichters aufgerichtet, der die Worte in die deutschen Gaue rief: Seid einig, einig, einig! Und in vielen andern deutschen Städten schaut das Bild Schillers auf das Getriebe des Marktes und der Straßen herab, ein stiller Hinweis auf die höheren Mächte des Lebens.

Aber Schiller greift hinaus über die Grenzen unseres Vaterlandes. Wo immer Deutsche wohnen und die geistigen Güter unseres Stammes verehren, da haben sie Schiller zum Wahrzeichen ihrer Gesinnung gemacht: in der österreichischen Südmark und fern in Amerika an dem Ufer des Michigansees erhebt sich sein Denkmal, und der Mythenstein, der auf das Rütli schaut, trägt Schillers Namen.

Das beste Denkmal aber, dauernder als Erz und Stein, hat Schiller im Herzen der Menschen. In Millionen von Exemplaren sind seine Werke über die Welt verbreitet, und unermeßlicher Segen geht aus ihnen tagaus tagein still und geräuschlos in lebendige Gemüter über. In den Stunden des Unglücks erhebt er uns und in denen des Glücks mahnt uns sein ernstes Wort. Welche Veränderungen das zu Ende gehende Jahrhundert in unserem geistigen Leben vollzogen haben mag, die Ideale, die der große Dichter, mit gewaltigem Wort das innerste Herz ergreifend, verkündet, denen er selbst in Kampf und Not nachgestrebt hat, sind noch immer die Ideale unseres Volkes. Verdunkelt in dem trüben Einerlei des Tages, vergessen wohl gar von einzelnen, denen Blick und

Streben durch das nächste Bedürfnis begrenzt wird, werden sie doch von den Besten festgehalten, und ein Jugendgeschlecht nach dem andern erfährt aus Schillers Dichtungen und aus Schillers Leben, was es heißt, Denken und Sein unter die Herrschaft des Wahren, des Schönen und des Guten zu stellen. Die vornehme Schönheit seines Wortes, der Adel und die Reinheit seiner Gesinnung, die Tiefe und der Glanz seiner Gedanken erfüllen noch heute, wie vor einem Jahrhundert, Tausende und Abertausende mit Begeisterung; was edel ist und gut, regt er in unserem Herzen auf. Keinem Stande, keinem Geschlechte, keinem Alter ist Schiller fremd. Der Höchstgebildete kehrt mit dankbarem Sinne immer wieder zu ihm zurück und findet das Tiefste, was Welt und Leben lehren, in goldenen Worten ausgeprägt. Der Arbeiter drängt sich, nach der dumpfen Mühe des Tages, in das Theater, und das Bedürfnis geistiger Erhebung, das auch in des Geringsten Seele lebt, erfüllt ihm Schiller. Der Jüngling lebt mit den Gestalten der großen Dramen, er erfüllt sein Herz mit dem edlen Ehrgeiz und mit dem Hauche des Idealismus, der aus jeder Zeile Schillers ihn anweht; und der weltlaufkundige Greis staunt über den tiefen Sinn, mit dem Schiller des Lebens Wandlungen und Rätsel deutet. Kraft und Mut atmen seine Worte, Kraft und Mut wecken sie, wohin sie tönen!

Hiermit schließen wir das Leben Friedrich Schillers. Er hat dem großen Zwecke gelebt, dem jedes Menschenleben dienen soll:

> Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
> Damit der Tag dem Edlen endlich komme.





Verzeichnis der Beilagen und Abbildungen im Text.

Beilagen.

Abbildungen im Text.



Register.

A.

B.

C.

D.

T.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Künstler-Monographien.

In Verbindung mit Andern herausgegeben von

H. Knackfufs.

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden mit Goldschnitt zum Preise von 2—3 Mark pro Band.

Jeder Band bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln zu beziehen.

Plan der Sammlung.

Die Sammlung ist darauf angelegt, in erschöpfenden, reich illustrierten Monographien, jeder Band selbständig in sich abgeschlossen, eine vollständige

Geschichte der klassischen und modernen Kunst

zu bilden, deren handliche und äufserlich vornehme Form in Kunst und Litteratur liebenden Kreisen ungeteilten Beifall gefunden hat. Jeder Band ist in vornehmen, zweifarbigen Leinenband mit Goldschnitt gebunden. Der anerkannte und sehr schätzenswerte Vorzug einer zugleich wissenschaftlich gründlichen und allgemein verständlichen Darstellung wird in dieser Sammlung unterstützt durch eine reiche und glänzende Illustrierung. An dem vollendeten Druck, sowie an der eigenartigen, feinen äufsern Ausstattung der Bände wird jeder Bücher-Liebhaber seine Freude haben. Die Selbständigkeit jedes Bandes gestattet auch die Erwerbung einer Auswahl der Sammlung je nach den für den Zweck verfügbaren Mitteln zu treffen.

In der Sammlung der Künstler-Monographien sind bisher erschienen:

1. ***Raffael.*** Von H. Knackfufs Mit 128 Abbildungen. Preis 3 M.
2. ***Rubens.*** Von H. Knackfufs. Mit 122 Abbildungen. Preis 3 M.
3. ***Rembrandt.*** Von H. Knackfufs. Mit 159 Abbildungen. Preis 3 M.
4. ***Michelangelo.*** Von H. Knackfufs. Mit 95 Abbildungen. Preis 3 M
5. ***Dürer.*** Von H. Knackfufs. Mit 134 Abbildungen. Preis 3 M.
6. ***Velazquez.*** Von H. Knackfufs. Mit 46 Abbildungen. Preis 2 M.
7. ***Menzel.*** Von H. Knackfufs. Mit 141 Abbildungen. Preis 3 M.
8. ***Teniers d. j.*** Von A. Rosenberg. Mit 63 Abbildungen. Preis 2 M.
9. ***A v. Werner.*** Von A. Rosenberg. Mit 125 Abbildungen. Preis 3 M.
10. ***Murillo.*** Von H. Knackfufs. Mit 67 Abbildungen. Preis 2 M.
11. ***Knaus.*** Von Ludwig Pietsch. Mit 67 Abbildungen. Preis 3 M
12. ***Franz Hals.*** Von H. Knackfufs. Mit 40 Abbildungen. Preis 2 M.
13. ***A. van Dyck.*** Von H Knackfufs. Mit 55 Abbildungen. Preis 3 M.
14. ***Ludwig Richter.*** Von V. Paul Mohn. Mit 187 Abbildungen. Preis 3 M.
15. ***Watteau.*** Von Adolf Rosenberg. Mit 92 Abbildungen. Preis 3 M.
16. ***Thorwaldsen.*** Von Adolf Rosenberg, Mit 146 Abbildungen. Preis 3 M.
17. ***Holbein d. j.*** Von H. Knackfufs. Mit 151 Abbildungen. Preis 3 M.
18. ***Defregger.*** Von Adolf Rosenberg, Mit 96 Abbildungen. Preis 3 M,
19. ***Terborch*** und ***J. Steen.*** Von Adolf Rosenberg. Mit 95 Abbildungen. Preis 3 M.
20. ***Reinhold Begas.*** Von Alfred Gotthold Meyer. Mit 117 Abbildungen. Preis 3 M.
21. ***Chodowiecki.*** Von Ludwig Kaemmerer. Mit 204 Abbildungen. Preis 3 M.
22. ***Tiepolo.*** Von Franz Hermann Meifsner. Mit 74 Abbildungen. Preis 3 M.
23. ***Vautier.*** Von Adolf Rosenberg. Mit 111 Abbildungen. Preis 3 M.
24. ***Botticelli.*** Von Ernst Steinmann. Mit 90 Abbildungen. Preis 3 M.
25. ***Ghirlandajo.*** Von Ernst Steinmann. Mit 65 Abbildungen. Preis 2 M.
26. ***Veronese.*** Von Franz Hermann Meifsner. Mit 88 Abbildungen. Preis 3 M.
27. ***Mantegna.*** Von Henry Thode. Mit 105 Abbildungen. Preis 3 M.
28. ***Schinkel.*** Von Hermann Ziller. Mit 127 Abbildungen. Preis 3 M.
29. ***Tizian.*** Von H. Knackfufs. Mit 123 Abbildungen. Preis 3 M.
30. ***Correggio.*** Von Henry Thode. Mit 93 Abbildungen. Preis 3 M.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Es werden zunächst folgen:

v. Schwind — Rethel— Leonardo da Vinci — Canova — Pinturicchio.

Für Liebhaber, welche in der glücklichen Lage sind, auf den Preis der Bücher nicht sehen zu brauchen und für Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Ausgaben ist von jedem Bande

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 100 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier gedruckt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—100) und in einem reichen Ganzledereinband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe wird nicht veranstaltet.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Als Ergänzung der Künstler-Monographien und in gleicher Ausstattung erscheint:

Allgemeine Kunstgeschichte.

Herausgegeben von

H. Knackfufs und **Max Gg. Zimmermann.**

3 Bände gr. 8⁰ mit über 1000 Abbildungen. Preis komplett 24 Mark.

Hiervon ist bereits erschienen:

Erster Band.

Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters

bis zum Ende der romanischen Epoche

von Professor Dr. **Max Gg. Zimmermann.**

Mit 414 Illustrationen. Preis broschiert 8 M., elegant gebunden 10 M.

Eine übersichtliche, anziehend und klar geschriebene Darstellung der Kunst in allen ihren Verzweigungen von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart, erläutert und belegt durch eine grofse Fülle meisterhaft reproduzierter Abbildungen nach den Originalen.

Monographien zur Weltgeschichte.

In Verbindung mit Andern herausgegeben von

Ed. Heyck.

In reich illustrierten, vornehm ausgestatteten Bänden mit Goldschnitt zum Preise von ca. 3 M. pro Band.

Jeder Band bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln zu beziehen.

Plan der Sammlung.

Eigenartig wie die äufsere Form ist die Gliederung dieser neuen Sammlung von Monographien, eine **illustrierte Weltgeschichte in neuer Form.**

Von den besten wissenschaftlichen Kräften wird eine Behandlung der einzelnen Zeitalter in der Weise gegeben, dafs sie an ihren hervorragendsten, für die Zeit mafsgebenden und charakteristischen Persönlichkeiten dargestellt werden. Wie in Band I: Die Mediceer das Zeitalter der italienischen Renaissance geschildert wird, so schliefst sich daran in Band II: Königin Elisabeth von England die Darstellung der Entfaltung der englischen Renaissance, der grofsen Zeit der Herrschaft der „jungfräulichen Königin", eines Höhepunktes der englischen Geschichte ohnegleichen. Dem Bande III: Wallenstein und die Zeit des 30jährigen Krieges wird sich dann ein Bild der deutschen Renaissance in Kaiser Maximilian anreihen.

Aus diesen Beispielen geht hervor, dafs der Kulturgeschichte ein breiter Raum gewidmet ist, wobei jedoch die Wichtigkeit der politischen Staaten- und Völkergeschichte nicht zu kurz kommt. In den Monographien zur Weltgeschichte ist weiterhin das bewährte Prinzip der authentischen Illustrierung in durchaus origineller Weise weiter entwickelt worden, sie bilden auch in dieser Richtung eine bisher einzigartige Erscheinung. Der reiche bildnerische Schmuck, der übrigens den Text nie zurückdrängt, sondern ihn nur sinngemäfs begleitet, ist geschöpft aus den Schätzen der Sammlungen und Bibliotheken des In- und Auslandes. Die Photographie und die neuesten Fortschritte der Reproduktionstechnik haben in ganz anderer Weise, als es noch vor wenigen Jahren möglich war, die Heranziehung der zeitgenössischen Kunstwerke — Gemälde, Skulpturen, Holzschnitte, Medaillen — der Autographen, Urkunden u. s. w. in ausgezeichneten Abbildungen ermöglicht.

Die Bände sind einzeln, jeder in sich abgeschlossen, zu dem wohlfeilen Preise von 3 Mark zu beziehen.

Bisher erschienene Bände:

I. Die Mediceer. Von Archivrat Prof. Dr. *Ed. Heyck.* Mit 4 Kunstbeilagen und 128 Abbildungen. 3 M.

II. Königin Elisabeth. Von Prof. Dr. *Erich Marcks.* Mit 4 Kunstbeilagen und 110 Abbildungen. 3 M.

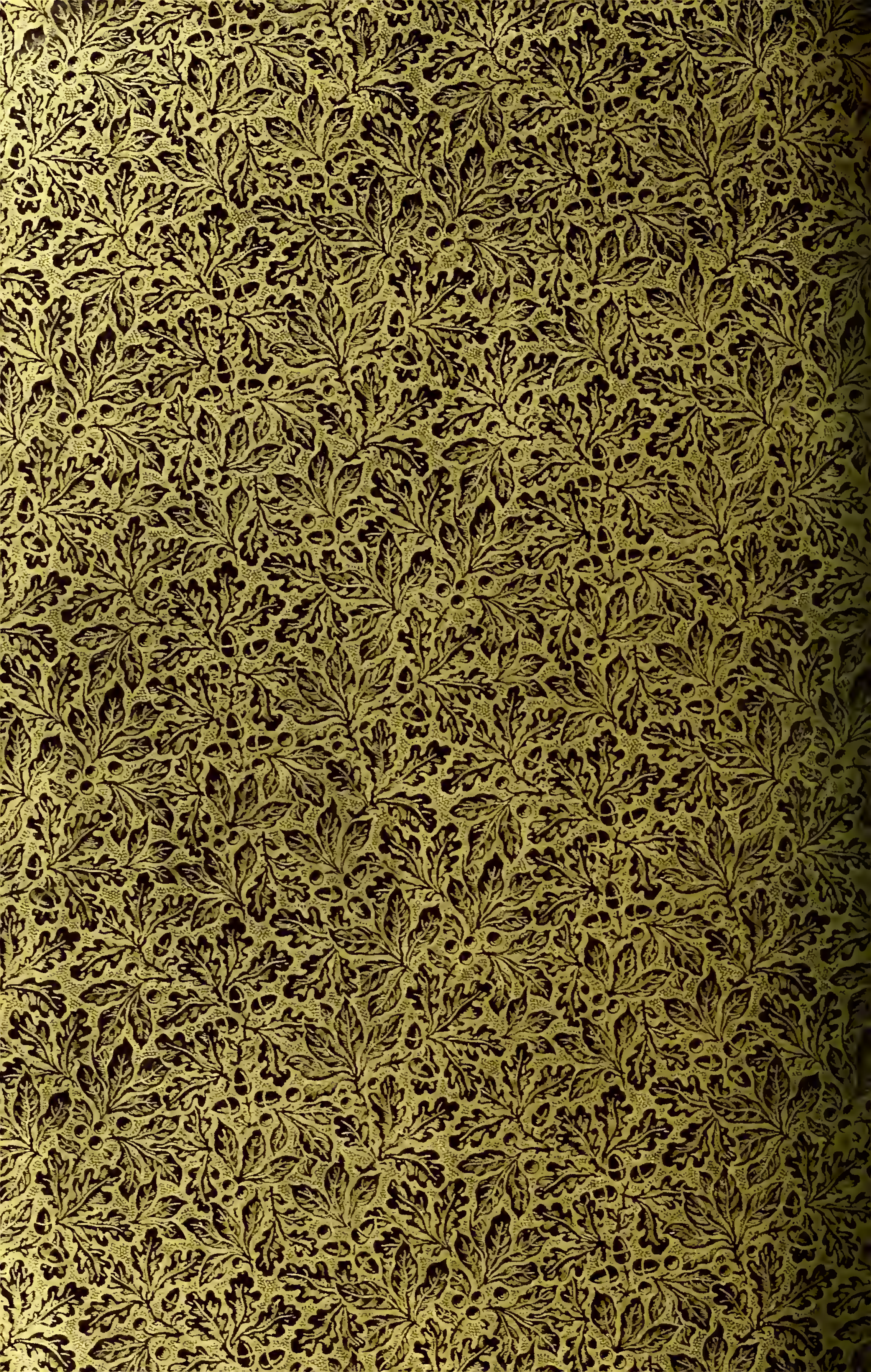
III. Wallenstein. Von Dr. *Hans Schulz.* Mit 4 Kunstbeilagen und 150 Abbildungen 3 M.

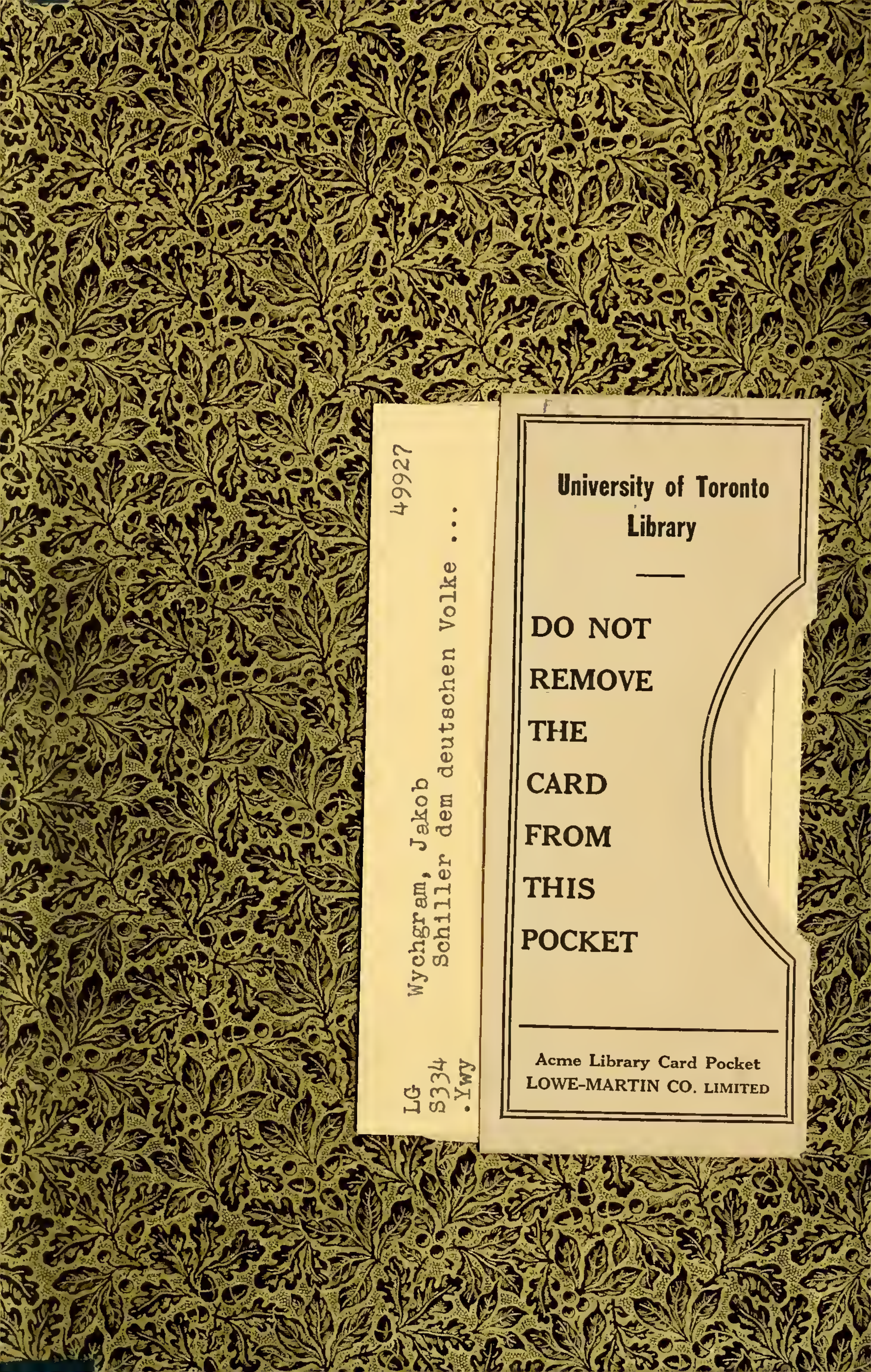
Als weitere Bände folgen zunächst: Kaiser Maximilian I. — Fürst Bismarck. — Das deutsche Städtewesen im Mittelalter. — Maria Theresia. — Wilhelm von Oranien. — Venedig als Weltmacht. — Mirabeau. — Die Pharaonen. — Die Kreuzzüge u. s. f.










LG
S334
.Ywy
Wychgram, Jakob
Schiller dem deutschen Volke ...
49927
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

